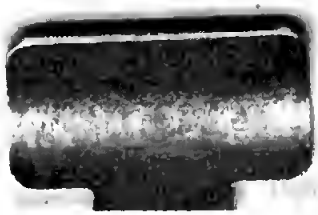
Velhagen & Klasings
Monatshefte

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
VE
V. 14 pt. 1-2



Digitized by Google

Madonna. Nach der Aquarellstudie von Franz Simm.

pt. 12

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 4, Dezember 1899.

Weihnacht.

Von
Gustav Falke.

Weihnacht, alle Glocken klingen,
Und es lauscht das volle Herz.
In den Höhen welch ein Singen!
Süßer Laut beseelt das Erz.

Liebe! zittert's aus den Glocken,
Liebe! Liebe! hallt's zurück,
Und es ist ein hold Frohlocken
Und ein stilles, großes Glück.

Tiefbeseligendes Wissen,
Wieder lebt es und bekennt,
Daß ob allen Finsternissen
Ewig eine Sonne brennt!

Stern der Liebe, angezündet
Über unsrer Lebensnacht,
Als ein göttlich Herz verkündet,
Treu im Tod: Es ist vollbracht!

Digitized by Google

Nicht vor Kreuz und nicht vor Dornen
Knien wir unterm Weihnachtskranz,
Nein, uns zwingt der ſchmerzgebornen
Roſen reiner Liebesglanz.

Leuchtend aus dem Gold der Kerzen,
Leuchtend aus dem grünen Baum,
Füllt es alle offnen Herzen:
Wahrheit iſt's, kein Sehnſuchtstraum!

Höchſte Himmelskräfte heben
Über Raum uns, über Zeit;
Liebe bracht' in unſer Leben
Einen Schimmer Ewigkeit.

Hand zu Hand und Herz zu Herzen!
Mahnt der heilige Liebeslaut
Deſſen, der in Kampf und Schmerzen
Eine Brücke aufgebaut,

Die uns über Sturm und Wogen
An das ſichere Ufer trägt,
Wo der Friede ſeinen Bogen
Über alle Menſchen ſchlägt.

„Denk' ich an Deutſchland in der Nacht —"

Eine weihnachtliche Geſchichte

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

I.

Aber ich bitte Sie, jedes Ding muß doch ſeinen Namen erhalten, mein Herzchen," ſagte Leon Woronzow zu Alexander Rautenburg, ſchlug ein Bein übers andere und liebkoſte träge ſeinen linken Lackſchuh. „Etwas Namenloſes lehnt das Publikum ab; erbarmen Sie ſich: was thut das Publikum mit unrubricierten Begriffen? Es nimmt ſie gar nicht in ſich auf; es vergißt ſie zwiſchen Schwelle und Thür. Dahingegen iſt eine ſchlagende Benennung bereits der halbe Ruhm —"

„So wie dein Vortrag bereits das halbe Feuilleton," unterbrach George Foscolo; „wie lange wirſt du uns heute nacht noch als die Verſuchsobjekte für deine Satzbildung benutzen?"

Woronzow winkte ihm lächelnd zu und erſchöpfte ſein Thema vollends: „Wo war ich ſtehen geblieben? Richtig — dabei, daß in der ſchlagenden Benennung der Keim des Erfolges liege. Erinnern Sie ſich, Verehrteſter, gütigſt an Ihre ‚chaotiſche Liebe', im Salon des Jahres — —: nun? — Ich bitte: wann hatten Sie Ihre ‚chaotiſche Liebe' ausgeſtellt, Saſcha?"

„Zweiundneunzig," murmelte Rautenburg, ſtützte den Kopf, deſſen rundverſchnitte-

nes Stirnhaar herabgekämmt auf der Nasenwurzel lag, in die lange Hand und fuhr fort, seine fast vollendete Plakette durch die Lupe zu prüfen. Alles künstliche Licht, das sein Atelier, hoch unter dem Dache eines schwarzgrauen Mietshauses der Rue St. Lazare, darbot, brauchte er dazu. Die bunten Schirme waren von den fünf Gasflammen abgehoben, die summend auf und ab zuckten. Grell fiel ihr Schein auf das Silbervierеck, von dessen gesticheltem Grunde sich der Frauenkopf in wunderbarer Plastik und Feinheit abhob. — Halbprofil und nicht mehr jugendlich. Keine einzige geistreiche Linie darin, aber der Ausdruck von entzückender Reinheit. Madonnenhaft, trotz der Unregelmäßigkeiten um Nase und Brauen, der eigentümlich tiefen Winkelstellung des Mundes, zu hohen Wangenknochen und des irdisch-lieblichen Grübchens im Kinn. Ganz zweifellos ein Porträt. Die Gestalt in antikisierender Gewandung nur flach angedeutet bis unter die Büste, aber, von dieser ausgehend, tauchte, hart am Rande der Plakette, eine sehr schmale, peinlich ausgeführte Hand auf und zog den Faden eines unsichtbaren Spinnrockens. Die Rückseite des Kunstwerkes eitel Symbolik. Vier dorische Portalsäulen mit Dreischlitzfries; die steile Rinnleiste verlor sich halb in Gewölk. Zwischen den Säulen wuchsen, kerzengerade, zwei weiße Lilien. Als Umrahmung stilisierte Flachsblüten. Die ganze Arbeit so schön empfunden und ausgeführt, daß man an die französischen Meister der Medaillenkunst, Roty und Chaplin, erinnert ward. Rautenburgs beide Freunde: der vornehme russische Feuilletonist und der levantinische Porträtmaler, hatten nicht mit Lob und Glückwunsch gegeizt. Es fehlte eben nur noch der Name für die Spinnerin, und der Russe bestand auf etwas Verblüffendem:

„Allerdings, mein Lieber; Sie sind schlichter geworden, und das erheischt natürlich eine diskretere Bezeichnung als ‚chaotische Liebe'. Nun: diese war vorzüglich! Sie wirkte vollkommen ihrer Darstellung gemäß, indem sie Gefühle erregte — mystische Gefühle — —"

„Zu deren Verständnis wir in der vierten Dimension leben müßten," unterbrach Foscolo abermals, dehnte seine weibische Gestalt nach Möglichkeit aus den vollen Hüften heraus und langte rücksichtslos über Alexanders Hand und Plakette hinweg nach dem Anisettefläschchen und der Glasschale mit kandierten Früchten. Erst vor einer halben Stunde war die ausgelassene Gesellschaft, die hier oben mit den Freunden getafelt hatte, wieder davongeschwärmt, um Jnisivy, den Tiermaler, noch in seinem Atelier zu überfallen; der Duft von Getränken und Cigarretten lag schwer und süßlich in der eingeschlossenen Luft.

„Hier haben wir entschieden kaum zweite Dimension," bemerkte Foscolo, der irgendwo eine Glocke hatte läuten hören, und Woronzow lachte hell auf, so daß seine gesunden Zähne in zwei blinkenden Reihen sichtbar wurden. „Gut — vorzüglich, George! Gib mir auch eine Aprikose. Gestattest du, daß ich deine unverdauten Dimensionen dem Feuilleton über die richtige Würdigung unseres Freundes Sascha einverleibe? Erbarm' dich! Es geht auf den Morgen zu: halb fünf! Finale, Finale! Sie gähnen, Sascha; wie? Lassen Sie uns noch das Kind Ihres Genies taufen, damit Sie ruhig schlafen können. Erlauben Sie: wo haben Sie sich dieses Modell voll sanfter Duldung mit der Amorettenfalle im Götterkinn gesischt?"

„Nicht hier in Paris."

„Also ‚la fileuse' würde Sie unsympathisch berühren?"

„Entschieden. Solch' ein Allgemeinbegriff! — Ich möchte etwas Mythologisches."

„Arachne," meinte Foscolo, und der Russe lächelte ihn ironisch an:

„Weil du in den Netzen der modernen Spinnen zappelst? Besser Penelope."

„Verzeihung: laut Homer *webte* Penelope."

„Gut — ich wette jedoch, daß die Dame ihre Fäden gesponnen hat, bevor sie webte. — Wollen Sie Omphale, Rautenburg?"

Jetzt mußte Alexander wider Willen auch lachen, und für die Dauer einer Sekunde glich sein hageres und verblaßtes Gesicht unter den niedergekämmten Haaren dem seiner Spinnerin fast Zug für Zug. „Ihr tappt von einem Holzwege auf den anderen, ihr beiden. Penelope spann nicht und Omphale spann nicht, sondern Monsieur Hercules, ihr Gemahl. — Was nun *mich* anbetrifft, so bin ich erstens todmüde, und zweitens zerhaue ich hiermit den gordischen Knoten: ‚Klotho' taufe ich meine Spinnerin."

„Klotho? Erbarmen Sie sich, Sascha! Sie sind auf dem dritten Holzwege — positiv mein Lieber! Wie lautet der Vers von den Parzen?

‚Klotho beginnet,
Lachesis spinnet,
Atropos schneidet den Faden entzwei.'

— Mithin werden wir ‚Lachesis' wählen, wie?"

„Nein, wir wählen ‚Klotho, die Beginnerin'; das ist mein letztes Wort. Vollziehen Sie ihren Taufakt mit dem Rest Pommery da in der Flasche. Gerade so schal und matt ist meine Seele; ich bin fertig. — Weiß Gott — Foscolo schläft schon! Wecken Sie ihn auf, Leon, und heben sich hinweg mit ihm! — Gute Nacht."

Ohne ein weiteres Wort zu verschwenden, löschte er die Gasflammen bis auf eine über seinem Arbeitsplatze, und während der Levantiner sich reckte und ob der brutalen Behandlung beklagte, hielt er den beiden schon die Thür offen. Draußen gähnte der lange, schmale Korridor wie ein schwarzer Schlund.

— — — — — — — — — — —

Fünf Minuten später fiel das Hausthor, tief drunten, dumpf dröhnend ins Schloß. Alexander öffnete das Fenster und lauschte in die laue Dezembernacht hinaus, bis die Schritte und Stimmen der Freunde in der Richtung der Trinité verklangen. Von der Rue du Rocher klang der Lärm eines wüsten Krawalls herüber und vom Westbahnhof das nie endende Rollen und Rasseln, Puffen und Pfeifen der Züge. —

— — — — — — — — — — —

Alexander ging nicht schlafen. Er zündete die Gasflammen wieder an, und in ihrem harten Lichte schritt er sein Atelier auf und ab. Immer vom koketten Bilde seiner verstorbenen Frau, das Foscolo gemalt, bis zur Ölskizze seiner „chaotischen Liebe". Die war für den Laien nur ein Gewirr von Schlangenlinien und flammendroten Farbeninseln, die in fahles Blau überliefen; der Enthusiast sprach verzückt von verschlungenen Äthergestalten, die aus irdischen Gluten gen Himmel schwebten. Die Menge schüttelte ihre Köpfe und kaufte sich die Reproduktionen des symbolistischen Unsinns aus Neugierde.

Er hatte die Malerei abgethan und sich ganz auf sein größeres Talent geworfen, weil der zähe Ostdeutsche in ihm, still und ehrgeizig veranlagt, einen wirklichen Erfolg wollte und keinen bloßen Sieg der Manier bei den Manierierten. Jetzt besaß er längst, was er gewollt. Seine graziösen Figuren, von den Pariser Trottoirs hinweg in Bronze verzaubert, waren sehr begehrt und wurden hoch bezahlt bei Barbédienne. Selbst das Gewagteste fand man entzückend, weil sein Können den spröden Stoff meisterte. Letzterzeit hatte er sich ganz den Plaketts zugewendet und erwarb sich ein Vermögen damit. Die Pariser Künstler zählten ‚Sascha Rottembourg' gern zu den Ihrigen, er selbst war äußerlich ganz zum Pariser geworden.

Innerlich nicht, wiewohl er's standhaft behauptete. Er hing seinem Schicksale grübelnd nach als echter Deutscher, wenn er sich auch den Cynismus zu seiner Menschenscheu vom Auslande geliehen. Als Zweiundzwanzigjähriger hatte er, gegen den Willen der Seinen, die kleine Barbizon vom ‚Palais Royal' geheiratet, und seine kurze, unglückliche Ehe hatte ihn aller Illusionen beraubt. Er fühlte sich als entblätterter Baum.

Seit zehn Jahren mied er sein Vaterland. An seiner Mutter sechzigstem Geburtstage war er zuletzt in Litauen gewesen; am zweiundzwanzigsten Dezember dieses Jahres würde sie ihren siebzigsten erleben, das wußte er. Auguste, seine ältere Schwester, hatte es ihm vor ein paar Monaten kurz und nüchtern geschrieben. ‚Ob er sich irgendwie vernehmen lassen wolle? Mutter lege doch vielleicht Wert darauf, und seit Vaters Tode fühle sie sich oft sehr einsam.' Der Vater, dessen schroffe Herrennatur die fantastische und eigenwillige des Sohnes nicht zu beugen vermocht, war seit fünf Jahren tot, und die Mutter lebte allein mit Auguste im alten Hause, seitab vom Städchen, am Rande der großen Waldung.

Zum Ersatz für sich selbst gedachte er ihr die ‚Klotho' zum siebzigsten Geburtstage zu schicken. Ein fürstliches Angebinde; hoffentlich würde sie es zu würdigen wissen. Ob sie oder Auguste das Modell herauserkannten?

Er ging ans Schiebladenschränkchen, holte seine alte Brieftasche hervor, setzte sich damit an den halb abgeräumten Tisch zurück und legte neben seine bewunderte Plakette ihr Vorbild: die mangelhafte Photographie seiner Mutter aus den sechziger Jahren.

‚Klotho‘, die Beginnerin seines Lebensfadens — seine Mutter.

— — — — — — — — — — — —

Die Stirn in der Hand saß er und dachte an Deutschland. Die fieberhafte Pariser Tragik lag im Nebel; er sah nur das Abbild und das Idealbild seiner Mutter vor sich. Aus dem matten Silbergrunde leuchtete ihm ihr sanftes Antlitz entgegen, schön durch seinen jungfräulichen Ausdruck, ihre schlanke Hand, die er als kleiner Knabe zu streicheln liebte, abends vor dem Einschlafen. Ja, seine Kunst hatte abermals ein großes Werk gethan; ein Verklärungswerk. — Er stellte sie sich vor, wie sie jetzt sein mochte: gealtert, in verschollener Tracht. Was wußten sie dort hinten von der Mode? — — Nun er die Augen schloß, sah er auch das hellgraue, kleine Haus vor sich; das Säulenportal und die Gartenbeete, tief in ihrer hohen Buchsbaumeinfassung, die der Vater mit seiner Papierschere zu stutzen pflegte. Er sah die Pelargonien hinter den Fenstern, die ihre schön getuschten Blüten gegen die Scheiben drängten; — er sah den spitzen Waldkeil, der zum Anwesen gehörte und seine alten Tannen bis zur Rittersporn-rabatte vorschob. Das Knarren der Wipfel hörte er, durch die der Nordwind dahinfuhr, und spürte den Geruch der Guirlanden aus dem frischen Nadelgrün, purpurn von Stechpalmenbeeren gesprenkelt. In allen Wohnräumen und unter den Dielenbalken hingen die Kränze von Mutters Geburtstag bis Neujahr. — Dann war er plötzlich im schweigenden Urwalde: — Edeltannen, knorrige Eichen, junges Buchengestrüpp dazwischen. Der Mond spiegelte sich hell im Brackwasser, und des Vaters große Hand hielt seine kalte Knabenhand gepackt, zog ihn lautlos in den schwarzen Schatten und die Lippen flüsterten: „Still!“ — Denn dort im Morast stand schemenhaft ein Riesentier mit mächtigen Geweihschaufeln; ein suhlender Elch. Einmal hatte er solch ein Vorweltsungetüm gesehen — im deutschen Forst — niemals wieder. —

Wunderliche Bilder ——. Seine Augen blieben geschlossen. —

— — — — — — — — — — — —

Als er erwachte, schien die Wintersonne durch sein beschlagenes Atelierfenster zu ihm herein. — Er saß am Tisch, Plakette und Photographie unter den aufgelegten Armen. Seine fünf Gasflammen brannten noch fahl und schmutziggelb im Tageslicht, und aus der Tiefe drang das lärmende Straßentreiben zu ihm empor.

Die Morgenkälte schüttelte seine steifen Glieder; er blickte sich wie ein Verirrter im großen Raume um, mit all den Spuren des gestrigen Gelages und ekelte sich daran. Ohne sich umzukleiden, warf er sich drüben in der Wohnung aufs Sofa, klingelte seinem Diener und bestellte das Frühstück. Aber seine Träume waren zu lebhaft gewesen — unheimlich. — Ehe er etwas genießen konnte, schrieb er seiner Schwester die kurze Antwort auf ihren nüchternen Brief vom elften Oktober:

„Ich habe es mir überlegt, daß ich dies Jahr ganz gut am einundzwanzigsten Dezember bei euch in Mehlauken sein kann. Sage es der Mutter; Grund, eine Überraschung zu inscenieren, liegt nicht vor. Ich bitte nur, daß ihr eins entschuldigt und Notiz davon nehmt: die deutsche Gefühlsseligkeit ist mir abhanden gekommen. Daran ist nichts mehr zu ändern. Ich möchte die alte Stätte wiedersehen, Ruhe haben und die Vergangenheit begraben wissen.“

II.

„Die alte Frauchen is nich jesund; drum kommt die Freilein Aujustchen nich for der Herrchen am Bahnhof,“ sagte der Packträger und zeigte auf den niedrigen Schlitten mit dem munteren Litauerpferdchen davor, hinter dem Stationsgebäude. Der Atem stand als weiße Wolke vor dem Maule des Tieres, und der Kutscher nickte schon von weitem: „Scheen' juten Morjen, jnäd'jer Herr!“

„Sie sind noch da, Michallis?“

„Nu, jewiß, jewiß! Ih, warum sollt' ich nicht da sein? Aber der jnäd'je Herrchen wird mir doch schon nich dürfen ‚Sie‘ sagen!“

Richtig, er hatte vergessen; er konnte den kordialen Ton unmöglich so rasch wiederfinden — nach zehn Jahren Abgewöhnung. Deswegen verhielt er sich schweigend, während der Kutscher sich, der holperigen Bahn halber, lebhaft aufmunternd mit dem Pferdchen unterhielt; war's zufrieden, daß der beliebte Umweg durch den Wald gemacht wurde, und zog sich Mutters dicken Fußsack bis zu den Hüften hinauf unter der Decke. Kalt und frisch war's hier droben in der Heimat. —

Der Fahrweg war ihm noch genau bekannt. Das elterliche Haus lag ländlich und ein wenig einsam in der Richtung auf Witgirren zu. Sieben lange Schneisen schnitten schnurgerade in den Forst hinein, ehe man den Schornstein und darunter das rotbraune Dach mit den eirunden Mansardenluken aufleuchten sah. Prachtvolle Weißtannen, deren breite Zweige der Weihnachtsschnee niederzog, ragten bewegungslos neben uralten Steineichen, gesund bis in ihren Kern. Die ganze Landschaft glitzerte feenhaft im Sonnenschein. Dustiges Kältegeflimmer erfüllte die Atmosphäre. Der tiefblaue Himmel wölbte sich hoch und durchsichtig klar, und unter den Kufen knirschte und kreischte der gefrorene Schnee.

Alexander zählte die Schneisen und verzählte sich, weil eine braune Dirne im zerlumpten Rock und roten Kopftuch dort vor der Zigeunerkate stand, breit lächelnd, beide Hände über den Augen, damit sie besser erkennen könnte, ob der Reisende im vorbeifliegenden Schlitten des Aubettelns wert sei. Schlank und gerade wie ein Strich stand sie da. „Gut zum Modell für meine Kandelaberfigur", dachte Alexander und warf ihr eine kleine Münze in den Schnee. Wie eine Katze sprang sie danach. Darüber verpaßte er die letzte Schneise; plötzlich schwenkte der Schlitten schon auf das Säulenportal zu, bürstete den Schnee von der buschigen Buchsbaumeinfassung des Mittelbeetes, daß es stäubte, und hielt vor dem Eingange. —

Auguste trat in die Thür, peinlich sauber im grauen Kleide und der schwarzen Lüsterschürze, das Gesicht kaum verändert gegen damals, nur ein wenig verkniffener und herber geworden die Züge, die einst schön gewesen. Sie gab dem Bruder die Hand zum Willkommen und bot ihm die Wange hin; dann sagte sie: „Du wirst die Mutterchen doch recht schonen müssen, Alexander. Geh' schon lieber gleich hinein zu ihr, und leid's nicht, daß sie herumwirtschaftet." Damit ging sie zum Schlitten und hieß Michallis den Koffer abladen, während sie den kleinen Gaul hielt. „Streich' dir das Haar aus der Stirn; die Mutterchen erkennt dich ja nicht!" rief sie dem Bruder nach, allein er hörte sie nicht mehr.

Die Gefühle *sollten* nicht Macht über ihn haben — nein! Gemessen schritt er über die Schwelle, und da, vor den klaren Gardinen und den blühenden Pelargonienstöcken, die sich gegen die Scheiben drängten, saß seine Mutter im Lehnstuhl am Fenster und streckte ihm die Arme entgegen; stumm, die Augen voll Thränen. —

Ganz klein war ihr Gesicht geworden; das Haar weiß und spärlich unter der anliegenden Haube, die Gestalt wie in sich selber zurückgekrochen. Nur die blauen Augen groß geblieben, und der Ausdruck derselbe von einst. Ihre Seele war nicht mit gealtert.

„Trautster! — — trautes Kind — — mein goldnes Jungchen!" flüsterte sie abgerissen und zwang ihn mit Liebesgewalt in ihre schwachen Arme und an ihr Mutterherz.

Er blieb, wo sie ihn hielt, allein da ihm vom Niederbücken das Blut schmerzhaft in den Kopf schoß, konnte er nicht anders, als auf den breiten Fußschemel vor ihr hinknieen, während ihre Arme ihn umfaßten und er das mühsam verhaltene Schluchzen in ihrer Brust gegen die seinige arbeiten fühlte. So wiegte sie ihn hin und her, ihr Kinn an seinen Scheitel gedrückt.

Endlich faßte sie sich, nahm sein mageres Gesicht in ihre Hände, hob es zu sich auf und küßte Mund und Wangen, so zärtlich und beseligt, als ob er ihr Neugeborener sei; als hätten die zehn Trennungsjahre keine dunkle Schrift von Trotz und Bitterkeit und Mißverstehen in ihr Liebesbuch geschrieben. „Trautes Kind; — — mein goldnes Jungchen!" wiederholte sie immer von neuem und fand kein innigeres Wort. —

Dann griff sie seitwärts nach ihrem Arbeitskorbe und holte den weiten Kamm von hellem Schildpatt im Ledersutteral hervor, den ihr vor langen Jahren eine Patientin ihres Mannes für ihr schönes, starkes Haar geschenkt hatte. Mit einer Hand hielt sie das Gesicht des Heimgekehrten fest; mit der anderen kämmte sie ihm das lange Stirnhaar aus den Augen fort und empor, strich es ganz zurück und scheitelte es über dem linken Ohre, so wie sie's, bis zu seinem zwölften Jahre, Tag für Tag gethan hatte.

„Nun sieh mich noch einmal an, trautes Kind," sagte sie, küßte ihn auf die Stirn und blickte ihm liebevoll in die Augen. „Gottlob, es ist mein Jungchen noch und kein fremder Mann. Du hast eine gute Stirn, ganz wie dem Vaterchen seine, und dahinter wohnt, was du kannst. — Was wirst du deine Menschenstirn zudecken, mein

Kind, als möcht'ſt du dich ſchämen, daß du einen Geiſt von Gott empfangen haſt?"

„Es iſt ja nur eine lächerliche Äußerlichkeit, Mutter," antwortete er, erhob ſich, ſetzte ſich neben ſie ans Nähtiſchchen und fing an, mit den Garnknäueln im Strickbecher zu ſpielen, wie er's als Knabe gerne gethan, wenn er in Verlegenheit war. Mitten drin hörte er damit auf und ſchob den gedrechſelten Becher von ſich ab: „Verzeih', — ich hatte es vergeſſen, Mutter."

„Sieh an — du weißt doch ſchon noch, was ich nicht gern mag," meinte ſie lächelnd, und in ihrem Kinne, das rund und fein geblieben war, vertiefte ſich das hübſche Schelmengrübchen. „Du biſt mein gutes Kind, und ich glaube dir nicht, was du der Auguſtchen geſchrieben haſt: daß du ſollteſt dein deutſches Gefühl in Frankreich verloren haben. Es wird doch ſchon nicht ſo ſein, wo unſer deutſches Reich in hohen Ehren daſteht, und wir ſind ſtolz auf unſeren Kaiſer. Dein Deutſch haſt du auch nicht vergeſſen."

„Wie werde ich denn nur —"

„Nicht wahr? Die alte Mutter wird Recht behalten; laß du's der Auguſtchen nur wiſſen. Brav iſt die Auguſtchen, eine treue Tochter, bloß verbittert und lang bei'm Groll. Das wird ſie vom Vaterchen geerbt haben, und wir müſſen's gelaſſen hinnehmen. Du auch, mein Jungchen."

„Gewiß —"

Sie drückte ſeine Hand in ihrer. „Horch, die Adelheidchen klappert ſchon — vergiß nur nicht der Adelheidchen guten Tag ſagen, Kind! In zehn Minuten gibt's Mittagsbrot. Komm, hilf mir auf; da ſteht auch mein Stock, — da an der Uhr. So, nun werd' ich geſchwind gehen und meine Mittagshaube aufſetzen — du weißt ſchon; und nach Tiſch, wenn ich die Hartungſche leſe, packſt du aus und ſiehſt dich bei uns um. — Haſt du nichts von deiner Arbeit bei dir zum Zeigen, trautſtes Jungchen?"

„Warte — ich werde dir gleich etwas herunter holen," ſagte er; eilte hinaus, und, ſeine intereſſante Pariſer Rolle vergeſſend, ſprang er treppan, immer zwei knarrende Stufen auf einmal, und durch den engen Flur in ſein altes Knabenſtübchen. Eine kindiſche Neugier trieb ihn.

Nichts verändert. Sogar noch der Sprung im Spiegelglaſe und die kornblumenblaue Tapete behängt mit den Neuruppiner Bilderbogen, die er einſt zierlich ausgetuſcht hatte, Goldpapierleiſtchen rundum geklebt und das Ganze mit flüſſigem Gummi überſtrichen, der Haltbarkeit wegen. Da waren ſie: ‚de Fiſcher un ſyne Fru' und ‚Ritter Blaubart' und ‚der Frieder und das Katherlieschen'.

Ein Wehgefühl, ein — heftiger Wunſch nach der Jugend, die weit dahinten lag, ſtieg in ſeiner Seele auf. Haſtig ſchnallte er die Kofferriemen los und ſtach ſich den Finger wund am Dorn der letzten Schnalle, ſchloß auf und nahm das elegante Maroquinetui mit ſeiner Plakette heraus. Im Hinuntergehen ſah er die Thür der Fremdenſtube angelehnt und guckte hinein, weil ihm das alte Himmelbett und die Mahagonimöbel mit bronzenen Löwenköpfchen aus der Napoleoniſchen Zeit als ſehr ſtilgerecht in der Erinnerung haften.

Auch hier alles unverändert, und vom Fenſter, nach Norden, der poetiſche Blick in den verſchneiten Garten und den Tannenwald. Nur dort in der Ecke, halb von der ingwerfarbenen Gardine verſteckt, ſtand der Mutter Spinnrad, ohne Flachs und Band.

„Sie ſpinnt nicht mehr —!"

Das Wehgefühl in ſeiner Bruſt verſchärfte ſich noch. Er mochte dagegen argumentieren wie er wollte; es verlor ſich nicht.

— — — — — — — — — —

Unten ſaß die Mutter in der zierlichen ‚Mittagshaube' mit der grauſeidenen Mundſchleife ſchon am runden Eßtiſch und wartete. Langſam ſchrob ſie den Pfropfenzieher in den Flaſchenhals, während Auguſte um den Tiſch herum ordnete. — Sie mochte immer reden und ihr den Pariſer Brief vorhalten: das ließ die Mutter ſich nicht rauben: ihr einziger Junge ſollte heute einen guten Trunk thun.

„Von Vaters ſeinem, altem Graves: Krankenwein, Mutter!" wehrte Auguſte entrüſtet.

„Laß ſchon gut ſein, Kind; diesmal geht es nach meinem Willen —"

„Mutter, ich bitte dich — —"

„Nein, Kind; es geht nach meinem Willen. Ich bin ſeine Mutter. —"

„Wo die Frauchen doch wird ſagen: er is krank im Jemiete, Freilein Auguſtchen; worum ſoll er nich der ſel'ge Herr ſeinen Krankenwein kriegen?" beſchwichtigte die alte Getreue, die mit der Suppenterrine eintrat. Da ſtand Alexander auch ſchon hinter ihr, ließ ſie ihre dampfende Laſt

Holländisches Mädchen. Nach dem Gemälde von Rudolf Poffin.

hinstellen und gab ihr die Hand: „Kennst du mich noch, Adelheidchen?"

Sie erschrak über sein elendes Aussehen, und wie ihm die Röte bis unters Haar lief, als er der Frauchen die Flasche und den Pfropfenzieher heftig fortnahm und ausrief: „Ich bin doch wieder da, Mutter!" — Desto mehr freute sie sich über seine Heftigkeit. — „Krank is er nich; die Frauchen hat ihr jeirrt!"

Dann legte er der Mutter sein Geschenk neben den Teller, obwohl erst morgen der richtige Tag war, und das Kleeblatt: Mutter Schwester und Magd, beugten sich betrachtend über das silberne Viereck auf blaßgrünen Sammet gebettet. Gespannt sah er ihnen zu. —

„Ach, wunderschön! Wie ein Heiligenbild. Ich danke dir tausendmal, mein trautstes Kind," sagte die Mutter, aber Auguste widersprach:

„Es ist ja eine mythologische Figur, Mutter: Klotho, eine der Parzen. Siehst du die Unterschrift nicht? — Hier."

„Herrjechen nein doch! Es is die Frauchen!" rief Adelheid dazwischen und schlug entzückt die Hände zusammen. „Ich erkenn' ihr! Nach die Frauchen ihr scheenes Bild, was der sel'je Herr so järn hat jehatt, frieher, wo der Alexanderchen is das Jahr danach jekommen —"

„So ist es! Adelheidchen ist die Klügste!" — Er faßte die Alte an beide Schultern, schüttelte sie und strich ihr lachend mit zwei Fingern über die Backen, die ein Netzwerk von rotblauen Äderchen durchzog.

Der erste Eisenreif sprang von seinem gepreßten Herzen ab, und das Familienmahl, zu dem, von der offenen Wohnstube herein, die mittägliche Sonne freundlich leuchtete, verlief sehr traulich. Sogar Auguste taute ein wenig aus ihrer gewöhnlichen starren Schweigsamkeit auf, und der Bruder mußte von Paris und seiner Arbeit und den Freunden erzählen. Voll naiven Staunens hörten sie zu und fragten, in aller Unschuld, so unmögliche Dinge, daß ihm mehrmals der Gedanke aufstieg: „Ist denn hier bei uns die Welt zu Ende?"

III.

Dennoch: — ob auch ein Reif abgesprungen war — die anderen drückten sein Herz desto einschneidender.

Nur die arme Magd hatte ihn in ihrer instinktiven Bauernschlauheit erfaßt; die Seinen hier am Ende der Welt verstanden ihn nicht. Von seiner flügelschwingenden Symbolik, seiner Wirklichkeitsverklärung und seinen Namenswahl für sein Kunstwerk fehlte ihnen der Begriff. So weit hatte er sich den Abstand zwischen ihm und ihnen doch nicht vorgestellt. Daß es trotzdem in diesem Weltwinkel etwas gab, das ihn einhüllte, wie die wohlthätige, warme Decke den Halberstarrten im Schnee — er fühlte es; aber sein gekränkter Künstlerstolz hätte am liebsten über die schlichte Hülle aus starkem Hausmachergewebe spöttisch die Achseln gezuckt. —

— — — — — — — — — — —

Während die Mutter, mit der Hartungschen Zeitung neben sich, ihren Nachmittagsschlaf im Lehnstuhl hielt und Auguste bei Adelheidchen in der Küche wirtschaftete, ging er noch einmal in die Fremdenstube hinauf, leise, auf den Zehen. Das steckte noch so in ihm von früher. Mutters Schläfchen war den Kindern immer heilig gewesen. Die Treppenstufen knackten, trotz der Vorsicht, laut ;— sonderbar: dasselbe herzklopfende Schuldbewußtsein wie einst kam ihn an. Hier im Fremdenzimmer hing noch immer das Bücherbort an den grünen Schnüren mit den Büchern des Vaters, die nicht von der Medizin handelten, und in denen der halbwüchsige Junge zahllos oft gewildert hatte, droben in der Mansarde, oder drunten im Gartengang, den die Kinder den ‚Festgang' getauft hatten, weil Stechpalmen und Mahonien ihn einfaßten. Lauter Geburtstagskranzlaub.

O, die köstlichen verbotenen Bücher, wie sie ihn anheimelten! Wieland und Heine, Goethes Wahlverwandtschaften und Boccaccios Dekameron; die ‚mœurs de Paris' und die Originalübersetzung der ‚Tausend und eine Nacht'

Die ‚Pariser Sitten' hatten sein Schicksal verschuldet und seinen Ruhm geboren. — Um Gottes willen — hier in der Heimat nichts mehr von Nachtbildern und Fiebergestalten! Aber Heine: — nur noch einmal die süßen Schauer spüren, die ihm beim gestohlenen Lesegenuß durch die jungen Glieder und frischen Sinne gerieselt waren, und die Thränen weinen, deren der männliche Sekundaner sich geschämt, bei den ‚Zeitgedichten' und den ‚letzten Liedern'. —

Er nahm sich den Doppelband mit seinen Lieblingen darin aus der Reihe, stand noch einen Augenblick am Fenster, das, als einziges, groß und breit war, und freute sich über das prächtige Arbeitslicht. Dabei fiel ihm seine jüngste Pariser Bestellung ein, der riesige Prunkleuchter für das Vestibül von Château Dinard, und er dachte an die geschmeidige Zigeunerdirne von heute früh: die gute Kandelaberfigur. „Vielleicht könnt' ich doch hier die Studie und das Modell im kleinen fertig bringen und ein wenig länger bleiben. Es wäre eine Erholung, und den Thon ließe man sich von Benotti aus Berlin kommen."

Der Garten steckte tief im Schnee; nur der Festgang, der auf Kutscherhäuschen und Remise auslief, war sauber gekehrt. Das sah er von der Thür aus, als er noch unter den Säulen zögerte und sich überlegte, ob er nicht besser Galoschen anzöge? Leise schlich er noch einmal zurück und streifte in der Diele die Gummischuhe über seine leichten Halbstiefel.

— Was fehlte ihm nur am Hause und machte ihn trübsinnig und verstimmt? Er konnte nicht dahinterkommen und sah sich vergebens nach rechts und links danach um. Es lag auch etwas Fremdes in der Luft; oder war's nur der schroffe Abstand gegen Paris in jeglicher Hinsicht und allen Dingen? — Oder einfach das Produkt nervöser Gefühlsüberfeinerung? — Künstlervorrecht und -plage zugleich? —

Sinnend begab er sich hinaus und gradeswegs zum Festgang. In niedrigen Wällen begrenzte der Schnee die Stechpalmenbüsche; aus dem polierten Stachelgrün leuchteten die Purpurbeeren brennendrot, die weißen Polsterchen, da und dort auf den Zweigen, blendendweiß dagegen. Ringsum alles totenstill; nicht einmal ein Rabenkrächzen oder Rotkehlchenruf. Wie verbuscht und zugewachsen der Garten. Das graue Wasserbecken mit der Barocknymphe, an deren Schöpfmuschel Eiszapfen hingen, und gegenüber die bemooste Sonnenuhr in der Wegausrundung von geschorenem Taxus: — „Das könnte ebenso gut in Klein-Trianon stehen," dachte Alexander, und dann wandelte er langsam auf und ab, immer fünfzig Schritte hin und her und las in den „Zeitgedichten." — ‚Doktrin', ‚Verkehrte Welt' — ‚Nachtgedanken'.

Nach achtzehn Jahren las er sie zum erstenmal wieder, und in dieser stillen Winterstimmung des verbuschten Gartens klopfte das Lied an sein Herz. Mitten im Lesen blieb er am Wegrande stehen, nagte die Lippe und blickte mit scheuer Kopfwendung seitwärts, wo das hellgraue Säulenportal im Profil gegen die hohen Tannen des Waldkeils stand.

‚Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
— — — — — — — — — — —
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!
— — — — — — — — — — —
Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh' ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.
— — — — — — — — — — —
Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben. —'
— — — — — — — — — — —

Wieder hielt er den Schritt an, und wieder starrte er düsteren Blickes auf das Säulenprofil und die schneegebeugten Tannen dahinter.

— — — — — — — — — — —
‚Gottlob, durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen. —'
— — — — — — — — — — —

„Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen — — Gott im Himmel! Das auslöschen können — ungeschehen machen! — O, gerechter Gott!" Er ließ das Buch sinken, schob es mit zitternden Fingern in die Manteltasche und drückte sein Gesicht in die gefalteten Hände. So ging er vorwärts, unsicher schwankend wie ein Blinder.

Je weiter er ging, desto deutlicher klangen die Kinderstimmen in seine Qualgedanken hinein. Sie sangen miteinander die liebliche, kleine Daina: das litauische Volksliedchen vom Zeisig:

‚Fing einen Zeisig, Zeisiglein,
In meinen weißen Händelein.
Ich ließ den Zeisig, Zeisiglein,
Wohl in mein Rautengärtchen ein. —'

Der Schwankende prallte hart gegen die Mauer des Kutscherhäuschens; und als er die Hände von den Augen nahm, sah er durchs Fensterchen der Klete ein zierliches Bild. Die drei Kleinen saßen um ihre Mutter, die Michallene. Die wand an einem

Kranze. Die Kinder reichten ihr Stechpalmenzweige zu, und Michallis, der Vater, lehnte an der Häckselkiste, pfiff die Daina mit und flocht sich eine neue Peitschenschnur.

Wie der Sohn ihrer Frau so unvermutet zu ihnen hereintrat, warf die Michallene ihren Schurz über das Gewinde und wurde blutrot vor Schrecken:

„Jeses — der Herrchen! Wir haben nich jewißt, daß der Herrchen wird zu uns in die Klete kommen un wird sehn," entschuldigte sich die Michallene. „Die Freileinchen, sie hat verboten, daß die Frauchen soll keinen Kranz haben zu der siebzigste Jeburtstag. Aber wir können nich — wir können nich! — Die Frauchen is immer gut jewesen!"

Plötzlich ward ihm alles klar, was ihm im Mutterhause gefehlt hatte zu dieser Zeit des scheidenden Jahres. Mutters Geburtstag, — Weihnachten mit Schnee und Eis; und kein Tannenduft vom verborgenen Christbaume, keine Guirlanden von Rot und Grün um Thüren und Bilder und Dielengebälk. — Er schlug sich vor die Stirn und riß den Schurz vom halbfertigen Kranze im Schoß der Michallene:

„Meine Schwester hat verboten? Auguste? Weshalb? Wozu?"

„Wegen der Herrchen ihm selber. — Der Herrchen darf nich schelten; es wird doch schon bloß 'n kleines Kranzchen um der sel'je Herr sein Bild! Un gar kein Baumchen soll werden jehau'n un kein Licht brennen! —"

„Nein, nein! — Unsinn!"

Er war schon wieder hinaus und ging mit langen Schritten dem Hause zu. Halbwegs kehrte er um und rief scharf:

„Michallis!"

„Ja, Herrchen!"

„Bring' die Strauchscher' und das Beil."

„Scheen, Herrchen; ich werd' bringen."

„Du wirst jetzt schneiden, bis ihr genug habt, und es werden die Kränze gebunden wie alle Jahr, — die Adelheidchen muß helfen," herrschte er den Gerufenen an. „Du gehst auch später mit in den Wald und schlägst den Baum; hast du verstanden?"

„Hab' ich; — aber wenn die Freileinchen hernach wird sagen —"

„Das ist meine Sache. Nach meinen Worten thust du. — Vor Mitternacht will ich, daß die Kränze hängen!"

Verdutzt sah der Kutscher ihm nach, wie er dahin ging, am ganzen Leibe zitternd vor Zorn.

Am Ende des Festweges stieß er auf seine Schwester. Sie kam aus der Küche, hatte sich in ein wollenes Tuch gewickelt und trug ein Tellerchen voll klein geschnittener Brotrinden; die wollte sie den hungrigen Vögeln streuen.

Er fuhr darauf zu wie ein Stoßvogel; schleuderte den Teller aus ihrer Hand in den Schnee, daß die Brodsamen sprangen und trat das Steingut zu Scherben.

„Auguste — Auguste —! — Das — — so etwas thust du mir an — Mutter — unsere gute, geliebte Mutter —!" Die Stirn wieder in den gerungenen Händen, stand er abgewendet und weinte schluchzend. —

Sie blieb neben ihm, stumm, den Kopf hoch und die schmalen Lippen streng geschürzt. Kein Glied regte sie und ließ ihn ohne Trost seine Schuld erkennen und beweinen. — Nach einer langen Weile sagte sie, und ihre Stimme bebte auch, trotz aller Meisterung:

„Es ist nur um deinetwillen und für Mutter geschehen; denn es war doch wegen der Kränze, daß du meinen Vögeln ihr Brot verdirbst?"

Er hob die Schultern und schluchzte und nickte ein paarmal rasch hintereinander, Sprechen konnte er nicht.

Die schwesterliche Liebe und das Mitleid regten sich in ihr und besiegten ihren verbitterten Sinn. Sie umfaßte die Schultern des ganz Vernichteten und zog ihn mit sich, vom Festweg seitab, durch den tiefen Schnee zu den Tannen hin. Michallis brauchte nicht Zeuge zu werden beim Zweigschneiden mit der Strauchschere.

Unter den Tannen, hinter der Rittersporn-rabatte, stand des seligen Großvaters verfallenes Liebestempelchen aus der gefühlvollen Hainbundszeit, und da hinein gingen die Geschwister zu ihrer Aussprache.

Die Luft im Tempelchen war klammig und dumpf, weil der Schimmel die alten Wände überzog und als schmutziggrüne Eisnadelchen an den Schäferfresken in Rosenrot und Himmelblau haftete. Die Fensterscheiben schillerten bunt durch die Frostblumenranken, und über dem Zipfelmützendache schauerten die Tannen leise im Abendwinde. Die Sonne stand schon tief und rot im Westen

auf den Wäldern; der Mond schaute zwischen den Zweigen hervor. —

Sie setzten sich in der feuchten Kälte nebeneinander auf die unbequeme Bank, die zu ihrer Zeit ein arkadisches Ruhelager für die sanften Wonnen der Schäferstunden vorgestellt hatte. Hand ruhte in Hand, und Auguste sprach fast allein.

„Ja, um deinetwillen ist es geschehen," sagte sie. „Sieh, du schriebst uns, daß dir die deutsche Gefühlsseligkeit abhanden gekommen ist, und ich meine noch zur Mutterchen: ‚Dem muß man nicht klein beigeben, und es ist eine wahre Schande, daß der Deutsche sich so leicht von seinen besten Gütern trennt in der Fremde und wird nachäffen, was die anderen Völker ihm vormachen, und läßt sich ohne Murren auslachen und überschlucken.' Da hat die einzige Mutterchen mich mit Thränen beschworen, ich soll ihr bloß die eine Liebe thun und sorgen, daß ihr Festtag diesmal kein Festtag ist und Weihnachten keine selige Zeit. Nur für dich, damit du ein bißchen bleibst und gewinnst deine deutsche Heimat wieder ein bißchen lieb. Unsere fromme Mutter, die an den heiligen Christ glaubt wie ein Kind und in den Lichtern am Baum das ewige Licht leuchten sieht, hat das für dich gethan!"

„O Gustchen — Gustchen! o ich schlechter Sohn!"

„Werd' ein guter, solang' du noch Zeit dazu hast. Ist es dir noch immer nicht bewußt, daß Mutters Tage gezählt sind? Ein Jahr oder zwei, sagt der Arzt; dann muß ich sie hergeben ohne Gnade. Ja, mach' dir das klar, Alexander, und versteh' ihre Sehnsucht nach dir. Denn sie weiß auch — —!"

Er ließ die freie Hand von seinen Augen sinken, sah ihr schreckensstumm ins Gesicht und sah auch ihre Thränen fallen. „Gott ist mein Zeuge — ich ahnte nicht, Gustchen! — Weil Mutter so selten schrieb, dacht' ich — —"

„Du dachtest: ‚Die Mutterchen macht sich nichts aus mir.' Ach Alexander, hast du dir niemals vorgestellt, daß eine Mutter wie unsere nicht aus Trägheit so selten schreibt? Sondern sie kann für allen ihren Kummer keine Worte finden und ist zu fromm zum Lügen, und mir nimmt sie mein heiliges Versprechen ab, ich darf dich nicht mahnen und dir ihre Krankheit nicht verraten und dich nicht schelten. So steht es; Gott wird mir verzeihen, wenn ich dir zu viel gesagt habe! Ja — weine nur; deine Thränen sind gerecht! Ich weine mit dir!"

„Wie konntest du? — O Gustchen — warum hast du geschwiegen?"

„Komm, sei nicht so verzweifelt," sagte sie, löste ihren Arm von seinem Halse, küßte ihn und trocknete ihre Thränen. „Du bist hier, Gott sei Dank, und die einzige Mutterchen ist nicht an der Freude gestorben. Das hatt' ich gefürchtet, so wahr ich hier bei dir sitze. Laß uns zu ihr gehen und bring' ihr nur Frieden, solange du sie noch haben wirst und sie dich. — Komm; es ist halb fünf, die Mutterchen muß ihren Thee haben."

— — — — — — — — — — —

„Der Michallis wird eben rufen; es sollen doch Kränze jebunden werden für der Frauchen; darf ich 'rieber jehn?"

Adelheidchen strahlte und hatte schon die große Schere und den Beutel mit Garnrestchen zum Binden am Gurt hängen. „Freileinchen is doch schon so jietig un wird Abendbrot besorgen for der Herrchen un die Frau?"

„Geb' nur; geh' gern, Adelheidchen!"

— — — — — — — — — — —

„Guck' mich an, mein trautstes Jungchen; was ist das nur mit deinen Augen?" fragte die Mutter, schob den grünseidenen Lampenschutz ein wenig zur Seite und zog Alexanders Kopf zu sich nieder. „Du wirst dich doch nicht erkältet haben? Weht es draußen?"

„Nein Mutterchen — es weht nicht, und mir fehlt nichts. Ich freue mich, daß es so viel rote Beeren am Festweg gibt für deine Geburtstagskränze, und daß die kleinen Tannen so schön gewachsen sind auf Weihnachten."

Sie drückte seine Hand gegen ihr Herz und hielt sie da: „Trautes Kind — nein, wirklich?"

„Ja, einziges Mutterchen!" — und da sie ganz verklärt in seine Augen sah, fügte er hinzu, und abermals versagte ihm seine Stimme beinah: „Könntest du mir die Fremdenstube überlassen, Mutterchen?"

Ein Schatten ging über ihr selig lächelndes Gesicht, und ängstlich sagte sie:

„Ach, liebes Kind: ist dir deine alte Stube nicht zu Dank? Laß nur; wir wer-

den's der Auguſtchen ſagen, die wird ſchon machen —“

„Nein, Mutterchen; es iſt gut, ſo wie es iſt. — Zur Arbeit möcht' ich die Fremdenſtube und hier bleiben — ſolange du mich bei dir haben willſt.“

— — — — — — — — — — —

Jetzt dachte er wirklich, einen entſetzlichen Augenblick lang, die Freude würde ſie töten; ſo leichenblaß ward ihr Geſicht an ſeiner Bruſt. Aber Gott wollte das fromme Herz noch nicht von ſeinem Kinde hinwegnehmen, das es heute erſt erkannt und begriffen hatte.

Als Auguſte zehn Minuten ſpäter mit dem Theegerät hereinkam, ſaß ſie aufrecht im Lehnſtuhl; ſchlug mit klappernden Nadeln ein friſches Strickzeug auf, der Sohn nahe bei ihr, und ſie lachte der Tochter entgegen:

„Die alte Mutter hat doch ſchon Recht behalten, Auguſtchen! Ich kenne meinen goldenen Jungen; am allerbeſten kenn' ich ihn! Kind, Kind, er bleibt bei uns! Thu' mir mein Spinnrad herunter — ich muß verſuchen zu ſpinnen; es wird doch ſchon wieder werden, Auguſtchen, daß ich ſorgen kann wie früher. Sieh dich auch nach einem guten Leineweber um, Kind — vielleicht der Jurgeneit in Witgirren, der Michallene ihr Bruder. Du wirſt nicht vergeſſen, Kind? — Was meinſt du dazu, mein Trauter, wenn deine Mutter dir wieder wird das Hemdenleinen ſpinnen? Als Dank weißt du,“ — und ſie ſtrich zärtlich über das Pariſer Etui, das offen neben ihr lag, ſo daß der Lampenſchein das reizende Kunſtwerk beleuchtete.

„Erſt wollen wir unſere Feſte feiern, Mutter.“

„Ach, trautſtes Jungchen — ihr ſeid zu gut mit mir. — Ich vergelt' es euch ſchon noch, dir und der Auguſtchen — ihr werdet ſchon ſehn!“

Die fleißigen Hände ſanken ihr müde in den Schoß und falteten ſich dort; aber das hübſche Schelmenlächeln ihrer Jugendtage ſpielte dabei um ihren Mund. — Sie dachte an ihre Überraſchungen für die Kinder; drüben im braunen Schranke lagen ſie, und den Schlüſſel hatte ſie zu unterſt in des Vaters Schreibpultchen verſteckt, das ſie ſeit ſeinem Tode ausſchließlich benutzte. Auch an die Tannenäſte dachte ſie und an die Schnüre von Mandeln und Krämerroſinen, die ſie daran hängen wollte, weil ſie, blutenden Herzens und doch ganz gelaſſen, auf den Chriſtbaum verzichtet hatte. — Die Schnüre waren ſchon fertig; heimlich gefädelt, und der Wachsſtock zerſchnitten als ſie Auguſtchen ſicher in der Kirche wußte am letzten Adventſonntage. Adelheid war ihre Vertraute; die verriet kein Sterbenswort.

— — — — — — — — — — —

Gegen Mitternacht, als ſie längſt in Frieden hinter ihren Bettgardinen ſchlummerte, ſchlichen Bruder und Schweſter lautlos hin und her, in den beiden Wohnſtuben und auf der Diele. Vorſichtig kletterten ſie vom Stuhl auf den Tiſch und vom Tiſch aufs Leiterchen, das Adelheid feſthielt. So hängten ſie die friſchen Stechpalmenkränze über die ſtarken Nägel hier und dort, die der Vater ſelbſt eingeſchlagen hatte, heute vor fünfundvierzig Jahren, da er ein junger Ehemann geweſen war, der ſein Haus für die heiterſte, geliebte, junge Frau zum erſten Wiegenfeſte unter ſeinem Dache ſchmückte. —

— — — — — — — — — — —

Michallis brachte den grünen Chriſtbaum aus dem verſchneiten Walde herein, und der Herrchen half tragen. — — —

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Weihnachten im Sortiment.

Von

Walther Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Wie bei keinem anderen Volke ist für uns alle Weihnachten der Gipfelpunkt des Jahres, „das Fest“ schlechthin. Die bunten Eier zu Ostern, die frische Maie zu Pfingsten, sie hinterlassen dem Kinde doch nicht den Eindruck, wie der Tannenbaum mit Lichterglanz, Pfefferkuchen und Karpfen, mit Nüssen, Geschenken und der die Festesfreude erhöhenden, oft leider stark dämpfenden Censur. Als eigentliches Fest der Kinder wird es von den Erwachsenen doch meist als mehr oder weniger wehmütiger Tag der Erinnerung empfunden, es sei denn, daß man als Mama oder Papa eine höchst wichtige, aktive Rolle dabei spielt. Für eine große Klasse von Menschen aber bedeutet Weihnachten eine Fülle von Arbeit, konzentrierter, aufreibender Arbeit, deren Last in keinem Verhältnis zu den wenigen Feierstunden unter dem brennenden Baume steht, ich meine die Ladeninhaber und ihre Leute. Die Stimmung der Straßen um diese Zeit, mit den erleuchteten Schaufenstern, dem kaufes- und festesfrohen Menschengekribbel ist uns allen vertraut und hundertmal geschildert, aber wer kennt die Poesie und Prosa des Ladens?

Ein Zweig dieser Klasse nun, der sich durch seine eigenartige, geschlossene Organisation von den anderen abhebt, nach Art seiner Ware, nach Bildung seiner Angehörigen sie alle weit übertrifft, ist der Buchhändler, als Besitzer eines Ladens der Sortimenter. Er vor allen muß auch uns interessieren, ist doch bei der Mehrzahl unserer Leser das Buch, wenn auch nicht immer das wichtigste, ja doch das vornehmste Geschenk; auf keinem Tische darf es fehlen. Ist hier auch nicht der Ort, eine „Totalität der Zustände“ zu geben, ja wollen wir doch wenigstens einen kleinen Einblick in das Leben und Treiben eines großen, nicht ausschließlich wissenschaftlichen Sortiments — sagen wir einer großen Provinzialstadt thun.

Etwa wenn die Kinder nach sorgfältiger vorausgehender Berechnung anfangen zu singen:

„Sechzigmal werden wir noch wach,
Heißa, dann ist Weihnachtstag!“

beginnt für den Sortimenter die scharfe Arbeitszeit. Das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“, das jeden Morgen eintrifft, und in dem die Verleger ihre Sachen anzeigen, beginnt zu schwellen, wird dick und dicker und strotzt von Annoncen. Täglich kommen Stöße von Cirkularen an mit „Stimmen der Presse“ ꝛc. Das eine der angepriesenen Werke soll „einem längst gefühlten Bedürfnisse abhelfen“, ein anderes „ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes“ werden, ein Ausdruck schöner und namentlich neuer als der nächste. Alle gipfeln sie darin, zu konstatieren, daß die betreffenden Bücher dem Publikum ganz besonders gefallen werden: „selbst die kleinste Handlung kann in kurzer Zeit Partien absetzen.“ Durch alles das muß sich nun der arme Chef durchackern und Stellung dazu nehmen. Bei der reinen Belletristik ist das ja nicht weiter schlimm, „der neueste“ so und so muß in bestimmten durch die Erfahrung erprobten Quantitäten vorhanden sein, und bei den anderen Autoren ist die Orientierung auch nicht so schwer, erscheinen doch heutzutage die meisten Romane und Novellen vorher in Zeitschriften. Anders liegt es bei Pracht- und Reisewerken, illustrierten Weltgeschichten ꝛc., da wird mit Hinzuziehung des ersten Verkäufers und des Prokuristen überlegt: Haben wir für dieses Unternehmen das entsprechende Publikum? Nämlich, fällt es in seine Geschmacksrichtung? Ist Ähnliches nicht schon zu oft dagewesen? Ist es zu teuer oder zu billig? Ist die Verlagsfirma von der Art, daß man ihr anständige Ausstattung, Wahl der richtigen Autoren und manches andere unbesehen zutrauen kann? — — —

Um einen Teil dieser Erwägungen abzukürzen und zu ihren Gunsten zu beeinflussen, schicken viele Verleger, oft schon im Sommer, Reisende, die das Werk oder Proben davon mitbringen, zeigen — und meist furchtbar reden. — Ein sorgfältiges Überlegen bei Sachen, die man in größerer Anzahl abzusetzen hofft, ist auch dann unbedingt nötig, wenn der Verleger das betreffende Buch „in Kommission“ liefert, das heißt dem Sortimenter zum Verkauf überläßt, unter der Bedingung, ihm das Abgesetzte zu Ostern zu bezahlen, das nicht Abgesetzte bis dahin zurückzusenden. Unter diesen Umständen ist der Einkaufspreis natürlich ein höherer und die even-

tuellen Rückfrachtskosten sind doch recht ins Gewicht fallend. Oft erscheinen die neuen Bücher auch erst zu kurz vor dem Fest, Anfang Dezember etwa, so daß man dann nicht erst große Besichtigungen vornehmen kann. Wenn andererseits größere, fest gekaufte Partien nicht „gehen" wollen, so ist der arme Sortimenter hereingefallen, denn wollte er versuchen sie seinen Kunden „anzuhängen", so schadet er sich ganz unverhältnismäßig, wie eine kleine Abschweifung von unserm eigentlichen Thema zeigen mag.

Der solide Sortimenter verkauft, soweit es sich um sein „Empfehlen" handelt, nur Bücher, die er für den bestimmten Zweck für durchaus geeignet hält — nach bestem Wissen und Können. Das will er teils, teils muß er es.

Er *will* es oft, weil viele, sehr viele Buchhändler noch Ideale haben. Der Mann, durch dessen Hände mit Ausnahme der Tageszeitungen fast alle geistigen Erzeugnisse gehen, die die „Schwarze Kunst" über den Erdball verbreitet, hält es für seine Pflicht, dem Geiste und der Bildung nach Kräften zu nützen. Die Aussprüche zweier der berühmtesten Vertreter dieses Standes gelten heute noch: F. A. Perthes sagt vom Sortimenter: „Kenntnis des Besseren und der Wille, dieses lieber zu verkaufen als das Schlechte, geben ihm seinen sittlichen Wert." Und der alte Göschen verlangt von ihm: „... Kenntnisse, Bildung und edle Gesinnungen. Er muß von dem Eifer beseelt sein, die Wissenschaften zu fördern, insofern dadurch das Wohl der Menschen gefördert wird."

Er *muß* nun aber auch in dem obengedachten Sinne verkaufen, auch wenn ihm die Ideale sehr gleichgültig sind, denn wenn er nur den eignen Vorteil im Auge hat und einige Publikumkenntnis besitzt, so muß er auf anderem Wege zu einem ähnlichen Princip kommen. Dann würde etwa der Satz gelten: Das Publikum bekammt genau das, was es *will*. Damit ist das Aufschwatzen minderwertiger, das heißt im Sinne des jedesmaligen Käufers minderwertiger Sachen natürlich unmöglich, und die Kunden werden durch sorgfältiges Eingehen auf ihre Wünsche ohne Versuche einer Vergewaltigung ihres individuellen Geschmacks, mit Recht den Eindruck empfangen, „gut bedient zu werden", und wiederkommen. So ist der Sortimenter natürlich viel besser gefahren, als wenn er einen alten Ladenhüter glücklich losgeworden wäre. Dem Rate seines Buchhändlers zu folgen, ist also keine Gefahr, im Gegenteil. Und trifft er einmal nicht ganz das Richtige mit seinen Empfehlungen — dann gibt es ja nach das Zauberwort: „Umtauschen."

Von den angedeuteten Gesichtspunkten geleitet, sucht sich also der Chef seinen Neuigkeitenbedarf zusammen. Nun trifft auch eine für Weihnachten engagierte Hilfskraft ein, denn das eigne, selbst stattliche Personal, reicht in den seltensten Fällen aus. Der muß nun angelernt, das übrige Corps auf den Trab gebracht werden. Alle noch rückständigen Arbeiten sind zu erledigen, in dieser Zeit muß jeder ganz „dem Augenblicke leben" mit alleiniger Ausnahme des Journalexpedienten, denn rücksichtslos genug erscheinen die Zeitschriften weiter. Das ganze Lager der gebundenen Bände wird revidiert. „Wieviel Lessing haben wir noch von diesem Verleger, dieser Ausstattung, diesem Preise? 2c." Und nun wird notiert und die Vorräte werden ergänzt. Goethegalerie und Lederstrumpf, Davidis und Spielhagen, Wilhelm Busch und Das versunkene Goldschiff, Erstes Bilderbuch für unsere Kleinen, und Königs Litteraturgeschichte, bald ist „alles da". Die Ballen und Kisten kommen, Postpakete in beängstigender Menge Im Packraum stehen die Lehrlinge bis an die Kniee in Emballagepappen und packen mit biereifrig glühenden Wangen alle die Herrlichkeiten aus. Trotz des Verbotes werfen sie heimlich sogar den Bindfaden der Pakete weg: ach was, jetzt merkt es doch kein Mensch! Im Kontor hinter dem Laden wird nun alles auf dem großen Mitteltisch aufgebaut, und die Leute von Rang gehen an das „Auszeichnen". Sie schreiben mit Bleistift kleine Ziffern, die den Preis angeben, in eine stille Ecke des Buches, bei mehrbändigen auch die Bandzahl. Oft wird der Preis chiffriert, indem von einem Wort, das aus zehn verschiedenen Buchstaben besteht, jeder Buchstabe eine Ziffer darstellt, z. B. — aber um Himmelswillen, nicht aus der Schule plaudern! Die erledigten Bücher werden nun eingeräumt in das Alphabet, zu dem sie gehören. Rings droht von der Wand das broschierte Lager, nach Wissenschaften geordnet, dann in großen Glasschränken das gebundene Lager, wieder nach allen möglichen Gesichtspunkten bequem für die Praxis sortiert. Einen besonderen Raum neben oder über dem Hauptladen nimmt die Kunsthandlung ein, deren Ergänzungen und Novitäten jetzt auch in schönen langen Kisten eintreffen und mit Preis versehen in die einzelnen Mappen wandern, Genre, Landschaft 2c., das gibt zu thun, bis wenigstens die Hauptflut untergebracht ist! Und ja kein Versehen, sonst findet sich das verräumte Buch erst Ostern wieder, wenn kein Zufall es vorher ans Licht bringt. Die Auslage auf den Tischen und in den Schaufenstern wird verändert, Broschüren und Abhandlungen verschwinden und machen der Geschenklitteratur Platz.

Endlich, endlich ist vorläufig mal eine kleine Pause, die Wintervorräte sind im wesentlichen da, und das Auge des Chefs wandelt über sie hin, nur dadurch in seinen Gefühlen von einem Eskimo im Herbst zu unterscheiden, als er hofft, die ganze Bagage möglichst schnell wieder los zu sein. Wie er so abends kurz vor Schluß durch die Räume wandert und Generalrevision hält, folgen ihm die Spitzen der Verkäuferschaft.

„Für diese Kunstgeschichte, meine Herren, wollen wir uns mal besonders verwenden. Wir haben in den letzten Jahren nichts Neues derart gehabt und immer noch den alten X verkaufen müssen, mit seinen Schauerbildern. Dann hier der neue Fontane! Zeigen Sie ihn ja der Frau Geheimrat Müller, die nimmt dann gleich für die halbe Verwandtschaft. Außerdem ist er diesmal auch für junge Mädchen passend, wenn die durchaus einen modernen Roman wollen. Dieses Prachtwerk über Ceylon zeigen Sie dem Konsul M., der war voriges Jahr dort, der Schlemmer. Das da ist nix, wird aber verlangt werden, der Verfasser hat hier Verwandte ..."

So geht es weiter. Auf einzelne Werke

und Neuerscheinungen machen wieder die Verkäufer aufmerksam: eine litterarisch praktische Unterhaltung. Der Laie würde sich wundern, wie gut die Leute auch bei ganz neuen Büchern Bescheid wissen.

Wie oft bin ich nicht schon gefragt worden: „Wie machen Sie dos eigentlich, wenn Sie ein Buch empfehlen? Müssen Sie die denn alle lesen? Geht denn das?“

„Nein! Gnädiges Fräulein, das geht allerdings nicht. Dafür haben wir Buchhändler aber den sechsten Sinn.“

Dieser sechste Sinn nun ist, verständig gesprochen, die Fähigkeit, sich aus Autor- und Verlagsnamen, ous Kritiken, Urteilen des Publikums, Ausstattung, Preis ꝛc., womöglich eigenhändigem Durchblättern ein onnähernd treffendes Bild von der Seele des Buches zu machen, und das läßt sich mit etwos offenem Kopf und der nötigen Uebung thatsächlich erreichen. Anders ist es ja ouch nicht möglich, sich halbwegs zu orientieren, denn im regulären deutschen Buchhandel erscheinen jährlich zwonzig- bis einundzwonzigtausend Bücher, von denen ein hübscher Procentsatz in das Gebiet der Weihnochtsartikel fällt.

So! Da hätten wir Aufmarsch und Schlochtplan. Nun die Schlocht!

In einem mir bekonnten Sortiment kom so um den 1. Dezember, ungefähr dem Beginn der Campagne, der Chef mit einem Pöckchen herein: „So, meine Herren, hier haben Sie jeder ein Notizbuch, schreiben Sie mir recht viel herein, und vergessen Sie nichts.“ Das war das Alormzeichen. Dann zog jeder seinem inneren Menschen den Ölrock an, Südwester auf den Kopf und „olle Mann on Deck!“

Der Verkehr im Laden hot schon lange seine Winternormalhöhe überschritten, es wird immer bunter. Was ins Auslond, womöglich über See geht, wird jetzt schon gekauft. Vorsichtige Leute versehen sich mögtichst bald mit ihrem Geschenkvorrat; bei monchen freilich ist das Motiv ein onderes, die Freude am Kaufen treibt sie, dieser Passion schon möglichst früh zu fröhnen. Toller wird es und toller, die Arbeit scheint koum noch zu bewöltigen, der Höhepunkt ist etwa um den 18.—22. Dezember erreicht. Stott der normalen Arbeitszeit von 8—8 Uhr, arbeitet man bereits nur mit der nötigsten Eßpause, und obends geht es bis ein, zwei Uhr.

Ist auch der Verkoufsokt meist nicht besonders interessant, so ist doch der Humor oft reichlich vertreten. Mon müßte einen Phonographen oder mindestens einen Stenogrophen hinstellen, um getreu zu kopieren, wie es beim Bedienen der Kunden hergeht. Am instruktivsten wäre es jo, jeder stellte sich einmal selbst hin und hörte und sähe zu; doch möchte ich diesen Rat wieder zurücknehmen, sonst stehen Sie meinen früheren Kollegen nur im Wege: für bloße Ladenfüller ist do kein Platz.

Die Thür geht auf, und rückwärts naht sich, gefolgt von einem triefenden Regenschirm, den er Miene mocht ouf den Tisch zu legen, der Herr Professor. Fünf Minuten sucht er nach seiner sorgfättig ausgearbeiteten Büchertiste und beginnt zu diktieren, denn das Manuskript gibt er nicht aus der Hand. Für den Verkäufer ist da nichts zu machen — nur ungeduldig kann er werden — die Bücher sind natürlich nicht da und müssen bestellt werden. Technisch schwierig ist nur, ihn daran zu verhindern, mit den nassen Handschuhen noch eine holbe Stunde da herumzublättern.

„Ich möchte gern aus Ihrer Leihbibliothek...“ „Erste Etage, bitte.“

Jetzt kommt etwas sehr niedliches Blondes, wer nichts zu thun hot, jagt los; der erste darf bedienen. „Ich möchte gern“ (das Publikum möchte immer gern, was ich sehr anerkennenswert finde), „ich möchte gern für eine Freundin etwas hoben.“ „Ein Buch?“ (Ironische Froge.) „Jo, ein Buch.“ „In welcher Art ungefähr? Soll es eine Anthologie sein, ein guter Roman ...“ „Ja, ich weiß eigentlich nicht ...“ „Oder hot die Dame vielleicht besondere Interessen?“ „Nein, Interessen hot sie weiter keine.“ „Vielleicht hat sie eine Lieblingsschriftstellerin oder interessiert sich für Serviettensolten, die Frauenfrage, Itotien oder Volapük?“ „Nein.“ „Dann würde ich Ihnen eine hübsche Schillerousgabe empfehlen, das paßt immer, das ist mehr was fürs gonze Leben, und außerdem können Sie es umtauschen.“ Verklärtes Lächeln: „Ach ja, wenn ich das könnte!“

„Pst! Pst! Sie, junger Monn! Ich warte schon eine halbe Stunde. Wie lange ...“ „Einen Augenblick, gnädige Frau!“

Einer vom Lande, der auch schon recht lange geduldig dasteht, tößt noch einigem Stottern deutlich vernehmen: „Hebbt Se Papeerkrogens?“ „Ne!“ „Eck wult ja mon eenen!“ „Hobe selber nur einen, und den habe ich um; der ist antiquarisch, und Antiquoriat hoben wir nicht.“ Der Bouer ist durch das Fremdwort so geblendet, daß er kopfschüttelnd entweicht.

„Sie da!“ mit diesen ermutigenden Worten erscheint eine Megäre, drei Mödchen von vierzehn bis achtzehn Johren hinter sich. Der jüngsten nimmt sie das Buch ab, dos sie ouf den Tisch wirft. „Jawohl, Sie sind es gewesen! Kennen Sie das Buch da, kennen Sie dos Buch?“ „Gewiß, das ist ein Bond von der Heimburg!“ „Ach was, verkouft hoben Sie dos meiner Tochter,“ geht es logisch weiter, „das hoben Sie gewogt, mei—ner Tochter zu verkaufen.“ „Aber gnädige Frou, dos ist doch für das Alter durchaus possend.“ „Wos geht Sie das Alter meiner Töchter an, keine Liebesgeschichten sollen Sie ihnen verkousen: Hoben Sie mich verstonden? Ja—a? No, wir sind geschiedene Leute, das sollen Sie mal sehen. Wir sind geschiedene Leute ... (Stimme von ousten verhollend) geschiedene Leute ...“

„Na! Viel zu thun?“ meldet sich ein alter Kunde, ein Kunde, der sogar den Hut abnimmt, wenn er den Laden betritt — welch settsome Erscheinung. „Sie sehen ja schön echauffiert aus. Nun freilich, die vielen Lompen, der Stoub und donn die Menschen. Wissen Sie, ich muß meinem jüngsten Schreier wos schenken, das ilt jo mol so Ulus; olso los, ein erstes Bilderbuch!“ Folgt der Auswohlakt. „Pfui, wie unmoralisch, da ist jo eine Bierflasche abgebildet: würde Ihnen so possen, soll mein Junge ein Säufer werden? Na! also eins von den beiden onderen; an welchem

Unwetter. Nach dem Gemälde von Otto Modersohn-Worpswede.

verdienen Sie mehr? Na ja, dann schicken Sie mir das und für 30 Mark Klassiker, Sie wissen schon, was da noch fehlt. 'n Abend." „'n Abend, Herr Doktor."

„Ich möchte gern ein Bild, aber mit Rahmen." (An sich ja kein Widerspruch!)„ Erste Etage, wenn ich bitten darf."

„Und Sie befehlen?" „Ich möchte gern ein gutes Buch für eine ältere Dame, sie interessiert sich für Biographien aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, namentlich für Frauenbiographien. Ist da wohl etwas Neues erschienen? Voriges Mal hat sie gehabt . . ." Gottlob ein Mensch, der weiß, wo er hinaus will. Alles in Frage Kommende wird gezeigt, das schon Bekannte ausgeschieden und die Wahl getroffen. Fertig, der Nächste!

Nun folgt wieder eine vernünftigere Periode. Es werden dazwischen ein paar ältere Bücher ausdrücklich verlangt, Freytag vielleicht oder Keller. Eine Juristentante bestellt Motive zum Bürgerlichen Gesetzbuche, Mütter kaufen sachkundig Jugendschriften ꝛc.

Da schallt Hilfeklingeln aus der ersten Etage, bei der „Kunst" ist zu wenig Mannschaft. Einer rast hinauf. „Ich möchte gern ein Bild über das Sofa." „Jawohl; soll es Landschaft sein, oder ein historischer Gegenstand oder . . ." „Zeigen Sie uns mal was, wir werden schon etwas finden." „Davon bin ich fest überzeugt, nur wenn ich Ihnen die Auswahl etwas beschränken dürfte . . . wir haben hier ca. 2000 Blatt." „Fangen Sie nur irgendwo an! In der Zeit hätten wir schon eine Menge sehen können." Der arme Gehilfe blättert und blättert, das Suchen nimmt kein Ende. Durchaus wollen die Käufer mitblättern, nicht ahnend, daß es eine Art Kunst ist, ein Blatt so umzuwenden, daß kein Knick entsteht. Das muß also verhindert werden, die Entscheidung beschleunigt. Nach fast einstündiger Qual wird dann erklärt: „Na — schön, wir kommen wieder." Wut im Herzen ob der verlorenen Zeit begleitet der Unglückliche die guten Kunden bis zur Thür, um vorher noch gefragt zu werden: „Verkaufen Sie auch Centimetermaße?" „Nein, wir führen nur bedrucktes Papier." „Schade, wir könnten sonst gleich einmal ausmessen, wie groß etwa das Bild sein müßte." „Aber Sie haben doch das Sofa und die Wand gar nicht hier!" „Ach so! Ja — ja — na ja, *also* wir kommen wieder. Adjöh!" „Adjööööh!" Brrr.

Um die Freude noch zu erhöhen, naht der Chef. „Das ist natürlich nichts geworden?" „Nein, die wollten bloß Bilder besehen." „Sehen Sie, das sagen Sie selbst, und dabei zeigen Sie ihnen eben zwei Stunden lang Bilder, während wir hier unten nicht wissen, wo wir hin sollen. Unglaublich, daß Sie sich das nicht selbst sagen, daß dazu die Zeit nicht da ist. Fällt es mir denn ein, jemandem drei Stunden Bilder zu zeigen? Aber bei Ihnen ist es immer so was . . ."

Weihnachtszeit, schönste Zeit!

Dafür bekommt der Nächste eine kleine Entladung von dem aufgespeicherten Zornesvorrat. Ein kleines Mädchen mit einem ebenfalls minimalen Brüderchen steht mit leiser Stimme und im voraus erschrockenen Augen um „ein Nadelbüchlein für zehn Fenge". „Waas? Nadelbüchlein! Das wäre noch schöner! Raus."

So. Jetzt wird ihm schon besser nach dieser Bethätigung von Männlichkeit und Courage. Noch mehr entwölkt sich aber seine Stirn, denn eben betritt das Ideal des ganzen Personals, im stillen nur „Dora" genannt, den Laden. Sechsmal hat das holde Wesen nach Zola, La Terre gefragt, und immer war der Band in der Leihbibliothek ausgeliehen; jetzt hat ihn unser Held auf die Seite gebracht und überreicht ihn wortlos, nur mit einem beredten Blicke seinem Engel. „Ach! Das ist nett." Kann ein Mensch glücklicher sein?

Doch noch stehen ihm schwere Prüfungen bevor, die seine volle Selbstbeherrschung verlangen.

Ein in Amerika reich gewordener Fleischwarenhändler schiebt seinen gewaltigen Leib über den halben Ladentisch, Hut auf dem Kopf und Cigarre im Mund; die Hände in beiden Taschen stößt er nach einigem Verschnaufen hervor: „Zeigen Sie mir eine — Kunstgeschichte." „Bitte." „Ist da auch Lenbach drin?" fragt er mißtrauisch. „Jawohl." „So? Zeigen Sie mal her. Nein! so eine will ich nicht. Ich habe mir da in München diesen Sommer ein Bild gekauft von ihm, für 12000 Mark — zwölf — tau — send Mark! Und da will ich doch sehen, ob das stimmt. Haben Sie denn keine Kunstgeschichte, wo die Preise der Bilder dahinterstehen?!" Fassung!

Knips, ein ander Bild!

„Sie haben mir da gestern eine Litteraturgeschichte verkauft, so eine zu 20 Mark, Sie wissen schon, die ist aber (!) van 95."

„Ja, gnädige Frau, seitdem ist nur eine unveränderte Auflage erschienen." Tiefe Niedergeschlagenheit, dann die seltsamen Worte: „Schade, schade. In meiner sind Verschiedene drin, die — schon tot sind." [Anm. des Verfassers: In meiner sind sogar fast alle tot!]

Eine kleine Pause. Jetzt kann man ans Kassapult gehen und seine Barverkäufe eintragen, wenn man sie noch glücklich zusammenfindet; dann Ansichtssendungen heraussuchen nach dem Notizbuch.

Für ein Mädchen von sechzehn Jahren Mädchengeschichten, womöglich von der Schulze-Smidt oder der Helm, „aber sie dürfen sich noch nicht kriegen" (das „noch" ist hübsch). Preis bis zu sechs Mark.

Für einen jungen Mann, der vor zwei Jahren konfirmiert ist, bei seiner Großmutter wohnt und trotzdem Schiffsingenieur werden will, irgend etwas „Passendes", nicht über drei Mark.

Für einen verdrießlichen alten Herrn, der eigentlich nur englisch liest, ein paar gute Romane, aber deutsch; Preis einerlei.

Für ein ungewöhnlich begabtes Kind von anderthalb Jahren, das wie sein Vater Jurist werden soll, Bilderbücher mit Verschen, „aber nicht so die gewöhnlichen Kinderlieder, die kennt er schon."

Hinten im Kontor türmen sich die Bücher stöße beängstigend. Sie müssen jetzt für ihr Adressaten notiert werden, eine Begleitrechnung erhalten, ihrem Bestimmungsort zuwandern. Gehen sie nicht mit der Post, so schleppt

sie eine Horde Laufburschen zwei- bis dreimal täglich den Kunden ins Haus. Wieder nach dem Notizbuch wird dann im Bestellungsbuch alles eingetragen, was bestellt werden muß, seitenlang.

Von vier Uhr an ungefähr bis zum Abgang des letzten Leipziger Zuges sitzt dann ein Unglücksmensch da und schreibt diese Bestellungen aus, immer durch Neueintragungen gestört. Dafür spürt er aber auch seine Nerven.

Die Windstille benutzend, addiert der Chef die Barverkäufe im Kassabuch mit Bleistift auf und findet den Betrag viel zu gering. Das findet er nun schon gute zwanzig Jahre lang, und doch ist ein Weihnachten immer fetter als das andere gewesen, soweit man beim Buchhandel davon reden kann; eigentlich sind das Widersprüche, ebenso wie notleidender Agrarier ein Widerspruch ist.

Die Zeit, in der der Normalmensch Kaffee trinkt, ist zu Ende, und wieder füllt sich der Laden brechend voll. Jetzt gegen Abend ist meist die lebhafteste Zeit, Chef, Gehilfen, Lehrlinge, alles rast durcheinander, redet durcheinander. Namentlich die Lehrlinge sind oft ein äußerst possierlicher Anblick, da sie ein gewünschtes Genre von Büchern erst nach einigem Nachdenken zusammenfinden können und dann hochrot vor Eifer und Unsicherheit mit einigen schüchternen Worten vorlegen.

Das Verkaufen — ich meine das gute Verkaufen — ist aber auch ein gar schweres Ding und ist durch langjährige Übung einigermaßen vollkommen zu erlernen. Es gehören dazu eine gewisse allgemeine Gewandtheit, umfassende Bücher- und Lagerkenntnis, sehr viel Geduld, Geistesgegenwart — so seltsam das klingt — und vor allen anderen Dingen eine Art Instinkt, herauszufühlen, was der Käufer eigentlich will. Das kann so weit gehen, mag man es mir glauben oder nicht, daß ein erfahrener Verkäufer dem Kunden, wenn es keiner der festen Kunden ist, schon beim Eintritt ungefähr ansehen oder anfühlen kann, was er will: ein Bild, ein bestimmtes oder noch zu bestimmendes Buch, ungefähr auch die Preislage. Überraschungen sind da natürlich recht häufig, aber im allgemeinen ist das nicht unrichtig. — Auch nicht leicht ist es, verschiedenen Leuten gleichzeitig etwas vorzulegen: Moderne Lyrik, populäre Werke über Elektricität und rationelle Stallfütterung. Keiner darf das Gefühl haben, er sei zurückgesetzt oder nicht höflich genug behandelt. Dann gilt es sorgenvolle Besteller zu beruhigen, deren Sachen noch nicht da sind. Sie sind beim Verleger vergriffen, oder der betreffende Laufbursche hat sie im Nebenhause abgegeben, oder die Verbindung mit Leipzig, dem buchhändlerischen Centralpunkt, ist unterbrochen. Alle möglichen Zufälle können da eintreten; das Schlimme ist daß sie sich nicht etwa gleichmäßig verteilen, sondern mit raffinierter Bosheit immer nur eine kleine Anzahl von Pechvögeln im Publikum treffen, die sich dann für berechtigt halten „einen schönen Begriff von Ihrem Geschäft zu bekommen".

Spät am Abend, wenn sich der Schwarm verlaufen hat, wird im Kontor zunächst ein kleines Souper eingenommen, Butterbröte und Bier auf Kronskosten. Das ist denn oft sehr niedlich. Der Chef ist in seiner Privatwohnung, und alles sitzt um den Packtisch herum, schmaust nach Leibeskräften. Jeder sucht dabei unter humanem Äußeren die Thatsache zu verbergen, daß er den Vorrat auf der Schüssel und das Kinnbackentempo der Kollegen stets im Auge behält, um seine Maßnahmen danach zu treffen. Dazu werden die Tageserlebnisse besprochen, wird Kritik geübt und raisonniert. Dem Lehrling, der auf dem Kohlenkasten mit den Beinen baumelt, wird so wohlig ums Herz, wenn er bedenkt, daß die Töchter des Chefs Gretchen und Käthchen, die dazwischen ins Geschäft telephonieren kommen, mit ihren süßen Pfötchen die Stullen gestrichen haben. „Na, Sie wollen wohl wieder einmal blos zusehen, wie andere Leute arbeiten," das schreckt ihn auf. „Wieder einmal!" solch ein armer Lehrling thut nie etwas zum erstenmal, immer „wieder einmal". O, das ist hart! Armer Stift!

Es wird weiter gearbeitet, das chaotische Durcheinander auf den Auslagetischen wird geordnet und samt den zurückgekommenen Ansichtssendungen eingeräumt. Stark gelichtete Bestände werden behufs Ergänzung nachgesehen, die Bestellungen fertig gemacht, und um ein Uhr rast der Lehrling damit zur Bahn. Gähnend trennen sich die Leidensgefährten: „Huch, morgen um acht Uhr die Schaufenster ändern! Ist das ein schweres Leben!"

Allmählich kommt so der 24. heran und damit die Sorge, alles zum heiligen Abend Versprochene noch glücklich ins Haus und wieder aus dem Hause zu bringen. So um die Mittagszeit herum wird es denn auch im Laden recht still, immer spärlicher kommen die Käufer. Die Reste des einst glänzenden Vorrates werden an ihre Plätze gestellt. „So, das wäre wieder einmal vorbei! Nun kommt noch das Umtauschen, vierzehn Tage lang täglich zwölf Stunden; das wird auch schön!" Von diesen tollen Wochen wie gerädert, denkt der arme, todmüde Gehilfe, wie er wohl den Abend verbringen will, ob im Gehilfenverein des Ortes oder wo sonst.

In diesen oft stark gedrückten Betrachtungen stört ihn eine eigne Art von Nachzüglern des großen Käuferheeres: die Junggesellen. Die Droschke hält vor der Thür, in der sie zur befreundeten Familie „zum Weihnachtsbaum" fahren; da muß Vater, Mutter und Kindern etwas mitgebracht werden; das sind meist Bücher. Sie sehen wenig auf den Preis, sind schnell entschieden und lassen nicht anschreiben, sondern zahlen bar. „Umgetauscht werden kann es doch?" „Natürlich, Herr Assessor." Na, diese Umtauscherei! Mit den letzten Kräften werden diese Herren noch bedient, dann stößt sich jeder wieder planlos herum, bis der große Moment kommt, der in all der Misere wie ein tröstender Stern dem Wanderer entgegengelächelt hat.

Mit einem Päckchen Couverts in der Hand steigt der Chef die Treppe zur „Kunst" empor, im Vorbeigehen noch dem Prokuristen ein paar Worte sagend: „Ach bitte, einen Augenblick!" Kaum merklich schmunzelnd folgt dieser, es schmunzeln die Gehilfen, es schmunzeln auch die

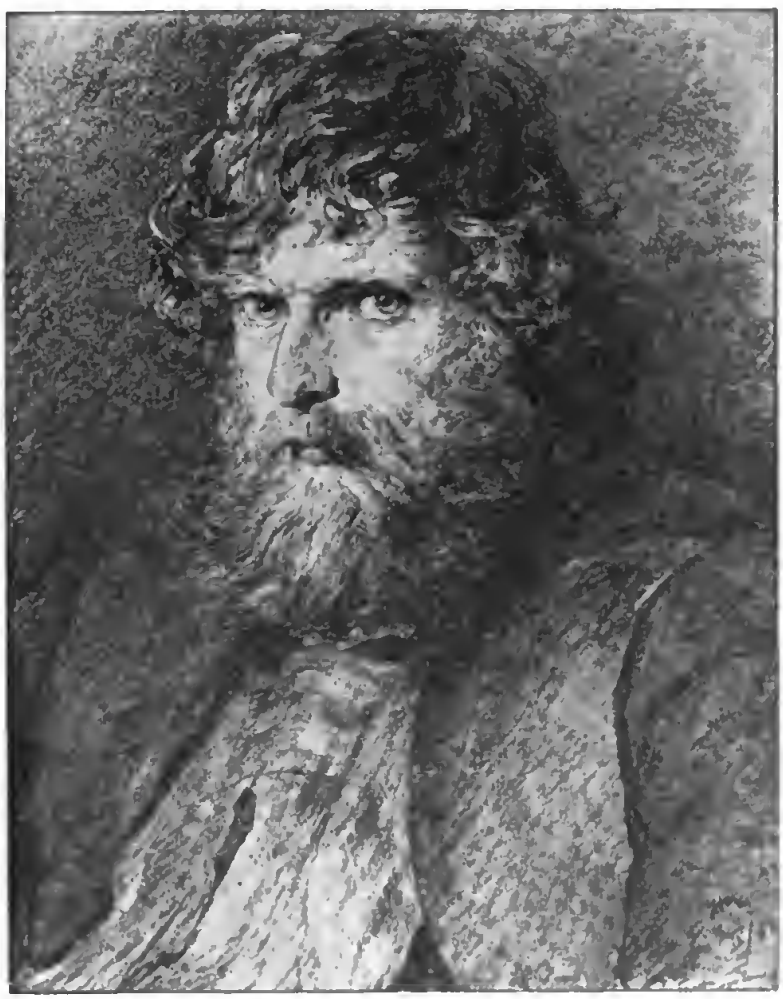
Lehrlinge. Möglichſt unbefangenen Antlitzes erſcheint der Prokuriſt nach wenigen Minuten wieder, den erſten Gehilfen hinaufſendend, nach deſſen Rückkehr den nächſten und ſo fort, ſtreng nach Rang und Würden. Was da oben vorgeht? Ja, wer weiß es! Jedenfalls hat der Chef die Couverts nicht mehr, als er herunter kommt.

„Na, meine Herren, ich wünſche Ihnen allen ein recht frohes Feſt! Alſo Montag von zwölf bis zwei. Guten Abend!“

Uniſono und ſehr herzlich: „Guten Abend!“

Kaum iſt er weg: „Wollen wir auch zumachen!“ Hui, wie das geht! Die Kaſſe und die Bücher in den Geldſchrank, Rouleaux herunter und Lichter aus, Thür zu — — Halt, da kommt noch jemand! Und herein mit zögerndem Schritt ein Knäblein tritt, ein Buch unter'm Arm: „J . . ich möchte gern das Buch umtauſchen.“ — „Was, jetzt eben vor der Beſcherung?“ — „N . . nein, wir haben eben beſchert, und da habe ich das Buch bekommen, und das gefällt mir nicht, und da dachte ich — — —“

Aus unſerer Studienmappe:



Burggräfler. Studie von Louis Eyſen.

Stille Weihnachten.

Von

Agnes Miegel.

Mit Vignetten von **Otto M. Porſchr.**

Die Glocken läuten. Das iſt ein ſtiller Advent
In einem Hauſe, das kein Kinderlachen kennt,
In dem kein Stimmchen flüſtert vom Weihnachtsmanne.
Da iſt kein Raten, kein Wiſpern nnd Heimlichthun,
Über Rauſchgold nnd Silberſternen; die Hände ruhn,
Statt froh zu putzen die duftende Edeltanne.

Die alten Silberteller füllte ich ſtumm.
Acht Teller ſtanden einſt um den Baum herum,
Acht kleine Altäre, verklärt von der Liebe Schimmer.
Und immer weniger wurden es mit der Zeit;
Vor einem Jahre noch vier. Heut ſind wir zu zweit;
Sechs Plätze an unſerem Tiſch ſtehn leer für immer.

In des Werktags Mühen vergaßen wir unſer Leid.
Nun halten wir Raſt und haben Feierzeit
Und heben die Lider beim Glanze der Weihnachtslichter —
Unſre müde gewordenen Augen wartend ſpähn —
Wie öde in dieſem Licht unſre Zimmer ſtehn —
Wir ſuchen es überall wie geliebte Geſichter.

Horch, welch ein Klang klingt durch den ſtillen Saal!
Auf der Straße blaſen ſie unten den Weihnachtschoral,
Das alte Lutherlied von der Engelſtunde.
Das heiße Wachs tropft von dem grünen Baum,
Unſre heißen Thränen tropfen in holdem Traum.
Zu uns einſamen Seelen kam der Troſt dieſer Stunde.

Die Krippe, die einſt unſre Kinderaugen entzückt,
Die heimlich des Nachts der Mutter Hände geſchmückt,
Sie ſtrahlt nun wieder. All unſer Gram ward zu nichte;
Vor dem Lächeln des Heilands ſchwindet, was uns gequält,
Unſrer toten Mutter gütige Stimme erzählt
Ihren horchenden Kindern wieder die Weihnachtsgeſchichte.

Ein Weihnachtslied.

Novellette von

Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Winterdunkel, Winterſchweigen, Trauer und Sehnen, tiefſtes Verebben alles Lichtes und Lebens — dieſe ganze vorweihnachtliche Zeit — — immer ſtimmt ſie mich zu eignem Sinnen, immer greift ſie mir mit wunderbarer Macht ins Herz, aber doch nie wieder in ſolchem Maße, wie in jenem Jahre — —“

Mit tief verſonnenem Blicke ſagt er's.

Er iſt ein Dichter, einer von den ganz echten, die traulich einfach und wahrhaftig zu reden wiſſen und die Menſchenherzen dadurch an ſich locken wie durch rote Zauberbeeren.

Durch höherer Mächte Güte iſt er mein Freund. Es thut nichts, daß er berühmt zu werden anfängt. Er merkt es kaum, und es läßt ſich mit ihm trotzdem vollkommen gemütlich und natürlich umgehen und reden, als wenn gar nichts los wäre.

„In jenem Jahre —“

Ein leiſer Glückston, halb Kichern, halb Jauchzen, antwortet dem Stichworte aus einer der trauten Ecken des dämmerigen Zimmers her. Im Glutſcheine des vernickelten Öfchens mit dem „ewigen Feuer“ hebt ſich dort ein wunderſchöner, zartblonder Frauenkopf von einer dunkelroten Seſſellehne ab.

„Dichterfrauen müſſen das ein bißchen verſtehen, dies Sichſchmiegen und Sichdehnen in geſelligem Nichtsthun,“ hat er ihr einmal geſagt.

In jenem Jahre! Wie das klare Geſicht aus der Dämmerung, ſo hob ſich, von ein paar Worten beleuchtet, die ganze kleine trauliche, frohe Geſchichte aus der Vergangenheit.

Vor vier, fünf Jahren hatte er ſie mir einmal erzählt, noch warm beredt damals von jungem, ſüßem Glück. Ich will verſuchen, ob ich es ihm nachreden kann, ob ich den Ton ſeiner Stimme auffange, der mir leiſe im Ohre ſchwirrt.

* * *

Winterdunkel! Winterſchweigen! O, ſo tief, tief, wie ein Menſchenherz nur eingetaucht ſein kann in dieſe Stimmung, ſo war es meins. Von ſonnennaher Berghöhe ins dunkelſte Thal! — Meine Sonne, meine Schaffenskraft, war geſchwunden, und ich trauerte, wie vielleicht der erſte Menſch in der erſten Nacht getrauert hatte, und glaubte, mein Himmelslicht käme niemals wieder.

Mit meinem Einzuge in die Rieſenſtadt hatte ſie angefangen, dieſe lichtloſe Zeit. Ich hatte meinem trauten Thüringer Neſte und meinem Lehrerberufe Ade geſagt in der ſiegesfrohen Sicherheit meines erſten größeren litterariſchen Erfolges. Meine erſten Dichtungen, meine erſten Erzählungen — wie ein Strom, aus tauſend rieſelnden Quellen, war das damals über mich geſtürzt; ich hatte das Glück der Arbeit, das tiefbefriedigendſte der Welt, aus dem Grunde kennen gelernt; — lieblich wie Veilchenduft und Vogelgezwitſcher war der erſte Erfolg gekommen, die erſten Dank- und Zuſtimmungsbriefe lieber Menſchen, die mir nachgefühlt,

was ich tief und ehrlich empfunden, die ersten Brudergrüße mitstrebender Genossen.

Zu reizvoll ist das alles! — —

Und dann — das war das Schlechteste nicht —, dann kam auch jener Brief meines allerfreundlichsten Gönners, des Verlegers, in dessen Wochenblatt meine Arbeiten fast sämtlich abgedruckt gewesen, der Brief, der mich elektrisierte, in Fieber versetzte.

Der zweite Redakteur des Blattes hatte seine Stellung aufgegeben, aus Privatgründen. Ob ich Lust hätte, die Stellung anzunehmen?

Ja, natürlich! Ganz ohne weiteres! Ich schwankte und überlegte gar keinen Augenblick. Magisch beleuchtet schien mir von meinem Weltwinkel aus das ganze Getriebe des litterarischen Lebens —, meine Schulstunden erschienen mir manchmal bereits als unerträgliche Fron, wenn die Phantasie ihre Bilder entfaltete. Und da, in der großen Stadt, die ich mir abends oft mit geschlossenen Augen sehnend vorstellte mit ihren Millionen Lichtern, glühten ja auch für mich schon ein paar Lichtchen. Im Herzen freundlicher Leser meiner Sachen, lieber Kollegen, besaß ich eine Stätte.

Mehrmals hatte man mir geschrieben: „Wenn Ihr Weg Sie nach Berlin führt, vergessen Sie nicht — — — — —“ Nun sollte er hinführen, hinein, mitten hinein!

Der Frühherbst prangte noch, sattes Sonnenlicht lag glühend auf farbigem Laub, als ich dahinsauste im fixesten Zuge, dem neuen Leben entgegen, das mich lockte mit wonniger Macht. Über die Stoppelfelder, die buntscheckigen Wälder hin flogen die Wandervögel in langen Zügen und Schwärmen, noch rastlos, kreuz und quer. So schwirrten die Gedanken in mir, hierhin, dorthin. Monatelang war ich, durch den bevorstehenden Berufswechsel aus der Ruhe gebracht, nicht zu rechter, gesammelter Arbeit gekommen. Ich weiß noch, wie ich den Vogelschwärmen nachschaute in glücklichem Sehnen.

Und ich weiß mich noch ganz genau auch eines anderen Tages zu entsinnen. Sieben, acht Wochen später ungefähr. — Novembermelancholie braute, graute, düsterte über der Stadt. Unter den kahlen Bäumen des Tiergartens saß ich, an einem See. Nebel deckten ihn beinahe zu, Nebelfetzen hingen in den kahlen Bäumen; tief und schwer lasteten die Wolken herab.

Ich weiß nicht, was ich da wollte. Stimmung suchen wohl, Stimmung, nach der ich rannte, auf die ich brannte, seit ich da war in der großen Stadt. Eine Last lag auf meiner Seele, eine Angst, ein Schmerz, bleiernschwer. —

Ich heiterer Mensch hatte etwas so Trübes, Verzweifeltes wie diese Gemütsverfassung noch nie gekannt. Auf den ersten Rausch des Entzückens über den hohen Wogenschlag des Großstadtlebens war sie fast unvermittelt gefolgt, diese Traurigkeit aller Traurigkeiten.

Mein Talent war mir untreu geworden. Spurlos, wie ein Phantom, in der Luft zerflossen war's. Ich hatte so viel Stoffe, Pläne, Stimmungen bereit gehabt; wie der Schwimmer in die brandende Flut, hatte ich mich in die Arbeit stürzen wollen, mit ausgebreiteten Armen, die Begeisterung der ersten Anregung kräftig benutzend.

Aber da kam es, das rätselhafte Erstarren.

Wie der größte Thor, wie ein Kind, wie ein Geistigtoter saß ich in meinem einsamen Heim vor den weißen Bogen. Was ich begann, war unnatürliches, steifes, starres Gekünstel, kein Fluß, kein Leben darin, keine Ueberzeugung, keine Gewalt, die mich vorwärts zog, die formen und bilden half.

Denn so war es früher gewesen! Ich wußte es nun, ich sah es tief ein, immer tiefer. All mein Ringen, meine übermenschlichen Anstrengungen nützten mir nichts! Von außen mußte es kommen, von einer höheren Macht. Und die hatte mich verlassen. Voll Zorn zerriß ich alle meine Anläufe, immer, doch immer von neuem zu ringen, zu beginnen.

Ich wollte mir Stimmung holen aus der neuen Lebensflut. Aber mit dieser Absicht besehen, wie schal erschien da das neue Leben!

Meine Redaktion! Dieser Brennpunkt des litterarischen Lebens, auf den ich mich so sehr gefreut! Wie anders war das alles, als ich mir's gedacht! Aus Fluten von Mittelmäßigem und Schlechtem das Gute herauszufischen und bei jeder leidlichen Zeile, jeder geschickten Wendung das armselige Staunen: „Wie der das nur kann! Wenn du das könntest!“ — das Mittelmäßige schließlich bewundernd und so von ganz falschem, einseitigem Standpunkte meinem

Amte obliegend. Der strebende, unfertige, mit sich ringende Dichter ist wohl selten ein guter, objektiver Redakteur. Ich flügellahmer, armer Poet nun vollends — ich aus der freien Höhe zur Erde Gefallener!

Mit den Anregungen aus der Gesellschaft ging mir's nicht viel besser. Ich hatte die Kollegen aufgesucht, mit denen ich schriftlich die ersten Flaggengrüße gewechselt; sie hatten mich in einen größeren litterarischen Kreis hineingezogen. Aber du lieber Gott, was sollte, was suchte i ch in solchem Kreise?

Lauter Leute waren da, die etwas konnten, lauter Glückliche mit ruhigem, sicherem, geistigem Besitz. Gelassen sprachen die wenigen, die überhaupt vom Fach redeten, von ihrem Schaffen; — Leute, von denen ich nie etwas gehört und gelesen hatte, thaten sich ungeheuer wichtig. Und ein dankbareres Objekt für Wichtigthuerei als mich damals hat es nie gegeben. Mir imponierte jeder.

Es brauchte mich nur jemand zu fragen: „Was schreiben Sie Neues?" so brach ich großer, langer Kerl beinahe in Thränen aus: „Nichts! Ich schreibe gar nichts! Ich kann nichts mehr!"

Den paar Gönnern, die mir früher so freundlich geschrieben und die ich nun gemäß der Weisung: „Wenn Sie einmal nach Berlin kommen — —" nun voll Trostsehnsucht aufsuchte, hätte ich das wahrscheinlich gleich im voraus auf die Visitenkarte schreiben sollen, mit der ich mich anmeldete. Denn sie fragten alle dasselbe, sie sahen mich alle so sonderbar, wie schwer betrogen und beleidigt an, als ich trauriger, bescheidener Gast kleinlaut und gedrückt auf ihre Examenfragen Bescheid gab.

Da drehte ich endlich tief verstimmt allem, was Geselligkeit hieß, den Rücken. Ich verbrachte die Abende zu Hause, las, immer mehr, immer mehr, um mich nur immer mehr zu verwirren, nahm mir aus der Redaktion Manuskripte zum Lesen mit heim, Briefe zum Erledigen. — — —

Daß ich einer von Gottes Günstlingen gewesen, wenn auch nur einer von den bescheidenen, so doch ein sehr, sehr glücklicher, daran wollte ich nie mehr denken. Es war vorbei. Ernst, trübe und trist wie die kurzen, frostigen Tage war mein Sinn; traurig schlief ich jeden Abend ein, wie das Bäumlein im Kinderliede, und traurig bin ich aufgewacht. —

Die frühen Wege dann in mein Redaktionsbureau im halben Morgendämmern, im Nebel, durch den die Glocken so eigen hallten, am Kanal hin mit seiner träge rinnenden Flut, mit seinen langsam gleitenden Lastschiffen, das paßte mir dann gerade. Ich ging mit Willen zu Fuß, Tag für Tag, voll Heimweh und tiefer Resignation. Ich war ein Atom mehr im Getriebe der Riesenstadt, die sich an die Arbeit begab. Dies Untertauchen, dies Aufgehen im Ganzen that mir wohl.

Das Tagewerk selbst aber ward dornuiger von Tag zu Tag. Es war ein frischer Strom geistigen Lebens in unserer Redaktion, das muß ich sagen. Der Verleger ein Mann von ungeheurer Lebendigkeit, voll Thatkraft und Anregung; — mein direkter Vorgesetzter, der Chefredakteur, der geschickteste und graziöseste Stilist, der mir noch vorgekommen ist, ein unermüdlicher Erfinder liebenswürdiger Geschichten, ein Plauderer mit der Feder, wie ihn ein Unterhaltungsblatt sich nicht besser wünschen kann. Liebenswürdig als Mensch dazu. Mit Willen ließ er mich meine Unzulänglichkeit gewiß nicht fühlen, aber wie schmerzlich litt ich doch unter dem Druck seiner Überlegenheit!

Und dann — der Strom flutet so rasch weiter —, wer nicht mehr mit kann, ist so unglaublich rasch vergessen und abgethan. Seit einem halben Jahre hatte das Blatt nun nichts mehr von mir gebracht. Wer fragte da überhaupt noch nach mir? Ein reizender, frischer Roman meines Kollegen lief jetzt in Wochenfortsetzungen durchs Blatt; ein paar neue Dichtertalente waren aufgetaucht, eine feine, kluge Novellistin machte Furore mit volkstümlichen Skizzen — das alles brachte Echo über Echo aus dem Publikum ein — am grünen Tische wurden sie morgens immer lachend vorgelesen, diese Liebesbriefchen an die Autoren, die die Redaktion vermitteln sollte. In einer Bitte um ein Autogramm gipfelten sie meist. Manchmal ging's auch tiefer — ein volles Herz sagte ergriffen Dank.

Wie mir einst — lang, lang schien mir's her!

„Hätt's nie gedacht,
Daß ein Strom, so heiß,
Im Winter würde
Zu starrem Eis!" — —

O, wie oft, wie oft klang mir der kleine Vers vom Rheinlandsohne Siebel damals in den Ohren!

Starres Eis — das war's genau!

Lächerlich bei aller tiefen, tiefen Traurigkeit! Wahrhaftig, nicht einmal diese Kleinigkeit, dieses Weihnachtslied, um das der Kollege mich für die Christnummer bat, wollte mir gelingen! Irgend etwas Süßtrauliches, tief, tief Weihnachtliches sollte es sein. Nicht das gewöhnliche Glockengeklingel, nicht der ewig gleiche Klang, den doch kein Mensch mehr den alten frommen, schlichten Weihnachtsliedsängern nachzuahmen vermag.

„Modern, echt, episch womöglich — einfach etwas recht Wunderschönes!" bestellte mein freundlicher Vorgesetzter leichthin in seinem liebenswürdigsten Tone.

Ich armer Narr!! — Da saß ich nun wieder halbe Nächte lang. Weihnachtslieder hätte ich wohl reimen können, dutzendweise nach üblichem Muster — aber auch nicht eins, aus dem etwas Tieferes klang, eins, das Gott gesandt, eins, aus dem die Glocke tönt, die die Herzen allmächtig zwingt. Das Gemachte, Gekünstelte meiner Versuche brachte mich zur Verzweiflung — in unerträglich peinvoller, nervöser Stimmung zerriß ich Blatt um Blatt.

Darüber verrannen die Schneetage, müde und still, einer nach dem anderen — immer dunkler wurde das Dunkel, immer stiller das Schweigen.

Für mich freilich nur!

Die übrige Welt blitzte hell genug von Weihnachtsvorbereitungen und Weihnachtsfreude.

Für mich nur! — — Und doch nicht für mich ganz allein!

Es ist eigen, wie das wirkt, wenn einem so recht tief, tief traurigen Menschen etwas Gleichtrauriges in die Augen schaut.

Mir ging es so.

Zu mir kam die Wehmut in eigner Person eines Tages, zart, jung und schön, aber so blaß, so blaß, so armselig, so rührend im kreppbesteckten Filzhütchen, im sehr einfachen, ärmlichen Traueranzuge, mit verschleierter, trauriger, leiser Stimme.

Im Empfangszimmer der Redaktion stand sie, zum Erbarmen verlegen, schüchtern und bedrückt.

Sie bitte viel-, vielmals um Entschuldigung, sagte sie stammelnd und verwirrt. Sie hätte nur anfragen wollen — — — ob die Redaktion dieses Briefchen wohl an den Adressaten, dessen Wohnort sie nicht kenne, befördern könne? — Sie reichte es mir hin. An mich! — Ich stotterte, beinahe so schüchtern wie sie, die Redaktion stehe ihr gern zu Diensten, ich würde den Brief sofort selbst befördern. Da sah sie mich an. — Ein so ernster Dank, eine so traurige Freude lag in ihren blauen Augen. Ich wußte, der ist's bitterernst, ernst wie dir, mit irgend einem Leid.

Und ernst war's ihr, über die Maßen. Ernst und echt betrübt war dieser kleine rührende Brief, den ich stumm, wieder und wieder, an meinem Redaktionspulte las, nachdem ich das kleine Fräulein mit den Schneesternchen auf dem goldigen Haar hinausgeleitet.

Es war ein Bittbrief an den Liebling eines vor einem halben Jahre noch glück- und freudereichen Thüringer Pfarrhauses — an den Dichter, der ich vor einem halben Jahre noch gewesen war.

„Vater lebte damals noch, war gesund und frisch," hieß es. „Sein Tod ist ganz jäh gekommen, meine arme, kranke Mutter kann sich wohl nie mehr von dem Schlage erholen. Alles, was ihr lieb war, hat sie lassen müssen; ihr Walddorf, Haus und Garten und Vaters Grab. Und das liebe Blatt, dessen Abonnenten Vater und Mutter zwanzig Jahre lang gewesen sind, in dem zuletzt Ihre lieben, schönen Geschichten und Gedichte erschienen sind, entbehren wir nun auch. Vaters letzte große Freude sind Ihre Sachen gewesen. Er konnte sich so sehr begeistern. Er hat uns Ihre Erzählungen vorgelesen, hat Ihre Gedichte auswendig gesprochen, oft tief bewegt, hat so sehr, sehr gewünscht, Ihnen einmal im Leben die Hand zu drücken. Kurz vor seinem Tode wollte er Ihnen schreiben und zum Geschenk für Mutter, die Ihre Sachen auch über alles liebt, eine Handschrift von Ihnen erbitten.

Doch dazu kam es nicht. Glück und Sonnenschein rissen bei uns so rasch ab.

Aus großer Sehnsucht nach einem bißchen Freude für Mutter schreibe ich Ihnen nun. Wir sind meiner Ausbildung wegen nach Berlin gezogen, und meine Mutter ist hier sehr leidend geworden, infolge des Umzuges, sagt der Doktor, infolge Heimwehs und großer Traurigkeit, infolge der ganzen Veränderung,

Eisbaren auf Spitzbergen. Nach dem Gemälde von Richard Friese.

glaube ich. Wir hatten es zu gut! Vater war so fröhlich und gütig, Mutter war die glücklichste Frau.

Das schreibe ich Ihnen, damit Sie nur ein wenig verstehen, wie ich so unbescheiden sein kann. Ich habe eine große, innige Bitte an Sie, sehr geehrter Herr! Sie haben gewiß wieder unzählig viele, schöne Sachen in unserem Lieblingsblatte gehabt, seit wir es nicht mehr halten und lesen können. Wenn ich die Abschrift *eines* Liedes von Ihnen meiner Mutter auf den Weihnachtstisch legen könnte! Eine tiefe, große, große Freude würde ihr das sein! Die einzige vielleicht, die ihr geschehen kann in diesen dunklen Tagen! O, ich bitte Sie, sehr geehrter Herr, versagen Sie uns diese Freude nicht! Ein Lied, ein Weihnachtslied vielleicht! Wie würde ich Ihnen dafür danken!"

* * *

So ungefähr! —

Ein Lied, ein Weihnachtslied!

Unmöglich könnte ich's sagen, wie es mir zu Mute war, als ich dies Briefchen las.

Ich habe ja keins! Ich kann ja nichts mehr! Ich bin kein Dichter mehr! klang's zuerst schmerzvoll in mir.

Dann wurde es auf einmal so eigen, so hallend still in meiner Brust. — — —

Es war mir, als hörte ich etwas aus weiter, weiter Ferne tönen und klingen wie Schlittenglöckchen und Kirchenglocken; ich sah durch die Schneeflocken, die draußen wirbelten, deutlich, zum Malen scharf, ein lebendiges Bild. Dieses Pfarrhaus im tief verschneiten Walddorfe war's, in dem sie alle so unaussprechlich zufrieden und glücklich waren. Ein Christabend mit aller tiefen Traulichkeit und Innigkeit der Gesinnung in solchem Hause, bis auf die kleinsten Züge stand er vor mir; der ganze geliebte Thüringer Wald stand vor mir im weißen, flaumigen Schnee, im heiligen Schweigen, goldenen Lichtschein aus seinen Hütten und Häuschen entsendend in die tiefblaue Nacht. Über und in dem allen Liebe, Schlichtheit, Innigkeit, unendlich tief. —

Ein leiser Schauer ging mir über die Seele! Wenn ich einmal noch etwas könnte! Wenn ich *das* sagen könnte! Wenn sich mir einmal noch die Schwingen höben, wenn sich mir die Worte vertieften, daß ich aussprechen könnte, was ich empfand!

Ich habe wie traumabwesend diesen Morgen auf meinem Redaktionsplatze gesessen. Zwischen meinen Korrekturen und Manuskripten kamen mir, ich weiß nicht wie, Verse in die Feder, Verse, von denen ich im Augenblick wußte: die bleiben dir, die schlagen den Grundton an, wie du ihn brauchst, daran schwingst du dich höher und weiter. Das ganze Lied, das ganze Weihnachtsidyll, das mir vorschwebte, sang und klang schon beinahe fertig in mir. Meine ganze Heiterkeit und Freude am Leben, die ich längst erstorben gewähnt unter meinem Grämen und Grübeln, wachte auf und wollte zu Worte kommen.

Wie flimmerte es auf einmal wieder an diesem Abend in meiner traurigen Dichterklause!

Der Bettler war wieder Herr! — — —

Wie im Fieber habe ich geschrieben, immerzu, Bogen auf Bogen!

Weiß Gott, wie es gekommen ist, wie das Wunder sich vollzog! Ich brauchte nicht zu ringen, nicht zu flehen, von selbst kam alles geströmt; ich wußte alles, ich sah alles. Der Ausdruck, der mir nicht mehr dienen wollte trotz alles heißen Werbens, kam nun natürlich und spielend leicht von selbst; die Worte hatten nicht mehr den allgemeinen, nichtssagenden, faden Klang der Schriftstellersprache, die ich haßte, sondern den besonderen, richtig abgetönten, den ich ihnen geben wollte aus meiner Seele heraus — obgleich es nur die ganz gewöhnlichen, einfachen Alltagsworte waren.

So ist mein Weihnachtslied, mein kleines Idyll, fertig geworden in dieser Nacht.

Es war mein Erlösungslied.

Es lehrte mich: die Sonne verschwindet nicht, sie taucht immer wieder auf aus Nebel und Nacht. Dem sehnenden, ringenden Menschen kann sein Heiligstes, sein Können, nicht verloren gehen. Es kommen für den Künstler Zeiten tiefsten Druckes, Zagens und Seelenwehs, aber aus der Nacht führt der Weg gewißlich immer wieder zum Licht! Es ist nur ein wogendes Auf und Nieder, das ganze Schaffen! —

Sehr weise und sehr energisch habe ich mir da vorgepredigt, was ich mir zu meinem eignen Glück bis auf den heutigen Tag pflichtschuldigst gemerkt habe: „Alter, dummer Junge, verzage nicht noch einmal so bodenlos an dir selbst! Glaube an dich!

Habe Geduld mit dir! Glaube an ein bißchen Dichterglück! Glaube an eine höhere Regie in der Sache! Thu mir den einzigen Gefallen!" — — —

Gerade vor Thorschluß kam mein Gedicht noch zurecht für die Weihnachtsnummer. Mein Kollege reichte mir mit seinem liebenswürdigsten Gesichte die Hand über den Tisch, als er es gelesen. Er hatte sich auch schon um mich gesorgt, der liebe Mensch!

Vor allem, ich hatte es — und manches stand darin, was ich froh war, gesagt zu haben!

Und dann, im großen Berlin, das für mich bis jetzt noch keinen Stimmungszauber besessen hatte, saß irgendwo ein blasses, süßes Ding mit Augen, blau wie Wälderschatten, und wartete in leiser, wehmütiger Hoffnung auf mein Weihnachtslied, ein rührendes Geschöpf, das dem Dichter, der vor sich selbst verschollen war, in seinem Herzen treu geblieben war.

So heimatlich traulich stellte ich mir das sympathische Gesichtchen vor, während ich mein Opus schwungvoll und sauber für mein Waldkind abschrieb. Dabei klopfte ein leiser, leiser Gedanke schelmisch-schüchtern bei mir an.

So schön und einfach und märchenhaft hatte ich mir's immer gedacht, mein liebstes Glück.

Und sie war ja doch auch meine Muse geworden, meine kleine Retterin!

Davon wollte sie später freilich nie etwas hören!

Ich hatte es überhaupt sehr, sehr schwer!

So etwas von unnahbarer Schüchternheit, Bescheidenheit und Ängstlichkeit wie diese zwei, Mutter und Töchterlein, lebte gewiß in des Deutschen Reiches Hauptstadt nicht zum zweitenmale!

Was das kostete, bis sie sich's gefallen ließ, daß der Gott, der Lieblingsdichter (der arme Thor!!) von seinem Throne stieg und am Weihnachtsabend seinen treuesten Verehrerinnen in eigner Person sein neuestes Werkchen vorlas, das ist nicht zu beschreiben. Mit Schrecken sah mein Waldfräulein nun erst ein, welche tolle Keckheit sie mit ihrem Redaktionsbesuche gewagt hatte.

Ich mußte noch viele, viele Gedichte vorlesen an dem Abend, außer dem einen, bis sie sich beruhigte.

Bei diesem Vorlesen, als ihre Augen so schimmernd und groß an den meinen hingen, da wußte ich's schon ganz gewiß. Als ob ich sie tausend Jahre kannte und liebte, so war mir's zu Mute.

Zum Glück hatte ich Gedichte, soviel ich wollte, funkelnagelneu, in meiner Mappe!

Des Rades Schwung ging wieder mächtig nach oben.

Und ist's später auch wieder einmal abwärts gegangen — ich lernte hoffen, lernte mich fassen in Geduld.

Meine süße Trösterin hilft mir ja!

Mein ganzes Herz, mein ganzes Haus hab' ich voll Glück!

Winterdunkel, Winterschweigen — ihr schreckt mich längst nicht mehr!

Die arme Hand.

Mich schmerzt der Blick auf jene Hand,
Die ihren heil'gen Talisman,
Den goldnen Ehering, verbannt
Durch eigne Schuld, in bösem Wahn.
Es ist, als ob von solcher Hand,
Der ew'ger Treue Zeichen fehlt,
Der rechte Segen sich gewandt,
Ob sie sich rastlos müht und quält.
Sie zittert, wenn wehmütig bald,
Bald scharf ein Auge auf sie blickt,
Sie birgt sich scheu, wird müd' und kalt,
Die arme Hand, der nichts mehr glückt.
Und wenn sie faltet sich zur Nacht,
In stummer Qual gerungen steht,
So ist's, als habe keine Macht,
Erhörung keine — solch Gebet.

L. von Mentz.

Goldring Thutmosis' III.
Um 1500 v. Chr.

Fayencering.
Um 1400 v. Chr.

Fayencering mit dem Namen der Königin „Ti," Gemahlin Amenophis' III.
Um 1450 v. Chr.

Ägyptische Ringe aus dem Königl. Museum zu Berlin.

Aus der Geschichte des Ringes.

Von

Carl Bungart.

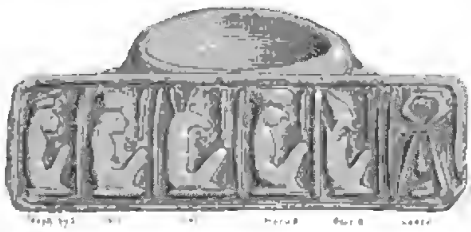
Mit vierunddreißig Originalzeichnungen von **Carl Leonh. Becker.**

(Abdruck verboten.)

Wie ist der Fingerring zu seiner so vielfachen symbolischen Bedeutung und damit zu seiner besonderen Wertschätzung gelangt?

Es gab eine Zeit, in der er gewissermaßen als das älteste Schmuckstück angesehen wurde. Unzweifelhaft mit Unrecht. Man kennt nämlich merkwürdigerweise kein Naturvolk, welches den Fingerring als Schmuck benutzt; so gern sich die Eingeborenen der Südsee, so gern sich die von der Kultur noch nicht berührten Neger Centralafrikas sonst schmücken, sie tragen nie einen Fingerring, auch diejenigen nicht, denen die Armspange oder der Schmuck der Fußgelenke durch Ringe bekannt sind. Man muß daher wohl annehmen, daß der Fingerring überall erst mit einer höher entwickelten Kultur zur Geltung gelangte, und dafür spricht auch die eigentümliche Thatsache, daß in den Homerischen Gesängen, in denen so oft von anderen Schmuckgegenständen die Rede ist, niemals der Ring erwähnt wird.

Die ältesten Ringe, die wir besitzen, sind ägyptischen Ursprungs. Sie reichen bis in das 3., ja bis in das 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurück, und gerade die ältesten kennzeichnen sich, wieder merkwürdigerweise, weit weniger als Zierstücke, denn als Gebrauchsgegenstände. Es sind nämlich fast ausschließlich Siegelringe; häufig farbig glasierte Thonringe, oft aus unedlen Metallen, vielfach aber auch aus Gold. Bei den ältesten Metallringen ist eine bestimmte Form vorherrschend: der eigentliche Ring besteht aus einem gebogenen Draht, der durch einen durchlochten Stein gezogen ist. Dieser trägt auf seiner flachen unteren geschützteren Seite die eingeschnittene käferförmige Zeichnung; wurde der Ring vom Finger gezogen, so drehte man den Stein um, um ihn zum Siegeln zu benutzen. Es ist unzweifelhaft, daß der Gebrauch des Ringes als Petschaft im alten Ägypten weit verbreitet und äußerst vielseitig war. Er diente nicht nur zum Versiegeln von Behältern mit Kostbarkeiten, er diente auch bereits zur Beglaubigung von Unterschriften, und da doch wohl in erster Linie die vornehmeren Klassen Petschaftringe führten, so mag sich mit diesen letzteren allmählich überhaupt der Begriff von Herrschaft und Macht verknüpft haben.



Ägyptischer Fayencering. Um 1450 v. Chr.
Aus dem Königl. Museum zu Berlin.

Sehr früh aber verschmolz sich damit eine weitere, reichere Symbolik, die wahrscheinlich auf die Kreisform des Ringes zurückzuführen ist. Der Reif, der Ring kennt nicht Anfang, nicht Ende. So wurde

er zum Bilde der Unvergänglichkeit, gleich der kreisenden Sonne, die im ewigen Wechsel und in ewiger Wiederkehr die Jahre bildet, — annulus nannten ja auch die Römer den Fingerring.

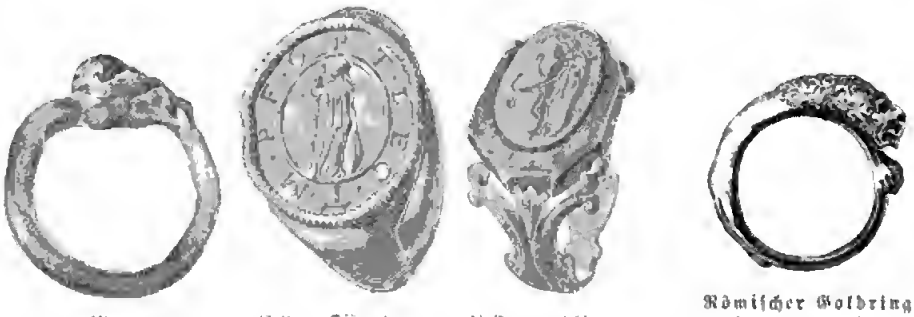
Bronzering. Etwa aus dem VII. Jahrh. v. Chr. Goldring. Um 500 v. Chr. Goldring mit Gemme (Sardonyx). IV. Jahrh. v. Chr.

Griechische Ringe aus dem Königl. Museum (Antiquarium) zu Berlin.

Von Aegypten aus scheint sich der Gebrauch des Ringes über die damals bekannte Welt verbreitet zu haben. Im Alten Testament finden wir ihn vielfach erwähnt. So gab der Pharao, als Joseph ihm seine Träume ausgelegt hatte, diesem seinen eignen Ring — er gab ihm damit Herrschaft und Macht, „er setzte ihn über ganz Ägyptenland". In Hellas sprechen nur vereinzelte Funde, z. B. in Mykenä für die Kenntnis des Fingerringes in alter Zeit, aber etwa vom VII. Jahrhundert v. Chr. an scheint er vielfach als Schmuckstück gebraucht worden zu sein, von Männern und Frauen, und die griechischen Goldschmiede setzten bereits ihre ganze Kunst an seine Ausgestaltung. Auf griechischen Ringen tritt uns auch zum erstenmal eine weitere symbolische Bedeutung des Ringes entgegen: sie tragen bisweilen als Schild eine Fußsohle als Zeichen der Unterwerfung, der Unterordnung. Diese Ringform kehrt dann später häufig auf Ringen wieder, die in frühchristlichen Begräbnisstätten gefunden wurden.

Am bekanntesten von allen antiken Ringen ist wohl der Ring Alexander des Großen geworden, den er auf dem Sterbebette dem Perdikkas übergab, gleichsam als königliches Attribut, wie um den tapferen General zu seinem Nachfolger zu ernennen. Und mit diesem Ringe wetteifert, freilich nicht an historischer Bedeutung, der Ring des Polykrates, dem Schiller zu ewiger Berühmtheit verholfen hat: „Von allem, was die Insel heget — Ist dieser Ring mein höchstes Gut — Ihn will ich den Erinnyen weihen — Ob sie mein Glück mir dann verzeihen." Übrigens ist uns eine recht genaue Beschreibung dieses Ringes erhalten, nach der er von dem berühmten Goldschmied Theodoros gefertigt gewesen und auf dem Stein einen Delphin, eine Lyra und einen Stier als Gravierung gezeigt haben soll; es ist weiter überliefert, er sei nach dem Tode des Polykrates, 522 v. Chr., nach Rom gebracht und dort hoch in Ehren gehalten worden. —

Auch den Etruskern, die ausgezeichnete Goldschmiede und Steinschneider waren, scheint der Ring von den Ägyptern überkommen zu sein. Sie überlieferten ihn den Römern, die von allen Völkern der alten Welt den größten Luxus in Ringen getrieben haben. Der Ring war das Abzeichen des freien Mannes, den Sklaven war das Tragen von Fingerringen streng untersagt. Später durften nur Senatoren und Ritter goldene Ringe tragen, und sie machten von diesem Vorrecht einen so ausgedehnten Gebrauch, daß, als nach der Schlacht am Trasimenischen See Hannibal den gefallenen Geg-



Glasring. Goldener Fingerring. Goldring mit Gemme.

Römische Ringe aus dem Rheinischen Provinzialmuseum zu Bonn.

Römischer Goldring späterer Zeit. Aus dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Fränkische Ringe.
Aus dem Rheinischen Provinzialmuseum zu Bonn.

nern die goldenen Ringe abnehmen ließ, er drei Scheffel dieser Kriegsbeute nach Karthago senden konnte. Künstlerisch stehen übrigens die römischen Ringe im allgemeinen hinter den griechischen und oft sogar hinter den ägyptischen zurück. Selbst als die herrlichsten Gemmen und Kameen als Kriegsbeute in großer Zahl nach Rom gekommen waren und mit besonderer Vorliebe als Ringsteine gefaßt wurden, legte man auf die schöne Arbeit des Reifens nur selten Wert; die Fassung blieb meist grob und plump, die eitlen Ringträger scheinen weitaus das Hauptgewicht auf die oft übermäßig großen Steine gelegt zu haben. Die Verwendung als Petschaft war sehr beliebt: wir wissen, daß Pompejus in seinem Siegelring das Bild eines Löwen hatte, daß Julius Cäsar mit einer geharnischten Venus siegelte, daß die Kaiser meist ihr eignes Bildnis zum Siegeln benutzten. Auch die hohen Beamten und Offiziere trugen vielfach Siegelringe (Abb. auf Seite 380) als Abzeichen.

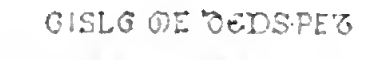
Eigentümlich, und nur in Rom vorkommend, waren die sogenannten Schlüsselringe. Sie zeigen als Ringschild die Nachbildung eines Schlüssels und wurden nur von den Familienvätern als Attribut ihrer Würde getragen.

Am interessantesten und folgewichtigsten erscheint, daß bei den Römern uns zum erstenmal klar ausgesprochen der Ring in dem Verhältnis zwischen Mann und Frau gegenübertritt. Andeutungen finden sich zwar schon früher. Im Berliner Museum befindet sich z. B. ein älterer, sehr schöner ägyptischer Ring mit der Inschrift: „Die Hausherrin — Nefrekahat — die süß Geliebte“,

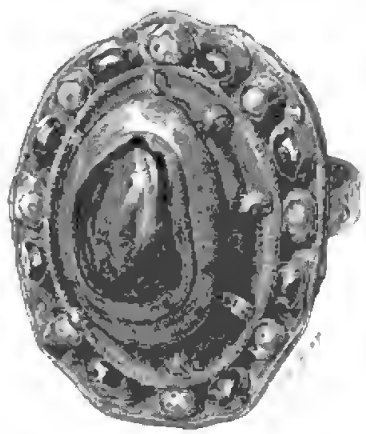
Schrift zwischen dem Wappen.

Wappen des Ringes.

Bronzering des Papstes Innocenz' VIII.
(Der Stein ist Zuthat.)
Aus dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.



Inschrift des Ringes.



Goldener Bischofsring Giselberts von Bremen.
XIII. Jahrhundert.
Aus dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

und auch die erwähnten griechischen Frauenringe mit der Fußsohle als Schild können vielleicht in dem Sinne gedeutet werden, daß der Mann, der sie schenkte, mit ihnen symbolisch von der Frau Besitz ergriff, daß sie sich ihm unterwarf, indem sie den Ring, der zugleich das Zeichen ewiger Treue war, annahm. Erst bei den Römern aber war es stehender Gebrauch, daß die Verlobte von dem Manne einen Ring erhielt und sich damit ihm verband. Man weiß nicht, ob diese Ringe stets oder auch nur häufig Inschriften trugen; es wurde aber z. B. am Rhein ein römischer Ring gefunden, ein einfacher Goldreif, mit der schönen Inschrift: „Memini tui, memini, te amo“ — „Ich gedenke dein, ich gedenke, ich liebe dich.“ Übrigens ist die Zahl der auf uns gekommenen römischen Ringe verhältnismäßig nicht sehr groß. Ihr Edelmetall reizte zum Einschmelzen und die bis in die spätere

Ring eines Herzogs von Pommern-Stettin. XVI. Jahrh. Aus dem Hohenzollernmuseum zu Berlin.

Ring des XVI. Jahrhunderts.

Goldring des XVII. Jahrhunderts.

Goldring des XVII. Jahrhunderts.

Aus dem Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Zeit vielfach unschöne Form nicht gerade zur sorgfältigen Erhaltung; dagegen sind Steine aus römischen Ringen sehr häufig gefunden worden.

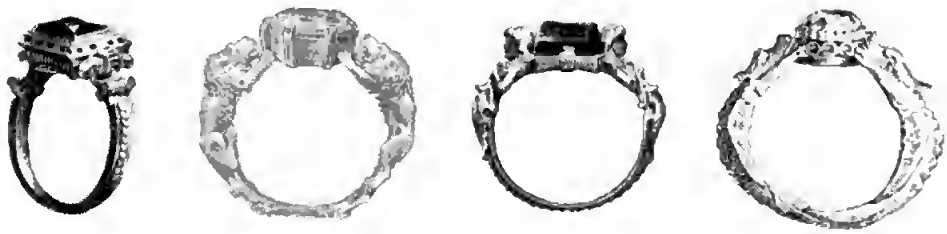
Den Germanen scheint der Fingerring erst durch ihre Berührungen mit der Kultur der Mittelmeervölker bekannt geworden zu sein, während sie den Ringschmuck für Hals, Beine, Arme — meist in charakteristischer Spiralform — viel früher getragen und geschätzt haben: die „Bauge", die wohl auch als Geldwert angesehen und zum Kaufpreis der Braut verwendet wurde. Zur Zeit des Tacitus trugen kattische Krieger aber bereits eiserne Fingerringe, als Merkmal eines ungelösten Gelübdes, bis sie sich ihrer nach der Tötung eines Feindes entledigten.

Moderne Ringe. Von Hugo Schaper, Hofgoldschmied zu Berlin.

Es mag wohl sein, daß sich der Begriff der Bauge, der Hingabe des schmückenden wertvollen Ringes, mit dem römischen Gebrauch des Verlobungsringes in mancher Weise verschmolz, als die Beziehungen zwischen Römern und Germanen in Krieg und Frieden reger geworden waren, als dann die Völkerwanderung auch eine gewaltige Völkermischung vollzog. Jedenfalls aber ist es der Einfluß des Christentums gewesen, der an die Stelle des einseitig gegebenen Verlobungsringes, dem der Grundgedanke der einseitigen Unterwerfung der Frau zu Grunde lag, allmählich den Austausch der Trauringe setzte als ein Zeichen beiderseitigen Bindens. Die christliche Kirche griff dabei auf 1. Mose 38, 18 zurück („Er [Juda] sprach: ‚Was willst Du für ein Pfand, daß ich Dir gebe?' Sie antwortete: ‚Deinen Ring und Deine Schnur und Deinen Stab, den Du in den Händen hast . . .'") Alter römischer Sitte gemäß wurde nun auch der von dem Priester geweihte Trauring an den vierten Finger der linken Hand gesteckt, weil man annahm, daß von ihm aus eine Ader unmittelbar zum Herzen führe.

So wurde im Mittelalter der Ring — vingerlin — ein Liebespfand, das man bei der Vermählung auswechselte, wie es schon im Gudrunliede heißt: „jedweder dem andern das gold stie an die hant."

Die Trauringe waren ehedem von sehr wechselnder Form. Größere Ringsammlungen enthalten die verschiedensten Arten.



Moderne Ringe. Von Hugo Schaper, Hofgoldschmied zu Berlin.

Vom XIII. bis XVII. Jahrhundert finden sich vielfach auf ihnen zwei verschlungene Hände; bisweilen kommen neben diesen zwei Baumstämme vor im Anklang an die Stammbäume der beiden sich durch die Ehe vereinigenden Familien; das XVIII. Jahrhundert, die Zeit der Schäferidyllen, liebte auf den Trauringen zärtliche Taubenpärchen oder flammende Herzen. Originell sind ältere jüdische Trauringe mit einem kleinen richtig aufgebauten Häuschen, als Nachbildung des Salomonischen Tempels aufzufassen, auf dem Schild — sie wurden freilich nicht getragen, sondern nur bei der Trauung dem Paare angesteckt. Sehr selten sind Trauringe von ganz winzigen Abmessungen, die bei den Verlobungen fürstlicher Kinder angefertigt wurden. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts ist die schlichte glatte Form des Traurings allgemein gebräuchlich geworden.

Moderne Ringe.
Von Hugo Schaper, Hofgoldschmied zu Berlin.

Die berühmtesten Verlobungs- oder Trauringe — freilich ganz symbolischer Art — endlich sind wohl die, welche ehedem die Dogen von Venedig in das Meer warfen, sich mit ihm, der Quelle der Macht ihres Staatswesens, alljährlich neu zu vermählen.

Aber nicht nur als Trauring gestaltete das Mittelalter den Ring aus. Daneben erhielt er auch eine besondere Bedeutung als Auszeichnung kirchlicher Würdenträger. Schon seit dem IV. Jahrhundert trug der Bischof einen Amethystring, „damit er wisse, daß er der Gemahl seiner Kirche sei.“ Der Papst aber benutzte, wahrscheinlich vom XIII. Jahrhundert an, den „annulus piscatoris,“ den Fischerring, mit dessen Abdruck er auch die Breves und Bullen beglaubigt. Der Ring heißt Fischerring, weil der Apostel Petrus Fischer war; er trägt auf der einen Seite die Bildnisse von Petrus und Paulus, auf der anderen den Namen des regierenden Papstes, darf nur vom Papst selbst oder doch nur in dessen Gegenwart gebraucht werden und vererbt nicht, wird vielmehr nach dem Tode jedes Papstes von dem Kardinalkämmerer zerbrochen. —

Das Mittelalter umspann, vielfach an Überlieferungen aus dem Altertum anknüpfend, den Ring mit buntem Sagenkranze. Bald machte ein Ring unsichtbar, wie schon die Griechen von dem Ringe des Gyges zu erzählen gewußt hatten; bald besaß er die Kraft der Verwandlung, wie in der Sage von den Schwanenjungfrauen, die jedesmal, sobald sie ihre Ringe ablegten, wieder zu Schwänen wurden; der Nibelungenring Andvaranant, der den Zwergenschatz ins ungemessene vermehren konnte, bringt jedem, der ihn unrechtmäßig trägt, den Tod. Auch die Parabel von den drei Ringen, die Lessing im Nathan verwertete, ist im Mittelalter entstanden und in ihrer ursprünglichen Gestalt wahrscheinlich um 1100 von einem spanischen Juden erfunden worden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man bestimmten Ringen auch heilkräftige Wirkungen zuschrieb, zumal, wenn in sie Reliquien oder solche Steine gefaßt waren, denen man an sich schon besondere Kräfte zumaß. Ein Ring König Eduards III. von England vermochte den Starrkrampf zu heilen, die Ringe des heiligen Bernhard, des heiligen Demetrius bewirkten Wunderkuren. Mancherlei Aberglauben, der mit dem Ringe zusammenhängt, ist bis auf unsere Tage nicht ganz erloschen. Ringe aus Bernstein sollen gut gegen Zahnweh sein, Ringe, aus alten Scheren geschmiedet, gegen Krampf schützen, und manch Mütterchen zieht wohl noch heute den Trauring vom Finger, um ein häßliches Gerstenkorn am Auge der Tochter damit zu bestreichen. —

Der Ring machte im Laufe der Jahrhunderte alle Wandlungen der Kunststile, das Auf- und Abwogen des Geschmacks mit. Auf die romanischen Formen folgten die gotischen, bis die Renaissance — ganz besonders auch die deutsche Renaissance — ihren erstaunlichen Ideen- und Gestaltungsreichtum auch für den Ring einsetzte; sie hat die zierlichsten Frauen-, die schönsten Siegelringe für Männer geschaffen, und ihr Formenschatz ist bis auf die neueste Zeit maßgebend geblieben, hat Barock und Rokoko überdauert. Unsere Abbildungen moderner Ringe zeigen recht deutlich, wie die Ringform heute noch

Ring des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. † 1598. Aus dem Hohenzollernmuseum.

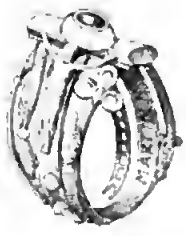
von der neu belebten Renaissance beherrscht wird, während dieser — auf anderen Gebieten der Edelschmiedekunst — in dem neuen, sich streng an Naturformen anlehnenden „Jugend"-Stil ein starker Gegenstrom erwachsen ist. Leider ist es heute aber nur zu oft nicht die Ring*form*, auf welche sich das Augenmerk des Käufers richtet, sondern lediglich sein Juwelenschmuck. So gewiß ein schöner Stein in schöner Fassung der Hand zur Zierde gereichen kann, so bedauerlich ist die sinnlose Anhäufung von Edelsteinen auf *einem* Ringe. Wir haben in den sogenannten Marquisenringen, deren längliches, oft ganz unverhältnismäßig großes Schild eine ganze Sammlung von Brillanten und Brillantsplittern zu vereinigen pflegte, ein — heute wohl glücklich überwundenes — Beispiel gehabt, wohin diese, man verzeihe den Ausdruck: protzige Neigung führte. —

Ring Friedrichs des Großen. Aus dem Hohenzollernmuseum zu Berlin.

Groß ist die Zahl der Ringe, denen man — mit mehr oder weniger Berechtigung — einen historischen Wert zumißt. Im Dom von Perugia bewahrt man z. B. den angeblichen Trauring der Jungfrau Maria und zeigt ihn alljährlich am Josephstage. Interessant ist der Ring des Frangipani, dessen Geschick Henri Thode den Stoff zu einer reizenden novellistischen Arbeit gab: Graf Frangipani verlor den Ring, den ihm seine Gattin ins Feld nachgeschickt hatte als Zeichen ihrer Liebe, nachweislich am 15. Februar 1514 unweit Pordenone, und er wurde ebendort Anfang 1892 gefunden; der Ring trägt als Inschrift den Spruch: „Myt wytlo Dyn eygen." — Oft beschrieben wurde der Trauring, den Martin Luther an Katharina Bora gab, ein sogenannter Passionsring, der in feiner durchbrochener Arbeit Christus am Kreuz und die Marterinstrumente der Kreuzigung zeigt. — In England ist der Ring sehr bekannt, den Maria Stuart ihrem Gatten Heinrich Darnley schenkte; auf einem Schilde ist das M und H durch einen eigentümlichen Liebesknoten verschlungen eingraviert. — Drei schöne originelle Ringe aus dem Hohenzollernhause bilden wir ab: den einen, den Kurfürst Johann Georg, den zweiten, den Friedrich der Große, den dritten, den die Königin Luise getragen hat bis zu ihrem Tode; sie befinden sich heute alle drei im Hohenzollernmuseum zu Berlin, und der Ring der Königin Luise ist von einer eigenhändigen Aufzeichnung des trauernden Gatten, des Königs Friedrich Wilhelm III., begleitet, die mit den rührenden Worten schließt: „am unglücklichsten Tage meines Lebens, Hohenzieritz den 19. July 1810." Eigen seltsam schließt sich an den Ring der schönen Königin, der der Schmerz über den tiefen Sturz Preußens das Herz brach, der schlichte eiserne Reifen an, den drei Jahre nach ihrem Tode preußische Frauen eintauschten für ihre auf dem Altar des Vaterlandes dargebrachten goldenen Trauringe. Das Märkische Museum enthält einige dieser wirklich historischen Ringe, mit der Umschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813."

Schlangenring der Königin Luise. Aus dem Hohenzollernmuseum zu Berlin.

Eiserner Trauring von 1813. Aus dem Märkischen Museum zu Berlin.



Trauring von Katharina Bora.

Ring Heinrich Darnleys

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Madonna. Nach dem

Gemälde von E. Veith.

Digitized by Google

Die ewige Burg.

Roman aus dem Odenwald von

Rudolph Stratz.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Der Weg war frei, aber es trat niemand hinein. Im Eingang stand der Gendarm Eidenmüller und nestelte, an seinem Schnurrbart kauend, den Revolver aus dem Ledersutteral.

„Horcht emol, ihr Lausbuwwe da unne!“ sprach er dabei. „Daß 'er's wißt: Ich schieß'! Ganz heilig schieß' ich. Wann ihr Uffruhr treibt, muß ich mei' Pflicht thun. Also, daß mir keines do 'ringeloffe kummt — sonst gibt's e Unglück, ihr Leitcher.“

Die Gruppen unten traten unwillkürlich zurück und blieben stumm stehen. Ihnen gegenüber der Gendarm in der Thüre. Es wurde ganz still. Aber dann flog plötzlich von irgendwoher ein Stein gegen den Mann der Ordnung. Zwei, drei andere Schotterstücke folgten, und brüllendes Gelächter begleitete die zornige Bewegung, mit der jener sich nach dem Übelthäter umsah. Und wieder ein Stein und wieder einer. Es war klar: wenn der Gendarm sich nicht entschloß, blindlings in die Menge hineinzuschießen, konnte er seinen Posten nicht behaupten.

Da plötzlich kam ihm Hilfe. Ein Haufe Männer tauchte aus der Seitengasse auf, wo der Dorfbäcker wohnte. Aus dessen Holzvorräten hatte sich ein jeder mit einem wuchtigen, weißgeschälten Eichenprügel bewaffnet. So marschierten sie heran, nicht in geschlossener Kolonne, aber doch in ziemlichem Gleichschritt und militärischer Haltung, ein robuster junger Bauer weit voraus.

„Sie dhäte käme!“ schrie eine Stimme. „Seller is der Kaltschmidt!“

„Der Kaltschmidt vum Grenzhof?“

„Jo. Und die vum Kriegerverein.“

Eine starke Bewegung entstand unter den Gruppen, auf die der Hofbauer kampflustig zuschritt. „Jetzt geht 'er awwer nach Haus!“ schrie er, seinen Knüttel schwingend, „oder *wir* zeige euch den Weg. Dees gibt's net, hier mit Schteiner nach'm Bürgermeischter und Schandarme schmeiße! Dees leide m'r net.“

„Ha — was geht denn das Ihne an?“ gellte eine Stimme aus der Menge.

„Dees geht uns an, weil dees *unsere* Gemeind' is. Und ihr Fawrikler seid e hergeloffene Bagasch'. Laaft doch retour, von wo ihr kumme seid. *Wir* hawwe euch net geruse — wir Landwirt' — *wir* brauche kei' Fawrik. Wir hawwe unser Hof un Äcker un Vieh un Geschirr. Dees is *unsere* Gemeind'! Verschtanne?“

„Hainer — mach' dein Messer uff!“ rief die helle Stimme eines kleinen Fabrikburschen. Auf diese Herausforderung hatten die anderen nur gewartet. Ohne weiteres Kommando kreisten plötzlich die weißen Knüttel über den Köpfen der Kolonne und senkten sich mit dem weitausholenden, beim Dreschen üblichen Schwunge hernieder in die aufschreienden und eilig auseinander stiebenden Gruppen. In wenigen Augenblicken war der Platz leer. Nur aus der Ferne tönten laute Schimpfworte und gelle Pfiffe, die Hunde heulten, und aus den

Fenstern schauten neugierige Gesichter auf die Straße.

Der junge Hofbauer sah stolz um sich und trocknete sich mit einem großen roten Taschentuch den Schweiß von dem Gesicht. „So mächt m'r's, ihr Männer!“ sagte er. „Norr net lang bitte. Dees sin ungebildeti Leit', mit dene muß m'r deutsch redde. No verschtehe sie's!“

„Do hott eins geblutt!“ Sein Nebenmann wies auf die roten Flecken im Schlamm des Bodens, in dem festgetrampelt ein alter Filzhut und eine abgerissene Krawatte staken, und machte ein unsicheres Gesicht. „Geblutt wie e Schwein!“

„Do auch ... do auch!“ schrieen mehrere Stimmen.

„Loss't sie!“ lachte der Kaltschmidt. „Dees is gesund im Frühjahr. Und waun's e paar Täg Hast koscht, die mach' ich gern ab. Dafor wisse die Fawrikler jetzt, wie sie dran sind, und daß wir uns net uze losse. Alleh, ihr Männer! Jetzt gehe wir do ins Wirtshaus und schtiste Ruh, im Fall daß die Bürschle es nochemol browiere.“

Das Gepolter, Thürenschlagen, Gelächter und Geschrei der unten eintretenden Männer drang empor zu dem Zimmer des Arztes, dann ein Soldatenlied aus heiseren Kehlen, mit einem sonderbar verstümmelten Kehrreim „von Hohenzollerns hochgetürmtem Gipfel — wo unberührt die Eintracht steht.“

Und nicht lange dauerte es, als sich bei ihm einige Opfer der Schlägerei mit blutverklebten Schädeln zum Verbinden einfanden. Erst ein alter freundlicher Bauer, der die Sache von der heiteren Seite nahm und, während ihm der Doktor Heftpflasterstreifen über die unbedeutende Schramme klebte, vom Jahr siebzig erzählte. Damals habe er mitgefochten bei Nuits — er sprach es nach Landesbrauch Nuitz aus — an jenem Tage, wo die vielen, arg vielen Badenser gefallen seien. Da sei es bös hergegangen über die Franzosen. Aber freilich — damals seien die „Sozen“ noch nicht erfunden gewesen. Die Esel würden ja nicht auf die Franzosen schießen, sondern warten, bis daß der Mélac wiederkäme und das Heidelberger Schloß noch einmal in die Luft sprengte. Mit den Sozen, das sei ein Unglück — die gehörten weggeschafft — ins Afrika. Dort könnten sie teilen!

Die beiden Fabrikburschen, die sich über den Hof heraufgeschlichen hatten, widersprachen nicht, sondern standen stumm und ängstlich da. Sie fürchteten sich vor dem Arzt und bissen krampfhaft, um nicht in Ohnmacht zu fallen, die Zähne zusammen, während er ihnen einen zerbrochenen Finger schiente und eine Hautwunde im Hinterkopf mit Nadeln zusammenheftete.

Dann aber entstand ein wüster Lärm. Einige stämmige Kerle brachten den langen schwäbischen Flößerknecht herbei, der von einem Italiener einen Messerstich in die Schläfe bekommen hatte. Der eine drückte ihm mit der Hand die Temporalisader zu. Sobald seine Finger sich lockerten, spritzte das Blut zwei, drei Schritte weit und stieß der völlig betrunkene Patient einen greulichen Fluch aus, daß er heute abend noch sämtliche Italiener totschlagen werde.

Es kostete geraume Zeit, bis der ungebärdige, im ganzen Zimmer umhertorkelnde und alles ihm Begegnende beiseite stoßende Schwabe auf einen Stuhl niedergezwängt, an Kopf, Händen und Beinen festgehalten und wie ein Opfertier dem Arzt überliefert worden war. Nun, da der Doktor, ungeachtet der von jenem versuchten Fußtritte, die Arterie glücklich mit der Pincette gefaßt hatte und unterband, begann der Schwarzwälder plötzlich, unter der Einwirkung des Blutverlustes und des Rausches, bitterlich zu weinen und jammerte wie ein kleines Kind bei jeder neuen Naht: man solle ihm nicht weh thun.

Endlich war der lange Flößer geflickt. Der gespenstisch wie ein weißer Turban um seinen Haarschopf gewickelte Mullverband gab ihm ein feierliches Ansehen, und er selbst geriet in Rührung. Unsicher dastehend, mit einem besinnungslosen Lächeln auf dem gelbgewordenen Gesicht, versuchte er eine häufig durch Schluckſen unterbrochene Dankrede an den Herrn Doktor, bis ihn der endlich an den Schultern umdrehte und samt seinen Begleitern hinausschob.

Andere Patienten waren nicht mehr vorhanden. Die in den Dorfwirren leichter Blessierten bemerkten gewöhnlich erst am nächsten Morgen, wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten, die Glassplitter im Schädel, und suchten dann im Laufe des Tages oder der Woche, wenn es nicht von selber gut werden wollte, den Doktor auf.

Auch unten in den Wirtschaftszimmern

wurde es ziemlich still. Der Kriegerverein zog singend in einem gemeinsamen Trupp weiter. Die rauhen Stimmen und schweren Schritte verhallten draußen, und allmählich breitete sich etwas Ruhe über die erregte Sonntagnachmittagsstimmung des Dorfes.

„Zu dumm!“ sagte der Doktor wieder vor sich hin und entlockte, an seinem Schreibtisch sitzend, mächtige Rauchwirbel der Pfälzer Cigarre. Was eigentlich vorhin im Schlosse vorgegangen, wußte er nicht. Es ließ sich kaum erraten. Aber jedenfalls etwas Unvernünftiges. Und in dieser Unvernunft trieb man dem kleinen Patienten da oben thöricht den Helfer in der Not von der Schwelle. — —

Vielleicht brauchte das Kind dringend einen Retter. Wenn das im Anzug war, was er hier im Dorfe an den Betten der Kleinen bekämpfte, der böse Feind, dessen schlimmste Tücke erst seit wenigen Jahren durch das heilkräftige hellgelbe Elixir im holzverschlossenen Glasfläschchen, das stets bereit in seinem Wandschrank stand, durch das Serum gebrochen war.

Es klopfte leise an seiner Thüre.

„Herein!“ rief er barsch und sah, sich im Stuhle umwendend, ein feines, blasses Mädchengesicht, von einem dunklen Umschlagtuch umrahmt, in das Zimmer schauen.

„Sie sind's, Fräulein Elis'!“ Er stand rasch auf. Sein erster Gedanke war, daß seine Befürchtung sich erfüllt hatte und man ihn nun doch in letzter Not um Beistand anging. „Also geht's schlimmer oben?“

„Nicht viel, Herr Doktor. 's is eigentlich alleweil gleich geblieben.“

„Habt ihr wenigstens nach dem Physikus geschickt?“

„Ja. Aber er is noch nicht dageweſe.“

Sie schwieg verängstigt. Einen Augenblick empfand er Lust, sie nach ihrer Herrin zu fragen, aber er wollte keinen Dienstboten zum Vertrauten machen. „Also — was ist's, Fräulein Elise?“ forschte er. „Haben Sie Zahnweh, oder soll ich Ihne's Herz kurieren?“

„Ach — mir fehlt nix, Herr Doktor,“ sagte das hübsche Kinderfräulein gezwungen lächelnd. „Und nun gar am Herz! Ich bin doch mit'm Wegmann verlobt. — Da hab' ich einen Brief von der Frau Gräfin an Sie. Ich soll auf Antwort warten.“

„So — dann geben Sie her.“ Er bezwang seine Erregung. „Und setze Sie sich einstweilen, Fräulein Elis'.“

Sie nahm auf einem Stuhl hart an der Thüre Platz und sah, mit ihrem nassen Schirm spielend, ihm schweigend zu, wie er langsam, die Stirne furchend, auf und nieder ging und las:

„Lieber Freund! Ich kann nicht fort, sie lassen mich nicht. Sie lassen mir mein Kind nicht. Ich hab' es versucht und wollte mit ihm fort — umsonst. Und seitdem passen sie zu gut auf, und es ist ja auch krank. Es muß bleiben, wo es ist, und ich bei ihm — jetzt wenigstens. Sie sagen freilich, man hätte nur eine Pflicht — die gegen sich selbst. Aber es ist nicht so! Jetzt, in diesen schweren Stunden, empfinde ich eine ganz andere Pflicht: ich bin Mutter, vor allem Mutter. Das war nicht einmal ein Kampf, das war mir gleich ganz selbstverständlich, so schwer es ist — eben die Prüfung, von der Sie heute sagten, daß jeder sie einmal im Leben bestehen muß. Ich hab' die Prüfung hinter mir, so unglücklich ich mich fühle, und weiß jetzt ganz genau: Mein Platz ist nicht da draußen, wo ich sein möchte, sondern da, wo ich sein muß — bei meinem Kinde. Zu erklären gibt es da nichts — es ist eben so! Vielleicht wird alles noch besser, wir müssen hoffen und harren. Freilich, ich glaube nicht mehr recht ans Glück! Gute Nacht für heute, lieber Freund.“ —

Er legte finster das Blatt mit den feinen, flüchtig hingeworfenen Schriftzügen auf den Tisch. „Ein rechter Weiberbrief! ‚Hoffen und harren — vielleicht wird alles noch besser!‘ Nur Geduld und ewig Geduld. Als ob davon schon jemals etwas auf der Welt sich geändert hätte! Bei Männern sicher nicht. Die Frauen freilich, die fügen sich und verstehen das Warten, und lehren es am Ende auch noch den Männern, wenn die danach sind und für solch unbestimmtes Hoffen und Fürchten sich und ihr Leben hingeben ...

Er war ja nahe daran. Seine Arbeit, das Heiligtum seiner Tage, verblaßte ihm immer mehr und wurde ihm gleichgültig und inhaltsleer gegenüber dem Unsichtbaren, Überstarken, das zwischen seiner Studierlampe und jenem matt leuchtenden roten Fenster hoch oben in der Dunkelheit lebte und webte. Gut! Solch' einen Sturm

mußte durchmachen und sich zum Siege führen, wer nicht arm leben und nicht arm sterben wollte. Aber rasch, mit starkem Wollen und rücksichtsloser That! Im Anfang war die That und nicht das Warten, das vielleicht Jahre hindurch seine Spannkraft lähmte, bis endlich gar doch alles im Sand verlief und nichts brachte, als die Reue, vom eigentlichen Lebenswege um eines Weibes willen abgewichen zu sein.

Er fühlte sich betäubt, unfrei, von einem dumpfen Grimm befangen, daß seine Macht über sie gegenüber ihrer Mutterliebe versagt hatte. Es war ihm, als habe er eine demütigende Niederlage erlitten. So ging er zornig und stumm auf und nieder, ohne sich um Elise, die still in ihrer Ecke saß, zu kümmern.

Da klopfte es an der Thüre. Der Gendarm Eidenmüller erschien, den Helm auf dem Kopfe, mit umgehängtem Gewehr.

„Gu'n Aawend!" sagte er. „Bin ich hier recht beim Herrn Doktor?"

„Ja. Haben Sie auch 'was abgekriegt? Steinwurf oder was?"

„Ahha, Herr Doktor! 's is norr: wir wolle jetzt den Irion fortschaffe uffs Amtsgericht."

„Und was hab' ich damit zu thun?"

„Herr Doktor! Der Irion möchte Ihne, bevor daß er fortgeht, noch emol spreche. Ich möcht's dem Mann net abschlage. Ich mein', 's is wege seiner Fraa. Hawwe Sie vielleicht e Vertelstündche Zeit?"

„Gewiß!" Der Arzt nahm Hut und Stock und folgte dem Gendarm hinüber in das Haus des Bürgermeisters. Es war kein angenehmer Gang. Überall trat der Fuß auf Schottersteine und Glasscherben. Und auch im Inneren des Hauses sah es unwirtlich aus. Die Holzsplitter der aus den Angeln gerammten Thüre bedeckten den Flur und von allen Seiten strich der Wind durch die eingeworfenen Fenster.

In der Schreibstube, einem kahlen Raum mit Aktenregalen, Münz- und Gewichtstabellen und hektographierten Erlassen an den Wänden und einem großen Tisch in der Mitte, saß Benedikt Irion. Sein intelligentes, kränkliches Gesicht hatte den gewohnten verbissenen Ausdruck. Als der Arzt eintrat, erhob er sich und blieb neben dem Tische stehen.

„Seien Sie net bös, Herr Doktor!" sagte er stockend und überzeugte sich mit einem Blick nach der Thüre, daß der Gendarm draußen geblieben war. „Ich hab' Ihne doher bitte müsse, weil ich net zu Ihne kann. Un jetzt soll ich 'nunner uffs Gericht. Und do liegt's mir halt so hart an, daß mei Fraa krank is ..."

„Es ist ja keine Gefahr, Herr Irion! Ich werde jeden Tag nach ihr schauen, Sie können unbesorgt sein. Wann Sie wiederkommen, ist Ihre Frau wieder ganz gesund."

„Jo — wann kumm ich wieder?" Irion zuckte gleichgültig die Achseln. „Wammer 'mol in Unnersuchungshaft is, do derf einem die Zeit net lang werre. Do hockt m'r und verdient nix, un die Fraa is krank und kann aach nix verdiene. Oh mei, oh mei, 's is e beese Welt!"

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Sagen Sie 'mal, Herr Irion," fragte er, „Sie haben, scheint's, Ihre Frau recht lieb?"

„Jo, Herr Doktor — dees haww' ich!"

„Und könnten doch eigentlich ganz zufrieden sein."

„Jo, Herr Doktor! Was ich brauch', dees haww' ich."

„Nun — und es thut Ihnen doch auch niemand etwas zuleid. Ihr Arbeitgeber will Ihnen wohl, bei Ihren Arbeitskollegen sind Sie 'ne Respektsperson, oben auf dem Schlosse sorgt man sich für Sie — ich thue, was ich kann ..."

„Jo, Herr Doktor!"

„Nun also, Mann! Fühlen Sie denn keine Reue, daß Sie sich jetzt so mutwillig hinter Schloß und Riegel bringen, womöglich um Lohn und Brot, und sich von Ihrer kranken Frau trennen müssen? Weswegen denn nur?"

„Weswege?" wiederholte der Maschinenschlosser und hustete. Ein fanatisches Lächeln überflog sein schwindsüchtiges Gesicht. „Ha — weil sie die Babiere gefunne hawwe! Unne im Bett vun dem Trottel, den der Pilgerle in Pfleg' hat."

„Das weiß ich schon allein! Aus welchem Grunde aber müssen Sie denn so unnütze Papiere besitzen und verbreiten?"

„Jo, Herr Doktor!" Der Monteur sah ihn an. „Wann Sie frage: ‚Is der Irion do zufrieden?' so sag' ich: ‚Jo, und's geht 'em gut!' Wann Sie awwer frage: ‚Is der Arweiter do zufriede?' so sag' ich: ‚Awoll, er is net zufriede un's geht 'm net gut.'"

Aus unſerer Studienmappe:

Ölſtudie von Hugo Mühlig.

„Warum wollen Sie denn aber alle Arbeiter vertreten?"

„Herr Doktor ... dees hot der Menſch in ſich, oder er hot's net in ſich. Ich haww's in mir. Sell is mei' Werk im Leewe. Doderfor bin ich do uff der Welt. Sell muß ſein!"

„Aber wenn nun Ihre Frau ..."

„Do hot's ka Fraa und ka Kinner! Do hot's nix anneres, als daß eins ſei' Werk im Leewe hot. Do kann ich net rechts gucke un net links gucke — ich muß druff zu. Un dabei bleiw' ich, un wann ſie mich zehnmal einſchperre! Ich haww' ſchon mehr im Gefängnis geſeſſe — deretwege!"

Er hatte mit halblauter Stimme, ohne jede Erregung, geſprochen. Nur das fanatiſche Lächeln wich nicht von ſeinen hageren Zügen.

Der Arzt wandte ſich zur Thüre. „Na — denn gute Nacht, Herr Irion!" ſagte er und ging heimwärts. —

„Ach was Fraa und Kinner! Man muß ſei' Werk im Leewe hawwe!" Die Worte des Monteurs klangen in ihm nach. Dieſe ganze Welt weißglühenden Haſſes gegen alles Beſtehende und gläubiger Hoffnung auf das Glück einer dereinſtigen allgemeinen Gleichheit war ihm, dem Vertrauensmann der kranken Proletarier, wohl bekannt. Er verſtand das, ohne es zu billigen oder zu verdammen, wie in ſeinen Augen überhaupt nichts böſe und nichts gut war, ſondern die natürliche Folge einer natürlichen Urſache, und in dieſem Falle eines der Symptome der ſocialen Entwickelung gleich dem ratloſen ſchläfrigen Grimm der Schloßgeſeſſenen da oben, dem Galgen-

humor des nach Sibirien verbannten Fabrikanten, dem trotzigen Hohn der reichen Hofbauern über die Fabrikler, dem ganzen Widerstreit alter und neuer Menschen und Dinge, den der erste Pfiff der Lokomotive in diesem einsamen Waldthal entfesselt hatte.

Aber der Irion selbst — der interessierte ihn heute! Der Kerl war wahrlich stärker als er! Der ging ruhig seinem Lebensziel nach, und mochte es auch ganz verkehrt und unerreichbar sein, und schaute sich nicht erst nach Weib und Kindern um. Der ließ sich nicht beirren, wie ein anderer, viel gelehrterer Mann, der über dem Mikroskop und den wissenschaftlichen Büchern nur an das eine rote Fenster da oben in der Nacht denken mußte und alle Ruhe und Sammlung verlor. . . .

Nein, was der arme Fanatiker da unten vermochte, das vermochte er auch: das unbeirrte Festhalten am selbstgewählten Lebenswerk. Mochte ihm dabei folgen, wer wollte! Und wer es nicht konnte, der blieb eben hinter ihm zurück. Er hatte keine Zeit, still zu stehen und lange zu warten, ob Gut, Ehr', Kind, Weib, wie es Martin Luther, der größte aus seinem deutschen Bauernblut, genannt, ob die auch alle hinter ihm herkeuchten. Waren sie da, so freute er sich ihrer. Blieben sie aus, so ging er eben allein seinem Ziel entgegen.

Mit schweren festen Schritten trat er in sein Zimmer. Eine weibliche Gestalt stand da zögernd vom Stuhl auf. Er erschrak. „Herrgott, Fräulein Elis' — ich hab' Sie wahrhaftig ganz vergessen. Seien Sie nicht bös!"

„O nein, Herr Doktor! Ich möcht' nur gern zum Schloß zurück. Es ist schon spät und . . ."

„Ja — fürchten Sie sich heute nicht, allein zu gehen, wo alles voll von betrunkenen Burschen ist?"

Sie wies mit dem Kopfe nach dem Fenster. „Der Wegmann begleitet mich. Drunten steht er und wartet. Wenn der bei mir is, nimmt sich keiner was 'raus. Vor dem haben sie alle Angst."

„Na — dann ist's gut. Also adieu, Fräulein Elis'!"

Sie zögerte. „Ich soll doch der Frau Gräfin Antwort auf den Brief bringen!"

„Antwort?" Er nahm an dem Schreibtisch Platz und schob sich seine Präparate herbei. „Da ist eigentlich nicht viel Antwort. Einen schönen Gruß und gute Besserung für den jungen Herrn!"

„Und sonst nichts, Herr Doktor?"

„Sonst erzählen Sie der Frau Gräfin, was Sie hier sehen: Ich hätt' mich ruhig an den Tisch gesetzt und wieder zu studieren angefangen."

„Jawohl. Adje, Herr Doktor!"

„Adieu, Fräulein Elise!"

XIX.

Unten stand der schwarze Jäger und drehte ungeduldig seinen Schnurrbart.

„Dees hat emol e Ewigkeit gedauert!" sagte er. „Was hoscht denn um Gottes wille mit'em Doktor gehabt!"

„Vergesse hat er mich!" Elise spannte ihren Schirm auf. „Einfach dasitze lasse! E halbe Stund' und mehr. Gott weiß, was der Mann im Kopf hat!"

„Ich weiß es!" Der Waldläufer sah sie mißtrauisch von der Seite an, „und du auch. Uns beiden macht die Herrschaft nix mehr vor! Du warst dabei, wie sie mit 'em Kind uff'm Arm weggeloffe is und ich hab's ihr wieder mit ihm abgenomme und retour getrage. Wir wisse jetzt, wie der Has läuft. Für uns heißt's jetzt norr das Maul halte!"

„Ja — meinst, ich werd's ausschelle lasse!" Das Kinderfräulein schürzte ihr Kleid und ging neben ihm her. „Man muß doch froh sein, wenn man auf die Art sein' sicheren Lohn und Brot hat!"

„Eben! Drum sollst du net so lang beim Doktor schtecke. Der Doktor is jetzt unser Feind. Man kann net zwei Herre diene! Unser Herr is der Graf oowe. Das vergeß du ja net!"

Sie erwiderte nichts und beugte den hübschen Kopf nach vorn, um, so gut es ging, die Wasserlachen und Schmutztümpel der Dorfstraße zu vermeiden. Auf der Gasse begann es sich jetzt, wo die Gendarmen in der Richtung nach dem Bahnhof verschwunden waren, wieder zu regen. Die schrillen Pfiffe der halbwüchsigen Burschen tönten da und dort, dazwischen das selbstgefällige Lallen eines Betrunkenen und ferne Tanzmusik, und wiederum flogen plötzlich ein paar Steine gegen das Bürgermeisterhaus und klapperten gleich darauf die Schuh-

ſohlen der nach vollbrachter That flüchtenden Helden um die Ecke.

Es war auch nicht geraten, lange zu verweilen. Die Bauern vom Kriegerverein hielten ſcharf Wache. Eben kamen ſie wieder ſingend in einem geſchloſſenen Trupp das Dorf heraufmarſchiert, an ihrer Spitze der Vorſitzende Kaltſchmidt, der ſeinen Sieg inzwiſchen ſchon reichlich im Wirtshaus gefeiert und ſeinen Hut kampfluſtig weit aus dem geröteten Geſicht in den Nacken zurückgeſchoben hatte.

„Und ... von ... dem ... vergoſſenen ... Pulverdampfe ..." ſang er, ſeinen Stock ſchwingend, und brach plötzlich ab. „Hier wird net mit Schteine nach'em Bürgermeiſchter geſchmiſſe, ihr Fawrikler! Dazu is der Bürgermeiſchter net do! Merkt's euch, ihr Fawrikler! Du do hinne ... du hoſcht aach geſchmiſſe! Du biſcht aach einer!"

„Oh mei'! Loſſe Sie mich in Ruh'!" ſagte der ſchwarze Jäger finſter und faßte ſeine Braut am Arm, um raſcher vorbeizukommen. Er fühlte ſich allein dem betrunkenen Haufen gegenüber nicht ganz behaglich. „Dees könnte Sie doch ſehe, wer ich bin!"

„Jeſſes — der Wegmann!" Das Geſicht des jungen Hofbauern färbte ſich dunkelrot. Er hatte jetzt erſt gehört, daß die Gendarmerie auf ſeinem Grund und Boden eine Hausſuchung nach einem Deſerteur gehalten hatte, und empfand das als Vorſtand des Kriegervereins wie eine böſe, von ihm perſönlich erlittene Schmach. Mit den Männern des Geſetzes konnte allerdings er, der ſtaatstreu geſinnte Mann, nicht rechten. Die thaten ja nur ihre Pflicht, wenn ſie auf eine Anzeige hin den verdächtigen Wilderer Bazaine ſich einmal näher anſehen wollten. Aber von wo kam die Anzeige? Aus der Ecke, aus der aller Ärger in der Welt den Grenzhof traf, aus dem gräflichen Schloß! Die allgemein ruchbar gewordene Schande, daß er, der Mannheimer Dragoner, dem der Großherzog ſelbſt die Hand gedrückt, einen entflohenen Militärgefangenen als Knecht bei ſich im Hauſe, wenn auch wider Wiſſen, aufgenommen, dieſe Schande, die ihn jetzt als Zeugen vor Gericht und wohl gar um ſeine Stellung an der Spitze des Kriegervereins brachte, die hatten doch wieder aus reiner Rachſucht der Graf und ſein Diener dem Herrn Oberamtmann aufgedeckt. Oder vielmehr der Diener allein. Sein Herr war ja eine Null.

So begann beim Anblick des Feindes die Wut in dem ohnehin vom Wein erhitzten Bauern zu kochen. „Der Wegmann!" wiederholte er höhniſch. „Guckt norr, ihr Männer! Der Wegmann!"

Der Büchſenſpanner muſterte ihn mit ſtechenden Augen von der Seite. „Wann hab' ich mit Ihne zuſammen das Vieh gehüt', Herr Kaltſchmidt, daß Sie ‚Wegmann' zu mir ſage! Ich ſag' ‚Herr' zu Ihne! Thun Sie's aach, wann Sie ſchon ſchwätze müſſe!"

Der andere lachte auf. „Jo, Herr! Du biſcht mir e ſchöner Herr! Weiſcht, Alterle: Ich bin e Herr! Ich erb' Haus un Hof, un Acker un Vieh un Geſcherr! Un hab' mei Knechte, für die *bin* ich Herr! Awwer du — du biſcht ja ſelwer e Knecht! Du läufſt jo hinner deinem Graſe her. Soviel wie dein Simpel vun Graſe bin ich als noch!"

„So komm' doch!" Die hübſche Eliſe war ſehr blaß geworden und drängte ihren Bräutigam weiter. „Fang' doch nicht mit den betrunkenen Leuten an!"

Der Jäger ſtand unſchlüſſig. Daß man ihn gerade vor ſeiner Braut höhnte, trieb ihm das heiße Blut zu Kopf. „So e Miſchtbauer vergleicht ſich mit *meinem* Grafe!" ſprach er endlich laut und verächtlich und ging weiter. „Da ſoll eines net lache!"

Die Bauern hinter ihm lachten wirklich alle laut auf und am lauteſten der Kaltſchmidt.

„Jo, dein Graf!" ſchrie er, „un dees ſagt er aach noch ganz frei und offen un thut ſich gar noch dick damit!"

Der Jäger drehte, ſchon in einiger Entfernung, den Kopf.

„Jo, meinſt denn, ich ſollt' mich ſchäme!"

„Ich thät' mich freilich ſchäme!"

„... daß ich in ſei'm Dienſt bin? 's kann net e jeder e dummer Protz von Hofbauern ſein!"

„Ich ſchaff' mei' Arbeit ſo gut wie du! Dees is es net. Dees weißt du ſelwer! Du weißt ſchon, *was* ich mein'! Dees weiß das ganze Dorf ..."

„Pſcht!" klang es aus den Gruppen der Bauern. „Halt's Maul, Kaltſchmidt, du Rindvieh!" flüſterte eine unterdrückte rauhe

Stimme, und es war, als lege sich ihm eine Hand über den Mund, dann wurde es drüben ganz still.

„Jetzt komm' doch ... Jesus, Maria und Josef!" Elise begann vor Angst zu weinen. „Willst du mich hier vor dem vollen Bauern stehen lasse?"

„Ja — ich geh' schon!" Er machte ein paar Schritte, ganz verdutzt, weniger von der Andeutung des Hofbauern als von der beklommenen Ruhe, die seitdem drüben herrschte. „Du — was meint denn der?" fragte er endlich.

Sie zerrte ihn atemlos mit sich. „Glaubst denn, ich horch' auch noch zu?" stieß sie hervor. „Wann ihr dasteht und euch schimpft, daß man glauben möcht', 's gibt gleich Mord und Totschlag! Mich soll die Gräfin noch 'mal Sonntags 'runner schicke!"

„Ach — wer thut denn dir was?" sagte der Jäger ärgerlich. „Von dir hat doch keiner geredt!"

Er blickte sie an und sah mit Schrecken, daß sie vollkommen weiß im Gesicht war. Ihre Zähne schlugen aufeinander. Sie atmete hastig und regellos. Das konnte nicht die Angst wegen des Zusammenstoßes sein! An derlei war man hier gewohnt. Das mußte einen anderen Grund haben!

In seinen Augen leuchtete es auf. Er drehte sich um. „Horch emol, Kaltschmidt!" schrie er in die Weite hinein, „für was soll ich mich denn schäme, was das ganze Dorf weiß?"

„Wer lang fragt, kriegt kei' Antwort!" klang es zurück.

„Ich will's aber wisse!"

„Ha — dann frag' die, die's angeht, und net mich!"

Die Stimmen verloren sich in der Ferne. Die Bauern schienen in das Wirtshaus zurückzukehren. Man hörte ihr unbestimmtes Murmeln. Dann wurde es ganz still.

Der Jäger stand eine Weile in Gedanken da.

„Jetzt — was meint er denn norr?" murmelte er. „Geht jetzt dees gar auf dich und den Herrn Grafe?"

„Oh — was du dir denkst ... Wann du auf alles hörst, was so e betrunkener Bauer vor sich hinbawwelt! Der schwätzt noch viel, wann der Abend lang is!"

„Ich hab' genug gehört!" sagte der Bursche finster. „Warum bischt dann so geel im Gesicht, Elis'!"

Sie zupfte ihn zitternd am Ärmel. „So komm' doch!" Und da er sie immer weiter unverwandt anstarrte, brach sie plötzlich in Thränen aus. „Ängst' hab' ich!" schluchzte sie, ihr Gesicht unter dem Taschentuch bergend. „Da soll eins nicht Angst kriege, wenn man mitten in eure Händel 'neingerät! Was gehen die mich an?"

„Ja — was gehe die dich an?" wiederholte Wegmann und setzte sich langsam wieder in Marsch. Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander her. „Jetzt schlag's dir aus dem Kopf!" sagte sie endlich mit lauterer Stimme als bisher. „Man muß sich ja schämen ... daß du auf so was nur hinhorchst ..."

Er lachte auf. „Ich glaub's doch net! Denn sunscht ... weißt ... mit mir is net zu spaße. Dees wisse die da unne wohl! Und der da owwe aach!"

„Oh mei'! Jetzt sei aber emal still!" Sie wurde heftig. „Der da obe — der Graf, der hat ..."

„Der hot mir hunnert Mark uff'n Monat versproche ..." ergänzte der Büchsenspanner nachdenklich. „Un frei' Wohnung! Dees is mehr, als irgend e herrschaftlicher Jäger hier 'rum bekomme thut. Jetzt warum?"

„Ha — weil er dich gern hat!"

„Mich?" Der Waldläufer riß einen Grashalm vom Weg und kaute daran. „Na ja! Sell wird's wohl sein!"

„Gott sei gelobt, wann du wieder bei Verstand bist!" Die hübsche Bonne trocknete sich die Thränen. „Mit euch Männern hat man sei' Kreuz! Als Zank und Ärger!"

Sie näherten sich dem Schloß. Der Jäger pfiff, um einen Angriff der Doggen zu verhindern. Dann traten sie in die Halle. „Jetzt mach', daß du 'naufkommst!" sagte er in gleichgültigem Ton. „Die Frau Gräfin wird schon auf dich warte."

„Und du — was hast denn du da vor?"

„Nix Besonderes!" Er nahm seine Büchse, die noch geladen da hing, von der Wand. „Ich hab' bloß noch 'was zu thun. Unne im Dorf ..."

Damit ging er mit langen Schritten wieder in das Thal hinab.

Aus unſerer Bildermappe:

Muſikaliſche Unterhaltung. Gemälde von Gabriel Metſu in der Nationalgalerie zu London. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Im Wirtshaus „Zum Baum im Odenwald“ ſaß der Kriegerverein vor vollen Gläſern. Aber es herrſchte eine gedrückte Stimmung. Namentlich das Haupt der Runde, der junge Hofbauer, war ſchweigſam und wieder ziemlich nüchtern geworden. Verdrießlich an ſeinem Schnurrbart drehend, die Cigarre im Mund, ſchaute er auf die feuchte Tiſchplatte und ließ die Vorwürfe eines Freundes über ſich ergehen, der, in der Uniform der Mannheimer Dragoner, neben ihm ſaß.

„Dees war weiß Gott überflüſſig, Kaltſchmidt!“ warnte der Urlauber. „So was ſagt m'r doch net! Was geht denn dees dich an! Jetzt hot er ſein Floh im Ohr! Jetzt paſſ' uff, Alterle, was draus werd!“

„Nix werd draus!“ erwiderte der Hofbauer ſtörriſch. „So was kreiſcht man emol im Zorn hin un bis morge is es vergeſſe!“

Aber da ſchüttelten die anderen nachdenklich die Köpfe. „Dees werd net vergeſſe!“ Der Dragoner trank bekümmert

sein Bier aus und entfernte sorglich mit dem Taschentuch einen Schaumspritzer von seinem gelben Ärmelaufschlag.

„Denk norr, du hätt'st e Braut und no käm eens daher und thät' sie schlecht mache mit 'm annere! Herrgottdunnerschlagja! Und no gar der Wegmann! E hitziger, hinterlischtiger Mann! E Italiener! So gut wie e Italiener mit seine schwarze Auge un Haare. Guck' doch norr 'mol die Italiener an, wo uff der Bahn arbeite. Die vergesse nix! Sell sin rachsüchtige Leut'! Wann man 'den'n was gethan hot — dees hebe sie sich uff und warte, bis die Zeit do is und dann ... oh mei'! — Und der Wegmann is gerad' so!"

„Ihr mit eurem Wegmann!" Der Bauer hieb zornig die Faust auf den Tisch. „Als der Wegmann! Als ob der Gottweißwas wär'! Angst habt ihr vor'em. 's ganze Dorf! Weil's heißt, er putzt sei' Feind als emol ganz heimlich aus dem Hinterhalt mit 'ner Kugel weg. Gesehn hot's freilich noch keiner!"

„Nein. Bewiese hot's ihm keiner!" sagte der Dragoner. „Dazu hot der Mann zu viel Schick! Aber denk' an den Wilderer aus'em Hessische, den sie vor drei Jahren owwe im Wald gefunne hawwe. Do hot er gelege mit der Kugel im Leib und als noch spreche wolle und net mehr könne. Aber wann er noch hätt' spreche könne, ich weiß, was der für e Name gesagt hätt'!"

„Und der Ölmüller!" rief eine andere Stimme, „dem abends e Kugel durchs Fenster in die Lamp' gefloge is, wie er gerad' den Kopf gedreht hot. Sonst war's aus mit 'em! Der Wegmann fehlt sonst net gern! Dei' Hof liegt aach hart am Wald! Kaltschmidt — mach' nächste Zeit die Läde fescht zu. Ich rat' dir gut!"

„Ha — wenn ich doch norr sag', was wahr is!" Der junge Bauer schaute unruhig seine Freunde an. „Was das ganze Dorf weiß. Ihr alle. A jedes bis uff'n Wegmann selwer! Dem sagt's freilich keiner, weil m'r schon weiß, wie los dem e Kugel in der Büchs' sitzt. Jetzt hot's der Mann davon! Jetzt laaft der Mann 'rum wie blind und wird hinner'm Rücken ausgelacht und merkt nix und wann er mit em Kopf dawedder rennt!"

„Was soll ich denn merke?" fragte hinter ihm eine tiefe Stimme. Da stand der schwarze Jäger, der sich während des allgemeinen Lärms unbemerkt mit seinen katzenartig lautlosen Bewegungen herangeschlichen hatte. Er hielt das gespannte Gewehr schußfertig in der Hand.

„Rühr' dich net!" sagte er zu dem bleich werdenden Hofbauern. „Bleib sitze, wo du bischt! Un ihr annern Männer aach! Sonst gibt's e Mord! Da zeig' ich's dem Kaltschmidt, wie m'r die Leut' übern Hause schießt. Also norr ruhig, ihr Männer!"

Der Gewehrlauf blinkte drohend in dem Dämmerlicht und darüber funkelten die kohlfarbenen Augen aus dem gelblichen Gesicht des Waldläufers. Es ward unheimlich still in dem Herrenstüble. Man hörte nichts mehr als das Ticken der Schwarzwälder Uhr an der Wand.

„Also was is denn?" sprach der Hofbauer endlich mühsam. Große Schweißtropfen traten auf seine Stirn. „Warum fuchtelst du mir mit dei'm Schießprügel so vor der Nas' rum? Was willst denn?"

Der Jäger war ganz ruhig. „Du sollst mir sage, was ich net weiß und ihr und die annere Leut' alle wisse, so daß ich 'rumlauf' und zum Gelächter bin! Dees sollst du mir sage! Jetzt uff der Stell'! Und ohne viel Geredd! Auf gut Deutsch. Sonst mach' ich dich kalt!"

Der Hofbauer schaute verstört um sich. Nichts regte sich in der Runde.

„Ich mach' dich kalt — verstehst! Do hab' ich den Finger am Hahn! Also 'raus mit der Sprach'!"

Der andere schwankte immer noch. Da ging Wegmann in Anschlag. „Jetzt frag' ich zum letztemol — also: was is es. Eins — zwei ...?"

„Die Elis' hot's doch mit dem Grafe!" sagte der Bauer laut und entschlossen. „Sell weiß jedes Kind im Dorf. Bloß Sie net, Herr Wegmann!"

Der Büchsenspanner zeigte einen Augenblick die weißen Zähne unter dem Schnurrbart. Man erkannte nicht recht, war es Lachen oder eine Drohung.

„Also richtig dees!" sprach er langsam. „Und woher weiß denn dees jedes Kind?"

„Ha — dees spricht sich doch 'rum!"

„Ja — wann's emol angefange hot!

Wer hot's angefange! Wo hot's angefange?"

„Wo werd's angefange hawwe? Owwe uff'm Schloß! Bei euch! Die Gärtner und Kutscher und was es do hott — die sind Ihne net grün, Herr Wegmann, die sind Ihne neidisch, weil Sie so viel Lohn bekomme, und hawwe Angst vor Ihne!"

„Und die hawwe's euch gesagt?"

„Oft. Sonntags im Wertshaus. Seit Woche!"

„Und was hawwe sie gesagt? M'r schwätzt doch net so ins Blaue druff los!"

Aber jetzt wurde der Bauer störrisch. „Ich hab' genug geredt! Ich loß mich net so aushorche. Sie sind ka Gendarm!"

Der schwarze Jäger hob wieder mit funkelnden Augen die Büchse. „Wer net redd, kriegt e Kugel. Was hawwe sie gesagt? Hot eener den Grafe und die Elis' gesehe und gehört, was sie zusamme geredd hawwe?"

„Der Lorey. Sie wisse, der große, starke Mann, wo im Park uff Taglohn geschafft hot. Jetzt is er nüwwer in die Pfalz. Do is er Straßewart geworre!"

„No — und der?"

„Der hot sich des Nawends an dem dicke Turm zu schaffe gemacht, an dem ‚Trutzkaiser'! Ich mein' — er hat was geschtohle und dort verschteckelt — weil doch keines gern do hingeht wegen dem Russ', der do liegt — also kurz und gut — do hot er des Nawends gehockt und hot zwa Leut' kumme sehe und is in die Büsch' gekroche, daß ihn die Brombeere verschtoche hawwe, und hot gemerkt, daß dees der Graf und die Elis' waren, und hot gehört, was der Graf geschproche hot . . ."

„Und was hot der Graf geschproche?"

„Er hot der Elis' gesagt, sie sollt' Ihne heirate! Recht bald. Und er wollt' schon dafür sorge, daß sie ihr gutes Auskommen bekäm' und alles in die Reih' käm'! Und die Elis' hot geheult und am End' gesagt: Ja — dees müßt sie thun! Sie säh's selwer ein. 's blieb ihr nix mehr übrig! — So, jetzt wisse Sie's! Sie hawwe's ja höre wolle, Herr Wegmann!"

„Un dees is wahr?"

„Uff Ehr' und Seligkeit: dees hot uns der Lorey selber erzählt — wie er sich aus Zorn betrunke hot, weil er wege Ihne aus 'em Dienst entlasse worre is, und wir ihn geuzt hawwe, daß er jetzt Straßewart bei den Pälzer Krischern werre müßt! Und wenn Sie dem net glaube, frage Sie doch die Elis' selwer!"

„Sell will ich!" sprach der schwarze Jäger und ging ohne Gruß in die Nacht hinaus.

Als er, in langen Sätzen bergaufwärts geeilt, wieder den Park betrat, sah er zwischen den Bäumen eine dunkle Gestalt. Es war Elise, die da in Todesangst harrte, was er wohl mit der Flinte im Dorfe angefangen habe.

Er trat auf sie zu, ergriff sie bei der Hand und führte sie in den hellen Lichtschein der Laterne am Schloßportal. „Jetzt schau' mir ins Gesicht!" sagte er, ihr Handgelenk festhaltend. „So! Ganz gerad' ins Gesicht und gib mir Antwort: Was hoscht damals am Russ' mit dem Grafe geredd' wege mir und unserer Heirat?"

Sie begann am ganzen Leib zu schlottern. „Was meinst? Am Russ'?"

„Do hat euch einer zugehört und mir's jetzt ebe' erzählt!"

Im nächsten Augenblick mußte er sie mit beiden Armen halten. Sie brach vor Schrecken geradezu in sich zusammen. „Thu' mir nix!" stammelte sie. „Jesus, Maria und Joseph — thu' mir nix zuleid. Thu' dein Gewehr weg!"

Er riß sie wild auflachend in die Höhe. „Steh' uff! Weiber schieß ich net tot! Steh' uff! sag' ich. Jetzt is net Zeit zum Plärre! Jetzt gehst do bei und erzählst mir alles, wie's gewese is. Was dann kummt, weiß ich! . . ."

XX.

Oben im Schloß saß man bei Tisch. Stumm wie bei einem Leichenmahl. Die drei Greise, sorgenvoll und grämlich, mit zitternden Händen sich bedienend, gegenüber die blassen Züge des Schloßherrn, der nicht von seinem Teller aufsah, und seiner reglos und teilnahmlos dasitzenden Gattin, am Büffett die schleichenden Schritte des hageren alten Schotten und an den Wänden all die buntscheckigen Gestalten einer längst verstorbenen, einst so lebenslustigen Welt, verwegene Männer und üppig lächelnde Messalinen, die aus großen Augen auf die stille trübe Runde ihrer Nachkommen und den von Kerzen und Silber flimmernden,

Digitized by Google

mit kostbaren Gewächshausblumen geschmückten Tisch hinabstaunten.

Draußen klatschte der Regen an die Scheiben, einer der Greise hüstelte zuweilen auf, im Hintergrund hantierte der hagere Schotte fast geräuschlos mit dem Geschirr, wie um einen Schwerkranken nicht zu stören, im Kamin krachten die Buchenscheite und umkräuselten sich zuweilen bläulich von niedergedrücktem Rauch, wenn wieder einmal ein Windstoß das Gemäuer umbrandete und in der Ferne das Gepolter abbröckelnder Steine der Wucht seines Anpralls folgte.

Dann war wieder alles still. Leer und tot, eine ungeheure Öde außen und innen. Und so würde man morgen wieder sitzen und übers Jahr auch und für alle Zeiten und allmählich in dem Rokokospiegel gegenüber sehen, wie das Haar sich grau färbte und die ersten Runzeln die verblühten Züge durchfurchten. Und schließlich würde man welk und müde wie die drei abgestorbenen Männer da, in Decken gehüllt, vom Diener gestützt die mit Medizin gewürzte Mahlzeit nehmen, bis endlich wieder einmal das Kapellenglöckchen unten über der Gruft bimmelte, wo das „hic jacet Pius de Wodenstein, miles!“ auf jeder zweiten wappenverschnörkelten Steintafel prangte, und eine neue Grabplatte würde sich stöhnend über eine neue Gruft wälzen, in der alles begraben lag — Jugend, Hoffnung und Glück.

Ein unermeßliches Grauen ging durch Weras Brust, während der Diener die beinahe unberührten Gerichte abräumte und neue auftrug. Sie hielt diese stumme Komödie bei Tisch nicht mehr aus, die man vor der Dienerschaft spielte, um nicht deren Argwohn nach all den Vorgängen des Tages zu erwecken. „Verzeihung,“ sagte sie aufstehend mit gepreßter Stimme. „Ich will nach Wulfi sehen. Er ist allein. Ich hab' Elise ins Dorf geschickt. Ich weiß nicht, wo sie bleibt.“

Die Herren nahmen stumm wieder Platz, als sie den Saal verlassen hatte. Den beiden Junggesellen, dem Roué und dem Priester, war Mutterangst und Mutterliebe ein wohl zu begreifendes, aber schwer mitzuempfindendes Ding. Der General aber sah ernst vor sich hin. Er wußte, was es hieß, ein Kind zu verlieren. Unwillkürlich dachte er sich aus, wie alt sein Sohn jetzt sein würde. Schon in den Dreißigern! Rittmeister in der Gardekavallerie. Oder Diplomat. Und jedenfalls verheiratet. Frau und Kinder um ihn, der ehrwürdige Stamm in jugendgrünem Reis, und er selbst, der Alte, ein Patriarch unter den Seinen, statt hier einsam im einsamen Schloß ...

Er lächelte bitter. Dort unten im Schloß lag eine kleine Steinplatte. Drei Tage hatte das arme Geschöpfchen gelebt, drei armselige Tage. Noch kaum Mensch geworden, ward es schon wieder zu Staub, vor langer, langer Zeit.

Auch ihm und den beiden neben ihm war die Zeit der Staubwerdung und Auferstehung, wie sie sein gläubiger Sinn erhoffte, nahe! Vielleicht dem ganzen Geschlecht! Drüben, in den Armen jener jungen Frau, fieberte der letzte — ein schwächliches, hinfälliges Wesen, wie jenes, das ihm einst der Tod entrissen.

Wenn auch der kleine Eitelwolf starb? Plötzlich, er begriff nicht wie, kam ihm der Gedanke. Er erschrak und blickte verstohlen seinen bleich und still am Tische sitzenden Neffen an, der sich gegen seine Gewohnheit ein Glas Rotwein nach dem anderen eingoß. Er wußte, nach einem solchen Schlag würde der schwache Mann sich seiner unglücklichen Ehe entziehen und nicht den Mut zu einer zweiten finden. Dann war es zu Ende. Hinter ihm zerbrach das Wappen mit den Wisentköpfen und klang der alte Spruch: „Heute noch Wodenstein und nimmermehr!“ Und draußen, ja draußen ging die Welt wohl ruhig ihren Gang. Im Thal unten pfiff und summte die Fabrik, die Eisenbahnzüge rollten, und aus dem Abteilfenster bog sich wohl neugierig der Kopf eines Reisenden, um das, im Reisehandbuch besternte, alte Schloß einen Augenblick zu besichtigen.

Draußen brauste der Wind stärker, und wieder grollte es von stürzenden Steinen.

„Du solltest die Mauern wirklich stützen lassen!“ murmelte der Pariser.

„Wozu?“ Der junge Graf sah stumpf in die Kerzenflamme. „Wozu?“ wiederholte er nach einer Weile mechanisch, in seine Gedanken versunken.

„Dann lasse wenigstens besser einheizen!“ Der Priester stand fröstelnd auf. „Durch das ganze Schloß spürt man seit heute morgen einen eiskalten Luftzug.“

Der General zündete sich eine Cigarre

an. „Das ist immer im Frühjahr!“ sagte er zwischen den Zähnen. „Die Kälte steckt tief in den dicken dumpfen Mauern und kriecht, wenn es draußen warm wird, ans Tageslicht!“

Auch der Pariser drehte sich eine Cigarette. „Ein schöner Trost!“ sprach er melancholisch. „Also weil es in der ganzen Welt Frühling wird, müssen wir frieren! Aber du hast recht! Was alt ist, ist kalt und muß frieren. Das Schloß ist alt, wir selbst sind alt, drum klappern wir mit den Zähnen! So geht's! ‚Tout passe, tout casse, tout lasse‘!“

„Alter Unglücksrabe!“ Der General stocherte mit finsterem Gesicht in dem Kamin. „Auch noch dies Gekrächze zu dem Sturm und Regen draußen und dem bleiernen Schweigen bei Tisch! Du wirst einen traurigen Eindruck mit nach Rom nehmen,“ wandte er sich an seinen ältesten Bruder, „wenn du zurückfährst!“

„Vorderhand reise ich nicht. Solange Eitelwolf krank ist und ...“

Er brach ab. In der Thüre stand Wera, fahl im Gesicht. Ihre Lippen, ihre Hände, ihr ganzer Körper zitterte.

Sie sah ihren Mann an. „Komm' mit!“ stieß sie tonlos hervor.

„Um Gottes willen — was ist denn?“

„Komm' mit! Zu Wulfi!“

Jetzt erfaßte auch ihn ein Beben. Er sprang auf und verließ verstört mit seiner Frau den Saal.

„Was gibt es denn?“ wiederholte er beklommen, während sie zusammen in das dämmerige Krankenzimmer traten.

„Als der Doktor zuletzt da war.“ Sie sprach langsam, schwerfällig, wie ein Mensch, der an seine eignen Worte nicht glaubt. „... gestern mittag fragte er mich, ob ich keine grauweißen Flecken im Hals gesehen hätte. Ich sagte nein. Ich hatte nichts gesehen. Bis jetzt. Jetzt eben aber ...“

„Jetzt sind sie da?“ Er schrie fast auf.

Sie nickte, vor Schrecken ganz ruhig, beinahe gleichgültig.

„Die weißen Flecken?“

„Ja, die Diphtheritis. Sie ist im Dorf. Dort hat er sie sich geholt. Er ist sterbenskrank.“

Ihr Mann machte ein paar unsichere Schritte gegen das Bettchen. Sie hielt ihn zurück. „Störe ihn nicht! Du kannst doch

Aus unserer Studienmappe:

In Venedig. Nach der Ölstudie von Ludwig Dill.

nichts sehen! Dazu gehört eine geschickte Hand und ein Licht und ein Löffel. Vorhin hatt' ich alles. Da hab' ich den weißen Belag gesehen. Ganz deutlich."

Er sank auf einen Stuhl und trocknete sich wie geistesabwesend die kalten Schweißperlen von der Stirne. Zu sprechen vermochte er nicht.

Einige Minuten rollten bang zwischen den beiden dahin, die sich haßten und doch einander näher fühlten als irgend wer sonst in der Welt in ihrer Not um den gemeinsamen Liebling, — die feindselig voneinander wollten und doch vor Angst aufschrieen, daß das schwache Band, das sie zusammengefesselt hielt, zerreißen könnte.

„Es muß gleich etwas geschehen!" stieß er endlich hervor. „Wenn es wirklich das ist, dann thut höchste Eile not!"

Sie zuckte die Achseln. „Es kann gar nichts geschehen, ehe nicht der Arzt kommt! Der allein kann helfen!"

Er trat zum Fenster, blickte auf die Uhr und starrte in die Dämmerung hinaus. Nichts war zu sehen, als die eintönig niederströmenden Regenschleier und unten die Lichtpunkte des Dorfes. Das, wonach er spähte, die Laterne des um die Waldecke zurückkehrenden Wagens, das wollte nicht kommen.

Wieder war das bange Schweigen im Krankenzimmer. Draußen auf dem Flur huschten leise Tritte und flüsterten Stimmen. Unter der Dienerschaft hatte sich das Gerücht von der Verschlimmerung verbreitet.

Und immer noch rollte nicht der ersehnte gelbe Doppelstern der Laterne drüben um den undeutlich sich abzeichnenden Bergvorsprung.

„Dieser Kutscher!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Wo bleibt der Kerl? Er könnte weiß Gott schon wieder da sein!"

Er drehte sich um und sah, daß auch die drei alten Herren inzwischen ins Zimmer getreten waren. Stumm und ernst standen sie da, wie Totenwächter, mit ihren schwarzen Kleidern, den grämlichen Greisengesichtern. Ein leises Seufzen ging durch den Raum — ein kindlicher Angsttaut. Wera huschte auf den Fußspitzen zu den drei Greisen hin. „Ich bitte Sie ... gehen Sie ..." flüsterte sie. „Wulfi erschrickt, wenn er im Fieber drei dunkle Gestalten da im Schatten sieht ..."

„Also es ist wirklich die ... die Krankheit?" Der General, der schon die Thürklinke in der Hand hielt, wagte den Namen nicht über die Lippen zu bringen.

Sie nickte stumm.

„Ja — und der Arzt!"

„Der Arzt!" Es fuhr wie ein unterdrückter Schrei aus ihrer Brust. „Sie sehen ja — es ist keiner da! Der da unten wird nicht ins Haus gelassen und der Physikus aus der Stadt kommt nicht und Wulfi wird kränker und kränker!"

Von ferne klang ein leichtes Rollen, — ein Peitschenknall. Graf Pius warf einen Blick durchs Fenster und eilte dann, ohne ein Wort zu sagen, zur Thüre hinaus.

„Gott sei Dank, der Kreisphysikus!" murmelte der General. „Nun können wir uns trösten! Nun muß ja alles noch gut ausgehen!"

Sie starrte schwer atmend nach der halboffenen Thüre, durch die die drei alten Herren, so schnell es ihre zitterigen Glieder erlaubten, dem Arzt entgegengegangen waren. Sie vermochte ihnen nicht zu folgen. Es hielt sie fest bei ihrem Kind. Nur eine Minute noch ... dann mußten ja die schweren Schritte den Flur entlang kommen, das gedämpfte Gemurmel der Männer klang näher, es klopfte an der Thüre, der Helfer ... der Retter in der Not trat ein ...

Aber alles blieb still. Sie hörte nichts als das Hämmern ihres Herzens und draußen den Nachtwind.

Und jetzt, ferne, von unten aus dem Hof, eine zornige Stimme, die Stimme ihres Mannes. Ihr antwortete niemand. Die Stimme tönte immer wieder ... abgerissen ... leidenschaftlich ... mit einem ganz fremdartigen Klang ...

Eine schreckliche Ahnung durchzuckte sie. Sie eilte über den Flur, die Treppe hinab, in den Vorhof.

Da keuchten die Pferde, in eine weiße Dampfwolke gehüllt, aus der als gelbe trübe Kugeln die Laternen des Wagens flammten. Und der Wagen selbst war leer!

Davor stand ihr Mann. Er hielt seinen Kutscher vorne an den Brustknöpfen gepackt, als ob er ihn erwürgen wollte, und warf dem bleich gewordenen Mann die wütenden Worte ins Gesicht.

„Ein untreuer, gewissenloser Diener sind Sie!" keuchte er. „Ein Mörder sind Sie,

jawohl! Sie tragen die Schuld, wenn hier ein Unglück passiert! Sie allein! Weil Sie meine Befehle nicht ausführen. Weil Sie schlapp sind und feige. Jawohl — ein Feigling sind Sie!"

„Herr Graf!" sagte der Kutscher rauh. „M'r soll die Leut' nicht ins Unrecht setze! Der Herr Graf thun mir unrecht! Der Herr Graf hawwe mir gesagt: ‚Schpanne Sie an und fahre Sie 'nüwwer ins Schtädtche zum Physikus. Der junge Herr wäre net recht wohl, der junge Herr wär' verkältet un' der Herr Physikus möchte doch 'mol nachschaue! No verkältet' — Herr Graf — do kammer sich nix Schlimmes denke . . ."

„Aber inzwischen ist es schlimm geworden!"

„Herr Graf! Sell hawww' ich net wisse könne! Und wie ich zum Neckar kumme bin — Herr Graf — Sie sollte den Neckar sehe! So arg wars Hochwasser schon durch Jahre net! Der Fährmann hot gekrische vor Lache, wie ich 'em gesagt hawww', ich wollt' 'nüwwer. ‚Oh mei'!' hot'r gekrische. ‚Ich hawww' Fra un Kinner! Bei sellnem Wasser fahr' ich keines! Bei sellnem Wasser kann keines 'nüwwer! Nüwwer schon von der anderen Seit', wo sie die große Boot' hawwe un mehr Leut'!' No hawww' ich m'r denkt, Herr Graf: dees bressiert ja net so, weil der junge Herr doch bloß verkältet is und da wär's Beschte, m'r telegraphiert 'nüwwer zum Physikus."

„Wie denn? Das Postamt ist geschlossen. Es ist sieben Uhr vorbei. Und sogar wenn ich den Vorsteher herauspoche, nehmen sie es mir drüben nicht ab! Er kriegt die Depesche nicht vor morgen früh und dann ist es zu spät. Durch Ihre Schuld! Sie machen mich unglücklich durch Ihre Feigheit! Auf niemanden von euch kann man sich verlassen. Spannen Sie nicht aus! Ich fahre selbst und hole den Physikus."

Er trat zu den Pferden und riß ihnen ungestüm die Decken herab, während die Diener und die alten Herren ihn erstaunt und ungläubig ansahen. Da fühlte er sich an der Schulter berührt. Er drehte sich um. „Was willst du?" frug er rauh gegen Wera hin. „Jetzt hab' ich keine Zeit!"

„Ich muß dir etwas sagen, ehe du fährst! Verstehst du — ich muß!"

„Also — nur rasch!"

„Nein — hier nicht! Komm' in das kleine Empfangszimmer nebenan! Nur zwei Minuten!"

„Schnell — was gibt es?" fragte er, kaum, daß sie eingetreten waren.

„Bleibe ruhig bei dem, was ich dir jetzt sage! Siehst du: So fern wir einander sind, bei Wulfi empfinden wir doch dasselbe und bitten und beten, daß er uns erhalten bleibt. Das kann er nur durch den Arzt und das Serum."

„Ich hole ja den Arzt! Halte mich doch nicht auf!"

„Und bist du sicher, ihn hierher zu bringen? Zu rechter Zeit? Es kann so viel unterwegs geschehen!"

Er zuckte zusammen. „Ich bringe ihn!" murmelte er. „Und es bleibt ja auch keine andere Wahl!"

„Doch! Den Doktor aus dem Dorf rufen lassen."

Er trat zurück. „Das sagst du mir ins Gesicht?"

„Warum nicht! Jetzt ist alles andere einerlei. Jetzt handelt es sich nur um Wulfi. Dort unten ist die Hilfe. Wir brauchen nur die Hand danach auszustrecken!"

„. . . nach dem Menschen, dem du heute das Kind ausliefern wolltest!"

„Das hab' ich nicht gewollt. Ich wär' nach der Fabrik gegangen — zu der Frau des Direktors! Zu niemand anders! Wenn das meine Absicht gewesen wäre, mit Schimpf und Schande, mein Kind auf dem Arm, zu einem Manne zu laufen, den dann alle Welt für meinen Liebhaber hätte halten müssen — wenn ich schon so weit gewesen wäre, dann, glaube mir, hätte ich es wenigstens geschickter angefangen. Aber ich hab' ja gar nicht nachgedacht. Nur fort wollt' ich — nur fort, gleichviel wohin!"

„Zum Doktor! Und dieser Mensch, dem ich vor den Dienern mein Haus verboten und ihn weggejagt hab' — der, meinst du, würde jetzt kommen?"

„Wenn ich ihn bitte, ja!"

Er lachte auf. „Und mir den größten Freundschaftsdienst fürs Leben erweisen, mein Kind retten? Gerade dies Kind, das allein zwischen ihm und dir steht, das dich zurückhält, von hier fortzugehen, zu ihm. Das weiß er doch! Er weiß, daß dies Kind sein größtes Unglück ist, daß es

ihm allein im Weg steht! Sonst nichts! Ist es weg, so erreicht er sein Ziel! Er hat Wulfi vielleicht schon in diesen Tagen umzubringen versucht ..."

„Lästere nicht!" schrie sie auf.

„... und ihn soll ich ans Krankenbett rufen? Nein, meine Liebe, nein. Ihm liefere ich Wulfi nicht aus, damit er hier ohne Kontrolle und Sachverständige mit ihm macht, was er will! Nein — retten will ich Wulfi!" Er griff nach Hut und Stock. „Über den Neckar fahre ich! Ich weiß, ihr traut mir für gewöhnlich so etwas nicht zu! Aber es gibt Fälle, da kommt plötzlich eine Kraft über einen. Da kann man, was man will!"

Er eilte hinaus. „Wo ist Wegmann?" schrie er. „Sie, Kutscher, kann ich nicht brauchen. Sie sind feige! Sie kehren ja doch wieder um! Wegmann fürchtet sich nicht. Er ist mein Freund in der Not! Er soll kutschieren! Wo ist Wegmann?"

Da stand der schwarze Jäger, aus dem Parkschatten getreten, plötzlich neben ihm. Niemand beachtete in der Aufregung seine leichengelbe Blässe und das unheimliche Glühen seiner Augen.

„Herr Graf befehlen?" fragte er heiser.

„Wegmann — kommen Sie mit über den Neckar?"

Der Waldläufer lachte, fast zum Schrecken der Umstehenden, laut auf. „Mit dem Herrn Grafen?" fragte er rasch. „Jetzt gleich?"

„Freilich! Sie verstehen sich ja auf alles! Sie werden auch ein Boot über den Neckar bringen!"

„Und ob!" Der Büchsenspanner drängte sich, als könne er es nicht erwarten, an den Wagen. „Ich schaff's allein. Ich brauch' den Fährmann net! Es braucht kein drittes mitzufahren!"

„Natürlich nicht!"

„Ich bin als Bub' oft mit den Fischersleut' gefahre'! Ich kann mit Ruder und Schallbaum umgehe, daß es e Art hot! Ich bring' Sie hin, Herr Graf! Jetzt freilich — e Spazierfahrt wird's net!"

Er kletterte auf den Bock und ordnete mit zitternden Fingern, mühsam seinen keuchenden Atem bemeisternd, die Zügel. Graf Pius stieg ein.

„Noch einmal!" hörte er an seinem Ohr das heiße Flüstern seiner Frau und fühlte, wie ihre Hand sich um seine Schulter krampfte. „Dort unten ist die Hilfe! Du fährst an ihr vorbei! Blindlings in die Nacht hinein! Bedenke, was du thust! Versündige dich nicht an unserm Kind!"

Er schüttelte den Kopf. „Um Mitternacht bin ich mit dem Physikus da! Vorwärts, Wegmann!"

Der schwarze Jäger hieb, mit der Zunge schnalzend, auf die Pferde. Der Wagen flog hinaus in das helle Dämmern der ersten Nacht.

Von oben, aus dem Kinderzimmer, an dessen Fenster Wera lehnte, konnte sie ihn noch eine Strecke weit undeutlich im Scheine des zwischen den zerrissenen Regenwolken hervortretenden Mondes hinpoltern sehen. In dem halboffenen Gefährt saß, in sich zusammengesunken und fest in den Mantel gewickelt, die reglose Gestalt ihres Gatten.

Und plötzlich schoß es ihr durch den Kopf, daß zum erstenmal, seit sie ihn kannte, ihr Mann sich in eine Gefahr begab.

In eine Lebensgefahr! Mit dem Neckar war nicht zu spaßen. Das hatte sie in den fünf Jahren ihrer Waldeinsamkeit jeden Frühling aufs neue aus den Erzählungen der Landleute, den Zeitungsberichten erfahren, wenn der Eisstoß kam oder warmer Regen den Schnee des Schwarzwaldes schmolz. Ohne zwingende Not vertraute sich in solchen Zeiten keiner zur Nacht dem Neckar an. Ihr Gatte that es wohl auch nicht. Er überließ dem tollkühnen Wegmann das Wagstück und wartete indessen. So wäre es wenigstens sonst seine Art gewesen. Aber heute schien er so verändert, so völlig selbstvergessen nur von dem Gedanken beseelt, sich seinen Sohn aus allen Bedrohungen zu retten — heute traute sie ihm doch zu, daß er hinter seinem Jäger in den schwankenden Nachen stieg und ihn hinausstieß in die Dunkelheit und das Wellenbrausen.

Und dann? Was konnte dann geschehen? Sie fuhr zusammen und erschrak vor sich selbst. Sie wagte nicht weiter zu denken...

Durch die Monddämmerung schaute sie wieder dem Wagen nach. Mit unverminderter Eile rollte er dem fernen Fluß zu. Und in ihm zeichnete sich undeutlich die in sich gefallene, schlafend oder träumend in eine Ecke gedrückte Gestalt ihres Mannes ab. Wieder klang verräterisch in ihrem Ohr das böse Rauschen des Neckars und ein finsterer,

Digitized by Google

Festtag in Neapel. Nach dem Gemälde von C. Tiratelli.

kaum ausgedachter Gedanke kreiſte wie ein ſchwarzer Vogel vom Schloßfenſter hinter dem Wagen her.

Und dort — ihre Augen öffneten ſich weit — dort auf der Landſtraße lebte, wie durch ihren Willen ins Daſein gerufen, eine ſchwarze Geſtalt. Die hatte ſie bisher weit und breit nicht geſehen. Sie mußte mit einem Sprunge aus dem Walde her hinter dem Wagen aufgetaucht ſein.

Ein langer hagerer Geſelle war es, der ſich einen Augenblick ſcheu nach beiden Seiten umſah. Dann rannte er dem Gefährt nach und ſchwang ſich behende hinten auf.

Unbemerkt. Der Jäger hatte genug zu thun, um die warmgewordenen Pferde zu halten, und ſein Herr lehnte brütend in der Ecke. Durch die raſch zunehmende Wolkendämmerung konnte Wera nur noch undeutlich ſeine Umriſſe erkennen und in ſeinem Rücken, wie ein ſchwarzer Klumpen zwiſchen den Rädern kauernd, den blinden Paſſagier.

Wenn nun ein Unglück geſchah? Sie ſtöhnte auf. Dann kam der Arzt nicht, und alles war verloren.

Sie klingelte und ließ den Kammerdiener zu ſich beſcheiden.

„Schicken Sie ſofort einen zuverläſſigen Menſchen die Landſtraße hinunter zum Neckar!“ befahl ſie dem eintretenden hageren Schotten. „Er ſoll beim Fährmann nachſchauen, ob mein Mann wohlbehalten an das andere Ufer gekommen iſt. Man muß es ja an der Bootslaterne ſehen können. Wenn die auf der anderen Seite ſtill ſteht.“

Der Schotte verbeugte ſich. Ihm ſchien es das Beſte, wenn er ſelbſt auf dem ſonſt von dem Herrn General benutzten Pferde den dunklen Weg hin und her machte. So ginge es am ſchnellſten und ſicherſten!

„Ja, thun Sie das!“ Sie nickte ihm zu und entließ ihn. Dann atmete ſie tief auf. Sie hatte die ſeltſame Empfindung, daß nun keine Gefahr mehr drohe! Aber immer wieder folgten ihre Gedanken dem fernen Wagen, wie er weiter und immer weiter dem pfeilſchnellen Wellenſchuß des Neckars zurollte, von der Nacht umgeben, vom Sturm umpfiffen und hinten zwiſchen den Rädern der unbekannte ſchwarze Gaſt.

XXI.

In den Fenſtern des Schloſſes blinkte noch überall Licht. Die Sorge ließ trotz der ſpäten Nachtſtunde niemanden ſchlafen. Es war ein Raunen und Flüſtern in den Gängen, ein leiſes Hin- und Herſchleichen, eine geſpenſtige Unruhe durch das ganze öde Gemäuer bis hinab zum Eingang der Gruft, hinter deren Gittern ſtill unter verſchnörkelten Steinplatten die alle ruhten, die vorher hier gelacht und geküßt, gegähnt und gebetet hatten. Eine große Waſſerlache ſtand hier auf den Quadern des Bodens und zog ſich als breite, feuchte Spur die längs der Kapelle hinauflaufende Seitentreppe empor. Oben drängten ſich im Flur der Gärtner und ein paar Arbeitsleute in einer dumpf murmelnden Gruppe zuſammen und traten verſtört auseinander, als die drei alten Herren, durch die Unruhe aus ihrem Brüten im Saale aufgeſchreckt, herankamen.

Der General legte dem Gärtner die Hand auf die Schulter. „Was iſt denn nun wieder los?“ fragte er, und es zuckte vor mühſam verhaltener Erregung unter den weißen Bartſtreifen.

„Ha ... die Eliſ', Herr Graf!“

„Was iſt mit ihr?“

„Sie war doch ſeit dem Abend ſchon weg — kein Menſch hat gewußt, wohin. M'r hat ſie bloß mit dem Wegmann ſtehen ſehe — kurz eh' der mit dem gnädigen Herrn weggefahre is — und dann net mehr ...“

„Na ... und nun?“

„Alleweil hawwe wir ſie aus'm Parkteich gezoge! Ich war gerad' heut' nacht noch auf und hör' uff eenmol ſo e Plumpſer und ſag' zu meiner Fraa: ‚Jetzt, was is denn dees?‘ — weil ich mir gedenkt hab', es ſind welche do, wo Karpfe ſtehle wolle — und mach' mer gleich den Nachen los. Und wie ich drin bin, kummt auch gerad' der Mond 'raus und ich ſeh' die Eliſ' zehn Schritt beſſer rechts im Waſſer und hab' ſie eben noch am Arm lange könne und 'raushole ...“

„Alſo iſt ſie nicht ertrunken?“

„Ah bah, Herr Graf! Ich hab' ſie erwiſcht. Awwer ſie is ganz von ſich. Sie weiß net, was ſie ſpricht. Sie hot's Fieber. Dodrin liegt ſie uff'm Gaſtbett. Die Frau Gräfin war ſchon bei ihr.“

„Ja — und hat man denn eine Ahnung, warum ...“

Da zuckten die Leute die Achſeln und

ſahen ſich vielſagend an. Aber zu ſprechen getraute ſich keiner.

„Wie halt die Weiber ſind, Herr Graf!“ ſagte endlich der Gärtner nachdenklich. „Die wiſſe jo ſelwer net, was ſie thun! Jetzt — geſchad't wird's ihr net viel hawwe! 's is wahr: das Waſſer is kalt. Awwer ſie war ja net lang drin! 's is mehr die Aufregung! Die is ihr aufs Herz geſchlage. Dees gibt ſich auch wieder . . .“

„Gibt ſie denn gar keine Auskunft?“

„Sie redd' ganz verworre! Immer von dem Jäger Wegmann! M'r ſolle um Gottes willen den Wegmann net mit dem Herrn Grafe fortlaſſe. Sie ſei zu ſpät gekomme'! Eben ſei'n die beiden weggefahren geweſe'. Der Wegmann müſſe zurück! Sonſt geb' es 'n Unglück! So geht das Geredd' weiter!“

„Verſtehſt du das?“ fragte der General den Pariſer.

„Nein! Wegmann iſt doch der zuverläſſigſte Menſch, den wir haben! Wie ſollte der Uebles im Schilde führen? Weiß der Himmel, was die Eliſe jetzt in ihrem Fieber durcheinander wirft! Es iſt ja ſicher, daß die beiden glücklich über den Neckar ſind. Der Dieuer, den Wera an die Fähre ſchickte, hat ja deutlich die Bootslaterne drüben landen ſehen. Warum ſeitdem alles totenſtill bleibt und Pius nicht zurückkommt, das weiß freilich der Himmel!“

Wieder ſahen ſich die Schloßbedienſteten ſchweigend an. Eine durch die Scheu vor ihrer Herrſchaft ſtumm bleibende Angſt lag in allen Blicken.

„Hawwe Sie denn ſelbſt die Latern' am annern Ufer geſeh'n?“ fragte endlich der Gärtner halblaut den herbeigekommenen Kammerdiener.

Der Schotte nickte. „Ich ſelbſt. Das Boot iſt ſicher drüben!“

„No — dann kann ja nix paſſiert ſein!“

„Aber was wird denn nun mit Eliſe?“ fragte der General.

„Ha — die Frau Gräfin hat ſie halt ins Bett lege laſſe und in warme Tücher wickelu! Mei' Fraa hat geholfe und ſitzt jetzt drin bei'er! Denn die Frau Gräfin — die hot ja heut' kei' Sinn dafür. Die is drüwe beim junge Herrn. Do thät' die Eliſ' auch not. 's geht ja alleweil ſchlechter mit dem kleine Herrn. Awwer nein — muß die ins Waſſer ſchpringe — gerad' heut'!“

„Ja — man ſollte aber doch den Arzt . . .“

Der Gärtner zuckte die Achſeln und blickte die anderen Bedienſteten vielſagend an. „M'r derfe doch net, Herr Graf! Er derf doch net mehr ins Schloß. Der gnädige Herr hot's doch befohle! M'r müſſe ſchon uff'n Phyſikus warte . . .“

„Wenn der nur endlich käme . . .“ Der General ſprach mehr zu ſich als zu den anderen.

„Jo — Herr Graf . . . 's wär' Zeit! Längſcht! 's is bald zwei Uhr nachts! Er müßt' ſchon ſeit gut zwei Stunde hier ſein. Wir hawwe's uns als und als wieder ausgerechnet. Denn . . . mei' Kinner hawwe's aach gehabt! Dees kenn' ich! Do heißt's kei' Zeit verliere! Und ſchon wege der gnädigen Frau! . . . Herr Graf . . . wie die gnädige Frau vorhin hier bei der Eliſ' war — m'r hawwe all' zuſamme e Schrecke gekriegt. So weiß hot ſie im Geſicht ausgeſchaut wie e Toter. M'r ſieht ihr die Angſcht an um den junge Herrn . . . und daß der Phyſikus net kommt. Ich und mei' Fraa — wir hawwe ſchon gebetet, daß er doch endlich 'mol komme dhät' — awwer m'r mag noch ſo lang in die Nacht 'naushorche — es rührt und regt ſich nix.“

Die alten Herren erwiderten nichts. Langſam gingen ſie durch die Gruppen der Dienerſchaft zurück nach dem Saal und ſetzten ſich vergrämt wieder in den Eichenſtühlen nieder, ſchwarze ſtumme Geſtalten in dem halbdunklen Raum, in dem beim Zitterſpiel des Kaminfeuers undeutlich die bunten Bilder an den Wänden leuchteten, all die Vorfahren des letzten des Stammes, der dort drüben mit dem Tode rang.

„So geht das nicht!“ ſagte der General plötzlich laut. „Pius kommt nicht zurück. Wir wiſſen nur, daß er glücklich über den Neckar gelangt iſt. Aber ſeitdem . . . Wenn unſer Neffe nicht mehr weiß, was er thut, ſo müſſen wir für ihn handeln, ehe es zu ſpät iſt. Wir haben ſchon Stunden um Stunden mit dem Warten verloren. Gott weiß, was er dort drüben treibt.“

„Sehr einfach!“ murmelte der Pariſer. „Entweder weigert ſich der Phyſikus zu fahren . . .“

„So iſt der doch nicht!“ widerſprach

der hagere Preuße ärgerlich. „Er ist doch ein beherzter Mensch — ein alter Junggeselle, der sich nicht vor Tod und Teufel fürchtet. Und nun gar hierher — eine Berufung ins Schloß! Nein! Das kann nicht sein."

„Dann ist er über Land!" hub jetzt der Priester mit leiser, schwankender Stimme an, „und Pius hetzt irgendwo in der Nacht hinter ihm her!"

Der General sprang auf. „Und wo findet er ihn? Und wann? Und wann kommt er endlich mit ihm? Wenn nichts mehr zu retten ist! Natürlich — er ist der Vater! Er hat das Recht, zu thun, was er will! Aber schließlich — wir sind doch die Angehörigen des Geschlechtes. Das Geschlecht steht auf den zwei Augen da drüben . . ."

Die beiden andern nickten stumm. Es war, als fühlten sich die drei Greise, die in der Fremde draußen ihre Heimat gefunden, jetzt plötzlich wieder eins mit dem Mutterboden ihres alten Stammes, einsam in der tiefen Nacht, die sie umgab und düster durch die Fenster hereinlugend für immer alles in der ewigen Burg zu überschatten drohte.

„Also — was thun?" Der Pariser drehte verstört seinen schwarzgefärbten Schnurrbart.

Der General ging im Saale auf und ab. „Helfen kann nur der Arzt. Unten im Dorf ist er. Man muß ihn holen!"

„Ich habe ihn schon einmal heute mittag heraufgebeten — auf Weras Wunsch!" Der Priester starrte zu Boden. „Und gegen den Willen ihres Mannes! Und als der Doktor kam, wies ihn Pius, wie er uns selbst erzählte, unter unsinnigen Schmähungen und Todesdrohungen von der Schwelle. Glaubst du, daß ein Mann wie der Doktor das vergißt?"

„Das freilich nicht — aber . . ."

„Er würde uns antworten: ‚Meine Herren, die Dienerschaft hat Befehl, mich nicht in das Schloß hineinzulassen! Mich, nötigenfalls mit Gewalt, von dem Krankenbett fern zu halten! Daran muß mein bester Wille scheitern.'"

„Nun — das könnten doch *wir* der Dienerschaft befehlen . . ."

„Und wenn er drinnen ist und unser Neffe kommt plötzlich zurück — was doch jeden Augenblick geschehen kann — mit dem Physikus — und trifft den anderen, dem er das Haus verboten hat! Solch einer Scene setzt sich doch kein Mann von Selbstbewußtsein aus!"

„Man würde doch den Wagen in der Ferne rollen hören! Dann ist noch Zeit . . ."

„Ich kenne diesen Doktor ja erst seit gestern!" sagte der alte gräfliche Kleriker. „Aber er macht mir nicht den Eindruck, als würde er wie ein Dieb in der Nacht davon fliehen!"

„Wer sagt uns schließlich, daß Pius sobald wiederkommt? Gott weiß, wann das geschieht! Hinüber in die Stadt ist er über den Fluß gekommen. Der Diener hat's gesehen. Aber vielleicht ist gar keine Möglichkeit, über den Neckar zurückzufahren. Dann hat doch der Doktor hier freie Hand!"

Der Priester nickte. „Ja. Und nun höre das, was der da unten sich jedenfalls auch schon überlegt hat: Pius hat ihm mit klaren Worten, in Gegenwart seines Jägers, den tollen Vorwurf ins Gesicht geschleudert, er beabsichtige seinen Sohn umzubringen . . ."

„Das war in der Erregung . . ."

„Er hat vor uns und anderen denselben unsinnigen Verdacht wiederholt! Er traut dem Doktor zu, daß er diese Gelegenheit benutzen würde, das einzige Hindernis auf seinem Wege, den Kleinen drüben, zu beseitigen!"

„Aber das ist doch . . ."

„Das ist handgreifliche Unvernunft — natürlich. Dafür stammt es von Pius! Aber nun setze dich in die Lage des Doktors: Er weiß gar nicht, wie es mit dem Kinde steht. Er ist auf Vermutungen und Laienberichte angewiesen. Er kommt und findet — ich setze das nur als entfernte, aber schreckliche Möglichkeit —, findet, daß er nicht mehr helfen kann! Nehmen wir an, all seine Mühe bliebe umsonst — weißt du, was Pius dann morgen in der sinnlosen Erregung, in die ihn der Trauerfall versetzen würde, thut: Er ist imstande und zeigt den Doktor wegen fahrlässiger Tötung vor Gericht an! Dann hat der seine Ehre als Arzt, sein Ansehen, seine ganze Existenz in einem Skandalprozeß zu verteidigen! In *die* Gefahr begibt sich niemand, der nicht muß! Und am wenigsten dieser Doktor! Er hat ja alle Karten in der Hand — dank der Sinnlosigkeit unseres Neffen. Er

Aus unserer Studienmappe:

Wilhelm Jensen. Porträtskizze von Paul Heyse.
Nach: „Das litterarische München" von Paul Heyse, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

braucht ja nur ruhig unten zu sitzen — kein Mensch kann ihm nach dem, was vorgefallen ist, verargen, wenn er seine Hilfe ablehnt — und braucht, wenn der Kleine kränker und kränker wird, — ohne einen Finger zu rühren, ohne sich selbst irgendwie schuldig zu machen, eben nur dem Schicksal seinen Lauf zu lassen, das Pius verhindern wollte."

„Vergiß doch nicht," der General blieb verstört stehen, „er hat doch einen Beruf — ähnlich dem deinen! Den Beruf, mein' ich — die Leiden seiner Nächsten zu lindern — selbstlos zu sein . . ."

„Ja," sagte der Römer. „Nur daß mein Stand mir die Pflicht der Demut auferlegt! Ihm nicht! Er ist ein Mann von hartem Holz! Wer so ist und so beschimpft wurde, kann nicht so leicht vergeben und vergessen!"

Jetzt plötzlich sprang der Roué auf. „Aber versuchen müßte man es doch!" stieß er in einem Ton der Verzweiflung hervor, der seltsam der sonstigen blasierten Ruhe des spöttischen Klubmannes widersprach. „Man müßte wenigstens zu ihm gehen, ihm vorstellen, wie . . ."

Der greise Kleriker schüttelte den Kopf. „Wenn wir gehen, nützt es gar nichts . . . Das müßte jemand anderes sein! Du weißt schon, wer . . ."

Er brach ab. Die Thüre hatte sich geöffnet. In ihr stand Wera. Ihr Gesicht schimmerte totenweiß unter der Kapuze des Regenmantels, der um ihre Schultern hing.

Sie nickte dem General zu. „Bitte komm'...!" sagte sie tonlos.

„Wohin?"

„Hinunter! Zum Doktor!"

Die drei Alten schwiegen und sahen sich an.

„Ich weiß es jetzt ganz genau . . ." Weras Stimme klang unheimlich ruhig. „Wulfi ist verloren, wenn nicht bald Hilfe kommt. Pius bringt sie nicht. Seit Stunden bleibt er aus. Was ich in der Zeit gelitten hab' — drüben an dem Bettchen wie ich die Minuten und Sekunden gezählt hab' und auf den Knieen gelegen und gehorcht, ob noch kein Wagen rollt — mein Haar hätte grau werden können seit Mitternacht! Und alles umsonst — ganz umsonst! Aber jetzt kann ich nicht mehr. Er soll mir mein Kind nicht umbringen! Er will es retten und erreicht nur das Gegenteil! Ich hab' ihn beschworen, wie er wegfuhr — ich hab' ihm gesagt: Da unten ist die Hilfe! Du brauchst nur die Hand danach auszustrecken! Umsonst — er ist wahnsinnig und verblendet in die Nacht hinaus! Und ich mußte hier sitzen, mir die Zähne zusammenbeißen und warten. Aber jetzt ist's genug! Komm', Onkel!"

„Willſt du wirklich ſelbſt gehen?“

„Ja — jetzt gehe ich! Du mußt mit mir und dabei ſein! Wir reden nichts miteinander, was du nicht hören könnteſt. Aber du ſelbſt bleibe ſtill!“

„Aber vergiß nicht . . .“

„Ich will nichts hören! Da iſt Leben oder Tod für mein Kind! Auf weiter kommt es nichts an. Du haſt ſelbſt dein Kind verloren — dein einziges! Du weißt, was das iſt!“

Der General folgte ihr. „Aber wird er es auch thun?“

Sie wandte den Kopf nicht um. „Ja,“ ſagte ſie im Fortſchreiten. „Ich weiß, er thut's!“

XXII.

„Durch das Meer der Träume
Steuert ohne Ruh',
Steuert meine Seele
Deiner Seele zu . . .“

Der Fabrikdirektor warf, während er den Geſang ſeiner Frau am Klavier begleitete, zuweilen einen verſtohlenen Blick durch die dunklen Scheiben auf die Gaſſe hinaus. Er war nicht recht bei der Sache, ja er muſizierte eigentlich heute mit der hübſchen Amerikanerin bloß deswegen bis nach Mitternacht, um die innere Unruhe zu übertäuben. Die Vorfälle bei der Verhaftung Irions, der Sturm auf das Bürgermeiſterhaus, die Schlacht zwiſchen dem Kriegerverein und den Arbeitern gingen ihm nicht aus dem Sinn. Am Ende ſtreikte ihm die Geſellſchaft morgen! Oder ſie kamen heute doch noch und warfen ihm die Fenſter ein oder es paſſierte ſonſt etwas, obwohl ſeine Frau ihn ſchon zehnmal wegen ſeiner Nervoſität ausgelacht hatte.

Eben trat ſie ihm beim Singen energiſch auf den Fuß, um ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß er wieder daneben gegriffen — da ließ er plötzlich die Hände gänzlich von den Taſten ſinken und ſprang auf. „Es iſt jemand im Nebenzimmer!“ rief er, nach hinten eilend. „Ich höre es ganz deutlich. Ich will doch 'mal nachſehen, wer . . .“

„Laß dich nicht ſtören!“ erwiderte von innen eine tiefe Stimme. „Ich ſitze ſchon ſeit einer halben Stunde hier und höre zu. Guten Abend, Frau Direktor!“

„Guten Abend, Doktor!“ rief die Amerikanerin. Sie hatte ſich jetzt ſelbſt an das Klavier geſetzt und begann zu phantaſieren. „Wo kommen Sie denn ſo ſpät nachts noch her?“

Aus unſerer Studienmappe:

Richard Voß. Porträtſkizze von Paul Heyſe.
Nach: „Das litterariſche München“ von Paul Heyſe, Verlagsanſtalt F. Bruckmann A.-G. in München.

„Ich ging vorbei und sah das Haus erleuchtet und die Thüre offen. Kein dienendes Wesen in Sicht. Da bin ich herein! Aber wenn ich stör' . . ."

„Oh, gar nicht! Wollen Sie etwas zu trinken haben?"

„Danke. Nein."

Damit beruhigte sich die hübsche Hausfrau und ließ die Finger über die Tasten gleiten, um den weinerlichen Singsang eines draußen herumtorkelnden Bauern zu übertönen. Ihr Gatte hatte sich neben den späten Besuch gesetzt und bot ihm eine Cigarre an.

„In dem ganzen Nest ist noch Leben!" sagte er. „Jetzt geht der Gendarm mit dem Gemeindediener von Haus zu Haus und notiert sich die Namen der Helden der heutigen Schlacht. Morgen treten mir dann die Kerle ganz bekatert zur Arbeit an und es geschieht heilig irgend ein Unglück."

Der Kassenarzt erwiderte nichts.

„Wo kommst du denn her?" forschte der Hausherr. „Von einem Kranken?"

„Nein. Ich bin bloß so in der Nacht herumgelaufen."

„Du?" Der Fabrikant lachte herzlich. „Das ist das Neueste."

„Ja. Man hat manchmal so Stimmungen. Es ist Eselei — das brauchst du mir nicht erst zu sagen — aber da hält man's dann zu Hause nicht aus und stapft im Regen und Dunkel herum und zerbricht sich den Kopf . . ."

„Aha!" meinte der andere triumphierend. „Ich hab's dir immer gesagt, daß die Welt nicht bloß aus galvanisierten Fröschen und Cholerakulturen besteht. Es steckt noch was dahinter. Das hast du Materialist nie glauben wollen . . ."

„Ich glaub' es auch jetzt nicht!" Der Doktor blies finster den Cigarrenrauch zur Decke. „Ich sage dir ja: Es sind Stimmungen. Unfaßbares Zeug. Es kommt und geht. Zumal bei Musik. Deine Frau singt wirklich recht hübsch. Ich hab' ihr die ganze Zeit andächtig zugehört . . ."

„. . .‚durch das Meer der Träume' . . ." wiederholte er nach einer Weile und sah vor sich hin. „Findest du nicht, daß heute eine seltsame Nacht ist?"

„Wieso? Es stürmt und gießt draußen wie jede Nacht. Und sonst . . ."

„Das meine ich nicht. Oder vielmehr doch — dies Stürmen ist es eben! Siehst du nicht, daß heute nacht niemand hier Ruhe findet? Alles ist wach in diesem gottverlassenen kleinen Erdenwinkel. Oben im Schloß sind alle Fenster hell. Der kleine Graf liegt krank. Sein Vater jagt, wie ich höre, draußen durch die Nacht und über den Neckar, um den Physikus zu holen, seine Mutter sitzt am Bett und niemand schließt ein Auge. Ebensowenig ihr hier. Ihr sitzt und musiziert. Draußen lärmen die Bauern und die Arbeiter. In der Stube neben mir läuft der Kaplan auf und ab und seufzt — Gott weiß, warum. Der Irion sitzt mit Gottes Hilfe im Gefängnis . . . Kurzum, es ist eine verrückte Unruhe in der kleinen Welt. Beinahe eine Angst, möcht' ich sagen . . ."

„Angst? Wovor?"

„Ja . . . wer das wüßte! Stimmungen kommen im Frühjahr . . . Altes stirbt, Neues lebt auf . . . man hat das Gefühl: Es kommt eine große Wandlung in allen Dingen. Für jeden. So verschieden es ist, was die Leute alle hoffen und fürchten. Sogar ich bin davon angesteckt, und das will etwas heißen!"

Der Fabrikant nickte. „Ja. Denn sonst bist du schon langweilig! Mit deiner ewigen Alleswisserei!"

„Und nun." Der Kassenarzt strich sich nachdenklich den Bart. „. . . nun sang' ich doch an, die Leute wenigstens zu verstehen, die da meinen, daß wir überhaupt nichts wissen. Wir steuern in einem Meer von Träumen. Was uns führt — wohin es uns führt, das weiß der Himmel. Dieses Gefühl habe ich heute nacht zeitweise, als treibe alles einer großen Entscheidung zu, einem großen Wendepunkt im Leben. Aber wieso, darauf wäre ich selber neugierig. Und nun gute Nacht. Jetzt gehe ich wieder nach Hause . . ."

„Gute Nacht!" rief von innen durch ihr Klavierspiel die Hausfrau. „Take a drink, bevor Sie gehen . . ."

„Deine Frau hält mich schon für einen Gewohnheitsalkoholiker." Der Kassenarzt bot seinem Freund die Hand. „Aber so weit bin ich noch nicht. Das kommt erst noch, wenn mein Leben sich auch weiter so blödsinnig zwischen kranken Bauern und mikroskopischen Präparaten abspielt! Das hat keinen Zweck!"

„Das sagst du von deinen geliebten Bazillen?“

„Ja — ich bin ganz aus dem Geleise geworfen heute nacht. Man hält sich oft für schwächer, oft auch für stärker, als man ist. Frag' nicht. Und Sie, Frau Daisy, legen sich schlafen. Das ist nichts für die Nerven — Konzerte bis zum Morgengrauen. Gute Nacht!“

Als er im „Baum zum Odenwald“ die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstieg, sah er durch die Spalten nebenan noch Licht und hörte rastlose Schritte. Er blieb stehen und klopfte.

„Geisterst du schon wieder 'rum, Hochwürden!“ schrie er unwirsch. „Was soll denn das 'Rumtappen? Ich bitt' mir Ruh' aus!“

Ein Riegel wurde zurückgeschoben. Paulus Eberles derber junger Bauernkopf mit der Tonsurscheibe in dem buschigen Haar erschien in der halboffenen Thüre. „Komm' 'mal herein!“ sagte er kurz.

Der Doktor trat ein und blieb mitten in dem kahlen Stübchen stehen, als dessen einziger Schmuck von der Wand über dem Bett die Madonna mit dem Kinde grüßte. „Was gibt's denn?“ fragte er. „Freund und Kaplan — du schaust miserabel aus. Soll ich dir was verschreiben?“

Der junge Priester lachte trotzig und schüttelte das sonnenverbrannte Haupt. „Du kannst mir nichts verschreiben!“ sagte er. „Das ist alles jetzt schon gethan und erledigt. Das liegt jetzt alles schon hinter mir!“

„So?“ Der andere setzte sich. „Kurierst du dich selber? Womit denn? — wenn man fragen darf — und was denn?“

„Dadermit!“ Paulus Eberle schlug sich mit seiner großen kräftigen Hand auf die Brust, daß es dröhnte, und nickte. „Dadermit. Von innen kommt's! In sich muß man's habe! Dann zwingt man's!“

„Was denn, Hochwürden?“

„Die Versuchung. Die große Versuchung im Leben! Die macht man nur einmal durch. Dann hat man gewonnen! Für immer. Gott sei Dank — seit einer Stund' ist's geschehen!“

„Wer hat dich denn versucht?“

Der junge Bauernpriester ging rasch auf und nieder, daß seine schwarzen Röcke rauschten. „Meinst, das werd' ich dir sagen?“ sprach er. „Keinem! Du sitz'st nicht im Beichtstuhl. Aber ich. Ich hab' mir selber meine Sünden gebeichtet und hab's gefühlt, wie ich sie los geworden bin.“

„Also schön!“ sagte der Doktor trocken. „Da gratulier' ich dir, Hochwürden! Werd' nur nicht zu heilig. Sonst muß ich mich ja neben dir schämen.“

Der andere achtete nicht auf den Spott. „Jetzt bin ich frei!“ fuhr er fort, und seine Wangen röteten sich etwas. „Und hab' Zutrauen zu mir gewonnen und gesehen, wer ich bin. Ich bin nicht dazu da, hier im Dorf zu versauern. Ich geh' fort! Bald!“

„Wohin denn?“

Paulus Eberle dämpfte die Stimme. „Ich will Missionar werden. In Afrika oder in China.“

„Du, Kaplan? Warum denn?“

Der blasse junge Bauer im schwarzen Rocke lachte. „Ich sag' dir ja: Ich hab' gewonne! Ich hab's überstande!“

„Überleg's dir!“ Der Doktor stand auf. „Geld hast du ja zum Glück auch keins!“

„Ich will morge zum alten Kaltschmidt gehe, auf den Grenzhof. Das is ein frommer Mann Der hilft mir, wo's die Heidenbekehrung gilt. Ich sag' dir: 's is alles voll in mir. Ich hab' schon so 'ne Sehnsucht. Nur fort! Nur fort!“

Der andere lachte, die Klinke in der Hand. „Heute nacht is schon einmal bei uns der Sturm im Wasserglas. Schlaf' jetzt! Sonst verschläfst du noch die Frühmesse!“

„Ja — geh' nur!“ Der Kaplan drückte ihm die Hand. „Ich will dir schreibe — aus Afrika. Ja — eh' ich's vergeß' — drüben bei dir sitzt ja dein Vatter, Doktor!“

„Mein Vatter? Wo kommt denn der her?“

„Er hat zur Stadt wollen — mit Butter auf den Markt — und hat gehört, daß es Hochwasser auf dem Neckar hat. Da is er zu dir herauf, weil noch Licht war!“

„Himmeldonnerschlag ja!“ Der Kassenarzt eilte über den Flur und riß die Thür zu seinem Zimmer auf. „Da sitzt er wirklich! Vater — ich schick' doch dir und der Mutter Geld genug, daß ihr lebe könnt. Was mußt du jetzt doch wieder damit an-

fange und die ganze Nacht durch mit 'em Centner Butter auf dem Rücken über den Odenwald auf den Markt laufen? Das leid' ich nicht!"

„Oh mei'!" Das alte Waldbäuerlein, das sich steifbeinig aus der Sofaecke erhob, wo es, ein Glas Branntwein vor sich, eine Stunde hingedufelt hatte, lachte ihn gutmütig an. „Wie alt bin ich denn? Sechzig Johr un e bißche was drüwwer. Is dees e Alter für e Mann? Laß du mich norr mei' Butter trage! Ich hab' mei' Kundschaft in der Stadt . . ."

„Die soll anderswohin! Das fäng nicht wieder an. Wenn du Geld brauchst, Vatter, so sag's!"

Der Alte greinte verschmitzt. Es machte ihm Spaß, daß sein Sohn keine Ahnung hatte, wie er sich nach wie vor jede Woche zweimal aus seinem, mehrere Dörfer entfernten Heimatflecken die ganze Zeit hindurch nachts an dem „Baum im Odenwald" vorüber zur Stadt gestohlen hatte, um seinen ihm liebgewordenen Kleinhandel mit Butter, Handkäsen und manchem anderen nicht aufzugeben. Auch jetzt stand eine schwere Traglast dieser Art neben ihm am Boden und dabei ein höchst verdächtiger, fest zugebundener Sack. Vater und Sohn sahen den an und stumm wieder weg. Natürlich steckten wieder gewilderte Hasen darin. Diesen kleinen Zwischenverdienst ließ sich der Alte nicht rauben — weniger aus Geiz, obwohl auch der bei ihm reichlich entwickelt war, als aus einer innerlichen Freude an einem verbotenen kleinen Wagstück.

(Schluß folgt.)

Ritter Gawan.

Von

R. von Berchthold.

Der Ritter Gawan reit't im Land,
Hält Schild und Speer in müder Hand —
Das Schwert an seiner Seite
Klirrt leis' das Weggeleite.

Staub liegt auf Wams und Eisenhut,
Es glimmt und flirrt der Sonne Glut,
Brennt Mann und Roß und Wehre —
Herr Gawan blickt ins Leere . . .

„Fortuna, sag', wo birgst du dich?
Wo steht dein Rosengärtlein, sprich?
Bin nun seit zehen Jahren
Um dich durchs Land gefahren!"

*

Der Ritter Gawan reit't im Land,
Nieder blickt er zum dürren Sand —
„. . . So wend' ich Ritt und Reise! . . ."

Was regt am Weg sich leise?

Feingliedrig springt's zu ihm aufs Roß —
Mit weichem Arm es ihn umschloß —
Thät' ihm mit tiefen blauen
Augen ins Antlitz schauen . . .

*

Der Ritter Gawan geht durchs Land,
Ein Röslein trägt er in der Hand . . .
Thät' wer sein Glück erraffen,
Was braucht's dem Roß und Waffen!

Wildprethändlerin. Nach dem Gemälde von A. Schröder.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Spiele und Feſtlichkeiten der japaniſchen Jugend.

Von

Ernſt v. Heſſe-Wartegg.

Mit acht Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Bei wenigen Völkern dürfte die Liebe zu den Kindern weiter getrieben werden, wie bei den Japanern. Nicht etwa, daß ſich dieſe Liebe durch übergroße Verweichlichung, oder zu weit getriebener Sorge um ihre teure Geſundheit, oder durch das Streben, ihnen eine, wie wir es nennen, „gute Erziehung“ zu geben äußert. Im Gegenteil. Die Kinder werden bei der großen Maſſe des Volkes von früheſter Kindheit an ſich ſelbſt überlaſſen, ſie genießen die größte Freiheit, und was die „Erziehung“ anbetrifft, ſo wurde auf dieſe bis in die jüngſte Zeit nur wenig Wert gelegt. Dennoch bilden die Kinder den größten Schatz eines Hausſtandes. Eltern und ältere Geſchwiſter bringen ihnen die zärtlichſte Liebe entgegen, und es gibt für den Japaner kein vollkommenes Glück ohne Kinder. Je mehr ein Elternpaar davon beſitzt, deſto beſſer.

Von der früheſten Jugend an geſchieht alles Erdenkliche, um den kleinen Weltbürgern das Daſein heiter und angenehm zu geſtalten, und die erſten zwölf bis fünfzehn Jahre ihres Lebens vergehen ſozuſagen im Spiele. Wenn immer irgend ein Feſt gefeiert wird, und ſolche gibt es in Japan in jeder Woche, müſſen die Kinder mit dabei ſein; noch als Säuglinge werden ſie ſchon in die Theater, zu Ringkämpfen, Bootfahrten, Blumenfeſten ꝛc. mitgenommen, zu Hauſe aber mit Spielzeugen überhäuft. Je älter ſie werden, deſto mehr Spiele lernen ſie kennen, ja man widmet ihnen im Jahre eigne Feſte, bei denen die Alten ſich mit den Jungen freuen.

Japaniſche Kinder.

Nirgends gibt es ſo viele Spielzeughandlungen wie in Japan. Auf den Märkten, bei religiöſen oder Volksfeſten, finden ſich immer zahlreiche Händler mit Spielzeugen zuſammen, in den Geſchäftsſtraßen der Großſtädte gibt es Dutzende großer Kaufläden, ſogar in den Tempelgärten ſtehen lange Reihen von Buden, in denen nichts als Spielzeuge feilgeboten wird. Selbſt in kleineren Dörfern im Inlande habe ich eigne Kaufläden gefunden mit hunderterlei Arten von Spielwaren, ſo unglaublich wohlfeil, daß auch

der Ärmste seine Auswahl treffen kann. Die Japaner sind in dieser Hinsicht viel erfindungsreicher und geschickter als irgend ein Volk der Erde. Aus Papierschnitzeln und kleinen Holzstäbchen, nicht viel größer als Zahnstocher, setzen sie ganz unglaubliche Dinge zusammen. Nicht nur Puppen, Haus- und Kücheneinrichtungen; sie machen auch Wind- und Wassermühlen, Tempel, Schiffe, Wagen ꝛc., kurz alles, was die Welt im Großen zeigt, wird von ihnen in winziger Kleinheit nachgeahmt, so zart und leicht, daß man die Dingerchen fortblasen könnte. Unsere Kinder würden sie beim erstmaligen Anfassen zerbrechen, die japanischen Kinder aber spielen damit wochenlang, und sind sie endlich aus dem Leim gegangen, so ist doch der Schaden nicht groß. Für einen Pfennig können gleich zwei, drei solche Sächelchen gekauft werden!

Japanische Kindertypen

Bei den Volksfesten oder Matsuri, wie sie in Japan heißen, ist nicht etwa nur für die Unterhaltung der Erwachsenen gesorgt. Die Hälfte aller Schaustellungen ist den Kindern gewidmet, aber die Erwachsenen ergötzen sich daran ebensosehr, als wären sie selbst Kinder. Man kann sich im Abendlande kaum einen rechten Begriff bilden von dem Leben und Treiben, dem Farbenreichtum, den malerischen und fremdartigen Bildern bei derlei Matsuri. Die halbe Einwohnerschaft der Städte ist dann auf den weiten Plätzen oder in Tempelgärten, oder, wie in Kyoto, auf dem meilenlangen, ausgetrockneten Flußbett des Kamagawa versammelt, um den ganzen Tag und die halbe Nacht dort zuzubringen. Kein Lärmen, Balgen, Stoßen und Schreien, keine Trinkgelage bis zur Besinnungslosigkeit, keine Roheiten, wie sie bei solchen Gelegenheiten in anderen Ländern vorzukommen pflegen. All' diese Tausende und Abertausende phantastisch gekleideter, putziger Gestalten benehmen sich dabei wie wohlerzogene Kinder, lachen, plaudern, schlürfen süße Getränke, knabbern Nüsse und Bonbons und unterhalten sich auf die köstlichste Weise. Ein Wald der buntesten Sonnenschirme über ihnen, ein Meer von ebenso bunten Fächern in ihren Händen in fortwährender Bewegung, am Abend Tausende von bunten Lampions, überall Farbe, überall Leben, überall Fröhlichkeit. Mitten in dieser auf und ab wogenden Menge von Erwachsenen und Kindern tausenderlei Schaustellungen, von großen Theatern bis zu einzelnen ambulanten Künstlern. Am zahlreichsten sind wohl die Theater- und Akrobatenvorstellungen unter freiem Himmel, bei welchen einige daumlange Knaben oder Mädchen mitunter ganz Erstaunliches zum besten geben, und dafür von der gaffenden Menge ein paar Pfennige zugeworfen erhalten. Ihnen an Volkstümlichkeit zunächststehend sind Schau-

Spielzeugladen.

buden, über und über mit grotesken Scenen aus der japaniſchen Geſchichte, oder mit Porträts von Künſtlern, Feldherren, Sängerinnen und Tänzerinnen bemalt. Im Innern werden den Zuſchauern allerhand Bilder vorgeführt, der Glanz der Daimiopaläſte, Scenen aus den berühmteſten Theehäuſern, oder die Tempel von Nikko, oder der feuerſpeiende Fujiyama, und der Schaubudenbeſitzer ſingt dazu die paſſenden Erklärungen. Zwiſchen der Volksmenge tummeln ſich Tänzer, Flöten- und Samisenſpieler, Akrobaten; hier feſſelt ein Märchenerzähler, dort ein Taſchenkünſtler oder Wahrſager die Menge. Tauſende von Händlern mit Süßigkeiten preiſen ihre Waren an und geben dabei irgend eine beſondere Fertigkeit zum beſten. Den größten Spaß finden die Kinder an den Verkäufern von winzigen Lehmfigürchen, welche vor ihren Augen mit erſtaunlicher Fingerfertigkeit hergeſtellt werden. Die Händler haben dazu kein anderes Werkzeug als ihre Finger. In einem kurzen Augenblick formen ſie aus einem Lehmſtückchen Blumen, Bäume, Häuſer, Soldaten, Edelleute oder auch Europäer mit hohem Hut und die Cigarre im Munde, bemalen die Figuren in bunten Farben und verkaufen ſie zu einem Viertelpfennig. Der Händler mit Süßigkeiten begnügt ſich nicht damit, ſeine Waren auszurufen; auf ſeinem an einer Schnur vom Halſe hängenden Tiſchchen iſt eine Scheibe gezeichnet mit einem im Kreiſe drehbaren Pfeil. Das Kind ſetzt den Pfeil in raſche Drehung, und bleibt der Pfeil an einer gewinnenden Nummer ſtehen, ſo iſt irgend eine Süßigkeit der Lohn. Oder der kleine Käufer darf nach Erlag von einem Viertelpfennig an verſchiedenen Drähten ziehen, die unter der Tiſchplatte angebracht und mit allerhand grotesken Ziehpuppen verbunden ſind. Die Verkäufer von ſüßen Kuchen führen gewöhnlich einen kleinen Kohlenbehälter, Pfanne und Löffel mit ſich und machen ihre Kuchen nicht nur vor den Augen der entzückten Jugend, ſondern geben dieſer Gelegenheit, ſich die Kuchen ſelbſt zu backen, indem ſie für zwei Pfennige die dazu nötigen Gerätſchaften verleihen. Jeder Händler lockt die kleine drollige Kundſchaft durch irgend welche Kunſtſtückchen an und findet ſein Auskommen derart, daß ſich in

Wandernde Akrobaten.

Festlich geschmückte Knaben.

jeder Stadt Japans Hunderte von Menschen diesem Berufe hingeben.

Während auf den Matsuri der Erwachsenen die Kinder hauptsächlich durch die Vorführungen anderer unterhalten werden und nicht selbständig auftreten, gibt es zahlreiche Festtage im Jahre, wo die Kinder selbst sich nationalen Spielen hingeben. Am Neujahrstage, dem größten Festtage der Japaner, wird allgemein Federball gespielt. In den Straßen sieht man dann Tausende kleiner Mädchen gruppenweise den Ball werfen. Ihre Gesichtchen sind mit einer dicken Puderschicht bedeckt, ihre Lippen und Wangen rot geschminkt, und die kleinen Körperchen in die buntesten kostbarsten Kleider von dem-

selben Schnitt wie die Kleider der Erwachsenen gehüllt, so daß sie aussehen, als wären die Puppen der Spielzeughandlungen zu Leben erwacht und ihren Schachteln entstiegen, um sich dem Spiel hinzugeben. Federball und Schläger sind von ähnlicher Form wie bei uns, nur bunter bemalt. Stundenlang tummeln sich die Mädchen auf der Straße umher, stolz auf ihre schönen Kleider und ihre bemalten Gesichtchen, haben aber bei all ihrer Koketterie wohl acht auf das Spiel, denn wer verliert, dem werden schwarze Ringe um die Augen gemalt oder das Gesicht mit Holzkohle geschwärzt.

Die kleinen Jungen unterhalten sich zur Neujahrszeit hauptsächlich mit Papierdrachen. Diese Drachen sind in ganz Ostasien vielleicht der beliebteste Sport. In Siam fand ich die erwachsene Bevölkerung, ja sogar Greise an Festtagen auf den Plätzen der Städte versammelt, jeder einen grotesken Papierdrachen am Seile lenkend. Auch die gravitätischen Chinesen unterhalten sich tagelang damit. In Japan sind es hauptsächlich Knaben bis zu fünfzehn, sechzehn Jahren, welche sich diesem Spiel hingeben. Die Drachen sind gewöhnlich viereckige Bambusrahmen mit bemaltem Papier überzogen, aber es gibt auch solche, welche Blumen, Vögel, oder Berühmtheiten aus der japanischen Geschichte darstellen und ungemein kunstvoll ausgeführt sind. An der Spitze sitzt gewöhnlich ein straff gespanntes Band aus Fischbein, das im Winde vibrierend, einen lauten summenden Ton hervorbringt. Die junge Welt begnügt sich nicht damit, die Drachen möglichst hoch in die Lüfte steigen zu lassen, so daß man zuweilen Tausende von ihnen über dem Weichbild der Stadt fliegend erblickt; es werden auch Kämpfe veranstaltet. Einige Meter unterhalb des Drachens wird das Seil, an dem er hängt, mit Leim bestrichen und durch zerkleinertes Glas gezogen. Ist der Drachen hoch in der Luft, so wird das Seil von dem Besitzer so geschickt gehandhabt, daß es das Seil des benachbarten Drachen durchsägt und der Drachen zum größten Gaudium der kleinen Beobachter drunten auf und davonfliegt.

Auch Kreisel werden von den japanischen Jungen zu Wettkämpfen verwendet. Mit großer Geschicklichkeit geworfen, drehen sie sausend einander entgegen und berühren sich schließlich. Derjenige, dessen Kreisel zu Boden fällt oder beschädigt wird, hat verloren.

In den nördlichen Teilen Japans wird dem Schneesport mit ebenso großer Lust gehuldigt wie bei uns: Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen, Schneeballenwerfen und Schneemänner sind dort während der Neujahrszeit an der Tagesordnung. Im mittleren und südlichen Japan, wo der Schnee nur selten fällt und bald schmilzt, treten an die Stelle des Schneesports dieselben Spiele wie bei uns: auf Stelzen gehen, Springen, Ringen, Steine schleudern, Bolzenschießen u. dgl., und es wäre gewiß interessant, zu erfahren, was wir in dieser Hinsicht von den Japanern gelernt haben und was die Japaner von uns.

Bricht die Dunkelheit an, so kehrt die kleine Welt in die vier Holz- und Papierwände ihrer Behausung zurück, um die langen Winterabende durch Spielen und Erzählen zu verbringen. Merkwürdigerweise stehen in Japan bei den Kindern Kartenspiele an erster Stelle, und besonders in der Neujahrsnacht dürfte wohl in jedem Hause Karten gespielt werden. Die Japaner haben die Karten (japanisch Karuta) wahrscheinlich von den Holländern kennen gelernt, aber die Art der Spiele ist von unseren Spielen grundverschieden und erinnert vielmehr an die Kartenspiele der Chinesen. So z. B. Iroha Gamta. Bei diesem Spiele werden unter die Kinder zwei Päckchen von je fünfzig Karten verteilt. Das eine Päckchen enthält auf jeder Karte ein bekanntes japanisches Sprichwort, das andere kleine Bildchen, welche diese Sprichwörter illustrieren. Die Karten werden gemischt und dann unter den im Kreise sitzenden Kindern ausgeteilt. Eines der Kinder hat die Sprichwörter laut vorzulesen, der Inhaber der zu dem betreffenden Sprichwort gehörigen Bildkarte meldet sich, und die beiden Karten werden zusammen in die Mitte des Spielerkreises geworfen. Jene, welche zuerst ihre sämtlichen Karten loswerden, haben gewonnen. Wer die letzte Karte in Händen behält, hat verloren und bekommt zur Strafe das Gesicht schwarz bemalt.

Ähnlich ist das Hiaka Nin Isschiu Gamta, bei welchem das Spiel aus zweihundert Karten besteht, mit aufgedruckten kleinen Gedichten oder Stanzen, welche den japanischen Klassikern entnommen und jedem Japaner geläufig sind. Diese Stanzen bestehen gewöhnlich aus zwei Teilen oder Strophen; hundert Karten enthalten die ersten Strophen, die

Vom Blumenfest der japanischen Jugend.

anderen hundert die zweiten Strophen dieser Gedichte. Der Reihe nach verlesen die Teilnehmer am Spiele die ersten Strophen ihrer Karten, und jene Kinder, welche die Karten mit den dazu gehörigen zweiten Strophen haben, melden sich, bis nur zwei Karten übrigbleiben. Die Inhaber dieser zwei Karten haben verloren und bekommen schwarze Gesichter. Auf diese spielende Art lernen die japanischen Kinder die Klassiker kennen und bekommen darin bald so große Geläufigkeit, daß sie zuweilen nur das erste Wort eines Gedichtes zu hören brauchen, um sich mit ihrer Karte zu melden.

Ebenso spielend lernen die Kinder die Ortschaften ihres Landes und ihre geographische Lage. Dazu wird beispielsweise eine Postroute mit den verschiedenen Stationen, oder seit der Einführung der Eisenbahn eine Strecke der letzteren auf ein großes Stück Papier verzeichnet und dieses zwischen die Spieler auf den Boden gelegt. Auf die Endstation werden die Einsätze gelegt, ein paar Pfennige oder Süßigkeiten, und dann von jedem Spieler Würfel geworfen. Die ihm gehörige Spielmarke wird um so viele Stationen weiter versetzt, als die Würfel Punkte zeigen, und wessen Spielmarke die Endstation zuerst erreicht, der hat gewonnen.

Es wäre gewiß zu wünschen, daß auch bei uns ähnliche Spiele für die Kinder zur Einführung kämen, an Stelle der nichtssagenden Karten, deren sie sich heute bedienen.

Die kleinen Bauhölzer und nach geometrischen Figuren geschnittenen Scheibchen zum Zusammensetzen verschiedener Ornamente, wie sie bei unserer Jugend gebräuchlich sind, besitzen auch die Japaner. Ebenso kennen sie unser Damespiel, nur ist die Zahl der Steine bei ihnen 360; ihr Schachspiel (japanisch Scho-gi) hat vierzig Figuren und einundachtzig Felder, und wird dementsprechend auch anders gespielt als unser Schach, zumal das japanische Spiel die Königinfigur nicht kennt.

Ebenso beliebt wie diese Spiele ist bei der japanischen Jugend das Märchenerzählen.

vor allem das Hiyaku Monogatari (die hundert Geschichten). An langen Winterabenden setzen sich die Kinder um den Hibatschi, d. h. das offene Kohlenbecken, in der Mitte des Wohnzimmers zusammen, und die Mama oder Großmama beginnt mit der Erzählung von haarsträubenden Geistergeschichten. In einer abgelegenen einsamen Kammer brennt ein Öllämpchen mit einem Draht aus hundert lose zusammengefügten Fäden. Sobald eine Geschichte beendet ist, muß eines der Kinder in die Kammer gehen, einen Faden aus dem Dochte ziehen, und der Erzählerin bringen. Die Reihenfolge der Kinder wird durch Würfel bestimmt. Mit dem Fortschreiten der Erzählungen wird die Phantasie der Kinder immer erregter, das von dem Öllämpchen in der Kammer gespendete Licht immer kleiner, und die Kinder betrachten es als eine wahre Heldenthat, die letzten Fäden aus dem Dochte zu ziehen und mit den Geistern und Dämonen zu kämpfen, die ihre Einbildung in der finsteren Kammer hervorzaubert.

Ein ähnliches Schauderspiel ist das Kon-Dameschi oder die „Prüfung der Seelen". Eine Anzahl Jungen pflanzen während des Tages Fahnen auf verschiedene Grabhügel, auf dem Hinrichtungsplatz oder in verrufenen, einsamen Gegenden. Nach Einbruch der Dunkelheit kommen sie zusammen und erzählen allerhand Mord- und Geistergeschichten. Ganz wie im vorher geschilderten Spiel muß nach Beendigung jeder Geschichte ein Junge eine der tagsüber gepflanzten Flaggen holen, bis alle wieder beisammen sind.

Die Japaner besitzen unter anderen auch Spiele wie das italienische Mora, das sie indessen nicht von den Italienern, sondern von den Chinesen gelernt haben. In China fand ich dieses Spiel nicht nur bei der Jugend, sondern auch unter den Erwachsenen allgemein verbreitet, und auf meinen nächtlichen Wanderungen in chinesischen Städten hörte ich das laute mit dem Spiel verbundene Rufen in jedem Theehause. Blickte ich durch die Thür, so sah ich die Zopfträger im Kreise herum sitzen und einander blitzschnell verschiedene Finger ihrer Hände vorweisen. Dasselbe fand ich

Straßenbild von Yokohama während des Flaggenfestes.

in Japan. In einem bestimmten, Kitsune-Ken (Fuchspfand) genannten Spiel werden durch verschiedene Stellungen der Finger ein Fuchs, ein Jäger und eine Flinte dargestellt. Der Jäger kann die Flinte benutzen, die Flinte den Fuchs töten, der Fuchs den Jäger überlisten. Aber der Jäger kann den Fuchs nicht ohne Flinte treffen, der Fuchs dem Jäger nichts mit der Flinte anhaben. Dementsprechend hat ein Spieler dem anderen mit einem bestimmten Fingerzeichen zu antworten, und wer das unrichtige Fingerzeichen wählt, hat verloren. Als Strafe hat er irgend ein Pfand einzulösen, oder er muß dem Gewinner im Rundgang durch die Stube mit irgend einer Last auf dem Rücken folgen, als wäre er dessen Diener.

In früheren Jahren war das Gendschi und Heikéspiel eines der beliebtesten Bewegungsspiele der japanischen Knaben, und es wird jetzt noch im Inneren des Landes zuweilen gespielt. In den Städten aber habe ich es nirgends mehr gesehen. Es scheint aus Korea zu stammen, wo ich in der Nähe von Söul einem wütenden Gendschi-Heikékampf beigewohnt habe. Gendschi und Heiké sind die Namen zweier in der Geschichte dieser Länder berühmten Stämme, der Minamoto und Taira. Die Schuljungen einer Stadt oder auch von zwei verschiedenen Ortschaften teilen sich in zwei Parteien und ziehen, jeder mit einer Flagge bewehrt, auf einen freien Kampfplatz vor der Stadt. Auf ein Trommelzeichen stürzen die Gegner aufeinander los und trachten sich die Fahnen zu entreißen, wobei es mitunter zu heißen Kämpfen kommt. Diejenige Partei, welche die meisten Fahnen erbeutet, hat gewonnen.

Für die kleinen Mädchen ist der 3. März der größte Festtag des Jahres, denn an diesem Tage findet das berühmte Hina Matsuri (Puppenfest) statt. Schon lange vorher geht es in den zahlreichen Spielwaren- und Puppenhandlungen ebenso bunt zu wie bei uns zur Zeit des Weihnachtsfestes. In den Straßen tummeln sich die zierlichen kleinen Mädchen mit ihren bemalten Gesichtern und grotesken Festgewändern, selbst wie Puppen anzusehen, denn der Schnitt der Kleider ist bei den kleinen Weltbürgern der gleiche wie bei den Erwachsenen. Die langen auf dem Boden schleppenden Kimono (schlafrockartige Obergewänder) sind bei vielen aus den reichsten Seidenstoffen, mit großen bunten

Kindertypen.

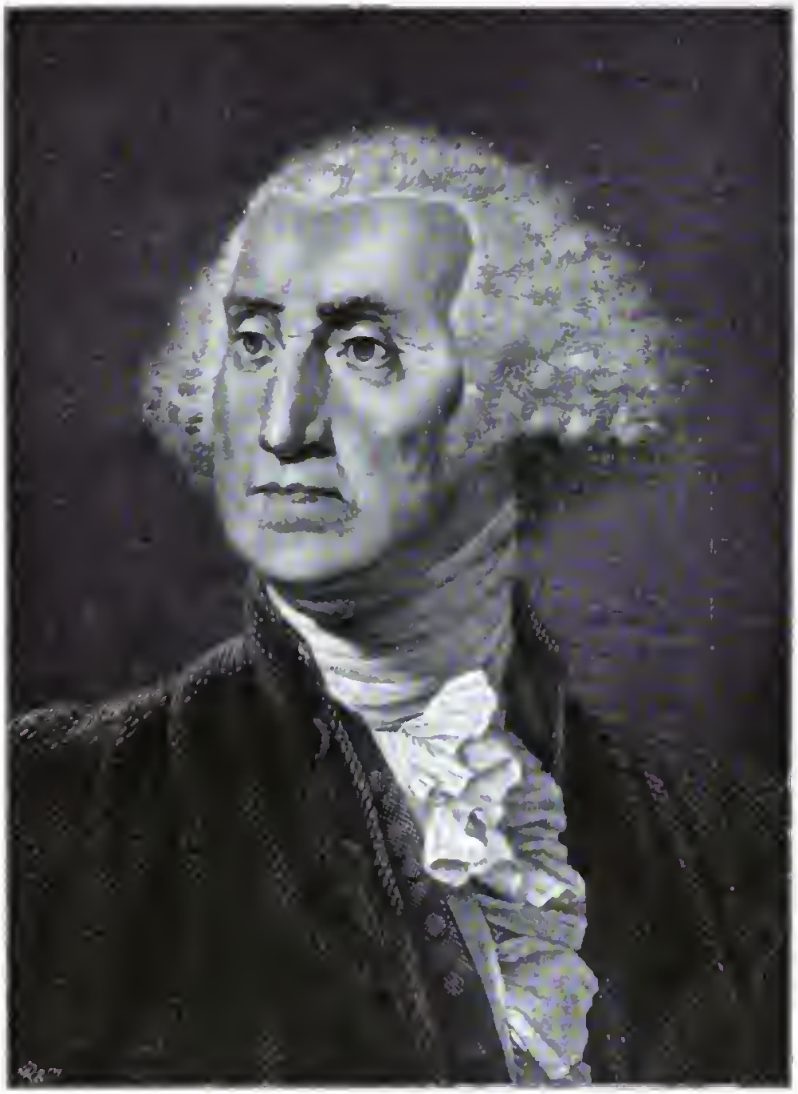
Blumen und Ornamenten, die Obi (Leibgürtel) sind zuweilen mit Gold durchwirkt, in den Haarzöpfen stecken kostbare Nadeln. Auch die Eltern legen in der Festwoche des Hina Matsuri ihre besten Gewänder an, denn sie freuen sich mit ihren Kindern und begleiten sie auf ihren Besuchen in befreundeten Häusern. Die Wohnungen werden auf das beste geschmückt, die reichen Kunstschätze, Bilder, Elfenbeinschnitzereien, Porzellanvasen, Bronzen, werden aus den Kisten gepackt und ausgestellt und alle Gäste auf das reichste mit Kuchen und Leckereien bewirtet. In dem vornehmsten Raume jedes Hauses befindet sich eine eigentümliche Ausstellung. Auf stufenartigen Gestellen oder Altären stehen und sitzen zahllose Puppen von verschiedener Größe, alle mit kostbaren Gewändern angethan, und vornehmlich die Mitglieder der kaiserlichen Familie, den Hofstaat und die Würdenträger des Reiches mit großer Treue darstellend. Alle Puppen, welche die Frauen des Hauses während drei, vier oder noch mehr Generationen in ihrer Kindheit erhalten haben, werden sorgfältig in Kästen und Schachteln aufbewahrt, bei ihrer Vermählung werden diese Puppen mit in das Haus des Gatten genommen und in jedem Jahre während der Matsuriwoche ausgestellt. Jedes Mädchen, das in der Familie geboren wird, bekommt seinen Schatz an Puppen, und so zählen die Ausstellungen

in manchen Häusern der Reichen und Vornehmen nach Hunderten. Alle diese Puppen sind genau in die Gewänder ihrer Zeit gekleidet und geben deshalb ein richtiges Bild der Trachten, wie sie früher waren. Vor jeder einzelnen Puppe stehen verschiedene Schüsselchen mit Leckereien und Geschenken, in manchen Häusern besitzt jede Puppe sogar ihre eignen Miniatureinrichtungsstücke, Tischchen, Betten, Schüsselchen, Gläser, Toilettegegenstände, mitunter aus Gold oder dem kostbarsten Lack. Die kleinen Mädchen spielen mit diesen Puppen, geben ihnen Geschenke, bezeugen den Puppen des Kaisers und der Kaiserin ihre Verehrung und verbringen den Rest der Festwoche, indem sie das Leben und Treiben ihrer Mütter und Großmütter mit der ernstesten Miene der Welt nachahmen. Am Schluß der Festwoche werden all' die Puppen und ihre Spielzeuge wieder sorgfältig verpackt.

Wie die Mädchen ihr Hina Matsuri, so besitzen auch die Knaben ihr eigenes, Tango no Sekku genanntes Fest, das an jedem 5. Mai stattfindet. Auch für diese Gelegenheit werden in den Spielwarenhandlungen die der männlichen Jugend entsprechenden Sächelchen schon Wochen vorher ausgestellt: Puppen und Figuren von Nationalhelden und Kriegern, Ringkämpfern, Göttern, Dämonen u. dgl., dazu die Ausrüstungs- und Kleidungsstücke der alten Daimios und Samurai (Edelleute und Knappen), Arsenale von Pfeilen, Bogen, Schwertern und Lanzen, Flagen und Rüstungen. Jeder Sohn einer Familie wird an diesem Tage mit derlei Geschenken bedacht, und da all diese Sachen in den Familien durch mehrere Generationen aufbewahrt werden, ebenso wie die Puppen der Mädchen, so kann man sich vorstellen, welche Unmenge davon an dem Festtage der Knaben zum Vorschein kommt.

Als äußeres Zeichen dieses sogenannten „Flaggenfestes" wird in ganz Japan vor jedem Hause in welchem während des vergangenen Jahres ein Sohn geboren wurde, aber auch vor vielen Häusern, in welchem es überhaupt Jungen gibt, ein hoher Flaggenstock mit einem runden Korb an der Spitze errichtet und auf diesem Flaggenstock ein bis zu einem Meter langer Fisch aus bemalten Papier aufgehängt. Durch einen kleinen, in den Rachen gesteckten Bambusreifen wird dieser sackartige Papierfisch, Nobori genannt, offen gehalten, und der Wind bläst ihn auf. Wer am 5. Mai eine Eisenbahnreise durch Japan unternimmt, der wird über jedem Dorfe zahllose derartige Fische, durchweg in Karpfenform, fliegen sehen, ein ebenso seltsamer wie malerischer Anblick. Über die Bedeutung dieses Symbols wurde mir von Japanern Verschiedenes erzählt. Da der Karpfen vermöge seiner Kraft leicht gegen den Strom zu schwimmen vermag, alle Schwierigkeiten überwindet und im Durchschnitt ein hohes Alter erreicht, so scheint man durch ihn den Wunsch auszudrücken, daß es den Söhnen der verschiedenen Familien ebenso ergehen möge.

Außer diesen allgemein gefeierten Festtagen für die kleine Welt der Japaner gibt es verschiedene andere, die nur in der Familie gefeiert werden, entsprechend unseren Geburts- und Namenstagen u. dgl. Im Innern des Landes haben sich aus der Mitte dieses Jahrhunderts auch noch Kinderfeste erhalten, die in Tokio, Yokohama, Osaka und anderen, der modernen Kultur ergebenen großen Städten längst verschwunden sind. So gilt noch der 15. November als ein Festtag für Kinder. Bis zum vollendeten dritten Lebensjahre wurde den Kindern allgemein die Schädel rasiert, und dieser Gebrauch hat sich auf dem Lande noch vielfach erhalten. Vom 15. November des folgenden Jahres an wurden die Haare wachsen gelassen, und deshalb heißt dieser Tag auch heute noch Kami-Oki, d. h. „Haare stehen lassen". Am 15. November werden die kleinen Mädchen, welche das fünfte Lebensjahr zurückgelegt haben, zuerst in einen Kimono gekleidet, das sogenannte Kazukizome, d. h. „erstes Verhüllen", und die Knaben bekommen die ersten männlichen Gewänder. Aber diese altjapanischen Gebräuche verschwinden immer mehr, nur das reizende „Puppenfest" und das „Flaggenfest" haben sich noch allgemein und in gleichem Umfange wie in Altjapan bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie sind gewissermaßen ein Ersatz für unser herrliches Weihnachtsfest, das den dem Christentum abholden Japanern nur in den Hafenstädten durch die dort wohnenden Europäer, vornehmlich Deutschen, bekannt geworden ist, ohne daß sie die wahre Bedeutung dieses schönsten aller Feste der christlichen Welt kennen.



Georg Washington. Nach dem Stich von G. E. Felsing.

Die Losreißung Nordamerikas von England.

Von

Friedr. zur Hellen.

(Abdruck verboten.)

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß in dieselben Wochen, da Nordamerika sich anschickt, den hundertjährigen Todestag (14. Dezember) George Washingtons, welcher die Befreiung von England erkämpft hat, zu feiern, die Vorgänge in Südafrika fallen, welche mit dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskampf nicht bloß die Ähnlichkeit haben, daß in beiden Fällen aus habgieriger Erwerbslust englischer Interessenten deren Entschluß zu rücksichtsloser politischer Unabhängigkeitsberaubung der Auszubeutenden hervorgegangen und aus dem loyalen Widerstande der Bedrohten der offene Waffenkampf geworden ist.

Wie der Genuese Columbus das tro-

pische Amerika für Spanien entdeckt hat, so hat ein anderer Italiener, der Venetianer Giovanni Cabotto schon 1497 in englischem Privatdienste den Weg nach Nordamerika gewiesen, dessen mittelalterliche Entdeckung durch die Norweger wieder vergessen worden war. Aber zu einer Kolonisation kam es noch lange nicht. Denn was man von Amerika wollte, war Gold, immer nur Gold; noch im XVII. Jahrhundert haben englische Kaufleute voll blinder Hoffnungen ganze Schiffsladungen von Katzengold aus den Gegenden der Hudsonmündung über den Ocean gebracht; man konnte und wollte sich nicht denken, daß nicht alles drüben el Dorado, das Goldland sei. Nicht die raschen Profitjäger, wie sie Mittel- und Südamerika zuerst als Goldsucher und Goldräuber eroberten und danach lernten, das Gold anders und redlicher, aber ebenfalls rasch und ergiebig durch die köstlichen Kolonialerzeugnisse tropischer Pflanzungen zu gewinnen, haben das verschmähte Nordamerika besiedelt, den Kontinent der ungeheuren Sumpfwälder, durch die noch kein Weg führte, als der Schleichpfad der Rothäute oder die morastige Bahn, welche der Büffel durch die Wildnis brach. Schweden und Finnen sind die ersten gewesen, welche an das mühselige und entbehrungsreiche Werk der Urbarmachung gegangen sind, dann in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts britische Flüchtlinge und Auswanderer, welche durch die Unduldsamkeit der herrschenden Staatskirche in die unbekannte Fremde getrieben wurden und die, wie jene Skandinavier, kein gefundenes Gold begehrten, sondern ehrliche Arbeit und Freiheit in ihrem Bekenntnis. So bilden Puritaner, Sektierer, zeitweilig auch Katholiken, die englischen Kolonisten Nordamerikas, zu denen etwas später in ähnlicher Lage befindliche, um ihres Glaubens willen ausgewanderte evangelische deutsche Pfälzer kamen. An ihnen allen sollte sich die uralte geschichtliche Lehre erfüllen, daß ein kargerer Boden und ein härterer Kampf ums tägliche Brot die Schule für gesteigerte Mannhaftigkeit und innere Kraft eines Volkes werden und ihm die schließliche Überlegenheit über die von einem freundlicheren Himmel und reicheren Lande Begünstigten geben. Wir haben dafür die Beispiele von Kurbrandenburg und Piemont, wir haben es in größtem Maßstabe in der gegenwärtigen Hegemonie der Vereinigten Staaten über den vierten Erdteil, den sie sich voraussichtlich nach und nach ganz unterthan machen werden.

Das englische Mutterland beeilte sich, jenen Auswanderern die größten Freiheiten und Privilegien nachzusenden, *ohne* welche es sie wohl überhaupt — nämlich an die Niederländer — verloren hätte. So entstanden Kolonien aus eigner Kraft mit eignen Verfassungen und weitgehender Selbstregierung. Die Verwaltung Englands beschränkte sich je auf einen Gouverneur, der einen Rat aus Einheimischen zur Seite hatte, und selbst dieser Gouverneur ward in einzelnen Kolonien frei gewählt.

Englands politische Weitherzigkeit oder Rücksichtslosigkeit ist fast immer nur ein Spiegelbild seines Handelsinteresses. Hier ward durch letzteres zunächst eine weitgehende Freigabe der Kolonien erfordert. Denn gerade daraufhin gelang es, letztere für den Handel um so ungestörter auszunützen, wofür das Parlament in den Schiffahrtsgesetzen von 1651 („Navigationsakte") weitreichende Handhaben schuf. Eine bestimmt umschriebene Anzahl amerikanischer Erzeugnisse durfte, wenn sie ausgeführt wurden, nur auf dem englischen Markt verkauft werden, welcher daher die Preisbestimmung in der Hand behielt. Ebenso durften die Kolonien nur in England einkaufen. Gewisse Haupterzeugnisse der englischen Gewerbethätigkeit, nämlich Stahl- und Eisenwaren, Pulver und sonstige Munition, welche der noch immer vorwiegend auf gute Büchsen und sicheres Schießen gestellte Daseinskampf der Ansiedler drüben in großer Menge brauchte, durften überhaupt nicht in Amerika hergestellt werden. Sogar Kolonialprodukte, welche Nordamerika nicht selbst erzeugte — es handelte sich mit in erster Linie um Thee — sollten nur aus dem Zwischenhandel Englands bezogen werden dürfen; ferner sollten in Konsequenz dieser Bestimmungen nur englische Schiffe in Amerika ein- und auslaufen dürfen.

Solange die Kolonien in ihrer Kindheit waren und wesentlich aus Farmern und Squattern bestanden, ließen sie sich das alles ziemlich ruhig gefallen. Aber allmählich differenzierte sich ihr Erwerbsleben; ein eigner Handels- und Seefahrerstand (unter englischer Flagge natürlich) bildete sich aus,

und dieser fühlte die auferlegten Beschränkungen auf das empfindlichste. Da fanden sie denn das Mittel, sich jener wirtschaftlichen Vergewaltigung zu entziehen, im Schmuggel. Aus diesen frommen, sittenstrengen und frugalen Kolonisten, die dies bis zu einem überwiegenden Grade immer noch blieben, erwuchs doch gleichzeitig eine Bevölkerung von findigen und pfiffigen Schleichhändlern und die amerikanische smartness ward hier geboren. Der verstohlene Handel mit dem spanischen und französischen Westindien stand in lebhafter Blüte und die heimkehrenden holländischen Ostindienfahrer wurden von amerikanischen Schiffen an der afrikanischen Westküste erwartet, um dort Gewürze und sonstige Schätze Ostasiens, vor allem aber den schon erwähnten Thee, der bei der Alkoholenthaltsamkeit vieler Kolonisten eine noch größere Rolle als sonst im englischen Leben spielte, auf offener See oder an verschwiegener Insel zu übernehmen. Mit Unmut und nicht, ohne den Grund sehr wohl zu wissen, sah der englische Kaufmannstand die hinter den Voraussetzungen weit zurückbleibende Einträglichkeit des englischen Handelsmonopols mit Amerika; empfindlicher traf dies allerdings nur die großen überseeischen Handelscompagnien, während die inländische Tuchweberei und die sonstige Industrie noch sehr zufrieden sein konnten. Welchen Umfang jener Schleichhandel in Wirklichkeit besaß, enthüllte der in Nordamerika geführte englisch-französische Krieg von 1755—1763, in welchem die Kolonisten einen ausgedehnten und höchst einträglichen Handel mit den beiden kriegführenden Teilen zu unterhalten sich nicht scheuten und in der Lage waren.

Gerade dieser Krieg hatte England als aufsteigende Weltmacht einen gewaltigen Schritt vorwärts gebracht. Die weiten Gebiete von Kanada und Ost-Louisiana waren den Franzosen abgenommen, England war, wenn noch nicht alleiniger Inhaber, so doch Herrscher in Nordamerika geworden. Vom Ohio bis zum Ganges streckte das Reich seine Arme, und seine Söhne, wie James Cook, waren rastlos unterwegs, neue Welten für die Ausdehnung englischer Herrschaft auf dem Erdball zu suchen. Die Entwicklung der alles überflügelnden englischen Industrie sah sich an keine anderen Grenzen mehr gebunden, als an die der vorhandenen Bevölkerung von Lohnarbeitern, deren Zuwachs ungeduldig erwartet und durch relativ ansehnliche Löhne gefördert wurde. Unermeßlicher Reichtum floß Tag für Tag aus der Herrschaft des Meeres und aus der Entwicklung der Kolonien in die Taschen der herrschenden englischen Erwerbsstände.

Aber die Fortdauer dessen und der weitere industrielle und kommerzielle Warenabsatz beruhte in erster Linie auf der Aufnahmefähigkeit der sich fortwährend ausdehnenden und dichter bevölkernden amerikanischen Kolonien, neben welchen das kontinentale Europa als Absatzgebiet fast gering geschätzt wurde. So konnte deren zunehmende Emancipation auf Schleichwegen nicht auf die Dauer geduldet werden. Daher waren nach dem im Jahre 1763 glücklich beendeten Kriege Handelsstand und Regierung entschlossen, den Durchstechereien ein sicheres Ende zu machen. Man beschloß, die Meere viel stärker zu bewachen und eine ständige Armee drüben zu unterhalten, welche unter einem einheitlichen Kommando den Stützpunkt für die englische Autorität und für deren gewaltig vermehrtes Heer von Überwachungsbeamten abgeben sollte. Aber das waren Dinge, die viel Geld kosteten, und so sehr die baren Kriegsentschädigungssummen Frankreichs und die Abgaben der ostindischen Compagnie die Staatskassen gefüllt hatten, so war man doch nicht gesonnen, jene Ausgaben, deren Nutzen doch nur dem englischen Reichtum zu gute kommen sollte, selbst zu tragen, sondern gedachte sie den durch sie zu bändigenden Kolonien mit aufzulegen. Die Staatsmänner und die öffentliche Meinung Englands glaubten hierzu völlig berechtigt zu sein; selbst der zeitgenössische große Nationalökonom Adam Smith, welcher sich im übrigen als der Prophet eines internationalen Freihandels der herrschenden merkantilistischen Richtung diametral entgegenstellte, welche die Navigationsakte geschaffen und seitdem noch weiter ausgebildet hatte, hob doch hervor, daß Amerika nur blühe, weil es bisher unentgeltlich den „Schutz" Englands zu Wasser und zu Land genossen habe. Die meisten seiner Landsleute gingen in dieser Auffassung viel weiter und ein Redner im Parlament brauchte das selbstgefällige Wort: Englands Sorgfalt habe die

Kolonisten nach Amerika verpflanzt und ihren Wohlstand begründet.

Alles das erregte die Amerikaner nicht bloß in einer Hinsicht. Der hochentwickelte Schmuggel war in langen Jahrzehnten allmählich eine Art Daseinsgrundlage für die amerikanischen Städte geworden und war die Lebensbedingung für zahlreiche Existenzen, für Reeder, Schiffsführer, Matrosen, große und kleine Kaufleute bis zu den fahrenden Händlern, welche zu den Farmern und Wildtötern bis tief ins Innere und an die westlichen Grenzen drangen. Aber für die Erhaltung der von keinem in England erhobenen Zoll belasteten Preise waren natürlich auch die Abnehmer selbst interessiert. Ferner waren gerade um 1763 sehr viele Zuzügler, denen alles gleichgültig war, als wie sie sich am ehesten durchs Leben brachten, in die amerikanischen Kolonien geströmt. Damals ging nicht nur der französisch-englische, sondern auch der siebenjährige Krieg zu Ende und durch die Verminderung der Heere waren eine Unmenge von Leuten brotlos geworden. In die gleiche Zeit fielen ausgedehnte Auswanderungsbewegungen bei den Schotten, denen England unsinnigerweise ihre Tracht und ihre alten Sitten nehmen wollte, und bei den von je bedrückten und ausgebeuteten Iren. So erfuhren die amerikanischen Kolonien eine beträchtliche, vielfach an sich englandfeindliche Bevölkerungszunahme, welche neben die fleißigen und gedeihlichen amerikanischen Bürger nun auch einen zahlreichen Pöbel stellte, der nicht ohne Einfluß auf die kommenden Ereignisse bleiben sollte.

War die angekündigte und versuchte Unterdrückung des Schleichhandels, so sehr letzterer schon als eine Art Naturrecht dieser Kolonien aufgefaßt wurde, immerhin kein öffentlich anfechtbares Unrecht, so erblickte Amerika ein solches um so mehr in der Heranziehung zu den Kosten jener Maßregeln und noch mehr in deren vorhin erwähnten Begründung. Mit Recht konnte man betonen, daß die ersten Kolonisten, anstatt durch Englands Fürsorge gepflanzt zu sein, durch Englands Härte in die Wildnis getrieben seien, als ganz auf sich selbst gestellte Flüchtlinge. Sich selber hatten z. B. die berühmten „Pilgerväter", die 1620 auf ihrem Schiffe Maiflower herüberkamen, durch Entschluß und Statut „zu einem bürgerlichen Staatskörper" verbunden, der nur „die Ehre ihres Königs und Landes" wahrte. Und wie die meisten dieser Kolonien sich selbst gegründet hatten, so hatten sie die Skalpe und die Ansiedelungen ihrer Bewohner auch selbst verteidigt und sich aus eignen Kräften ausgedehnt. Sie konnten sagen, da diese Selbstverteidigung auch England zu gute gekommen war, so sei dieses eher in ihrer Schuld. Sie bestritten nicht das Recht des Parlamentes, obwohl sie in ihm nicht vertreten waren, allgemeine Gesetze zu erlassen, aber sie bestritten seine Befugnis, Specialgesetze gegen Amerika zu dessen Besteuerung und schärferer Abhängigmachung zu erlassen. Und so begann man, die Wurzeln des englischen Herrschaftsrechtes überhaupt zu untersuchen und bloßzulegen und damit diese Autorität selbst zu erschüttern. So war, wie heute gegenüber Transvaal um englischer Börsen- und Goldminenpolitik willen eine Suzeränitätsfrage aufgeworfen wurde, damals, wenn auch bei sonst anderer Sachlage und auf anderen Wegen, aus Handelsinteressen ein staatsrechtlicher Streit mit Amerika hervorgegangen. In beiden Fällen war die leitende Absicht Englands die gleiche: merkantile Vergewaltigung in Form politischer Unselbständigmachung und Unterwerfung. Noch ein anderes kam hinzu. Diese amerikanischen Kolonisten waren in der Überzahl gute Engländer und stolz darauf, solche zu sein, und viele der nichtenglischen Kolonisten erkannten diesen Engländerstolz als selbstverständlich und auch für sie verbindlich an. Ohne dieses starke Zugehörigkeitsgefühl zur englischen Nationalität wäre der Verlauf der folgenden Dinge ein noch schnellerer gewesen. Andererseits aber hatte sich auf Grund der eigenartigen Entstehung und der selbständigen Geschichte und Leistung dieser Kolonien ein amerikanisch-vaterländisches Gefühl ausgebildet, welches sich, zunächst noch ohne Spitze gegen England, doch schon bewußt ausspricht und bei den Rednern gelegentlicher politischer Versammlungen als gangbare Formel wiederkehrt, noch ehe die Konflikte mit England zum Ausbruch kamen. Sobald aber ein bewußter und feindseliger Gegensatz gegen England aufkam, mußte von selbst aus diesem amerikanischen Vaterlandsgefühl die Betonung der besonderen Schicksalsverbundenheit und

Solidarität der bisher untereinander sehr verschiedenartigen und gegenseitig eifersüchtigen Kolonien hervorgehen, an Stelle ihrer bloßen Koordination unter Englands Banner der Gedanke einer selbständigen Verbindung treten.

Mit all der kurzsichtigen und leichtsinnigen Daraufgängerei, welche der englischen Politik eigen ist, sobald sie es mit Schwächeren zu thun zu haben glaubt, verfolgte die englische Regierung ihr Werk. Ein Parlamentsgesetz bevollmächtigte alle Offiziere und Matrosen der englischen Marine, als Zollbeamte aufzutreten, jedes verdächtige Schiff zu durchsuchen und zu beschlagnahmen. Weil natürlich alles verdächtig sein konnte, waren damit die Bedingungen eines richtigen Kaperkrieges mitten im Frieden schon gegeben, und ein solcher trat auch ein. Ferner wurden die Befugnisse der Zollbehörden, die auch die Mitwirkung der übrigen Behörden in Anspruch nehmen durften, erweitert; die Beamten drangen nach Belieben in jedes Warenlager, in jede Privatwohnung, und diese Maßregel ward zur Quelle unausgesetzter Plackereien und Vergewaltigungen. Die wichtigsten Grundsätze des englischen Bürgertums waren durch England selbst hintangesetzt.

Was diesen Vorgängen eigentümlich ist und sonst kein Analogon findet, das ist die fast naive Selbstverständlichkeit, womit sich die Amerikaner zur Fortsetzung des Schmuggels berechtigt hielten, und die bewundernswerte Schlauheit, womit sie ihn thatsächlich fortzusetzen vermochten. Die Zollverwaltung kostete England jährlich — bei viel höherem Geldwerte als heute — 8000 Pfund Sterling und brachte nur 2000 an Zöllen ein. Von den eineinhalb Millionen Pfund Thee, die Amerika jährlich verbrauchte, wurde über England, wie es Gesetz war, nur ein Zehntel bezogen und trug den dortigen Zollaufschlag.

Die englische Thronrede von 1765 bezeichnete die amerikanische Frage als eine solche „des Gehorsams gegen das Gesetz und der Achtung vor der gesetzgebenden Versammlung des Königreichs". Damit war das Recht des Parlamentes von neuem betont, Sondergesetze für die amerikanischen Kolonien in Durchbrechung ihrer alten Freiheiten und Selbständigkeiten, und ohne sie selber zu hören, zu erlassen. Es handelte sich darum, sie bedingungslos zu unterjochen und ihre Zugehörigkeit zu England in widerstandslosen Gehorsam umzuwandeln. Die Stempeltaxe, welche durch jene Worte der Thronrede eingeleitet wurde, sollte der Prüfstein der englischen Autorität sein und wurde am 22. März 1765 durch das Parlament zum Gesetz erhoben. Sie legte eine Abgabe auf alle Rechtsgeschäfte und standesamtlichen Angelegenheiten, auf Zeitungen, Kalender, Flugschriften, Karten. Sie traf also jeden einzelnen Bürger. England hätte kein besseres Mittel finden können, um die Erregung gegen die Handels- und Zollgesetze, welche doch immerhin nicht alle gleichmäßig einschnürten, nun in die ganze Bevölkerung zu tragen.

Einmütig erhoben sich die Kolonien dagegen. Ein gemeinsamer Kongreß, von ihnen allen beschickt, trat zusammen, eine von England nicht bevollmächtigte Vertreterversammlung, deren Existenz an sich eine Demonstration der Selbständigkeit war und deren Aufgabe es war, *gegen* die Regierung Stellung zu nehmen. Der Kongreß erklärte die Beschlüsse des englischen Parlaments für ungültig, weil sie den „natürlichen Rechten" des amerikanischen Volkes zuwider liefen. So erhob er weniger die Abwehr der historischen Verhältnisse und alten Freiheiten, als vielmehr — ganz im Stil des XVIII. Jahrhunderts! — ein Naturrecht und allgemeine Menschenrechte gegen und über die Autorität des Königreichs.

Zur gleichen Zeit flog ein Wort durch die Kolonien, unzähligemale gedruckt und wiederholt, welches ein Redner der Parlamentsopposition von den Amerikanern gebraucht hatte: „Söhne der Freiheit." In weit anderem Sinne, als es der Redner gemeint hatte, ward es zum bejubelten Schlagwort und Palladium des Widerstandes gegen das englische Mutterland. Gegen die Stempeltaxe begann das niedere Volk praktisch vorzugehen; man verbrannte die von England aus gesandten Stempelmarkenvorräte, mißhandelte die Verkäufer und für die Taxe bestellten Beamten und setzte es durch, daß sich überhaupt niemand mehr fand, um als Organ für die Durchführung des Gesetzes zu dienen. Und England gab das Beispiel, welches es auch sonst zu geben pflegt, wenn seine täppische Zuversichtlichkeit

auf entschlossenen Widerstand stößt: es zog die Stempelakte zurück. Noch einmal hatte es damit einen Scheinerfolg. Eine wiedergekehrte Strömung der Loyalität ging durch die Kolonien, man beschloß, den Tag der Aufhebung der Taxe jährlich zu feiern. Schon seit Jahren hatte man die englischen Fabrikate boykottiert und war zu einer veralteten Hausindustrie zurückgekehrt; jetzt wurden die Kleidungsstücke, die man in den Bürgerhäusern gewebt und hergestellt hatte, an Bedürftige verschenkt, und alle Wohlhabenden erschienen wieder ostentativ in englischen Stoffen.

Aber jener Feiertag wäre doch eben ein Siegesfesttag gewesen und überhaupt sollte der Versöhnungsjubel bald wieder verklingen. Wie wenig es England mit der Anerkennung des amerikanischen Standpunktes Ernst war und wie sehr es sich überhaupt gewöhnt hatte, nur dann schonend zu handeln, wenn die Trauben zu hoch hingen, das zeigte es durch neue Erhöhungen und Verschärfungen der Zollmaßregeln und durch die rasch wiederkehrende prinzipielle Betonung des Rechtes, die Kolonien einseitig zu besteuern. Nach der hoffnungsvoll bejubelten Aufhebung der Stempelsteuer mußte diese Erklärung eine um so erregtere Aufnahme finden, die durch ausgeschriebene Zwangslieferungen an die englischen Garnisonen in einzelnen Kolonien noch mehr gesteigert wurde. Jene Zollmaßregeln hatten vor allem die einschneidende Bedeutung, daß durch sie die Zölle, die bisher in England erhoben waren und also auf den Waren des englischen Zwischenhandels schon ruhten, wenn diese nach Amerika gebracht wurden, in die amerikanischen Häfen selbst verlegt wurden. Das wäre ja nur eine technische Änderung gewesen, wenn nicht eben der spezifische Schmuggel der Amerikaner damit unmöglich gemacht worden wäre.

Die Antwort war eine noch entschlossenere Wiederaufnahme des Boykottverfahrens, das schon 1764 seinen Anfang genommen hatte. Jetzt ging durch das gesamte Land die Bewegung und fand selbst in den Seestädten starken Anhang: nichts mehr von England zu kaufen. Ein eigenartiger, in seiner Art bewundernswerter Beschluß angesichts des nunmehr auch unmöglich gewordenen Schleichverkehrs: Handelsstädte verzichten auf ihren Handel, das ganze Land kehrt freiwillig zu Verhältnissen zurück, wie sie nur primitiven Völkern eigen sind, aus Haß gegen das englische Handelsmonopol und dessen Unterstützung durch das Parlament verzichtet man auf die alltäglichsten Genußmittel. Aber man erreichte auch diesmal, was man bezweckte: England zog die jüngeren Zollerhöhungen zurück. Nur den Theezoll ließ es bestehen, um formell das Besteuerungsrecht nicht aufzugeben. So aber blieb diesmal selbst eine momentan versöhnende Wirkung aus.

Schon begannen blutige Reibereien. In der Kolonie Massachusetts (mit Boston) war von Anfang an die Erregung am stärksten gewesen; dort gingen am 5. März 1770 die Gewehre von selber los. Langgewohnte Rempeleien zwischen der Bevölkerung und den englischen Truppen hatten den Anlaß gebracht; es gab Tote und Verwundete; dann jedoch trat noch einmal wieder Ruhe und Friede ein. Man erschrak doch auf beiden Seiten, wie weit es schon gekommen war. Aber es war nur mehr ein äußerlicher Friede und trotz der neuerlichen Nachgiebigkeit Englands wurde der passive Widerstand fortgesetzt.

Die ostindische Compagnie, in deren Händen der Theehandel lag, hatte den größten Schaden durch jenen Boykott. Die unverkauften Vorräte häuften sich immer mehr und verdarben, ihre Einkünfte gingen zurück, ihre Aktien sanken; nun wollte sie, da sie einzelne Kaufleute in Amerika doch zur Abnahme von Ladungen willig gefunden hatte, mit Hilfe der Behörden ihren Import in Amerika erzwingen. Im Herbst 1773 liefen ihre Teeschiffe in verschiedene amerikanische Häfen ein, drei davon in Boston. Eine Versammlung von 5000 Bostonern verbot die Ladung zu löschen, aber nun mengten sich die Zollbehörden hinein: die Ladung habe do zu bleiben und sei zu verzollen. Hierauf hin stiegen in der Nacht auf den 18. Dezember genannten Jahres 40—50 ganz ehrbare Bürger, die sich mit altangelsächsischem Humor zur Verschönerung des Abenteuers als Mohawksindianer verkleidet hatten, auf die Schiffe und warfen mit größter Sachlichkeit und Ordnung 342 Teekisten ins Meer. Das ist die berühmte „Bostoner Teegesellschaft," die in den amerikanischen Ruhmeserinnerungen eine so große Rolle spielt.

England erkannte nicht mit Unrecht, daß seine Nachgiebigkeit in der Zollfrage Schwäche gewesen war, herbeigeführt durch kleinliche Krämerbeflissenheit, so oder so das Geschäft zu machen. Bis zu König Georg III. hin sprach man aus, daß in diesem Momente weitere Nachsicht schon die zugestandene Selbständigkeit, die Freigabe der Kolonien thatsächlich bedeuten würde. Andererseits meinte man aber auch, wenn England nur Ernst zeige, würden die Amerikaner schon zahm werden, vier Regimenter würden vollständig ausreichen. Der Hafen Bostons wurde zur Strafe gänzlich geschlossen und gesperrt; ein zweites Gesetz vernichtete mit einem Federstrich die altanerkannte Verfassung der Kolonie Massachusetts und verfügte von England aus eine neue absolutistische. Die um ihre Existenz dekretierte Hafen- und Seemannsbevölkerung von Boston und die erregten Volksmengen in Massachusetts antworteten mit der Wegnahme von Zollkassen und Auseinanderjagen von Gerichtssitzungen, mit Bedrohung aller, die ein englisches Amt nach dem neuen Gesetze annehmen würden und dem — keineswegs bloß unschädlich-burlesken — Teeren und Federn derjenigen, die es dennoch wagten. Die besseren Bürger und die öffentliche Meinung zeigten natürlich jene bekannte Mißbilligung, die zum öffentlich guten Ton und eben auch zu dem großen Gebiete der konventionellen Lügen gehört und die man in solchen Fällen nie versäumt. Ganz Englisch-Amerika hatte doch das Gefühl, nun gehe es drauf und dran; die zwölf übrigen alten Kolonien erklärten sich mit Massachusetts solidarisch. Kanada, soeben erst Frankreich abgenommen und aufatmend in seiner Befreiung von dem bisherigen Regiment der kolonialen Jesuiten, stand dem eigentlich amerikanischen, zugleich protestantischen Wesen noch zu fremd gegenüber und ließ sich auch später nicht insurgieren.) In Philadelphia trat ein neuer gemeinsamer Kongreß zusammen. Als ein Redner die Stimmung der Versammlung mit den Worten wiedergab: „Wenn wir uns nicht anders der britischen Besteuerung erledigen, so müssen wir kämpfen," da erhob einer der Vertreter aus Virginia, der hochangesehene Grundbesitzer und Milizenoberst George Washington die Hand und rief aus: „Bei Gott, ich bin dieser Meinung."

Um weniges später stand er an der Spitze der gegen England aufgestellten „Kontinentalarmee", und derselbe Kongreß sollte am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der dreizehn englischen Kolonien und ihre Union als „Vereinigte Staaten von Nordamerika" verkündigen. Niemand in England hat gedacht, daß Amerika der britischen Macht würde widerstehen können. Aber in sechs Kriegsjahren zeigte sich, wie wenig die geworbenen Sötdner einer Nation, welche das Vermögen aller Welt an sich ziehen, jedoch ihre Haut nicht selbst zu Markte tragen will, vermochten gegen ein wenn auch militärisch wenig geschultes, aber für seine Unabhängigkeit, für sein Land, seinen heimischen Herd kämpfendes Volk. Die 29 160 Mann deutscher Truppen, die an England von ihren Landesherren (Braunschweig, Hessen-Cassel, Hessen-Hanau, Waldeck, Anhalt-Zerbst, Brandenburg-Ansbach, sowie Hannover, wo König Georg III. selbst an sein englisches Königreich verkaufte), verschachert wurden, haben unter englischen Offizieren der amerikanischen Tapferkeit durchaus die Wage gehalten, auch nachdem dem Oberbefehlshaber Washington der Mann zu Hilfe gekommen war, der seine disziplinlosen und manöverirunfähigen Truppen erst militärisch erzogen hat, der preußische Freiherr von Steuben. Was die Amerikaner zur Freiheit geführt hat, ist die Unbeugsamkeit Washingtons, der in Nöten und Schlappen, in allen Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten richtiger Truppenverpflegung, in allen Widerständen selbst von amerikanischer Seite seine Zuversicht und Ausdauer behielt und noch andere wieder zu ermutigen die Kraft fand. Und daneben das Miteintreten in den Kampf seitens aller Erbfeinde Englands, an welchen es diesem ja nicht fehlte, Frankreichs voran (1778), der Niederlande und Spaniens, zu gewissem Teil auch die politische Stellungnahme fast des ganzen übrigen Europa (Rußland, Schweden, Dänemark, Preußen, Österreich, Portugal) gegen das verhaßte England und seine brutalen Seerechtsgrundsätze, die alle neutralen Schiffe vergewaltigten. England hat in diesem Kriege zur See überwiegend und in Amerika oft genug gesiegt, aber es kam nicht vorwärts und verzweifelte schließlich daran, seine Aufgabe durchzuführen. Und als Ende 1781 eine neue Hiobspost nach Europa

kam, daß zu Yorktown in Virginien der beste seiner Generäle mit gegen 7000 Mann in eine Falle gegangen und gefangen sei, da führten die gegen die Fortsetzung des Krieges gerichteten Stimmen der öffentlichen Meinung und die Beschlüsse des Parlaments Verhandlungen herbei, welche 1783 im Pariser Friedensschluß zum Ende kamen. Wie Cäsar sich in seine Toga hüllte, um mit Anstand zu sterben, so trug auch England gelassen vor Europa den Schlag, der die größte Einbuße alles bisher von ihm auf dem Wege zur Weltmacht Errungenen bedeutete.

Frankreich, welches — teils aus altem Haß der Hofkreise gegen die englische Politik, teils aus Begeisterung des von Rousseauschen Ideen erfüllten Volkes für die „Freiheit“ — Amerika am lebhaftesten unterstützt hatte und es bei der hundertjährigen Wiederkehr der Unabhängigkeitsfeier an dieses Verdienst erinnert hat, indem es Amerika die Kolossalstatue der Freiheit am Hafeneingange von New York zum Geschenk sandte, Frankreich ist es gewesen, das sich durch seine Revolution und durch Napoleons Ehrgeiz und Fall beeilt hat, England die verlorene Rolle zurückzugeben. Freilich nicht ohne eigenes Verdienst der perfiden Klugheit Albions, welche Napoleon, der auf der Höhe seiner Macht in England landen wollte, immer wieder in kontinentale Kriege zu verstricken wußte, deren Kosten Preußen und Österreich trugen. So hat England im XIX. Jahrhundert reichlich ersetzt, was es am Ende des XVIII. aufgeben mußte. Es hat nicht nötig gefunden, wegen des großen Verlustes von 1776 und 1783 ein anderes Antlitz seiner Politik zu zeigen. Die herrschenden Faktoren im englischen Imperialismus, rücksichtslose Geldpolitik und brutale Vergewaltigung fremden Rechtes, sind die gleichen geblieben, ja der alte Geburts- und Gesinnungsadel, welcher einst dem Goddamwesen dieses Mammonismus noch einigen Widerstand leistete, ist nur zu allgemein hinter einem neuartigen Politikerstande zurückgetreten, welchem sich die Größe Englands in der privaten Inhaberschaft und in dem Spekulationswerte von Unternehmeraktien darstellt. Maskenloser und mit häßlicheren Waffen denn je sucht heute ein solcher die nicht angreifbaren Rechte und die nationale Selbstbestimmung eines tapferen, ehrbaren Volkes aus niederdeutschem Stamme zu zertreten. Die Entscheidung dieses neuen Kampfes kann nicht ferne sein, und auf jeden Fall wird sie, *auch für die politische Moral der Zukunft*, von unübersehbarer, nur zu ahnender Tragweite sein.

Und dennoch.

Von

Margarete Ludwig.

Rings um mich her der Tropen blühende Pracht,
Das Kreuz des Südens leuchtet durch die Nacht.
Aus jedem Strauch, aus jedem Baume steigt
Betäubend süßer Duft! Und schaukelnd neigt
Dicht über meinem Haupt sich hin und her
Ein Ast von Blumen und von Früchten schwer.
Orangen sind's! — Und Blüt' auf Blütchen weht
Auf meine Hand und auf das Myrtenbeet,
Das neben mir in üpp'ger Fülle prangt!
Die schönste Kletterrose zärtlich rankt
Mit kos'gem Schmeicheln und mit duft'gem Hauch
Sich um den knorrigen Granatenstrauch!
Tiefschwarze Schatten wirft der Palmenbaum,
Um das Gebirge weht's wie Märchentraum —
Und dennoch hat mein Herz in jener Nacht
Nichts als beschneite Tannen nur gedacht! —

Winterfrage.

Von

Karl Vanſelow.

Das war die blaue Träumezeit,
Da wir ſo fromm geliebt uns beide.
Die Wieſe trug ein buntes Kleid
Von Nelkenrot und Wollgrasſeide.

Nun liegt die Wieſe weiß und weit,
Wo bleiche Nebel ſchwer ſich mühen —
Verſchneit, verſchneit, ſo tief verſchneit,
Als könnt' ſie nie noch einmal blühen.

Wohl trägt ſie wieder einſt das Kleid
Von Nelkenrot und Wollgrasſeide —
Wann aber kommt für uns die Zeit,
Daß wir uns wieder finden beide?

Dezembernacht.

Von

Olga von Gerſtfeldt.

Wir haben ihn hinausgetragen
Und ihn geſenkt in ſeine enge Gruft,
Indes das trübe Grabgeläute
Hinſterbend klagte durch die Winterluft.

Wir haben ihn hinausgetragen
Aus ſeines Lebens buntem Wogenſpiel
Dahin, wo ſich die Wellen legen,
Und auf dem Ufer knirſcht des Schiffleins Kiel.

Nun iſt es Nacht. Der Sturm fegt heulend
Die menſchenleeren Straßen auf und ab;
Er ſtöhnt, wie eine arme Seele,
Die ruhelos entſtieg dem dunklen Grab.

Auch überm Friedhof liegt das Grauen
Der wilden, ſturmgepeitſchten Winternacht;
Doch halten, mitten in dem Dunkel,
Die frommen Kreuze ſtille Totenwacht!

Digitized by Google

Eisblumen.

Von

Helene von Engelhardt.

Am Fenſter rüttelt ein Wandersmann —
Die Scheiben klirren und ſchwanken:
Es preßte der Wind ſeine Stirne daran,
Voll kühner, erhab'ner Gedanken.

Und ein Bild, das ſchimmernd ſein Haupt durchwallt,
Ich ſah es phantaſtiſch treiben,
In zierlichen Formen gewinnt es Geſtalt
An den bebenden Fenſterſcheiben.

Da entſteht ein fremdes, berückendes Reich,
Mit Blumen, Guirlanden und Ranken,
Die Linien ſo leicht, und die Kurven ſo weich
Um die Pfeiler, die glänzenden, ſchlanken.

Was hauchſt du, Wind, mir ſpielend hin
An die Fenſter, die eisumſtarrten?
Iſt das der Nordpolkönigin
Gefrorener Zaubergarten?

Die Blumen, die Bäume, die Mooſe aus Eis, —
Aus Eis die Kiosk' und Balkone,
Und geiſterhaft ſchimmernd, in bläulichem Weiß,
Aus Schollen die Säulen und Throne? — —

Fort ſtiebt der Wind, der Wandergeſell,
Dahin über Föhren und Eiben,
Und geheimnisvoll glitzern im Licht ſo hell
Meine zauberumſponnenen Scheiben.

Durch ein Lied.

Von

Frida Schanz.

Es geſchieht und iſt geſchehen,
Daß in tiefſten Mißmuts Nacht
Frieden kommt und ſanftes Wehen
Durch ein Lied voll ſüßer Macht,

Daß ſich alles Dunkel lichtet,
Daß ſich alles Müde ſtrafft,
Daß ſich Tiefverworrnes ſchlichtet
Durch der Worte ſtille Kraft,

Daß ſich alle Laſten heben
Wie auf himmliſches Gebot
Und verſchwimmen und verſchweben
Wie ein ſeliges Abendrot.

Der Unband.

Von

Ernſt Muellenbach.

Mit acht Originalzeichnungen von **Werner Zehme.**

(Abdruck verboten.)

Im vergangenen Oktober, an einem wundervollen Herbſtnachmittag kurz vor der Weinleſe, beſuchte ich meinen Freund, den Romanzendichter, auf ſeinem Landhauſe, das ſehr anmutig zwiſchen Strom und Rebenwand am oberen Ende eines weinfrohen rheiniſchen Städtchens liegt. Zur Warnung poetiſcher Anfänger muß ich hinzufügen, daß mein Freund, der jetzt nachweislich ſeit rund dreißig Jahren — ſeit Unterſekunda — dichtet, ſich ſeinen hübſchen Ruheſitz nicht etwa erdichtet hat. Er hat ihn von ſeinem Vater ererbt, ebenſo wie ſeine vier ertragreichen Mietshäuſer in Frankfurt und ſeine Million Anteil an der längſt in eine Aktiengeſellſchaft verwandelten väterlichen Maſchinenfabrik. Von Beruf iſt er Rentner und Aufſichtsrat. Das Dichten betrachtet er als Paſſion, auf eigne Koſten, und ich denke mir, daß die bisher erſchienenen zwei Bände ſeines großen Romanzenwerkes und ſeine drei Bändchen neuer Rheinweinlieder ihn teils an Zuſchuß zu den Verlagsauslagen, teils für Anſchaffung und Studium der Quellen ein hübſches Stück Geld gekoſtet haben; — er ſelbſt verweigert aus Rückſicht auf ſeine Muſe beſtimmte Ausſagen über dieſen Punkt. Dafür genießt er aber den Vorzug, in litterariſchen Zeitſchriften und ſogar ſchon in den neueſten Handbüchern der Litteraturgeſchichte als Neuſchöpfer einer ganzen Dichtungsart ehrenvoll erwähnt zu werden. Seine poetiſche Lebensaufgabe beſteht nämlich ſeit nunmehr zwölf Jahren darin, die Geſchichte ſämtlicher deutſcher Könige und Kaiſer von Karl dem Großen bis auf Franz II. in der altfranzöſiſchen Romanzenform, mit kurzen Hackverschen und Aſſonanzen, zu verdichten, einſchließlich der Gegenkaiſer. Dieſe Idee lag ihm näher als unſereinem, da er eigentlich Geſchichte ſtudiert und eine Zeitlang als Privatdocent und Profeſſor vorgetragen hat. Mit der Gründlichkeit eines Profeſſors betreibt er nun auch das poetiſche Handwerk; der zweite Band, der vor ſechs Jahren zugleich mit der Vermählungsanzeige des Verfaſſers erſchien, ſchließt mit Kaiſer Konrad I. ab, und ſeitdem geht's noch langſamer. Eheliches Glück wirkt verſchieden auf die Leiſtungsfähigkeit der Dichter: bei manchen, beſonders bei ſolchen, die davon leben müſſen, erhöht es die Betriebsſpannung, bei anderen wird es zum Ventil, welches den Spannungsdruck und die Fahrgeſchwindigkeit herabmindert. Zu letzteren zählt mein Freund, obwohl oder weil er in ſeiner Frau, der Tochter eines berühmten deutſch-engliſchen Gelehrten, eine fein und vielſeitig gebildete, verſtändnisvolle Gefährtin gefunden hat, die jede einzelne Romanze wochen- und monatelang mit ihm vorbeſpricht und beim Dichten muſizierend neben ihm ſitzt, um mit ihrer ſchönen Altſtimme und mit dem Spiel ihrer Harfe den Gang des Pegaſus zu regulieren. Auch verbrauchen ſie viel Zeit zu poeſieanregenden Spaziergängen und Landſchaftsbetrachtungen, ſowie zur Erziehung ihres einzigen, jetzt dreijährigen Töchterchens, welches zu einem rein ideal geſinnten, allem Niedrigen und Unausgeglichenen abholden Weſen ausgebildet werden ſoll. Sie nehmen auch dieſe Sache, wie billig, ſehr ernſt, haben bereits ein

ganzes Regal voll pädagogischer Hand- und Lehrbücher zusammenstudiert, und aus ihren eignen Beobachtungen, Grundsätzen und Mitteilungen könnte ein stenographiekundiger Hausbesuch in vierzehn Tagen noch ein weiteres Buch solcher Art zusammenstellen. Ich darf diese und etwaige andere Eigenheiten meines Freundes hier frei erzählen; denn es ist schon mehrere Jahre her, daß wir uns bei einer ausgiebigen Maibowle auf seinen Vorschlag gegenseitig erlaubten, einander in unseren Schriften nach Wunsch und Bedarf als „Motiv" zu verwenden und solche kollegialische Ausnutzung nicht, wie andere Kollegen von der Feder, übelzunehmen. Ich machte ihn damals ausdrücklich aufmerksam, daß er bei seinem lyrisch-epischen Edelsinn und meiner novellistischen Bosheit einen ungleichen Tausch mache; aber er lächelte pfiffig und vertraute mir schließlich an, daß er mich im Gegenteil ganz schonungslos studieren und in seinem Romanzero verwenden wolle — nämlich als Modell zu einem intriganten Kroatengeneral aus der Zeit Ferdinands II., für dessen Gestalt er schon lange nach einem lebenden Muster gesucht habe. Vielleicht hat er sich da vergriffen; denn jener General war, wie ich inzwischen in einem Geschichtsbuche nachgelesen habe, im Felde ein grausamer und blutdürstiger Herr, mit einer ausgesprochenen Neigung für brennende Dörfer und aufgespießte Säuglinge, und ich weiß doch nicht recht, ob ich ihm hinlänglich gleiche. Aber da das Werk meines Freundes jetzt erst bis zu Otto III. vorgedrungen ist, so kann ich die Sache abwarten und inzwischen Rache im voraus üben, um meinem Kroaten aus dem dreißigjährigen Kriege doch in etwas nahezukommen.

Während unser Dampfer langsam an der hübschen Rheinfront des Städtchens vorbeifuhr, hatte ich Muße, mich über etwas Neues zu wundern, das seit meinem vorigen Besuch, vor zwei Jahren, hier erstanden war. Die Burgruine der längst ausgestorbenen mittelalterlichen Beherrscher des Ortes, etwas landeinwärts auf mäßig hohem Berge gelegen, war durch stilgerechten Anbau unter kluger Benutzung des Vorhandenen wieder in eine nette Burg, klein, aber malerisch wirksam, verwandelt worden. Ich freute mich des Anblicks und fragte den Kapitän nach dem Namen des Erbauers und — wie eine vom Turme wehende Fahne andeutete — Bewohners; aber die Auskunft erschreckte mich ein wenig. Denn es war der Name eines reichen, noch ziemlich jungen Privatgelehrten, den ich mir, ohne ihn persönlich zu kennen, nach dem fürchterlichen Ernst und Tiefsinn seiner gedruckten Weisheit nur als einen jener erhabenen Geister denken konnte, deren Wesen und Gespräch auf uns gewöhnliche Sterbliche so großartig und anstrengend wirkt wie eine sechsunddreißigstündige Gletschertour. Mir schauderte vor der Möglichkeit, daß ein solches geschichtsphilosophisches Finsteraarhorn seinen Schatten auf das harmlos-idyllische Dichterleben meines Freundes werfen könnte, und ich segnete im Herzen die unbewußte Wohlthat der Begründer jener Burg, die ihr Zwing-Uri doch wenigstens möglichst weit von der jetzigen Werkstatt der Romanzendichtung an das untere Ende des Städtchen gebaut hatten. Aber eine stille Sorge blieb und ließ mich um so eher auch im Wesen meines Freundes bei aller Herzlichkeit, mit der er mich empfing, eine gewisse Veränderung, eine Wendung zum Träumerisch-Grübelnden gewahren.

Ich traf ihn in seinem Arbeitszimmer, einem hellen, freundlichen Raum mit der Aussicht auf den Strom. Neben dem großen Schreibtisch stand die prächtige Harfe der Hausfrau; die Künstlerin aber war abwesend, — sie war früh am Tage zu Einkäufen nach Koblenz gereist — und auf dem Schreibtisch lag statt des üblichen poetischen Manuskripts auf Büttenpapier nur eine kleine offene Mappe mit Briefen und Notizblättchen, zu oberst ein Brief in grauem Umschlag aus Hanfpapier. Während mein Freund sich liebenswürdig wie immer, aber etwas zerstreut nach dem Befinden meiner Familie und meiner Muse erkundigte, wanderten sein Blick und sichtlich seine Gedanken immer wieder zu diesem Briefe zurück. Ich vermutete, daß es sich um die besonders rührende Bettelei irgend eines angeblich „notleidenden Kollegen in Apoll" handle, da dergleichen Attentate auf meinen Freund oft und erfolgreich gemacht werden. Als ich meinen Argwohn aussprach, schüttelte mein Freund lächelnd das Haupt und reichte mir den Brief, der in einer etwas humoristisch-schnörkligen Männerhand geschrieben und

laut Poststempel vor etwa sechs Wochen aus einem mir unbekannten Orte bei Harburg abgeschickt war. Ein schmuckes Hausmädchen hatte inzwischen Wein gebracht, ich zündete mir eine von meines Freundes Cigarren an, und während er die Römer füllte, las ich den kurzen Brief:

„Wertester Vetter und Freund — liebe Cousine! Da Sie es denn nicht besser wollen, so sende ich mit diesem Briefe zugleich den Unband an Sie ab und bedauere Sie im voraus um alle Geduld, die Sie mit ihm haben müssen: lange werden Sie es schwerlich aushalten. Er wird unterwegs in Köln noch einen Amtsbruder und dessen Frau zwei Tage lang plagen und dann, so Gott will, an Sie gelangen; Sie können, wertester Freund und Vetter, diese Möglichkeit erhöhen, wenn Sie ihn Ihrer freundlichen Zusage gemäß in Koblenz abholen, — sein Eintreffen dort wird Ihnen von Köln aus rechtzeitig angezeigt werden.

Wir danken Ihnen nochmals von ganzem Herzen, und ich bin sehr gespannt, was Sie mit dem Unband fertig bringen.

Mit den wärmsten Grüßen von Haus zu Haus treulichst Ihr

Martin Beneke, parochus."

Ich faltete den Brief zusammen und sah meinen Freund fragend an. Er nickte lächelnd. „Das ist der Unband," sagte er und reichte mir vom Schreibtisch eine kleine Photographie, die mir bis jetzt entgangen war, da sie hinter dem Kabinettbilde seiner Gattin stand. Ein junges Mädchen im hellen Kleide, sehr hellblond anscheinend und blauäugig, etwas stumpfnasig, von guter Gestalt, übrigens keine klassische Schönheit, aber sehr frisch und mit einem reizenden, natürlichen Lächeln um die vollen, hübschgeschwungenen Lippen. „Der Unband," wiederholte mein Freund, „mit ihrem christlichen Taufnamen Philippa Beneke, die einzige Tochter und das dritte von den vier Kindern ihres würdigen Vaters. Er ist Pfarrer in einem Dorf da unten an der Elbe, ein etwas entfernter Verwandter meiner Frau, — seine Mutter und die ihre waren Stiefschwestern. Übrigens ein prächtiger Mensch, den ich einmal persönlich kennen zu lernen hoffe. Ich glaube, die Tochter hat vieles von ihm. Das Bild ist ganz gut, aber es gibt doch nur unvollkommen die Eigentümlichkeiten dieses Wesens wieder. Es ist erst vor vierzehn Tagen aufgenommen," fügte er mit einem Seufzer hinzu. „Aber wir haben ja noch nicht auf dich und die Deinen angestoßen. Also prosit! Der Wein hat sich schön gemacht, nicht wahr? Eignes Wachstum, 1893er Riesling-Auslese. — Aber du siehst mich so neugierig an, — es ist wohl das beste, wenn ich dir die ganze Geschichte gleich jetzt erzähle. Ich habe mir gedacht, daß sie dich interessieren werde, und deshalb meine Materialien," er deutete auf die Notizblätter und Briefe, „schon für dich bereit gelegt. Nachher, bei Tisch, kannst du dir ja auch von meiner Frau ihren Bericht geben lassen und vergleichen; ich halte als Historiker darauf, daß die verschiedenen zeitgenössischen Darstellungen eines Ereignisses möglichst nebeneinander benutzt werden, um ein allseitiges Bild des Eindrucks zu geben, den es auf die Mitlebenden machte."

Nach dieser Einleitung stärkte sich mein Freund noch einmal, zündete sich seine Cigarre an und begann, in der Hand die Papiere, auf die er ab und zu einen Blick warf, folgendermaßen:

Also vor fünf Jahren waren wir in Westerland auf der Insel Sylt, und auf der Rückreise hatte ich in Hamburg ein paar lange Konferenzen mit einem ausgezeichneten Hamburger Lokalhistoriker wegen gewisser Einzelheiten aus der ältesten hamburgischen Kirchengeschichte, die mir Stoff zu einer wirkungsvollen Episode in meinem Romanzerocyklus über Kaiser Otto II. geben sollten und auch gegeben haben. Meine

Frau war inzwischen auf einen Tag zu ihrem Vetter Pastor gereist, den sie seit ihren Pensionatsjahren nicht gesehen hatte. Als sie zurückkam, war sie des Lobes voll über das behagliche Haus und die lieben Leute; sie brachte unter anderem auch eine Photographie von dem kleinen Schulmädchen, der Philippa, mit und erzählte mir, daß sie dem Kinde gesagt habe, es solle uns doch mal besuchen. Na, das ging denn so die Jahre über weiter, ab und zu wechselte ich einen Brief mit dem Vetter-Pastor — ich verdanke ihm einige sehr verwertbare Volkssagen und -lieder, die mir auf Ereignisse aus der Zeit Heinrichs des Löwen zu deuten scheinen —; und endlich vor acht oder neun Wochen bekomme ich zu meiner größten Überraschung einen Brief von dort, von Mädchenhand, Absenderin auf der Rückseite: Philippa Benecke. Wir machten uns schon auf eine Trauernachricht gefaßt, aber es kam ganz anders: sie habe jetzt ihre höhere Schulbildung und auch ihre zwei Jahr Haushaltungsschule — bei der Frau eines Amtsbruders irgendwo im Lüneburgischen — hinter sich, der jüngste Bruder sei Ostern zum Gymnasium abgegangen, so daß sie nun doch schon eher abkommen könne, und der Vater habe ihr erlaubt, sich für diesen Herbst etwas Besonderes zu wünschen. Deshalb frage sie an, ob die gute Tante Hedwig noch ihr Versprechen aufrecht erhalte, daß sie uns einmal besuchen dürfe? Wenn es uns recht wäre und wir ein Wort für sie einlegten, werde der Vater es ihr gewiß erlauben, und sie werde uns ewig dankbar sein; denn etwas Herrlicheres als eine große Reise und einen Aufenthalt in einem wirklichen Dichterhause, und noch dazu am grünen Rheine, könne sie sich ja fürs ganze Leben nicht wünschen, sie habe sich alle die Zeit über, seit die Tante es ihr damals versprochen, im stillen darauf gefreut, — ꝛc. ꝛc.; es war ein langer Brief und sehr rührend, auch mit großer Sorgfalt geschrieben.

Nach der ersten Überraschung berieten wir die Sache denn gründlich. Mir paßte sie, offen gestanden, gar nicht; ich war damals mit meiner Dichtung gerade recht flott im Zug, hoffte in diesen Herbstmonaten bis zu unserer Übersiedelung ins Winterquartier nach Frankfurt, Mitte November, ein gehöriges Stück voranzukommen und hatte deswegen auf eine Reise nach Blankenberghe verzichtet. Dazu war es mir eigentlich eine beklemmende Vorstellung, so plötzlich ein junges, noch nicht neunzehnjähriges Mädchen als Hausgenossin auf längere Zeit begrüßen zu müssen, in einem Alter, wo sie schon als Dame behandelt werden wollen und doch eigentlich noch halbe Kinder sind. Dies bedeutete für mich eine schwierige gesellschaftliche und zugleich sozusagen pädagogische Verantwortung, der ich mich bei meiner geringen Übung im Verkehr mit solchen Wesen wenig gewachsen fühlte. Wir konnten ihr nicht einmal einen passenden Verkehr mit gleichaltrigen jungen Damen bieten, um es ihr — und auch uns — etwas leichter zu machen; denn wir leben hier in gesellschaftlicher Hinsicht völlig zurückgezogen und fühlen uns sehr wohl dabei, — im Winter hat man von dem Gegenteil schon mehr als genug durchzumachen. Meine Frau schien ähnlich zu empfinden; besonders quälte sie sichtlich der Gedanke an den doch wohl unvermeidlichen Einfluß des neuen Familiengliedes, das sie im Grunde ja noch ebensowenig kannte wie ich, auf unser bisher so sorgfältig vor allen sich durchkreuzenden fremden Einflüssen bewahrtes Töchterchen. Ich verstand die stille Angst Hedwigs, fast ohne daß sie sich darüber aussprach. Aber es ist ein Vorzug der Frauen, daß sie sich weit leichter in einen unerwarteten und im Grunde unerwünschten Besuch finden als wir, mag er sich auf eine Viertelstunde oder auf acht Wochen anmelden; zudem fand sie etwas Sympathisches in der Sehnsucht des jungen Mädchens nach dem Rheine und in der offenen, vertrauenden Art, mit der es an uns herantrat, und ich muß sagen, das rührte mich auch. Also Hedwig erneuerte schließlich in einem liebevollen Brief an die Kleine ihre Einladung, und ich fügte ein entsprechendes Schreiben an den Vater bei, welcher sehr überrascht war; denn das Mädel hatte wirklich ganz auf eigne Faust gehandelt. In seinem Antwortschreiben entwarf der treffliche Mann eine Skizze von Philippas Wesen und Wirken, die mich wieder sehr bestürzte; die Gegenstände unseres früheren, gelehrten Briefwechsels hatten mir wenig Gelegenheit geboten, die ironische Neigung meines geistlichen Herrn Vetters würdigen zu lernen, ich nahm auch diesmal alles so ernst, wie es vorgetragen wurde, und mußte mich demnach auf eine nette

Hausplage gefaßt machen. Aber da war nun nichts mehr zu ändern; gerade heute vor sechs Wochen erhielt ich den Brief hier — gewissermaßen die offizielle Kriegserklärung, und am dritten Mittag darauf stand ich auf dem Koblenzer Rheinbahnhof, um den Unband — wir fanden es unverantwortlich, daß der Vater sie ganz allein reisen ließ — in Empfang zu nehmen.

Das Wetter in jener zweiten Woche des Septembers war ja heuer gar nicht schön — kalt, windig und feucht; über der Unmenge von Menschen, die sich auf dem Bahnsteig Absteigens oder Abholens halber herum trieben, lag ein Hauch von Regendunst und frostigem Unbehagen, der meine gewöhnliche Bahnhofsstimmung noch steigerte. Du weißt wohl schon, daß ich mich trotz der Unmasse Kilometer, die ich schon abgefahren habe, nirgends und nie einsamer fühle, als auf einem recht bevölkerten Bahnsteig. Es kommt dann eine Sucht über mich, möglichst still und willenlos an einer Stelle stehen zu bleiben und das tausendfache Gewirre um mich her treiben zu lassen, solange ich mich nur irgend nicht selbst mitzubewegen brauche. Vielleicht ist dies das ergänzende Gegenstück zu der sogenannten Platzfurcht, die andere Leute angesichts eines großen, freien Platzes übermannt und es ihnen unmöglich macht, darüber hinzuschreiten. So erging es mir auch damals; ich stand starr in meine Wandecke gelehnt, hatte so ziemlich vergessen, wo ich war, und erst das Pfeifen eines einfahrenden Kölner Schnellzuges erinnerte mich daran, daß ich ja noch keine gelbe Rose im Knopfloch trug. Dies war nämlich das Zeichen, woran mich die Nichte nach der romantischen Art junger Mädchen zu erkennen wünschte, da sie mich persönlich ja gar nicht und ich sie nur aus ihrer Kinderphotographie kannte. Hastig machte ich mich auf die Suche nach einem Blumenmädchen — ich erinnerte mich, daß mir ein solches Wesen, im Alter von einigen fünfzig Jahren, bei meiner Ankunft auf dem Bahnsteig erfolglos seinen Korb unter die Nase gehalten hatte. Nun aber schien sich diese Holde vor dem Strudel der Ein- und Aussteigenden völlig in die Vergangenheit zurückgezogen zu haben. Als ich sie endlich entdeckte, war der Bahnsteig schon ziemlich menschenleer. Sehr verstimmt suchte ich in dem Korbe nach einer gelben Rose — es war keine

mehr zu haben — und ärgerte mich noch besonders über eine junge Dame, die sich ebenfalls an dem Korbe zu schaffen machte und mich dabei recht verdächtig von der Seite musterte. Auf einmal macht diese Dame so eine halbe Wendung mit dem Kopfe, sieht mir fragend in's Gesicht und sagt: „Onkel Paul?" Ich sehe sie ungewiß an und sie fährt fort: „Ich heiße Philippa Beneke." „Na, endlich, — Gott sei Dank:" rufe ich. „Guten Tag, Onkel Paul!" ruft sie, und im selben Augenblick hat sie mich um den Hals gefaßt und küßt mich, wozu sie sich ein wenig auf die Zehen recken mußte; denn sie reicht mir mit den Stirnlocken knapp bis an den Mund. „Siehst du," sagte sie dann, „ich habe dich doch gleich erkannt!"

Meine Überraschung war so groß, daß ich einstweilen gar nicht auf die Frage kam, woran sie mich denn erkannt habe? Das erfuhr ich erst, als wir im Dorfe drüben am linken Ufer standen und auf die Fähre warteten. An die geplante Dampferreise von Koblenz hierher war ja bei dem Wetter nicht zu denken, und so hatten wir den Bummelzug benutzen müssen, der überall und

sogar drüben hält und zum Glück kurze Zeit nach dem Schnellzug von Koblenz abfährt. Dank der beschaulichen Langsamkeit dieses Zuges und der Schnelligkeit einer Mädchenzunge war ich beim Aussteigen schon so ziemlich bekannt mit allen Familienverhältnissen im Hause und sogar in den Ställen des geistlichen Herrn Vetters; zwischendurch bewunderte sie die Aussicht, und ich muß gestehen, was davon überhaupt zu sehen war, erschien mir selber, trotz Regen und Nebel, dank ihren begeisterten Ausrufen in einem ganz neuen Zauberlichte. Es war mir ein paarmal, als müßte ich mich meiner verwöhnten Augen schämen. — Nun, als wir an der Fähre standen, brach gerade die Sonne durch und beleuchtete unser Städtchen recht malerisch. Ich zeigte ihr unser Haus. „Wie süß!" sagte sie und drückte mir zärtlich die Hand. Etwas verwirrt wollte ich in der Aufzählung der Sehenswürdigkeiten fortfahren, aber sie kam mir zuvor: „Und das ist die Burg, nicht wahr?" sagte sie, „und da wohnt der Herr Doktor Richard Welting."

„Woher kennst du denn den?" fragte ich sehr verblüfft.

Hier machte mein Freund von seinem Rechte als epischer Dichter Gebrauch, an spannenden Stellen den Gang der Erzählung zu unterbrechen, indem er bedächtig seinen Römer wieder füllte und mir freundlich zutrank. Dann fuhr er fort:

Aus deinem Auffahren bei Nennung jenes Namens, lieber Freund, entnehme ich, daß du einiges von den bisherigen Schriften des jungen Mannes kennst, der unsere Burg vor zwei Jahren angekauft, ausgebaut und im Frühjahr bezogen hat. Er besitzt zweifellos sehr große kulturgeschichtliche Kenntnisse und hat außerdem lange Zeit Philosophie studiert; daher liebt er, alles, auch das Kleinste unter dem höchsten Gesichtspunkte, wie er es nennt, zu betrachten. Als er uns im Mai seinen ersten Besuch abstattete, erkannte er in der landesüblichen Form gewisser Bretzeln, die ihm meine Frau vorsetzte, ein „unbewußtes Nachdämmern des Mythus von der Midgartschlange in der germanischen Volksseele", er belehrte mich, daß ich die Blume meines Weines — dieses, den wir hier trinken — nach zwei Seiten zu würdigen hätte, „generell" im Verhältnisse zum Beispiel zu den pfälzischen Weinen und „individuell" im Verhältnis zu anderen, unmittelbar benachbarten Lagen. Als meine Frau ein Ausstattungsstück erwähnte, das wir im vorigen Winter in Frankfurt gesehen hatten, erklärte er ihr weitläufig, der heutige Geschmack selbst gebildeter Leute am leeren theatralischen Prunk sei ein besonders deutlicher Beweis, daß unsere Kultur jetzt ungefähr an dem Punkte angelangt sei, den die antike Kultur unter dem Kaiser Hadrian einnahm, und wie damals die Germanen, würden jetzt die Mongolen in ein paar Jahrhunderten mit dem ganzen Bau aufräumen. Er nennt das die Entwickelung der Menschheit in der Spirale; es war, wie du wohl aus seinen Schriften weißt, von jeher sein besonderes Steckenpferd, das er jedem vorritt, es mochte ein Geheimrat oder ein junges Mädchen sein, und wohl zumal durch diese Neigung wurde der sonst so treffliche junge Mann allen unleidig; denn selbst wenn's wahr wäre, wer hört gern das Totenglöckchen seines Volkes im voraus läuten? So war auch der erste Besuch des gelehrten Herrn bei uns so ziemlich sein letzter geblieben; ein gewisser Aberglaube veranlaßte uns, selbst seinen Namen möglichst selten zu nennen, um ihn nicht zu berufen, — und du kannst dir mein Erstaunen denken, als Philippa nun diesen Namen so gelassen freundlich wie den eines alten Bekannten aussprach.

„Ach," sagte sie unbefangen, „ich kenne ihn erst seit heute. Wir sind in demselben Coupé gefahren, von Köln bis Bonn, und haben uns sehr nett unterhalten. Der Herr Doktor hatte in Köln Altertümer gekauft, auf einer Auktion, und wollte in Bonn etwas auf der Universitätsbibliothek nachsehen. Das ist wohl ein sehr gelehrter Herr, Onkel Paul? Und dabei so freundlich. Er bot mir seinen Platz an, weil er meinte, daß es an meinem zöge; dadurch kamen wir ins Gespräch. Und das war sehr gut; denn sieh mal, wie hätte ich dich sonst gleich gefunden, wenn ich mich bei dem Herrn Doktor nicht erkundigt hätte, wie du aussehest? ‚Ein stattlicher Herr, sehr groß und breitschultrig' sagte er, ‚mit blondem Vollbart, schon etwas meliert, und sehr freundlichen blauen Augen, etwas kurzsichtig.' Es paßt alles. Du hättest doch am Ende Mühe gehabt, mich nach der alten Photographie zu erkennen. Damals trug ich ja noch Zöpfe."

Dagegen war nichts einzuwenden. Außer der Haartracht hatte sich wohl noch einiges andere an ihr verändert. Aber das Schulmädchen stak doch noch stark in ihr. Der Vater hätte sie doch nicht allein fortlassen sollen, dachte ich. Was wird Hedwig zu dieser Anbrüderung mit unserem Mitbürger sagen?

Während der Überfahrt erwies sich Philippa töchterlich um mich besorgt, sie bestand darauf, daß ich den Überzieherkragen aufklappte, während sie selber im Rheinwind lustig die blonden Löckchen flattern ließ; „unsere Elbe macht's toller," sagte sie, „und Vater meint, junge Leute dürften sich überhaupt aus keinem Wind etwas machen." In der Art, wie sie das „junge Leute" betonte, lag eine gewisse offenherzige Anerkennung meiner sechsundvierzig Jahre, die mich nicht eben wie ein Kompliment berührte. Aber an solche Offenheit hatte mich unser bisheriges Gespräch schon ein wenig gewöhnt, und nach gewissen ironischen Bemerkungen im Briefe ihres Vaters z. B. über „das ewig plätschernde Bächlein," das wir „in unser stilles Haus leiten" wollten, war ich auf Ärgeres gefaßt.

Der Eintritt in unser Haus, der liebevolle Empfang meiner Frau und die Aussicht aus ihrem Turmzimmerchen schien sie nun aber wirklich zu ergreifen. Als wir uns zuerst mit ihr drunten im Wohnzimmer hinsetzten, war sie vor Rührung ordentlich schweigsam, und meine Frau mußte das Wort führen, bis Gisela an der Hand des Kindermädchens eintrat. Grundsätzlich geschieht dies sonst nicht, wenn Damenbesuch da ist, aber diesmal hatte meine Frau wohl eine Ausnahme gestattet, um wenigstens einen noch bedenklicheren Einbruch in die Kinderstube zu vermeiden. Ganz wie es sich gehört, trippelte Gisela auf den Gast zu, reichte ihr Händchen und sagte ihr: „Guten Tag, liebe Tante Lippa!" Und mit einemmal ist der Unband wieder ganz er selbst; mit einem wahren Jubelrufe vom echtesten Klange zieht sie das Kind auf ihren Schoß, küßt es, herzt es, überhäuft es mit einem Wirbel von Koseworten, unter denen die plattdeutschen entschieden vorwiegen: das Kind, sonst so zurückhaltend, läßt sich alles vergnügt gefallen, — und es war, als ob wir anderen für die beiden jetzt völlig überflüssig seien. Philippa mochte etwas Ähnliches empfinden, als sie endlich das Kind hinsetzte und aufstand. Ganz glühend vor Vergnügen und Verwirrung guckte sie meine Frau an, strich sich die Haare aus dem Gesichtchen und sagte: „Verzeih, Tante Hedwig, — aber ich habe so lange nicht mehr so ein herziges Putchen auf dem Schoß gehabt! — Bei Pastor Jürgens, wo ich bis Pfingsten war, hatte ich es gut; die haben dreizehn, das elfte ist wohl gerade so alt wie eueres hier." Ich sagte nichts und sah meine Frau an; die schwieg auch, aber sie zog Philippa an sich und küßte sie, und es war mir, als ob sie sich jetzt zum zweitenmal begrüßten.

Das Mittagessen verlief ohne Zwischenfälle. Unser Gast entwickelte eine gesunde niedersächsische Eßlust und schwärmte zwischendurch von der „himmlischen" Aussicht aus dem Turmzimmer, das wir ihr eingeräumt hatten. Meine Frau erkundigte sich beiläufig, wie sie denn nun daheim angeredet zu werden pflege? Es bewährte sich, daß liebe Kinder viele Namen haben: Lippa, Lipping, Pachen, Lips, Unband, Unrast, Vielliebchen und noch einige Koseworte, zumeist väterlichen Ursprungs und Gebrauchs, wurden uns zur Wahl vorgelegt. Aus Rücksicht auf die Würde der Herrschaft, die sie doch den Dienstboten gegenüber jetzt mit vorzustellen hatte, entschieden wir uns doch für ihren Taufnamen. „Mit dem ruft mich zu Hause kein Mensch," versicherte sie. „Ich habe ihn auch nur, weil ich denselben Geburtstag habe wie Magister Philippus Melanchthon, am 16. Februar."

Nach Tisch pflegen wir, wie du weißt, beide ein wenig zu ruhen. Philippa benutzte die Zeit, um auf ihrem Zimmer fertig auszupacken und an ihren Vater zu schreiben. Als ich aber nachher wieder in die unteren Regionen des Hauses kam, hörte ich ihre Stimme aus der Kinderstube, und eintretend fand ich die beiden, Philippa und Gisela, in der angeregtesten Unterhaltung. Philippa erzählte eben die Geschichte vom Rotkäppchen, oder vielmehr sie führte sie auf, wobei ein Bauklotz mit einem roten Läppchen auf dem Kopf das Rotkäppchen und ein weit aufgehaltener Kinderstrumpf das Maul des bösen Wolfes vorstellte, und Gisela war entzückt.

Den regnerischen Nachmittag und den

Abend verbrachten wir in gewohnter Weise, meine Frau, die sich nicht ganz wohl fühlte, musizierte auf Philippas stürmisches Verlangen doch ein wenig, und ich las meine jüngste Romanze vor. Philippa saß dabei so still und gerührt, wie in der Kirche. Nachher beim Abendbrot wußte sie unmerklich ein gutes Teil der Bedienung an sich zu ziehen; mir war es beinah, als ob wir schon eine erwachsene Tochter hätten, die uns freundlich aufwartete, und die Mädchen schienen ganz entzückt von ihr. Nur unsere damalige Köchin, die Babette, blickte mißtrauisch und unzufrieden drein; es war eine stille Person, die nichts weniger leiden konnte als Pfeifen, Trillern und Lachen, und ich muß gestehen, daß Philippa auch mir durch Geräusche dieser Art auf Treppen und Gängen den Nachmittag über mehrfach aufgefallen war. Nach dem Abendbrot saßen wir noch eine Weile beisammen, ich rauchte meine Cigarre und Philippa erzählte aus ihrem Dorfe und von dem dreizehn Pastorskindern bei Jürgens. Schlag halb elf erhob sie sich, reichte meiner Frau und mir sittsam, wie sie es wohl von Hause gewöhnt war, die Hand und unbefangen zum Gutnachtkuß die Stirn und verschwand, als ob sie nie anderswo als bei uns zu Bett gegangen wäre.

Als ich am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — nach meiner Gewohnheit früh in den Garten trat, lag über dem Rhein noch dicker Nebel. Nur undeutlich erkannte ich zu äußerst an der Ufermauer eine helle Gestalt mit einem dunklen Tuch um Hals und Haupt. Es war Philippa. Sie trug einen Strauß frischgepflückter gelber Dahlien in der Hand, begrüßte mich sehr herzlich und behauptete, noch nie so schön geschlafen zu haben.

„Wie wunderbar das Morgengeläut durch den Nebel und übers Wasser her klingt!" sagte sie. „Wie die Glocken aus einer versunkenen Stadt, nicht wahr, Onkel Paul? Es ist auch so feierlich, und doch wieder anders, als gestern abend, als Tante Hedwig harfte und du danach so schön vorlasest. Das war mir beinahe wie zu Hause, wenn die Orgel nach dem Choral ausgeklungen hat und Vater predigt; aber dies ist doch eigentlich noch mächtiger." Die Dahlien wollte sie meiner Frau beim Frühstück hinstellen, weil sie am Tage zuvor zufällig von mir gehört hatte, daß Hedwig diese Blumen besonders liebt.

Recht vergnügt kehrten wir ins Haus zurück, um dort die betrübteste Verwirrung zu finden. Meine Frau war mit Kopfschmerzen, Schluckbeschwerden und allen Anzeichen einer gründlichen Erkältung erwacht, und die Köchin streikte.

Du hast dieses merkwürdige Wesen nicht kennen gelernt: als Du das vorige Mal bei uns warst, hatten wir noch die Friederike, die bald darauf kündigte und nach Koblenz ging, weil sie es nicht länger in einem Ort ohne Garnison aushalten könne. Die Babette war über solche Anfechtungen hinaus, die betonte das Altjüngferliche sogar deutlich und zuweilen deutlicher, als uns lieb war. Ehe sie zu uns kam, hatte sie einige zwölf Jahre als Haushälterin einem Schulfreunde von mir gedient, der als pensionierter Oberlehrer in Aachen wohnte und seine ganze Kraft auf die Ausarbeitung eines fünfzehnaktigen Dramas mit Chören: „Die Perser," verwandte, in drei Abteilungen: „Marathon," „Salamis" und „der Tod des Themistokles". Da er ohne Testament starb, ging die Babette auch ohne Legat aus; die Intestaterben teilten das ziemlich erhebliche Vermögen unter sich und schenkten ihr nur das Manuskript des Dramas, mit dem sie weiter nichts anzufangen wußten. Sie sprach immer mit großer

Wärme von diesem litterarischen Erbteil ihres Herrn, und das hatte uns vielleicht mit veranlaßt, sie nach einer Probewoche fest in Dienst zu nehmen. Sauber war sie und kochte nicht schlechter als verschiedene ihrer Vorgängerinnen, nur in einem etwas trockenen, strengen Stil. Aber sie hatte wohl zu lange die Luft der Tragödie geatmet; alles Lustige schlug ihr auf die Nerven, wie sie versicherte, und wenn ihr eine von ihren Dienstgenossinnen zu lustig lachte oder sang, so klagte sie plötzlich über Schwindel, lehnte sich an die Wand oder setzte sich steif auf einem Küchenstuhl hin und versicherte mit geschlossenen Augen, sie werde ohnmächtig, bis die Aussicht, nichts zu essen zu bekommen, alle lustigen Gemüter umgestimmt und den tragischen Hauch in der Küche wieder gesichert hatte. Diesmal hatte es sie besonders angegriffen, wahrscheinlich weil sie jetzt sogar ein Mitglied der Herrschaft lachen und trällern hörte; sie war mit ihren Nerven einfach im Bett geblieben und behauptete, bis gegen Mittag wohl nicht aus der Ohnmacht heraus zu kommen.

Die einzige, die in dieser Verwirrung den guten Mut erst recht fand, war Philippa. Trotz aller Ablehnungen meiner Frau und stillbedenklichen Mienen meinerseits übernahm sie an Stelle der tragischen Köchin das Tageskommando in der Küche; „ich habe ja auch schon bei Pastor Jürgens vier Wochen lang allein gekocht, als das dreizehnte gekommen war. Du mußt nur etwas Nachsicht haben, Onkel Paul," sagte sie und stieg gleich darauf in einer großen weißen Schürze, die Davidis unter dem Arm, singend die Küchentreppe hinab. Es war ordentlich, als ob sie sich freute, wie ein stellenloser Landsknecht, der wieder die Werbetrommel rühren hört. Und diese Freude hatte anscheinend etwas Ansteckendes, denn binnen kurzem hörte ich es schon mehrstimmig aus dem Souterrain kichern, trillern und singen: Mägde, Kindermädchen, Gärtner, Milchmann, alles, was dort unten mitwirkte oder einkehrte, wurde von dem Frohsinn mitergriffen, der das verlassene Reich der Tragödie plötzlich beseelte. Dazwischen machten sich, so oft ich mich lauschend der Treppe näherte, immer deutlicher allerhand leckere und nahrhafte Düfte bemerkbar. Nur ein wenig über die gewohnte Zeit wurde ich zu einem Mittagsmahl geladen, welches mir trotz einiger niedersächsischen Provinzialismen in der Zubereitung ganz trefflich mundete; das entzückte Erröten der jungen Köchin über den Erfolg ihrer Künste erhöhte den Wohlgeschmack noch besonders. Zum Nachtisch hatte sie sogar irgend etwas mit Eierschnee und Marmelade hergestellt, weil der Vater ihr einmal gesagt habe, alle Dichter liebten Süßigkeiten und Aufläufe. Zwischendurch hatte sie noch Zeit gefunden, meine Frau mit zweistündigen Krankentröstungen und Küchenrapporten zu versorgen, die Anordnungen unseres alten Hausarztes mit anzuhören und sich zu vergewissern, daß es Gisela an nichts fehlte. Sogar der Babette hatte sie einige Herzstärkungen hinaufgeschickt, die aber unberührt zurückkamen.

Durch diese unvermutete Wendung gedieh die Tragödie Babettes zur Katastrophe. Am Nachmittage meldete sie sich, noch immer sichtlich leidend, bei mir und bat, den Dienst sogleich verlassen zu dürfen; ihre Nerven seien doch zu sehr angegriffen, und glücklicherweise hätten wir ja jetzt auch einen Ersatz für die Küche. Mir that die arme Person eigentlich leid, besonders als ich sah, wie betroffen es sie machte, daß ich sie wirklich beim Worte nahm und ihrem Weggehen keine Schwierigkeiten in den Weg legte. Aber was wollte ich machen? Es ging doch auf die Dauer nicht mit ihr. Somit schrieb ich ihr das übliche gute Zeugnis und versprach ihr, das Manuskript der Perser in Verwahr zu nehmen und zu sehen, ob ich es irgendwo für sie verwerten könne. A conto ihrer etwaigen Zukunftstantiemen und Honorare schob ich ihr mit dem fälligen Lohn noch einen blauen Reichskassenschein zu, mit dem sie dann dankend abdampfte, um sich bis zur Ermittelung einer neuen Dienststelle bei ihrer Cousine in Koblenz zu erholen, einer alleinstehenden Wachslichtverkäuferin von gesetzten und ruhigen Manieren, wie sie versicherte. Dann setzte ich mich hin, um die notwendigen Zeitungsgesuche nach einer neuen Köchin niederzuschreiben, und da fiel mir erst ein, daß wir ja nun einstweilen ganz auf Philippa angewiesen seien. Sie war nun knapp achtundzwanzig Stunden bei uns — zu ihrem Vergnügen doch eigentlich, — und es war richtig schon so weit, daß ich ihre ganze häusliche Arbeitskraft völlig und sozu-

sagen unbewußt beanspruchte. Das beunruhigte mich, und ich sagte ihr auch so etwas wie eine Entschuldigung darüber, als ich ihr unterwegs zum Schlafzimmer meiner Frau begegnete. Aber sie strahlte übers ganze Gesicht, und ich glaube, nur die Nähe der Leidenden hielt sie ab, als ein richtiger Unband loszutollen vor lauter Freude über die Aussicht, sich für die nächste Zeit bei uns zum Vergnügen als Köchin und Stütze der Hausfrau aufzuhalten.

Die Erkältung meiner Frau versprach zum Glück normal und ungefährlich zu verlaufen; am Nachmittag klärte sich auch das Wetter ein wenig auf, so daß ich Philippa

wenigstens noch ein Stündchen vor Abend spazieren führen konnte. Wir gingen längs dem Rheine und dann den Weg zur Burg hinauf, der wegen des abschüssigen Felsbodens auch nach einem Landregen ziemlich gut zu passieren und von dem neuen Burgherrn erfreulich in stand gesetzt ist. Es war, wie Philippa mit einer gewissen Feierlichkeit erklärte, ihre erste wirkliche Bergbesteigung; um so mehr freute ich mich über ihren leichten Schritt und ihre Begeisterung an allem Schönen, das die Aussicht im sinkenden Tageslichte bot. Auch zeigte ich ihr — von außen — unsere Weinberge. Wir beide — Doktor Welting und ich — besitzen ungefähr zu gleichen Teilen die beste hiesige Lage, oben am Burgberg; mein Teil ist schon seit Jahrzehnten völlig in Pflege und Verwaltung eines tüchtigen und redlichen Fachmannes aus dem Städtchen, Richard Welting führt bis jetzt persönlich das Kommando über seine Reben, obgleich ich nicht glaube, daß er viel mehr vom Weinbau versteht als ich. Auf dem Rückwege begegneten wir ihm selbst; er stieg am Wanderstabe in Begleitung seines gewohnten Gefährten, eines großen schwarzen Pudels, zu seiner Burg hinauf, in einem Touristenanzug aus graugrünem Wetterloden, der seiner im Grunde kräftigen und männlichen Erscheinung recht gut stand. Auch sein gelehrter Geist schien in einer ausnahmsweise umgangsfähigen Verfassung zu sein. Sehr höflich und erfreut begrüßte er uns, erkundigte sich nach unserem Befinden, sprach sein Bedauern zur Erkältung meiner Frau aus, ohne irgend eine Anmerkung etwa über das Vorkommen des Schnupfens in den ältesten Pyramideninschriften beizufügen, und bat um Erlaubnis, uns bis an den Fuß seiner Burghöhe zu begleiten. Er war am Vorabend von seiner Reise zurückgekehrt und hatte den Sonntag trotz Nebel und Regen zu einer Fußwanderung rheinaufwärts benutzt, von der er ganz menschlich und anziehend zu erzählen wußte. Ja, er erteilte sogar auch anderen Menschen als sich das Wort. „Sie sind nun hier aus Ihrer niederdeutschen Ebene in eine ganz andere Welt versetzt, gnädiges Fräulein," sagte er; „darf ich fragen, was Ihnen denn bis jetzt am meisten aufgefallen ist? Erst durch das Auge des Gastes lernt ja der Einheimische die Besonderheiten seines Landes richtig erkennen."

Philippa errötete und überlegte eine Weile, dann sagte sie ernsthaft: „Ach, ich bin ja erst so kurz am Rhein, und es ist so viel Neues und Merkwürdiges zu sehen; aber was mir immer wieder ganz besonders auffällt, das sind — da steht gerade einer — diese zweiräderigen Bauernkarren mit

den hohen schmalen Rädern und dem Kasten dazwischen, wie ein Würfel."

„Nanu?" rief ich unwillkürlich und sah den Unband verblüfft an.

„Ja, es ist aber doch wahr, Onkel Paul," erwiderte sie. „Solche Karren gibt es bei uns gar nicht. Und manchmal ist noch dazu statt des Pferdes so ein netter kleiner Ochse davor gespannt. Das finde ich einfach süß."

„Ich glaube, Herr Professor, Ihr Fräulein Nichte sieht ganz richtig," erklärte Doktor Welting mit gleichem Ernste. „Diese Karren hier, im Gebiete der ältesten Kultur auf deutschem Boden, sind wirklich ein merkwürdiges Beispiel für das Hereinragen früherer Kulturstufen in die Gegenwart. Sie erinnern sich gewiß, ähnliche Gefährte auf italischem Boden gesehen zu haben; aber der hiesige Typus ist doch wohl im eigentlichen Sinne ganz altfränkisch, wenn auch der Ochse als Zugtier auf römischen Einfluß deuten könnte. Es hat eben jeder einzelne Stamm eines großen Volkes seinen besonderen Eigensinn, mit dem er irgend ein Stückchen vom ursprünglichen Brauch und Hausrat des gemeinsamen Urstammes durch alle Jahrhunderte hindurch festhält. So bemalen die strengkatholischen Bauern in Südsicilien noch heute ihre Karren mit Bildern der Aphrodite und anderer antiken Götter, wie weiland ihre altgriechischen Vorfahren; und unser rheinfränkischer Bauer denkt nicht daran, sich *sein* Gefährt anders zu bauen als zur Zeit, da seine Urväter von Osten her vordrangen, um eine überreife Kultur zu stürzen, — wie es auch der unseren einst ergehen wird."

Um Gottes willen, dachte ich, jetzt kommen die Mongolen! Aber Philippa ließ es glücklicherweise nicht geschehen. „Ja," sagte sie, „ich finde aber auch, diese Karren sind für die hiesigen Verhältnisse ganz praktisch, und deswegen werden Ihre Leute sie sich wohl so aussuchen. Wie wollten Sie auf diesen krümpeligen und krummen Wegen mit einem von unseren langen vierräderigen Deichselwagen zurecht kommen? Und ein Ochse wird nicht so leicht scheu und durchgängerisch wie ein Pferd. Es ist eigentlich recht einfältig von mir, daß ich mich darüber verwundert habe."

Diesmal sahen wir sie wohl beide verblüfft an. Doktor Welting lächelte und sagte: „Ich glaube, Sie haben recht;" aber die Anstrengung, die dieses Wort einen jungen Gelehrten kostet, erschöpfte ihn so, daß er sich bald darauf empfahl und mit seinem Pudel bergan schritt.

Im ganzen hatte er mir diesmal besser gefallen als bei unseren früheren Begegnungen; auch schien er Philippa ihre ungelehrte Deutung der zweiräderigen Ochsenkarren nicht nachzutragen, denn während der folgenden Woche erschien er täglich, um sich in Person bei ihr oder mir nach dem Befinden meiner Frau zu erkundigen. Wir konnten ihm gottlob immer günstige Auskunft geben.

Am folgenden Sonntag war Hedwig so weit hergestellt, daß sie sich zuerst wieder an unseren Spaziergängen beteiligen und überall nach dem Rechten sehen konnte. Das weibliche Interregnum im Hause hatte damit sein Ende gefunden, auch eine neue Köchin war eingestellt und bewährte fürs erste das Sprüchwort von den neuen Besen; aber Philippas häusliches Ansehen hatte sich während dieser acht Tage gründlich befestigt. Die Dienstboten schwärmten ganz offenkundig für sie, Gisela desgleichen, unser trefflicher alter Hausarzt machte kaum ein Hehl daraus, daß er seine täglichen Besuche mehr um sie als um nach meiner Frau zu sehen, noch immer fortsetzte, — na, und wir fügten uns und machten es wie die anderen. Meine Frau zuckte kaum mehr sichtlich zusammen, wenn in Giselas Geplauder ein plattdeutsches Kosewort mitklang, das sie aus dem Sprachschatze der Tante Lippa aufgeschnappt hatte, oder wenn diese das Kind zärtlich umarmte und im Übermaß der Gefühle für ein zu süßes Snuteken erklärte. Abgesehen von der Wahl des Ausdrucks und der Mundart verstieß dergleichen allerdings gegen unsere tiefste pädagogische Überzeugung; man soll der so früh und stark erwachenden kindlichen Eitelkeit nicht durch ein Übermaß liebkosender und lobender Worte entgegenkommen; aber was wollten wir machen? Es gibt auch eine elterliche Eitelkeit, und diese stellte sich entschieden auf die Seite der beiden jungen Damen.

Besonders merkwürdig war es mir, daß trotz der Menge Zeit, die wir nun zu dreien — bei dem prächtigsten Wetter — draußen und daheim müßig gingen, doch die befürch-

tete Störung meiner dichteriſchen Arbeiten ausblieb. Es mag ſein, daß ich in dieſer Zeit bei weitem nicht ſo viel geſchrieben habe, als ich vorhatte; aber das wenige iſt mir, glaube ich, ſo ziemlich gelungen, vielleicht wird ſelbſt deine ſcharfe Kritik es unter die „angeregteren Partien“ rechnen. Ich merkte, daß zuweilen ein kindlich-mädchenhaftes Trillern und Singen meine Poeſie ebenſo wirkſam muſikaliſch anregte, als zuvor der Klang der Harfe — nur vielleicht nach anderer Richtung. Meine Frau merkte es auch, — wir ſind ja ſo lange miteinander vertraut, unſere ſpäte Ehe war nur gleichſam die Krönung einer vieljährigen Freundſchaft der Seelen, daß wir eins die Empfindungen des anderen auch ohne viel Worte erraten; und weit entfernt, neidiſch oder verſtimmt zu werden, freute ſie ſich über die Neuheit unbefangener als ich.

Muſiziert wurde übrigens in dieſen Tagen recht viel bei uns. Richard Welting ließ ſich, auch als kein Grund mehr zu Erkundigungen nach dem Geſundheitszuſtand vorlag, faſt täglich ſehen und bemühte ſich offenbar, ſo ungelehrt wie ihm möglich zu erſcheinen. Er hat große Reiſen gemacht, von denen er, ſolange der philoſophiſche Dämon nicht über ihn kommt, ſehr feſſelnd zu berichten weiß. Vor allem aber enthüllte er ſich als hochbegabter Muſikus, der dem Flügel wunderſame Harmonien entlockte, — mit Vorliebe ſpielte er Wagner. Ich liebe dieſe Muſik eigentlich nicht, aber er wußte ſie doch auch mir intereſſant und anregend zu machen. Unſer Hausarzt, der zuweilen mit zuhörte — du kennſt ihn ja, er hat einen gewiſſen Zug ins Sarkaſtiſche und im Notfalle geradezu Grobe —, der brummte bisweilen etwas von „Überreizung“ und „pathologiſcher Muſik“, ließ ſich's aber auch gefallen. Philippa lauſchte mit einer ſtillen und erſtaunten Andacht. Eines Abends, es war etwa drei Wochen nach Philippa's Ankunft, als meine Frau uns noch einiges vorgeſpielt und danach Richard Welting erklecklich in den Taſten gewühlt hatte, hatte ſie ordentlich Thränen in den Augen. Da ſetzte ſich unſer ärztlicher Freund plötzlich an den Flügel und ſagte: „Das war nun ſchon faſt zu viel Nervenrauſch, lieber Doktor; da müſſen wir ein kleines kohlenſaures Wäſſerchen drauf ſetzen; ſoweit wird meine muſikaliſche Hausapotheke aus der Jugend noch gerade reichen.“ Und zu unſerem größten Erſtaunen begann er mit etwas ſteifen Fingern, aber doch noch leidlich richtig, einen ſchon faſt altfränkiſchen Walzer aus der Zeit des Fürſten Metternich herunterzuſpielen. Doctor Welting ſchaute erſt ganz faſſungslos drein, dann lachte er und engagierte meine Frau, die vergnügt auf den Scherz einging; ich holte mir Philippa zum Tanz — ſie tanzt prächtig, obwohl ihre muſikaliſche Handfertigkeit kaum über Choräle und einfache Lieder am Klavier hinausreicht, und ſo eröffnete ſich ein ganz niedlicher Familienball zu vieren. Der Alte hatte wirklich eine ganze Hausapotheke im Gedächtnis, Walzer, Ländler, Mazurka und ſogar die erſt nach ſeiner Studentenzeit erfundene Polka ſpielte er munter ab, wozu er vergnügt mit dem kahlen Haupte den Takt nickte und uns ironiſch-freundlich anblinzelte. Es wurde recht ſpät und heiter an jenem Abend, vollends nachdem uns Doctor Welting mit einer faſt mädchenhaften Schüchternheit eingeladen hatte, nun aber auch einmal einen Sonntag-Nachmittag und Abend auf ſeiner einſamen Burg zu feiern.

Ich denke, wir werden uns die Burg nachher einmal zuſammen anſehen. Die Einrichtung iſt ſehr hübſch und im ganzen ein rühmliches Zeugnis für den künſtleri-

schen Geschmack des Besitzers. Auch einige recht achtbare Gemälde sind dort; als besonderes Paradestück aber hatte uns Doktor Welting schon bei unserem ersten Gegenbesuch im Frühling eine merkwürdige Schilderei vorgewiesen, die zwischen den Büsten Wagners und Schopenhauers den Ehrenplatz einnimmt. Es ist ein ziemlich großes Gemälde, gleichsam der sinnbildliche Ausdruck der Lieblingsidee seines Besitzers; ein geistesverwandter junger Maler in München, von der sogenannten symbolistischen Richtung, hat es für ihn vor zwei Jahren gemalt. Das Bild stellt zunächst eine sehr öde und unangebaute Landschaft vor, mit blauem Gras und schwarzgrünen Felsblöcken; ganz rechts sitzt auf dem größten dieser Felsblöcke ein ziemlich unbekleideter, grauer Jüngling von unangenehm eckigem Körperbau und starrt mit einem hoffnungslos dummen Ausdruck nach links, in die Höhe, wo sich auf dem Grunde einer zinnoberroten, dampfenden Wolke eine ganz mathematische stahlblaue Spirallinie abhebt, mit einem schwarzen Fragezeichen in der Mitte und einem zweiten dort, wo die Spirale zu äußerst in die Wolke eintaucht: und um das Ganze ringelt sich eine große, gelbe Schlange, die an ihrem Schwanz lutscht.

Während Philippa dieses Bild betrachtete, sah sie zunächst fast so dumm aus wie der gemalte Jüngling. Doktor Welting stand neben ihr und schwelgte in seiner Idee, und ich betrachtete die beiden und ärgerte mich, indes meine Frau und der Arzt am Fenster das erquicklichere Bild des goldduftigen Herbstnachmittags genossen.

„Sehen Sie, das ist es," sagte Doktor Welting und deutete auf die blaue Spirallinie.

„Ja," sagte Philippa etwas zögernd. „Es sieht aus wie eine Uhrfeder, nicht wahr? Aber das kann es doch nicht sein. Ich denke mir, das Ganze ist so eine Art Rebus, wie sie auf der letzten Seite in den illustrierten Familienblättern stehen, aber ich verstehe es nicht. Man muß doch von links anfangen, nicht wahr?"

„Es ist symbolisch," erwiderte Doktor Welting etwas gereizt. „Der Genius des einsamen Forschens grübelt über der Spirale der menschlichen Kulturentwickelung, deren Ursprung und Ziel er nicht zu ergründen vermag." Und unbeirrt von dem ironischen Blick unseres Arztes, der sich mit meiner Frau nach uns umgewandt hatte, begann er das Bild, beziehungsweise seine Idee mit einem kurzen, etwa auf die Vorkenntnisse eines Professors der Universalgeschichte berechneten geschichtlichen Überblick von den alten Ägyptern bis zum Jahr 2300 nach Christo zu erläutern. Er sprach eindringlich und fast trotzig, wie einer, bei dem sich das Bedürfnis regt, nebst dem anderen auch sich selbst wieder frisch zu überzeugen, übrigens wirklich interessant, — ich hätte ihm unter anderen Umständen, in einer Fachdiskussion unter vier Augen, mit Vergnügen zugehört. Auch unterbrach ihn keiner von uns; ich glaube, wir wurden alle drei von einer gewissen grausamen Neugier beherrscht, wie dieser geschichtsphilosophische Wolkenbruch auf eine naive Menschenseele wirken möge.

Philippa hatte aufmerksam und ernsthaft mit gesenkten Augen zugehört. Als der Redner endlich aufatmend schwieg, wagte sie ihn zunächst nur mit einem scheuen Blick bewundernden Mitleids zu streifen. „Ach," sagte sie leise, „das ist doch sehr traurig, wenn man immer so weit voraus denken muß. Wir haben ja auch Geschichte gehabt, erst auf der Töchterschule und im Pensionat bei Herrn Doktor Müller, und dann hat Pastor Jürgens vorigen Winter noch ausgewählte Abschnitte mit seinen zwei Ältesten und mir durchgenommen; aber so habe ich es mir nie gedacht. Zu denken, daß in unserem netten Pastorat mal welche von den alten häßlichen Chinesen hausen sollten, wie wir noch neulich welche im Hamburger Hafen auf einem Dampfer sahen, — brr! — Aber nicht wahr," fuhr sie etwas vergnügter fort und sah ihm vertrauensvoll gerade ins Gesicht, „es ist doch eigentlich nicht nötig, daß man immer an so was denkt? Bei Pastor Adams, wo ich als Kind mal einen Sommer lang war, — es liegt sozusagen mitten in der Heide, — da war ganz in der Nähe ein Hünengrab. Da liegt denn ja wohl auch so ein Stück von einem untergegangenen Volke drin, das sich bei Lebzeiten wunders was einbildete, nicht wahr? Aber wir dachten gar nicht daran, daß es uns da eigentlich gruseln müßte, wir spielten oben drauf und freuten uns an dem weiten Blick, — in der Gegend macht so ein Hügel schon was aus. Und nicht wahr, Sie denken auch nicht immer

dran? Denn sonst hätten Sie sich doch nicht die Burg hier wieder ausgebaut, die ja eigentlich auch so eine Art Hünengrab ist, ich meine so ein Stück einer überwundenen Kulturschicht, wie Sie es nennen. Ich meine, die Hauptsache ist doch immer, daß man die Welt nimmt, wie sie ist, und sein Bestes thut, um sein Volk in ihr hochzubringen. Gott, was kann unsereins viel dazu thun! Aber die Herren schon eher; und erst die Großen, so einer wie der Fürst Bismarck! Denken Sie mal, wenn der immer daran gedacht hätte, was aus dem deutschen Volk so in zwei, drei Jahrhunderten werden könnte, und daß es auch vielleicht mal kernfaul und alt und widerstandslos werden muß, wie die alten Ägypter und die Griechen und Römer und so weiter, — dann hätte er sich am Ende all die Arbeit gespart. Sein Auskommen hatte er wohl auch so. — Aber er hat sich einfach gefragt, was unserem Volk gerade not thue und was er dafür bei seinen Lebzeiten leisten könne, — und was hat er da nicht alles fertig gebracht!"

Ihre Stimme wurde ganz weich und ihre Augen feucht wie von einer weihevollen Erinnerung; ich kannte unseren lustigen Unband kaum wieder, als sie leise, vor sich hinblickend, wie im Selbstgespräch sagte: „Um Pfingsten vorvoriges Jahr, ehe ich zu Pastor Jürgens kam, sind wir auch alle zusammen dort gewesen, im Sachsenwald, Vater und die drei Brüder und ich; Vater war schon früher öfters da. Wir hatten uns ganz vornan gestellt und warteten anderthalb Stunden; aber wir hatten es schlecht getroffen, als er endlich heraustrat, hatte er vornehmen Besuch bei sich, einen König oder so was, da mußte er sich ja wohl mit dem beschäftigen. Aber er hatte so wunderbare Augen, die leuchteten überall hin; ich habe ihm recht hineingeschaut. Es war mir wie ein Segen, und ich glaube, d e n Blick vergesse ich nicht, wenn ich auch so alt werden sollte wie er."

Sie that einen tiefen Atemzug, wie erwachend, und sagte in ihrem gewöhnlichen Tone: „Übrigens, wenn das in der Spirale geht, wie Sie sagen, dann geht es doch am Ende immer aus sich heraus, und dann ist es ja eigentlich nichts anderes, als was Vater die Erziehung der Menschheit zu Gott nennt. Er hat uns davon oft erbaut, das heißt weniger in der Predigt, wo ja doch auch die Bauern und Knechte sind, als zu Haus bei der Familienandacht und so gesprächsweise. — Aber wissen Sie, das Gemälde kann ich wirklich nicht schön finden."

Diese Schlußerklärung hatte sie wieder ganz als richtiger Unband herausgesprudelt. Als sie nun aber uns andere lachen sah, während der unglückliche Vertreter der Spiralentwickelung in tiefen Gedanken, die Unterlippe zwischen den Zähnen, vor sich zu Boden starrte, erschrak sie plötzlich, blickte errötend gleichfalls nieder und sagte leise: „Ich verstehe ja nichts von der Malerei und überhaupt solchen Dingen . . . Verzeihen Sie, wenn ich etwas Dummes gesagt habe."

Darauf erwiderte unser Arzt sogleich: „Etwas Gescheiteres könnte über diesen Fall meines Erachtens keiner sagen, als Sie uns eben vorgetragen haben, liebes Fräulein. Der Herr Doktor stimmt mir hierin völlig bei und sucht nur nach den passenden Worten für seine anerkennende Zustimmung. Übrigens mache ich die Herrschaften darauf aufmerksam, daß mir die treffliche Schaffnerin des Hauses schon seit fünf Minuten sehr ungeduldig aus dem Nebenzimmer winkt. Wir sind in einer alten Ritterburg, wo man wichtige Meinungsverschiedenheiten am liebsten bei Tische auszutragen pflegt."

Doktor Welting fuhr hastig auf und bot meiner Frau den Arm, der alte Herr verneigte sich zierlich-steif vor Philippa, und ich trottete in allerlei Gedanken hinter den beiden Paaren her.

— Mein Freund unterbrach seine Erzählung und sah nach der Uhr. „Ich wundere mich, wo meine Frau bleibt," sagte er. „Entweder hat sie den Zug in Koblenz versäumt, oder der Zug hat sich verspätet."

„Letzteres ist neuerdings ja immer das Wahrscheinlichere," erwiderte ich. „Übrigens bist du auch mit deiner Geschichte noch nicht ganz fertig."

Er sah mich gutmütig lächelnd an, that einen langen Zug an seiner Cigarre, trank und sagte: „Du brauchst das ‚nicht ganz' gar nicht so ironisch zu betonen. Mir selber ist es über dem Erzählen schon klar geworden, daß du natürlich die Geschichte schon fertig zu wissen meinst. Euch Novellisten geht es wie eueren Lesern: wenn ihr erst glücklich so weit seid, daß ihr zwei junge Leute verschiedenen Geschlechts unter

einigermaßen auffallenden Umständen einander begegnen seht, so hört ihr schon die Verlobungsringe in der Westentasche aneinander klirren. Ihr haltet es mit dem ‚ersten langen Blick', wie in den Wagnerschen Opern. Wie weit ihr dabei der Wirklichkeit treu bleibt, will ich nicht weiter untersuchen; denn ich bin hierin wohl nicht ganz unparteiisch, meine Frau und ich hatten ein paar Jahre lang freundschaftlich verkehrt, ehe wir daran dachten, daß die Freundschaft sich am Ende einmal in eine Ehe — eine recht glückliche Ehe, wie ich Gott sei Dank sagen darf — auswachsen werde; und schließlich beurteilt jeder immer die Welt gern nach seinem besonderen Falle. So viel ist sicher, daß weder meine Frau noch ich Anlaß fanden, bei unseren gemeinsamen Unterhaltungen mit dem gelehrten Burgherrn und unserem ungelehrten Pastorstöchterchen an die Gefahren jenes in tragischen Opern so wirksamen ersten Blicks erinnert zu werden. Und das war gut; denn sonst hätten wir am Ende mit allerlei Gedanken über die Ungleichheit des Paares, über unsere Verantwortung ꝛc. dem Unband und uns das Vergnügen an seinem Aufenthalt in unserem Hause vorzeitig verdorben. So aber — doch ich will nicht vorgreifen und dir die Geschichte in Kürze weitererzählen. Vielleicht bist du mit dem Ausgang nicht zufrieden, vielleicht findest du, daß es gar kein Ausgang ist; es steht dir ja frei, einen hinzuzuerfinden, wenn du den Stoff später einmal mit geziemender Maskierung der Namen ꝛc. benutzen willst. Lieber wäre es mir, du hättest Philippa selber kennen gelernt. Sie konnte in all ihrer Harmlosigkeit einem etwas zu raten aufgeben. Und davon erlebten wir an jenem Abend auf der Burg noch ein merkwürdiges Beispiel.

Richard Welting bewahrte über Tisch durchaus den höflichen Wirt; er that auch herzhaft Bescheid, als unser alter Doktor mit einem fast verliebt zu nennenden Blick auf Philippa einen Trinkspruch auf ‚Bismarck und alle, die an seinem Segen teilhaben' ausbrachte; aber etwas schweigsam schien er mir doch. Wohl um ihn zu erheitern, bat ihn meine Frau nachher, uns seine neuesten antiquarischen Erwerbungen zu zeigen. Er sammelt allerlei, Münzen, Urkunden und Bücher, und hatte neuerdings einige hübsche Stücke hinzu erworben, bei deren Erläuterung er seine großen, zum Teil wohl erst eben aus Anlaß der Erwerbung aufgefrischten Kenntnisse leuchten ließ. Nur bei Vorzeigen einer Reihe gleichmäßig auf das zierlichste ausgestatteter Bände verriet er eine gewisse Befangenheit. ‚Eine seltene und besonders schöne Ausgabe des Don Quixote von Cervantes,' sagte er so obenhin, ‚ich habe sie durch Zufall sehr billig erworben.' Und während wir uns noch am Einband und Druck erfreuten, wandte er sich sogleich der Erklärung irgend eines mittelalterlichem Kaufbriefes zu, wobei er schrecklich ins einzelne ging. Der Don Quixote war unterdes an Philippa gekommen. Ich bemerkte, wie sie, ohne auf die mittelalterliche Weisheit des Doktors zu achten, eifrig darin herumblätterte und hier und da mit vergnüglichem Lächeln länger auf einer Seite verweilte. ‚Man sollte meinen, du verstehst Spanisch, Philippa,' sagte ich etwas mißgestimmt. ‚Das thue ich auch, Onkel Paul,' sagte sie, ganz ruhig aufblickend.

Wir sahen sie alle erstaunt an. Ich hatte mich wohl gelegentlich überzeugt, daß sie unter ihrer Reisebibliothek von acht oder zehn Büchern neben Hermann und Dorothea ꝛc. auch ein paar gute englische und französische Bücher mitgebracht hatte, aus denen sie Hedwig und mir zur Probe etliches mit leidlich genügender Aussprache vorzulesen vermochte. Aber von ihren spanischen Kenntnissen wußten wir nichts. ‚Ich bin ja auch durchaus nicht perfekt darin,' versicherte sie errötend. ‚Wir haben es nur so an freien Winterabenden gelernt, Martha Jürgens und ich. Pastor Jürgens war lange Hauslehrer in Spanien, er liebt die Sprache sehr, und da machte es sich so von selbst, daß er es mit uns zum Vergnügen durchnahm. Den ersten Teil vom Don Quixote haben wir ganz fertig gebracht.' ‚Aber davon hast du uns ja nie etwas gesagt, Kind,' rief meine Frau. Der Unband lachte ganz unbefangen: ‚Es war wohl nie Gelegenheit dazu, Tante Hedwig,' sagte sie. ‚Ihr habt mich ja auch nie danach gefragt.'

Ich sah, wie Richard Welting errötete, und ich glaube, daß ich seine geheime Empfindung verstand und teilte. Wie eilig haben wir Gelehrten es, jede eben empfangene Kenntnis sogleich auch ungefragt vorzukramen und sozusagen unser Schaufenster

immer mit dem Neuesten auszulegen! Und dieses junge Mädchen bewegte sich jetzt drei Wochen unter uns, mit einer besonderen Kenntnis, die es unter seinesgleichen immerhin merkwürdig machen konnte, und ließ nichts davon merken, ‚weil wir es ja nicht danach fragten'!

Jedenfalls war es eine rühmliche Leistung von Richard Welting, daß er nun ganz offen und beinah fröhlich rief: ‚Da können Sie mehr als ich, Fräulein Philippa. Ich hatte es oft vor, spanisch zu lernen, bin aber nie dazu gekommen.'

‚Das sollten Sie aber doch thun,' sagte der Unband. ‚Wir haben es vom Französischen aus gelernt, das geht ganz leicht, und Pastor Jürgens sagt, wenn man auch Latein kann, ist es noch leichter. Und es ist so eine schöne Sprache.'

‚Ich habe Leute gekannt, die es noch schöner fanden als Italienisch,' versicherte unser Arzt. ‚Ich kann darüber nicht urteilen, denn ich bin im Italienischen nur bis Venedig gekommen, und Spanisch kenne ich nur von den Cigarrenkistchen. Die anderen Herrschaften, außer Ihrem Herrn Onkel, wohl auch. Wie wäre es, Fräulein Philippa, wenn Sie nun einmal Spanisch können, lesen Sie uns doch mal eine Seite vor!'

Philippa weigerte sich, sehr verwirrt und rot; sie spreche es ja viel zu schlecht aus, und ich müßte sie auslachen. Aber wir anderen baten mit, und schließlich las sie wirklich ein paar Sätze in der fremden Sprache. Sie überhastete sich und stotterte erheblich; wie ihre Aussprache an der Madrider Akademie aufgenommen worden wäre, will ich lieber nicht erwägen, aber ich glaube, den anderen kam es wunderschön vor. Richard Welting verwandte kein Auge von der Lesenden. Hernach packte er still seine Altertümer zusammen und gab sich den Rest des Abends so ungelehrt und mild, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Getanzt wurde an jenem Abend nicht, aber schön musiziert; meine Frau sang einige Schubertsche Lieder, zu denen sie Richard Welting am Flügel begleitete, und zuletzt sang sie noch das alte Lied aus Webers ‚Preziosa': ‚Einsam bin ich, nicht alleine,' weil sie wußte, daß es das Lieblingslied unseres Arztes ist; und als sie es beendet hatte, variierte Richard Welting die Melodie noch eine Weile in kunstvollem Phantasiespiel weiter; es war, als hätte er ganz vergessen, daß wir ihm zuhörten.

Unser alter Arzt schien mir auf dem Heimweg in einer wunderlich gerührten, schweigsamen Stimmung. Als wir durch das äußere Burgthor schritten, wo die steinerne Statue eines gepanzerten Ritters frisch renoviert Wache steht, hatte er so ironisch an dem steinernen Mann hinauf gelächelt, daß ich auf einige ausgewählte Stachelreden unterwegs behaglich gefaßt war. Aber er schwieg sich aus, während wir beiden hinter meiner Frau und Philippa durch die wundervolle Herbstnacht niederschritten, und summte nur zuweilen eine mir unbekannte Melodie vor sich hin. ‚Komponieren Sie, Doktor?' fragte ich endlich. Da sah er mich mit seinem gewohnten Lächeln an und sagte: ‚Ach nein, — 's ist nur ein französisches Liedchen, das mir just eben wieder lebendig wurde; eine Erinnerung aus meinem ersten und letzten Besuch in Paris anno 1851. Das ist auch schon lange her, mein lieber Professor, und das Lied ist wohl heute sehr vergessen. Damals war es dort in jedem Salon zu hören, — den Text kennen Sie vielleicht, er ist von Musset, glaub' ich:

Plus oblige et peut davantage
Un beau visage,
Qu'un homme armé;
Et rien n'est meilleur que d'entendre
Air doux et tendre
Jadis aimé.

‚Jadis aimé!' wiederholte er noch ein paarmal leise, auf die im Mondlicht vor uns hinschwebende Mädchengestalt blickend. Seine alten vielgefurchten Züge sahen merkwürdig gerührt aus. Ich glaube, er sah statt Philippas ein anderes Mädchen dort vor uns wandeln, das nun wohl auch schon lange alt — oder gestorben war. ‚Wissen Sie, Professor,' sagte er, ‚solch hübsche Jugend hat es an sich, daß sie uns immer wieder Jugend predigt. Glücklich, wer die Predigt noch früh genug hört, um aus ihr die Zukunft zu hören, nicht bloß die Vergangenheit."

Während der folgenden Woche hatten wir keine Gelegenheit, unsere Freunde, den Arzt und Doktor Welting, bei uns zu sehen. Wir waren mit Philippa einen Tag in Koblenz — wo wir auch dies Bild da von ihr aufnehmen ließen —, unternahmen ein

paar kleinere Ausflüge im Wagen mit ihr und Gisela, und den Rest der Woche machte ich allein mit ihr eine „Rheinreise"; Loreley, Oberwesel, Bacharach, das Niederwalddenkmal und all die berühmten Wein-Orte — unser Unband sollte doch auch etwas mehr vom Rheinland kennen lernen als unser Städtchen und die Aussicht aus seinem Turmfenster. Ihre Begeisterung äußerte sich manchmal sehr rührend und manchmal auch wahrhaft unbändig; mir war es wieder wie in den ersten Stunden unserer Bekanntschaft, längst gewohnte Schönheiten und Merkwürdigkeiten des Landes erschienen mir wie etwas ganz Neues, da ich sie durch den Krystall dieser jugendlich reichen und offenen Seele hindurch anschaute. An kleinen Abenteuern fehlte es auch nicht: in einer großen Steeger Kellerei probte sie sich, solcher Genüsse an solchen unterirdischen Orten ungewohnt, einen ganz leichten und lustigen Spitz an, auf dem Niederwald bockte ihr Reitesel und ging mit ihr durch, ohne daß es ihm aber gelang, sie abzuwerfen, unterschiedliche Oberkellner machten ihr und sich den Spaß, sie zuerst für meine junge Frau zu halten, — es war im ganzen eine sehr stilvolle, fröhliche kleine Rheinreise, und der Vater Martin, Pastor Jürgens nebst seinen vier bis sechs Ältesten und all die anderen Schulfreundinnen konnten mit der Stimmung der Ansichtskarten zufrieden sein, die von jedem Rastorte zahlreich an sie abgingen.

Am Morgen nach unserer Rückkehr besuchte uns Doktor Welting, um mir einen ganzen Sack Projekte zur Verschönerung unseres heurigen Herbstfestes auszuschütten. Du weißt, daß ich mich der Ansicht jener Weinbergbesitzer nicht anschließe, welche auch die letzten Überreste der alten, festlichen Weinlese ohne Kummer und je eher, je lieber untergehen und etwa gar durch eine nüchterne Geldspende an die Arbeiter ersetzt sehen. Gegen die Geldspende habe ich nichts einzuwenden; Kohlen und Kartoffeln kosten den Weinarbeiter so viel wie seinen Kameraden in anderen Arbeitsräumen, die nicht — von fern — so poetisch aussehen wie die Weinberge; aber wenn ich den Leuten eine kleine Freude in bar mache, so möchte ich *mich* damit nicht von der Freude loskaufen, die tiefsinnige Überlieferung eines gemeinsamen Erntefestes des Weinbergsherrn und der Seinen mit dem Winzervolke zu genießen und weiterzuvererben. Über diesen Punkt fand ich mich mit Doktor Welting, sogleich als er die Burg kaufte, einig, und wir haben seitdem das Fest immer gemeinschaftlich veranstaltet, wobei er sich als ein ganz geschmackvoller Arrangeur erwies. Diesmal — Philippa hatte ihm auf der Burg erzählt, daß ihr Vater den Urlaub bis nach der Lese verlängert habe — entwickelte er eine ganz wunderbare Fülle von Einfällen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ein solches Prachtfest doch eigentlich ein ganz besonders reiches Weinjahr, sozusagen einen vollen Herbst von erster Güte, voraussetze und zu der heurigen Crescenz übel passe. Aber Philippa, an die er sich merkwürdigerweise mit seinen Vorschlägen mehr als an mich gewandt hatte, kam ihm mit großem Eifer zu Hilfe. „Ich finde, Onkel Paul," sagte sie, „wenn die Crescenz, wie ihr es nennt, nicht so gut war, dann solltet ihr es erst recht schön machen und den Winzern ein ordentliches Erntefest geben, damit die armen Leute doch sehen, daß ihr ihre Arbeit doch anerkennt und daß *ihr* den Mut nicht aufgebt, dann kriegen sie auch Mut."

Richard Welting nickte ihr voll dankbarer Bewunderung zu, ich betrachtete sie wohl eher etwas verwundert, und sie errötete, vermutlich über ihre Einmischung; aber das Ende vom Lied war, daß die beiden so ziemlich ihre Meinung durchsetzten.

Diese feierliche Weinlese wird nun also Ende dieser Woche stattfinden; ich hoffe, daß du dich doch bereden lässest, so lange zu bleiben und es durch deine Teilnahme zu verschönen. Aber mit dem Unband wirst du es leider nicht feiern. Denn drei Tage nach jener Sitzung des Festausschusses erhielt sie einen Brief von ihrem ältesten Bruder, der eben seinem Vater als Hilfsgeistlicher zur Seite getreten ist, des Inhalts, daß die Haushälterin seit vierzehn Tagen recht leidend, die statt ihrer eingestellte weibliche Betriebskraft untauglich sei, und er den Vater, wohl auch infolgedessen, merklich abgespannt gefunden habe. Der Vater hatte ihr von all diesen schlimmen Dingen nichts geschrieben; Brüder kehren ja wohl den Herrn überhaupt rücksichtsloser heraus. Philippas Entschluß war sogleich fest und nicht umzustoßen. Mit der Fassung einer Niobe packte sie ihren großen Koffer und ihr Handtäschchen und reiste noch selbigen Mittag dem Telegramm nach, das ihre Ankunft daheim melden sollte.

Ich begleitete sie bis Köln. Unterwegs war sie in einer sichtlich trübseligen Stimmung, die durch ihre krampfhaften Versuche, recht aufmerksam auf meine schlecht gespielte Heiterkeit einzugehen, für mich etwas geradezu Herzzerreißendes bekam. Als ich mit ihr auf dem Kölner Bahnhof vor einem Waggon des Nachtschnellzugs nach Hamburg stand, und sie noch allerhand von Dank, und wie wunderschön es gewesen sei, stammelte, mit „vielen, vielen Grüßen an Tante Hedwig und besonders an das Kleine," sagte ich: „Wir werden dir einen ganz genauen Festbericht schicken; Doktor Welting soll ihn als Festordner aufsetzen." Da schluchzte sie auf einmal und sagte: „Ach, Onkel Paul, es war doch sicher sehr gut vom lieben Gott eingerichtet, daß ich nicht länger blieb." Der Schaffner mahnte, sie drückte mir die Hand und stieg in den Waggon, und ich sah den hellerleuchteten Zug abfahren, ohne daß es mir möglich gewesen war, sie nach dem Sinn ihrer letzten Worte zu fragen.

Am anderen Morgen gleich nach der Heimkehr erzählte ich meiner Frau diese seltsamen Abschiedsworte; meine Frau berichtete mir, wie verstört Doktor Welting sie angesehen habe, als er nichtsahnend kurz nach unserer Abreise vorgesprochen und Philippa nicht mehr in unserem Hause gefunden habe; und wir ergingen uns lange in allerlei im Grunde wohl zwecklosen Betrachtungen. Zwischendurch hatte Hedwig genug zu thun, um Giselas Sehnsucht nach der Tante Lippa durch wiederholte Versicherungen, daß die Tante nächstens wiederkomme, zu stillen.

— „So," sagte mein Freund, indem er seine Papiere wie ein richtiger Professor nach geendetem Vortrag zusammenlegte, „damit ist meine Geschichte aus. Der Doktor Welting hat sich überhaupt seitdem — also seit acht Tagen — nicht mehr in unserem Hause sehen lassen! Als ich ihn am Nachmittag auf seiner Burg aufsuchte, war er abgereist, — wie es hieß, nach Bonn, zu einer Besprechung mit irgend einer dortigen Universitätsgröße. Meine Frau hat ihn ja wohl vor ein paar Tagen von fern mit unserem Arzte im Regen spazieren und eifrig reden sehen, als wir den aber abends nach ihm fragten, sagte er, der Herr Doktor sei schon wieder verreist, wahrscheinlich in Sachen des Festes, wohin, wisse er nicht. Er that so geheimnisvoll dabei, der Himmel weiß, was die beiden für einen Streich dabei mit einander vorhaben. Jedenfalls wäre es mir lieb, wenn dieser Burgherr und Festarrangeur noch vor Beginn der Lese wieder auftauchte." Er leerte hastig seinen Römer und erhob sich unzufrieden.

„Aber hör' mal," versetzte ich, „den Gefallen hat er dir doch wohl schon gethan. Als ich vorhin landete, sah ich auf dem Burgturm eine Flagge wehen. Also ist er doch mindestens zu Hause."

Mein Freund sah mich verwundert an, dann öffnete er die Thür zu seinen Bibliothekzimmer und eilte an ein Fenster mit der Aussicht auf die Burg. „Wahrhaftig," rief er, „— das ist die Burgflagge, weiß mit dem alten Patrizierwappen der Weltings, dem goldenen Halbmond im roten Felde; er hat es uns genau und oft genug erklärt. Was hat das zu bedeuten?"

In diesem Augenblicke trat endlich die Hausfrau ein, noch im Reisemantel und und Hut; auch sie schien etwas aufgeregt

begrüßte mich aber mit gewohnter Herzlichkeit und bestätigte lächelnd meine Annahme der heuer üblichen Zugverspätung.

„Ich habe inzwischen unserem Freunde vom Unband erzählt," sagte ihr Gatte.

„Sie sollen sein Nachfolger im Turmzimmer werden," bemerkte Frau Hedwig lächelnd. „Aber weißt du, was das bedeutet? Doktor Welting hat ja die Flagge gehißt. Ist er denn wieder da? Und was haben wir denn heute für einen Festtag?"

„Am Ende übt er sich für die Lese ein," versetzte der Professor etwas ärgerlich.

„Vielleicht weiß unser Hausarzt etwas," sagte Frau Hedwig. „Als wir vorhin mit der Fähre schon abgestoßen waren, kam er drüben vom Dorfe her, grüßte und winkte ärgerlich mit einem Papier; aber wir waren schon zu weit im Strom und konnten nicht wieder um. Er wird wohl gleich vorsprechen." — Sie ging und kehrte bald darauf mit Gisela zurück. Während ich mit dem Kinde plauderte, trat der Arzt ein, bedächtig und etwas ironisch lächelnd, wie ich ihn seit langem kenne. „Na," sagte er, auf die Römer deutend, „Sie haben ja schon Sitzung gehalten."

„Und dabei vom Unband gesprochen," ergänzte ich lachend.

„Natürlich," erwiderte er. „Das ist ja das große Thema hier im Hause seit sechs Wochen." Dann deutete er nach dem Fenster. „Übrigens, haben Sie schon gesehen? Oben auf dem Turme, die Flagge? Jetzt hat er sie."

„Wer? Wen? Die Flagge?" fragten wir durcheinander. Der alte Herr sah uns reihum mit seinem gemütlichsten Lächeln ins Gesicht und zog langsam einen Brief aus der Tasche. „Wer?" wiederholte er. „Natürlich dieser Doktor Richard Welting da oben, dieser Spiralmensch. Und wen? Natürlich unsere Philippa, den Unband. Sie wird ihn schon bändigen. — Ja, da schauen die Herrschaften mich so ungläubig an! Vor drei, vier Tagen wollte er auch noch nicht dran glauben. Da kam er zu mir und vertraute sich mir an, — eigentlich hätte er sich an Sie wenden müssen, Frau Professor, ich habe ihm das auch gesagt; aber wenn so ein Junggesell endlich mürbe wird, so flüchtet er sich ja wohl lieber zu einem alten Junggesellen, weil ihm immer heimlich noch so ein Teufelchen im Kopfe sitzt, das auch gerne alle Gründe contra hörte. Er behauptete natürlich, erst bei der Nachricht von ihrer plötzlichen Abreise habe er sein Herzleiden entdeckt, und er sah mich sehr verblüfft an, als ich ihm versicherte, ich wäre mit der Diagnose schon acht Tage früher fertig gewesen. Dann hatte er es mit der Verzagtheit gekriegt; er müsse erst anfangen, ein wirklich nützlicher Mensch zu werden, ehe er ein solches Mädchen-Engel-Juwel ꝛc. ꝛc. verdiene. Und drum war der Unglücksmensch nach Bonn und weiter gereist, einem berühmten Professor nach, hatte sich mit dem wegen seiner Habilitation besprochen und wollte sich jetzt den Winter über einspinnen, um dann im Frühjahr, mit einem gelehrten historischen Werke unter dem einen Arm und dem Titel seiner ersten Vorlesung in der anderen Hand, bei Vater Beneke und dem Juwel anzuklopfen. Da hab' ich ihm aber Beine gemacht; — ich habe ihm eine Geschichte von irgend einem anderen gelehrten jungen Herrn erzählt, der sich auch so erst recht würdig seines Glückes machen wollte, ehe er danach griff, — aber das Glück wartete nicht so lange und flog anders wohin; es ist jetzt fünfundvierzig Jahre her und mehr ... Na, das half .... und das weitere besagt dieser Eilbrief.

Der Professor entfaltete den Brief und las vor:

„Lieber Doktor!

Wie soll ich Ihnen für Ihren Rat danken? Es war ein guter Rat. Sie will! Und der Vater will, — und ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne!

Im Februar, auf Philippas Geburtstag, soll die Hochzeit sein. Ostern — habilitieren wir uns.

Aber ihre Weinlese soll Philippa doch heuer schon haben. Heut abend noch reisen wir ab: mein Schwiegervater, Philippa und ich. Sein Sohn vertritt ihn inzwischen. Mit dem Zug um zwei Uhr — rechtsrheinisch — treffen wir ein.

Philippa grüßt. Tausend Dank und Gruß. Alles andere mündlich. Ihr getreuer Doktor Richard Welting. —

Professors sagen Sie, bitte, nichts. Wir wollen sie überraschen. Philippa wird wohl ihr Turmzimmerchen wieder offen finden; der Herr Pastor wohnt bei mir auf der Burg. Aber lassen Sie, bitte, sogleich die Burgflagge hissen; sie soll meinem Lieb

entgegenwehen! Und falls Sie ſich ſelbſt zur Burg bemühen, laſſen Sie doch, bitte, das Spiralbild auf den Speicher bringen. Dort wollen wir es als Rarität bewahren."

Die Wirkung dieſes Briefes war groß und rein. Frau Hedwig nickte und lächelte in ihrer ſtillen Art ſehr vergnügt vor ſich hin; ihr Gatte hatte die Rechte des alten Doktors zwiſchen ſeinen beiden Reckenhänden und ſchüttelte ſie fortgeſetzt. Selbſt in meiner Seele wurde, glaub' ich, ein kleiner Autorenärger, daß nun zu der Geſchichte weiter nichts hinzuzuerfinden ſei, durch die Mitfreude ſiegreich unterdrückt.

Giſela beſchäftigte ſich unterdes damit, den poeſieerfüllten Papierkorb ihres Vaters umzuſtülpen und den Inhalt Blatt für Blatt auf den Teppich auszulegen, was ihr meines Wiſſens nach den früheren pädagogiſchen Grundſätzen ihrer Eltern ſtreng unterſagt war. Auf einmal unterbrach ſie ſich und hob das Köpfchen: „Da kommt Tante Lippa!" rief ſie ſtrahlend, ſprang auf und lief nach der Thür. Ihre Eltern eilten ihr nach.

Der alte Arzt und ich blieben mit einem Blick lächelnden Einverſtändniſſes noch ein Weilchen zurück und lauſchten dem fröhlichen Stimmengewirr, das durch die halboffene Thür von drunten heraufklang. Eine wohlklingende Baßſtimme, vermutlich die des Paſtors Martin Beneke, drang mächtig hindurch. „Den Mann möchte ich wohl mal in einer recht akuſtiſchen Baſilika predigen hören," brummte der Arzt.

Als wir endlich leiſe auf den Vorplatz hinaustraten und treppab guckten, ſtanden ſie noch immer unten bei einander, eine ſtimmungsvolle Gruppe mit einem kleinen Halbkranz von gratulierenden Dienſtboten. Der Herr Paſtor paßte vollkommen zu ſeiner Stimme: eine überaus kräftige Geſtalt mit verwittertem aber nichts weniger als griesgrämigem Geſicht und einem prächtigen grauen Vollbart, — unſchätzbar als Modell für irgend einen frommen und klugen deutſchen Kriegshelden im Romanzenſchatze meines Freundes. Den Doktor Richard Welting hatte ich mir nach ſeinen bisherigen Schriften allerdings anders vorgeſtellt; er ſah gar nicht aus wie der Vertreter eines Volkes, das ſich ſchon um ſeinen Untergang in der nächſten Völkerwanderung Sorge macht oder zu machen braucht. Recht ſelbſtbewußt und glückſicher blickte er auf das junge Mädchen an ſeiner Seite, das faſt verlegen von all den Freudegrüßen und Glückwünſchen ſchien und halb abgewandt Giſelas Lockenköpfchen ſtreichelte. Ein roſiger Schimmer von einer ſonnendurchſtrahlten Scheibe des bunten Treppenfenſters ſpielte weich und warm über ihr lächelndes Antlitz und über das Ebenmaß ihrer jungen Geſtalt. So ſtand ſie, anmutig, glückſelig und ein wenig beſchämt von ſo viel Mitfreude; — noch völlig das Bild einer reinen und geſunden Jugendanmut, die überall in ihrem eignen Lichte wandelt und überall Nebel ſcheucht und Wärme ſchafft, ſo lange ſie ihres Zaubers unbewußt, ohne Stolz, ohne Abſicht bleibt.

Brunnen. Nach der Bronze von H. Hosaeus

Die Buren.

Von

Dr. Emil Jung-Eisenach.

Mit neunzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Die große Konferenz, die der Welt den ewigen Frieden bringen sollte, ist kaum geschlossen, da lodert das unter der Asche früherer Kämpfe fortglimmende Kriegsfeuer schon wieder zu heller Flamme empor. Der Staat, der dort für den Friedensgedanken so freundlich eintrat, dessen Janustempel aber doch so selten geschlossen blieb, weil er als berufenster Vertreter europäischer Kultur den Völkern der Erde, wo er kann, seine Civilisation und seine Waren aufzuzwingen nicht müde wird, hat jetzt in frivolster Weise die blutige Kriegsfurie entfesselt. Er, der angeblich im Genuß vollster Freiheit, in Wahrheit aber beherrscht von mächtigen Kapitalistengruppen unter einem schattenhaften Königtum sich so selbstgefällig den monarchischen Institutionen des Kontinents gegenüberstellt, schickt sich jetzt an, einem kleinen, sich selbst genügenden Volke seine Unabhängigkeit zu rauben, weil dies nicht gewillt ist, mit den Schätzen, die eine gütige Vorsehung in seinen, unter harten Kämpfen einer wilden Natur und noch wilderen Menschen abgerungenen Boden legte, auch sein einfaches, kräftiges Volkstum britischer Begehrlichkeit zu opfern. Nie ist der Tanz um das goldene Kalb widerlicher herausgetreten ans Sonnenlicht in seiner ganzen abstoßenden Nacktheit seit den Zeiten des faulenden römischen Weltreichs. Wenn je das Wort des ersten Napoleon von dem Krämervolk des perfiden Albion eine Geltung hatte, so ist das zu dieser Stunde der Fall. Ja noch bereitwilliger als zu jenen Zeiten strecken in diesem unheimlichen Reigen die Barone des Reichs und die vornehmsten Berater der Krone den schmutzigsten Elementen der Börse die gleich unreinlichen Hände entgegen.

Die Geschichte der Buren ist eine Kette schwerer und langer Leiden. Und doch erzählt sie uns auch von Triumphen, von Triumphen eines kleinen einfachen und durchaus friedliebenden Volksstammes über mächtige afrikanische Kriegerhorden, endlich auch über englische Söldnerheere, als die unablässig Verfolgten, die ihren überlegenen Peinigern lange ausgewichen waren, im Verzweiflungskampf zusammenstehend schließlich selbst „den argen Todfeind zwangen".

Präsident Krüger vor seinem Hause.
(Nach einer Liebhaberaufnahme.)

Die Südspitze Afrikas war ursprünglich holländischer Besitz. Nach Auffindung des lange gesuchten Seewegs zu dem reichen indischen Wunderlande mußte das Kap der guten Hoffnung als eine treffliche Raststätte gelten für die schwerfälligen Segelschiffe auf ihrer langen Fahrt von Europa zu den Küsten von Malabar und Koromandel und dem noch ferneren sagenumwobenen Zipay, das als modernes Japan heut schon selbst die europäischen Märkte beschickt. Das er-

General P. J. Joubert.
Nach einer Photographie von Elliott & Fry in London.

weckte den englischen Neid, und schon wenige Jahre nach Gründung des holländischen Postens erschienen zwei britische Kriegsschiffe vor der Niederlassung am Kap, um das Land für britisch zu erklären. Das völlig gesetzwidrige Vorgehen blieb indes ohne weitere Folgen, und der Zuzug aus den Niederlanden dauerte fort. Aber auch französische Hugenotten suchten und fanden hier eine neue Heimat, nachdem die Aufhebung des Edikts von Nantes sie aus dem Vaterlande vertrieben hatte. Noch heute erinnern die Namen von Du Toit, Joubert, de Villiers, le Sueur u. a. an diese Einwanderung, die der jungen Kolonie auch den berühmten Weinbau brachte.

Die Enge des schmalen Küstenraudes trieb die Ansiedler bald ins Innere, wo ausgedehnte Weideflächen zur Viehzucht einluden. „Gleich den alten Germanen, wie sie uns Tacitus schildert, zogen die Buren in schwerfälligen, aber für Weib und Kind und alle Habseligkeiten geräumigen Wagen, bespannt mit oft zwölf Paar Ochsen, von einem Platz zum anderen, schnell, wenn Feinde nahten, die schweren Gefährte zu einer Wagenburg vereinigend, deren Kreis das Vieh umschloß, während die Kinder sicheren Schutz hinter den schweren Bohlen der Wagen fanden. Bei den Männern aber, die mit eiserner Ruhe die schwere, mit gehacktem Blei geladene Donnerbüchse auf den anstürmenden Feind abfeuerten, standen die Weiber, bereit zum Laden und jeglicher Handreichung. So schlugen sie manchen grimmen Angriff ab. Stürmte der Feind aber die Wagenburg, so verließ er dieselbe nicht eher, als bis der letzte Bur sein Leben ausgehaucht hatte."

So breiteten die Kolonisten sich über das Land aus und erstarkten durch neuen Zuzug. Aber die Begehrlichkeit Englands ruhte nicht. Nachdem französische Schiffe zweimal den Angriff der Briten zurückgewiesen hatten, bemächtigten diese sich doch 1795 des Kaps, das sie zwar 1802 im Frieden von Amiens zurückgeben mußten, das sie aber schon 1806 nach tapferer Gegenwehr des holländischen Gouverneurs abermals eroberten. Der Friede von Paris bestätigte England in diesem Besitz, die Ansiedler wurden bei der Entscheidung nicht befragt. Aber sie hätten sich in das verhaßte Müssen wohl gefügt, hätte man ihrer Lage eine verständnisvolle Teilnahme entgegengebracht. Sie hörten nur das vae victis!

Um sich der drückenden Fremdherrschaft zu entziehen, verließen die Buren in Scharen die ihnen lieb gewordenen Heimstätten, um sich neue Wohnsitze unter den Eingeborenen des Innern zu gründen. Aber kaum waren unter Kämpfen, Entbehrungen und harter Arbeit die neuen Niederlassungen zu Wohlstand aufgeblüht, so erschienen die Engländer wiederum, um den Ansiedlern zu erklären, daß sie ihrer Unterthanenpflicht nicht ledig seien, daß sie vielmehr durch ihre Arbeit ein neues englisches Gebiet dem alten hinzugefügt hätten. Und das sollte sich wiederholen, wohin auch immer die Buren ihre Schritte lenkten. Die von ihnen gegründeten, durch sie allein der Wildnis abgerungenen Länder, Natal, Oranjefreistaat und Transvaal, sie alle wurden als englische Besitztümer erklärt, und nur „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb" hat man den beiden letzten widerwillig ihre Unabhängigkeit wiedergeben müssen.

Aber es blieben noch viele Unzufriedene in der Kapkolonie zurück. Die Engländer

wußten das wohl. In ihrem Übermut dachten sie nicht daran, die Gegensätze zu versöhnen, und so bildete sich eine Verschwörung, die ihre Fäden bald über das ganze Land zog. Ihr Endziel war die völlige Vertreibung der Engländer aus der Kolonie. Der Plan wurde verraten, eine Anzahl der Verschworenen fiel in dem entstandenen Kampfe mit den englischen Soldaten, viele wurden zu langen Kerkerstrafen, fünf der Führer zum Tode verurteilt und dieses Urteil trotz der größten Bemühungen der angesehensten Bürger der Kolonie auch sogleich vollstreckt. Die fünf Galgen sind bis heute nicht vergessen.

Was aber als das Schmählichste gebrandmarkt werden muß, das ist die Bewaffnung der Eingeborenen mit Feuergewehren, die ihnen die Buren wohlweislich nie in die Hände gegeben hatten, und deren Aufreizung gegen ihre angeblichen Unterdrücker. Die Folgen waren leicht vorauszusehen. Die immer weit voneinander liegenden Ansiedelungen wurden überfallen, Männer, Weiber und Kinder erschlagen, der Hof verbrannt, das Vieh geraubt. Zwar vergalten die schnell versammelten Buren mit blutiger Rache, aber die Gemordeten konnten sie ins Leben nicht wieder zurückrufen.

Bald drohte ihnen auch der gänzliche wirtschaftliche Ruin. Wie überall in den europäischen Kolonien, hielten auch hier die Ansiedler Sklaven zur Bestellung ihrer Felder, zur Viehzucht, für den oft groß angelegten Haushalt. Nicht Sklaven, geraubt aus anderen Gegenden und gehalten zu schwerster Arbeit unter der Geißel grausamer Aufseher wie in dem britischen Westindien und den Südstaaten der nordamerikanischen Union, vielmehr Leibeigne, die, aus den Eingeborenen des Landes genommen, zwar streng angehalten wurden zur Arbeit, die aber doch nicht allzu schwer war. Es ist richtig, daß der Bur weder die Hottentotten noch die Kaffern jemals als voll angesehen hat, er thut es auch heute noch nicht, er nennt sie nicht Menschen, sondern

Blick auf Pretoria.

Geschöpfe (Schepsels) und spricht ihnen jede Gleichberechtigung in der Kirche wie im Staat ab. Daran ändert auch nichts seine ausgesprochene, aufrichtige Frömmigkeit, die sich mehr auf das Alte als auf das Neue Testament stützt. Als das auserwählte Volk Gottes, als das sich die Buren betrachten, sind ihnen die Eingeborenen des Landes nicht Besseres als die Völker, die das gelobte Land bewohnten, ehe die Israeliten es siegreich in Besitz nahmen.

Aber die Gleichheit aller Menschen vor Gott wurde plötzlich das Schlagwort aller englischen Kreise, obschon die Engländer weder damals noch auch später die Eingeborenen irgend eines Landes, das unter ihre Herrschaft kam, selbst nicht hochgebildete Inder, als ihnen gleichstehend anerkannt haben. Gewiß war die Sklaverei auch in ihrer milderen südafrikanischen Form verwerflich, und die hochherzigen Bemühungen englischer Menschenfreunde gegenüber einem fast übermächtigen Widerstande waren des höchsten Lobes wert. Für Südafrika aber wurde die Sklavenemancipation verhängnisvoll, zumal sie plötzlich ohne eine Übergangsperiode geschah. Die sehr niedrig bemessenen Entschädigungsgelder erreichten die Buren nur zum Teil, da die englischen Beamten sich diesen Verhaßten gegenüber jede Unregelmäßigkeit erlauben durften.

Die Hottentotten waren nun frei. Wir haben dieses diebische und räuberische Gesindel in unserer eignen Kolonie kennen gelernt. Sie verleugneten auch in der Kapkolonie ihren Charakter nicht. Den 35 000 das Land durchstreifenden Freigelassenen standen die kaum 20 000 ihrer Hilfskräfte beraubten Buren machtlos gegenüber. Ihr Wohlstand war dahin. Sie beschlossen, andere Gefilde aufzusuchen. Und so brachen denn in den Jahren 1835 und 1836 achttausend Buren auf, um in Natal eine neue Heimat zu gründen.

Das Land stand unter der Herrschaft des mächtigen Sulufürsten Dingaan. An diesen sandten die Buren einen 600 Mann starken Vortrab, um in Unterhandlungen über die Abtretung eines Teiles seines weiten, unbesetzten Gebietes zu treten. Sie wurden freundlich aufgenommen, das Land bereitwillig gewährt. Ein Vertrag wurde aufgesetzt und das frohe Ereignis durch ein großes Festmahl gefeiert. Doch hatte der verräterische Sulu nie gemeint, sein Wort zu halten, er wollte die vorsichtigen Buren nur in Sicherheit wiegen, um sie desto gewisser zu verderben. Waffenlos wurden

Nationalbank der Südafrikanischen Republik in Johannesburg.

Marktplatz in Johannesburg.

ſie ſämtlich beim Mahle ermordet. Ein gleiches Schickſal traf eine ebenſo ſtarke Abteilung von Männern, Frauen und Kindern, die ſorglos und froh der verheißenen neuen Heimat zuzog. Der Ort Weenen (Weinen) bezeichnet noch heute die Stelle des grauſigen Blutbades.

Aber die Buren waren niemals Feiglinge. Unter der Führung von Pretorius nahmen ſie im nächſten Jahr ſo blutige Rache an dem verräteriſchen Sulu, daß dieſem jede Luſt verging, die neuen Anſiedler in ihren Arbeiten zu ſtören. Es bedurfte der Dazwiſchenkunft der Engländer, um ihn zu neuen Gewaltthaten zu ermutigen.

Denn ſobald man am Kap vernahm, daß die ehemaligen Unterthanen ein neues blühendes Gemeinweſen gegründet hatten, das ſie die Bataviſch-afrikaniſche Maatſchappy benannten, da erſchienen auch die Engländer in Port Natal und erklärten, daß das neue Land engliſch ſei. Zwar waren die Buren ſiegreich über den gegen ſie aufgehetzten Dingaan, auch einen erſten Angriff der engliſchen Truppen ſchlugen ſie zurück, aber den Kanonen vermochten ſie nicht zu widerſtehen. Wiederum packten ſie ihre Habe auf die mächtigen Wagen und zogen mit ihren Herden über die Drakenberge, wenige blieben zurück.

In dem fruchtbaren Gebiet zwiſchen den Flüſſen Waal und Oranje waren ſchon 1837 viele Teilnehmer des großen „Trek" geblieben. Der neue Zuzug von Natal ſchloß ſich ihnen an, und ſo entſtand der Oranjefreiſtaat. Aber ſchon Anfang 1848 wurde auch hier die britiſche Souveränität verkündigt. Die Buren eilten zu den Waffen, unterlagen aber bei Bloemploats, und zum drittenmal ergriff eine zahlreiche, die Freiheit über alles ſchätzende Schar den Wanderſtab und gründete nördlich vom Vaalfluß neue Niederlaſſungen.

So entſtand die Transvaal-Republik, die heute den Namen Südafrikaniſche Republik führt. Urſprünglich waren es vier kleine Freiſtaaten geweſen, die ſich bisweilen recht feindlich gegenüberſtanden. Denn die alte germaniſche Uneinigkeit wirkte auch hier zerſetzend, ſobald der Druck von außen nachließ. Nie freilich haben die Parteien hier, wie ſo oft in Deutſchland, Hilfe gegen ihre widerſtrebenden Volksgenoſſen geſucht

Commissionerstraße in Johannesburg.

bei dem gemeinsamen Feinde. Gegen ihn haben sie sich allezeit zu einer festen Phalanx zusammengeschlossen.

Und durch diesen Zusammenschluß gelang es endlich ihrem energischen Führer Pretorius 1852, mit der englischen Regierung in der Kapstadt einen Vertrag abzuschließen, wonach „den ausgewanderten Farmern jenseits des Vaalflusses das Recht, ihre eignen Angelegenheiten zu leiten und sich nach ihren eignen Gesetzen zu regieren, ohne jede Einmischung der britischen Regierung, gewährleistet wurde". Dies ist der genaue Wortlaut des Vertrags. Sklaverei sollte in den neuen Staaten nicht bestehen, an die Eingeborenen durfte weder von Buren noch Engländern Munition verkauft werden.

Das letzte Versprechen ist immer gewissenhaft von den Buren, von den Engländern niemals gehalten worden. Der von der Kapkolonie wie von Natal schwunghaft betriebene Handel mit Gewehren hatte den doppelten Zweck, die englischen Taschen zu bereichern und die Buren niederzuhalten. Denn allein durch die bessere Bewaffnung konnte die Handvoll Buren sich der großen Kaffernhorden erwehren. Es war nur der Trieb der Selbsterhaltung, der die Buren des Oranjefreistaates bestimmte, einige Wagenladungen mit Schießbedarf beim Überschreiten ihrer Grenzen mit Beschlag zu belegen. Aber auf die Drohungen der kapländischen Regierung mußte sie die doch gegen ihre eignen Leiber gerichteten Mordwaffen freigeben. Transvaal, das dieselben Sicherheitsmaßregel getroffen hatte, wies auf seinen Vertrag und behielt die Gewehre. Dennoch fand eine genügende Menge ihren Weg aus englischen Händen in die der räuberischen Kaffern, um das Leben der an den Grenzen wohnenden Burenfamilien aufs äußerste zu gefährden.

Die Burenstaaten waren bisher wirtschaftlich für England von keinem Wert gewesen. Ackerbau, noch mehr Viehzucht bildeten die fast ausschließliche Beschäftigung der einfachen und genügsamen Bewohner. Es war wesentlich ein Volk von Hirten, das die ersten schwachen Keime europäischer Civilisation unter die braunen Bantustämme trug. Man hatte englischerseits recht böse Erfahrungen mit diesen kriegerischen Räubervölkern gemacht, und man überließ den Buren, aus denen doch nicht viel herauszuschlagen war, ihre Freiheit, aber damit auch die nicht leichte Verpflichtung, sich mit den Eingeborenen abzufinden, so gut sie konnten. Le jeu ne valait pas la chandelle.

Da änderten die großartigen Diamantenfunde an der Südwestgrenze des Oranjefreistaates die Sachlage mit einem gewaltigen Ruck. Das bislang als Viehtrift mißachtete Gebiet erhielt plötzlich einen riesenhaften Wert. Und nun entdeckte man auf einmal, daß man mit der Überantwortung der Eingeborenen an die Buren, die doch früher als so durchaus richtig, weil so bequem erschienen war, leider ein schweres sittliches Unrecht begangen habe. Das Diamantenland hatte früher einmal dem Griquahäuptling Waterboer gehört. Die Buren, denen er feindlich gegenübergetreten war, hatten es ihm abgenommen. Das mußte man in der Kapstadt ganz in der Ordnung finden, es war ja nur eine Befolgung der eignen Praxis. Aber damals wußte man nichts von den Diamanten! Jetzt trat das starke, fromme England ein

für das Recht des ſchwachen mißhandelten ſchwarzen Bruders. Die Buren wurden gezwungen, das reiche Land herauszugeben, England behielt als Lohn für ſeinen chriſtlichen Beiſtand die Diamanten, der ſchwarze Bruder bekam auch etwas, aber freilich nur ſolches Land, in dem Schätze nicht zu erhoffen waren.

Später hat man doch ein menſchliches Rühren gefühlt und dem Oranjefreiſtaat als Verluſt für die Gruben, aus den die Rothſchilds, Rhodes et hoc genus omne über 1200 Millionen Mark gewonnen haben, eine Entſchädigung von 1 800 000 Mark gezahlt. Die engliſche Preſſe verfehlte natürlich nicht, dies als einen act of unparalleled generosity hinzuſtellen! Wie lautet doch der Wahlſpruch der engliſchen Krone? Dieu et mon droit. Was hat der heilige Name Gottes mit ſolchem Raubſyſtem zu thun, und auf welcher Seite ſtand das Recht?

Der jetzt wie früher von England in Anregung gebrachte Plan, einen Bund zu ſtiften, der ſämtliche ſtaatlichen Gebilde Südafrikas umfaſſen ſollte, fand in der Kapkolonie auch bei den Afrikandern, den dort lebenden Nachkommen der alten holländiſchen Einwanderer, gute Aufnahme. Man hoffte dort auf ein Südafrika, in der das niederländiſche Element die Führung erhalten würde, die ihm nach ſeinem numeriſchen Übergewicht gebührt. Die verbrecheriſchen Handlungen von Cecil Rhodes den Buren in den Freiſtaaten gegenüber haben ihnen ſpäter aber die Binde von den Augen geriſſen. Der Oranjefreiſtaat und Transvaal, die noch die Merkmale britiſcher Freundſchaft ſchmerzlich am eignen Leibe verſpürten, weigerten ſich ſtandhaft, in eine ſolche Föderation einzutreten. Aber es kamen böſe Zeiten, die ihnen das britiſche Joch auf den unwilligen Nacken zwängten. Freilich nur auf kurze Zeit.

Transvaal war ringsum von Feinden umlagert; im Nordoſten die wilden Bapedi, im Weſten die unruhigen Betſchuanen, im Oſten die Swaſi, an der Südgrenze endlich als gefährlichſter Feind der Suluhäuptling Ketſchwayo mit einem zahlreichen wohlgerüſteten Heere. Die engliſche Regierung ſah das nicht ohne ein gewiſſes Behagen, für welche Zwecke hatte ſie denn ſonſt die vielen Flinten verkauft?

Transvaal, durch fortdauernde Kämpfe erſchöpft und verarmt, war nicht imſtande, dieſer Gefahr zu begegnen. Aber ſie begann in ihrem Anwachſen nun auch die engliſche Herrſchaft zu bedrohen. England

Burenfamilie im Bryheiddiſtrikt

ſchritt ein. Seine Kanonen vollendeten ſchnell, was Burenbüchſen nie vermocht hätten, die Zwingburgen der gefährlichſten Häuptlinge wurden zerſtört, die wohldisciplinierten Regimenter Ketſchwayos vernichtet.

Nun war auch der Augenblick gekommen, den Buren die immer mißgönnte unabhängige Exiſtenz zu nehmen. Zwar erhob ſich auch im engliſchen Unterhauſe eine ſtarke Oppoſition, welche die Einverleibung Transvaals einen Akt der Tyrannei gegen ein wehrloſes Volk nannte, aber die imperialiſtiſche Strömung überwog, und eine unter Führung von Krüger nach London abgeſandte Kommiſſion mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Als Sir Garnet Wolſeley 1879 in Pretoria erſchien, erklärte er feierlich: „Transvaal wird ein engliſches Land bleiben, ſolange die Sonne ſcheint.“

Die Verſprechungen, die man den Buren gemacht hatte, um ſie über den Verluſt ihrer Unabhängigkeit hinwegzutröſten, wurden von engliſcher Seite nicht gehalten. Weder nahm man den Bau einer Eiſenbahn nach der Delagoabai in Angriff, noch verbeſſerte man das Schulweſen oder leitete andere in Ausſicht geſtellte Maßnahmen in die Wege. Die Regierung wurde vollſtändig engliſch und ganz bureaukratiſch, eine Verfaſſung dem „im halbwilden Kulturzuſtande lebenden Volke“ nicht gewährt, eine freimütige Beſchwerde der Buren von Wolſeley mit Gefängnisſtrafen geahndet. Freilich mußten die Verhafteten, die nur ihr gutes Recht gebraucht hatten, wieder freigelaſſen werden, aber der Stachel blieb in der Wunde.

Der verhaßte Gewalthaber wurde abberufen und mit ihm der größte Teil des engliſchen Militärs, nur in Pretoria und in Potſcheſſtroom blieben kleine Beſatzungen. Ein ſchwerer Fehler und ein Fingerzeig, wie wenig man dies Volk der Hirten kannte, ſo wenig, wie einſt das ſtolze Öſterreich das Bauernvolk der Schweiz, das doch bei Morgarten und Sempach die ſtattlichen Ritterheere ihres Feindes blutig niederrang.

Der Sturm brach los, die vorrückenden engliſchen Abteilungen wurden bei Bronk-

Auf der Jagd am Abhang der Drakenberge.

Transvaalpost, eine „Spruit" passierend.

horst Spruit und auf dem Majubaberg vernichtet, die Garnisonen von Pretoria und Potschefstroom gezwungen, sich zu ergeben. Die vornehmsten englischen Generale waren gefallen, die Buren überall Sieger, Transvaal war frei!

In England war eine starke Partei für die Sache der Buren thätig, mehr aus Parteirücksichten wohl als aus Erwägungen der Gerechtigkeit. Auch der jetzt eifrigst zum Kriege treibende Chamberlain, der damals noch keine Gold- und Diamantaktien besaß, gehörte zu ihr. Trotz des Widerstandes der Königin Viktoria, die eifrig für den Krieg war, wie sie es auch heute mit dem Prinzen von Wales ꝛc. ist, trug diese Partei doch den Sieg davon. Und auch Gladstone, the grand old man, der so leidenschaftlich gegen den „unaussprechlichen Türken" wetterte, wollte nicht den Vorwurf brutaler Inkonsequenz auf sich laden. Die aus Indien und England in Natal gelandeten Truppen wurden zurückgezogen, ein Friedensvertrag wurde mit Transvaal geschlossen.

Der nunmehr zum Präsidenten der Südafrikanischen Republik, wie der offizielle Titel des Transvaal lautete, gewählte Krüger erkannte sehr wohl, daß die Gefahr nicht vorüber, vielmehr nur vertagt sei. Es galt, für die kommende Entscheidung sich vorzubereiten. Und daran hat man in aller Stille, aber mit aller Kraft gearbeitet. Denn das offene Land bedurfte dringend einer Steigerung seiner Wehrkraft.

Transvaal ist ein Land, dessen beste Verteidigungslinie an der Ostgrenze gegen Natal liegt. Steil steigen hier die Drakensberge mit ihren unzähligen über 3000 Meter emporragenden Kuppen und Graten aus dem Küstenlande auf. Der Schnee, der sie während des Winters (Juni bis August) bedeckt, verleiht ihnen einen wahrhaft alpinen Charakter. Schmale, gewundene Pässe führen hier und dort durch die wilden, wüsten Bergschluchten auf die Hochebene des Inneren, zu denen das Gebirge allmählich abfällt. Vereinzelte Bergzüge und Hügelgruppen sind hier und da aufgesetzt. Am bedeutendsten erscheinen die Witwatersrandberge, so berühmt durch ihren großen Goldreichtum, und die Magaliesberge, die das Plateau in eine südliche höhere Hälfte, das Hoogeveld, und eine nördliche, bedeutend niedrigere teilen, das Bosch-(Busch-)Veld und Springbockveld. Zahlreich sind die Bergzüge von geringerer Bedeutung, die aber bei der Verteidigung

Kavallerie der Buren.

des Landes eine wichtige Rolle spielen können, wie die Niederlagen der Engländer bei Bronkhorst Spruit und Krügersdorp gezeigt haben. Für den Guerillakrieg erscheinen sie wie geschaffen.

Die fließenden Gewässer haben sich meist tiefe und breite Rinnsale mit steil abfallenden Ufern gegraben und enthalten im Winter wenig Wasser. Im Sommer (November bis März) aber schwellen sie oft zu reißenden Strömen an. Wehe dem Reisenden, der in Unkenntnis der wilden Gewalt der Wogen dann den angeschwollenen Strom zu überschreiten wagt! In dieser Zeit treten im nördlichen Teile bösartige Fieber auf, während man das Hochfeld zu den gesundesten der Erde rechnen darf, wenn auch die erstaunlich schnellen und großen Temperaturschwankungen gefährlich werden können. Kaffern, die in den Drakensbergen, ungenügend bekleidet, eine Nacht im Freien zugebracht hatten, wurden am nächsten Morgen erstarrt und tot aufgefunden.

Die weiten Hochfelder erscheinen in der Regenzeit als üppig grünende, im Winter als dürre, weithin sich ausdehnende Grassteppen, in denen der Blick durch keinen Baum, keinen Strauch gefesselt wird. Wo sich einzelne höhere Baumgruppen dem Auge des Reisenden bieten, da beschatten sie die einsame Heimstätte eines Farmers. Diese Baumlosigkeit ist wesentlich die Folge alljährlich stattfindender Grasbrände, welche größere Bäume und Sträucher nicht aufkommen lassen. Doch gibt es in manchen Gegenden wirkliche Wälder, in der Umgegend von Johannesburg sind in neuester Zeit auch große Baumanpflanzungen angelegt worden, darunter der wunderbar gedeihende zu Ehren Bismarcks genannte Sachsenwald.

Bis vor wenigen Jahren waren die alleinigen Erwerbsquellen der Buren Ackerbau und Viehzucht. Das Land ladet zum Landbau geradezu ein, es könnte die Kornkammer Südafrikas werden. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist ganz außerordentlich, da die meisten europäischen Getreide- und Fruchtarten mehr als eine Ernte geben. Dennoch muß eine große Menge von Brotstoffen aus Amerika und Australien eingeführt werden, denn die meisten Buren erzeugen nur das Nötige für den eignen Bedarf. Dagegen beschäftigt sich eine immer mehr wachsende Zahl von Buren in der

Nähe der Städte mit der reichlich lohnenden Obſtzucht, und der Transvaaltabak iſt in ganz Südafrika berühmt. Die Hauptbeſchäftigung der Buren iſt indes noch immer die Viehzucht und, wie der Senne der Alpen ſeine Weidegründe nach den Jahreszeiten wechſelt, ſo zieht der Bur mit ſeinen Herden im Sommer aufs Hochfeld, um es, wenn der Winter naht, mit dem Buſchfeld zu vertauſchen. So gewöhnt ſind die Herden an dieſen Umzug, daß ſie von ſelbſt aufbrechen, wenn die Jahreszeiten wechſeln. Oft begegnen dem Reiſenden lange Herden, die ohne menſchliche Begleitung den gewohnten Weideplätzen zuziehen.

Mit ſeiner Land- und Weidewirtſchaft hätte Transvaal wohl ſchwerlich die Augen der Welt auf ſich gezogen und es zum heißbegehrten Beſitz Englands gemacht. Das verzichtete nach den Erfahrungen von Majuba, wenn nicht gern, doch mit ſchneller Reſignation auf die fehlgeſchlagene Eroberung. Als aber die Entdeckungen von Mineralien aller Art das bislang mißachtete Land zu einem der reichſten der Erde machten, da erwuchs auch wiederum und ſtärker denn je das Verlangen, Transvaal unter die britiſche Herrſchaft zu bringen.

Entdeckte man ſchon an den verſchiedenſten Orten reiche Adern von Kohle, Silber, Kupfer, Eiſen, Platin, Salz, ja von faſt allen bekannten Metallen und Mineralien, ſo erſchienen die Fundorte von Gold ſo zahlreich und von ſo ungeheurem Werte, daß ſelbſt alte berühmte Goldländer, wie Nordamerika und Auſtralien, plötzlich verdunkelt wurden.

Am Südabfall des Whitwatersrand liegt die größte und reichſte Stadt Südafrikas, Johannesburg, in einer Gegend, wo vor wenigen Jahren nur einzelne Farmer ihr ſtilles Leben führten. Heut ſteht hier ein Ort, deſſen prächtige profane und kirchliche Bauten, deſſen Straßenanlagen mit elektriſcher Beleuchtung und ſchöne Parks in Südafrika nicht ihresgleichen finden. Das Gold, der kräftigſte Magnet der Erde, zog hier in wenigen Jahren eine Bevölkerung zuſammen, die in der Stadt und dem ringsum liegenden Bergwerksdiſtrikt weit über 100 000 hinaus ſtieg. Es waren das allerdings zur größeren Hälfte Schwarze, die hier Beſchäftigung ſuchten und fanden, aber doch zählte man 1897 über 51 000

Schlachtfeld von Majuba, im Hintergrund der Majubaberg.

Weiße, darunter 93 Prozent Ausländer, zur Hälfte Briten, nur 6200 waren Buren.

Johannesburg hat die schon 1855 gegründete Landeshauptstadt Pretoria mit ihren 12 000 Einwohnern ganz in den Schatten gestellt. Aber auch sie verspürte den Goldregen, der sich über das Land ergoß, und zwischen den grünen Hecken und schattigen Alleen, zwischen denen die Stadt halbversteckt liegt, erheben sich hoch über die niedrigen Wohnhäuser heut monumentale Bauten von Kirchen und Regierungsgebäuden, stattliche Banken und Kaufhäuser.

Schlachtfeld von Bronkhorst-Spruit.

Aber das interessanteste, von jedem Fremden aufgesuchte Gebäude der Stadt ist das bescheidene Haus des Präsidenten der Republik, des von seinen Landsleuten ebenso hochverehrten und geliebten als von den Engländern bitter gehaßten „Oom Paul". Stephanus Johannes Paulus Krüger wurde am 10. Oktober 1825 im Distrikt Colesberg der Kapkolonie geboren und zog 1837 als zwölfjähriger Knabe mit seinen Eltern in dem großen Burentrek nach Natal. Von dort ist er dem Burenführer Pretorius nach dem Oranjefreistaat, dann nach Transvaal gefolgt, um der verhaßten englischen Herrschaft zu entgehen. Unter solchen Umständen konnte von einer Bildung nach europäischen Begriffen nicht die Rede sein, aber er ist ein Mann von großem Scharfblick, der durch seine Reisen nach England im Interesse seines Heimatslandes besonders nach der politischen Seite erhöht wurde. Als Mitglied der streng-kirchlichen Sekte der Dopper, in deren Kirche zu Pretoria er zuweilen predigt, ist er ein Mann von tiefer Religiosität. Die Bibel gilt ihm als die Quelle jeglicher Erkenntnis, auch der, daß die Sonne sich um die Erde dreht. Glücklich in seinem Glauben läßt er anderen die Freiheit, anders zu denken. Aber für ihn steht die Überzeugung felsenfest, daß das alte Volk Gottes in ihm, in seinem Geschlecht, in seinen Stammesgenossen seine geordnete Fortsetzung gefunden hat, wobei der neue Bund den alten ersetzte.

Krüger ist ein echter Repräsentant seines Volks, in ihm spiegeln sich die den Buren eignen Charakterzüge getreulich wieder. Wie seine Ahnen, die ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit gegenüber der spanischen Übermacht todesmutig wehrten, so kennzeichnen auch den Buren demütige Ehrfurcht vor

Gott und ein ſtarker politiſcher Freiheitsſinn. Frömmigkeit gilt ihm gewiſſermaßen als Wohlerzogenheit. Die Verfaſſung beſtimmt ausdrücklich, daß der Volksraad mit einem Gebet zu eröffnen und zu ſchließen ſei. Ziehen die Buren im Felde zur Schlacht aus, ſo richten ſie zuvor ihre Bitten an den höchſten Lenker der Schlachten, und kehren ſie nach errungenem Sieg in das Lager zurück, ſo hört man keinen Lärm, kein Toben und Schelten, noch viel weniger gibt es da Trinkgelage. Wieder verſammeln ſich die Männer, gleich den gottesfürchtigen Rei-

Nationaldenkmal der Buren auf Grood Paarde Kraal bei Krügersdarp.

tern Cromwells, ſenden ihre Dank- und Bittgebete zum Himmel empor, auch für Weib und Kind, die ſie daheimgelaſſen, „und gedenken der Toten, der Toten“!

Aber es ſind nicht immer anziehende Bilder, die uns die Schilderer der Buren und ihrer Sitten vorführen. „Von der Parteien Gunſt und Haß verzerrt, ſchwankt ihr Charakterbild in der Geſchichte.“ Doch kann und darf man von Momentaufnahmen keine unanfechtbare Treue erwarten. So mancher Reiſende ſieht nur, was er ſehen will, die meiſten nur die Oberfläche, die zu Tage liegt.

Die Buren entſtammen, das lehren uns ihre Namen noch heut, den vornehmſten Geſchlechtern der ehemaligen Bataviſchen Republik. Mit ihren energiſchen und ausdrucksvollen Geſichtern erinnern ſie an die Gemälde, die uns die Hand eines Rubens, Teniers, Oſtade oder van Eyck geſchaffen hat. Ihre urſprüngliche kräftige körperliche Entwickelung konnte unter dem Einfluß des ſüdafrikaniſchen Klimas ſich noch vorteilhafter entwickeln. Selten einmal bleiben die breiten maſſigen Geſtalten hinter dem Maß von zwei Metern zurück. Es ſind lauter Enaksſöhne. Dem wackeren preußiſchen Soldatenkönige müßte bei ihrem Anblick das Herz im Leibe gelacht haben.

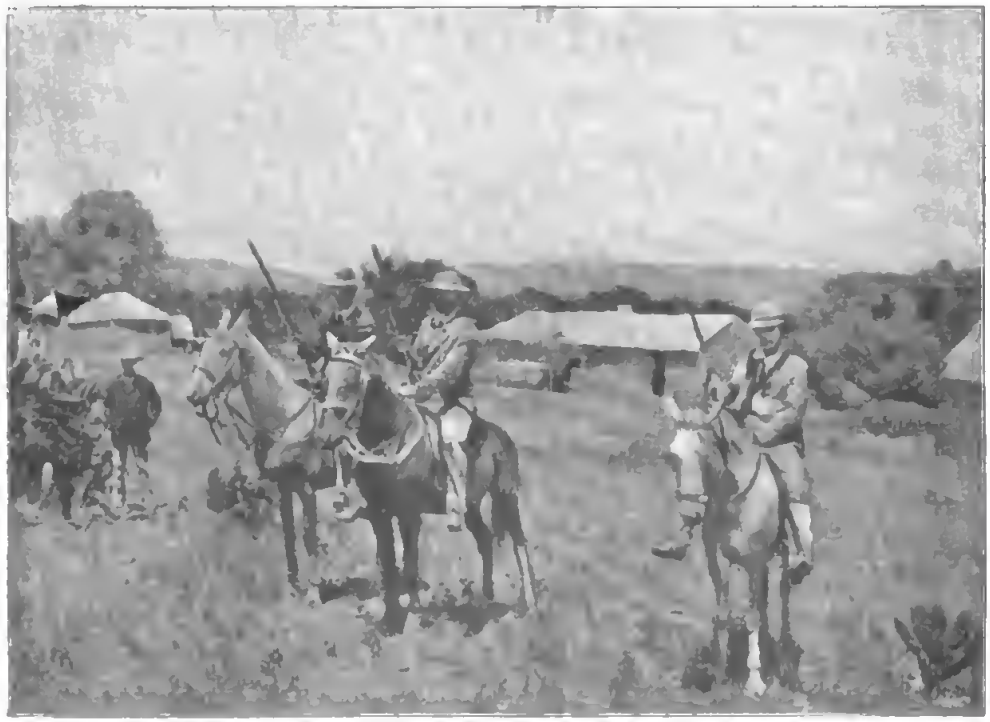
Aber es iſt das geiſtige und ſittliche Gepräge des Volkes, das eine ſo verſchiedene Beurteilung erfahren hat. Unzweifelhaft haben die Buren unter dem afrikaniſchen Himmel die hervorſtechendſten Züge des niederländiſchen Volkscharakters bewahrt: Beharrlichkeit, Gaſtfreundſchaft, Mildthätigkeit, Ehrlichkeit, Sparſamkeit, Einfachheit und treues Halten zu ihrem Stamm. Und wenn den über das Land zerſtreuten Buren heut die bewundernswerte Eigenſchaft peinlichſter

Reinlichkeit fehlt, die ihre Stammesgenossen in der alten Heimat auszeichnet, so ist das kein Wunder. Ihr monate-, oft jahrelanges Wohnen in dem mächtigen Ochsenwagen, die gebieterisch geforderte Bereithaltung bei Tag und Nacht gegen die Angriffe von Menschen und Tieren verhinderten sie, ihrem Äußeren die Aufmerksamkeit zuzuwenden, an die sie nach den Sitten ihrer Altvorderen hätten gewöhnt sein sollen und an der ihre glücklicheren Stammesgenossen am Kap unverbrüchlich festhielten. Aber eins haben sie immer hochgehalten: die Liebe zur Unabhängigkeit, und auch in Holland nicht singt man mit hellerer Begeisterung die Schlußworte des Brandschen Volksliedes:

Und keine Zwingherrschaft gedeiht,
Wo Freiheit thront seit alter Zeit.

Und dieser unablässige Kampf um seine Freiheit gegen die englische Expansionspolitik hat den Buren noch entschlossener und mißtrauischer gegen Fremde gemacht, als er es ohnehin schon war. Er lernte den Engländer um so mehr hassen, als dieser der Verachtung für die Einfachheit seiner Sitten stets übermütigen Ausdruck gab. Und da er wohl wußte, daß es mit seiner Herrschaft über das ihm gehörende Land, das er in schweren Kämpfen für sich und seine Kinder errungen hatte, zu Ende sein mußte, wenn die in immer größeren Zahlen zu den Goldfeldern strömenden Engländer zur politischen Gleichberechtigung zugelassen würden, verschloß er sich hartnäckig diesen Forderungen, falls die Ausländer nicht als Bürger der Republik sich bereit erklärten, mit den gewährten Rechten auch alle Pflichten gegen ihre neue Heimat gewissenhaft auf sich zu nehmen.

Diese neue Heimat hatte, wie wir sahen, einen ungeahnten Wert erlangt durch die Entdeckung von Gold. Warum sollte man hier nicht wiederholen, was mit den Diamanten von Kimberley so gut gelang? Zu den unsauberen Elementen jener Zeit gesellten sich diesmal auch solche, die bis zu den Stufen des englischen Throns reichten. Rhodes wirkte wieder als mächtige Triebfeder. Aber die Buren waren wachsam, der von den Verschwörern gerufene Jameson wurde durch ein schnell bereites Aufgebot auf transvaalschem Boden dicht bei Johannesburg gefangen genommen. Die Verschworenen der Stadt wagten sich nicht



Drei Brüder aus der Schlacht von Krügersdorf (1. Januar 1896) zurückkehrend.

Scenerie im nördlichen Natal und Zululand.

zu rühren, auch eingeschüchtert durch die Haltung der Deutschen der Stadt, die schnell zu den Waffen griffen, um den Buren beizustehen. Ein Telegramm des Deutschen Kaisers sprach Krüger einen Glückwunsch für die Abwehr des Raubeinfalls aus. Mit feiner diplomatischer Berechnung überantwortete Krüger die Verschwörer den englischen Gerichten, der Regierung der Queen jede Waffe geschickt entwindend. Und wenn auch die Richter Albions die Friedensbrecher schuldig finden mußten, der offene Beifall des Volkes, das kaum verhüllte Wohlwollen der Regierung, der teilnehmende Händedruck, mit dem der Thronerbe den Anstifter des Verbrechens beehrte, das alles zeigte uns, wie gut man in England in alle die schimpflichen Vorgänge eingeweiht war und wie tief man das Mißlingen bedauerte.

Keine Warnung hätte deutlicher die Gefahr zeigen können. Die Engländer in Transvaal thaten selber das möglichste, um die Buren wachsam zu erhalten. Massenpetitionen um Erleichterung der traurigen Lage der „Uitlanders“ wurden in London gern entgegengenommen, waren sie doch von den in England sitzenden Hauptaktionären bestellt. Auch der Kolonialminister Chamberlein trat nun in schärfster Weise gegen die Republik auf, seitdem er für sich selbst und seine Familie eine beträchtliche Anzahl von Goldaktien erworben hatte.

Die längst erledigte Suzeränitätsfrage wurde aufgerollt und eine umfassende Verleihung des Stimmrechts an die Fremden verlangt. Krüger und sein Rat widerstrebten, weil sie fürchteten, daß damit das Land den Engländern überantwortet werde, denn die übrigen Fremden, insbesondere die Deutschen, erklärten sich für durchaus befriedigt. Aber auf den Rat der leitenden Staatsmänner im Oranjefreistaat und in der Kapkolonie gewährte er endlich alles. Doch nun trat man in London mit immer neuen Forderungen hervor. Zugleich wurden die englischen Truppen in der Kapkolonie und Natal mobil gemacht, weitere Truppensendungen aus England und Indien befohlen. Die Gefahr wurde drohend. Im Kampf ist die beste Parade der Hieb. Krüger forderte die sofortige Zurückziehung der schon gelandeten Truppen und die Rückberufung der noch auf dem Transport befindlichen innerhalb bestimmter Frist. Die englische

Antwort lautete hochmütig ablehnend, der Krieg begann.

Nun erklärte auch der Oranjefreistaat sich solidarisch mit der Schwesterrepublik, und wo nur immer Burenfamilien ihre Heimat haben, in Britisch Betschuanenland, in Natal, in der Kapkolonie selbst, da greifen jetzt die Männer zur Büchse und ziehen in hellen Haufen ihren bedrohten Stammesbrüdern zu. Eendragt maakt Magt lautet die Devise des Wappens der Südafrikanischen Republik. Für England handelt es sich bei dem Entscheidungskampfe, ob

Fähre auf dem unteren Tugelaflusse.

ganz Südafrika britisch werden soll, für die Buren um Sein oder Nichtsein.

Dies Bewußtsein wird ihre Kräfte stählen. Es ist nicht ein in der Kriegsführung geübtes Söldnerheer, das sie ins Feld führen können. Ständig unter Waffen steht allein ein Artilleriecorps mit 29 Offizieren und 342 Mann, meist Nichtburen, da die Buren wenig Geschmack am Dienst mit dieser Waffe finden. Die Geschütze sind sämtlich neuester Konstruktion, teils Kruppsche, teils französische nach dem im Dreyfusprozeß so viel genannten Modell. Wie es heißt, sollen diese Geschütze den englischen von Armstrong sowohl hinsichtlich des Schnellfeuers, als der Treffsicherheit bedeutend überlegen sein. Die Forts um Pretoria sowie ein die Stadt Johannesburg beherrschendes Fort sind nach neuesten Systemen angelegt und stark armiert.

Die eigentliche Burenarmee besteht aus sämtlichen waffenfähigen Bürgern vom siebzehnten bis zum sechzigsten Lebensjahr. Nach den neuesten Schätzungen soll es in Transvaal 30 000, im Oranjefreistaat 15 000 kriegstüchtige Männer geben. Auf den Ruf des Feldkornets ihres Bezirks eilen sie sofort mit Pferd und Büchse und Mundvorrat für sechs Tage zu ihrem bestimmten Versammlungsplatz, von wo der Abmarsch unter dem Befehl eines der 19 Kommandanten erfolgt. Wie die Reiter so sind auch die Pferde von unvergleichlicher Ausdauer und Genügsamkeit. Sitzt der Bur ab, um unter Deckung zu feuern, so steht das Pferd unbeweglich, bis der Reiter seiner wieder bedarf. Auf die Güte seiner niefehlenden Büchse legt der Bur ganz besondern Wert. Sonst bis zum Geiz sparsam, ist ihm hier kein Preis zu hoch.

Unterer Wasserfall bei Lissonbach.

Junger Kaffernkrieger von Rang. (Letzteren bezeichnet das Leopardenfell.)

An die Buren haben ſich bei Ausbruch des Krieges ſämtliche im Lande lebenden Deutſchen, Holländer, Franzoſen und andere Ausländer angeſchloſſen und, wie es heißt, ein bereits 5000 Mann zählendes Freicorps unter früheren deutſchen Offizieren gebildet. Auch die Irländer ſtellen 1000 Mann ins Feld, beglückwünſcht von ihren alles Engliſche grimmig haſſenden Landsleuten auf der grünen Inſel, die den iriſchen Soldaten zurufen, die engliſche Uniform im Kampf auszuziehen und mit den Buren den alten Todfeind zu vernichten.

Die Sympathien der ganzen civiliſierten außerengliſchen Welt gehören den Buren. Wie einſt im heißen Ringen mit dem übermächtigen Korſen der Jüngling neben dem Greiſe ſtritt, ein ganzes Volk in Waffen, ſo ſind auch ſie bis auf den letzten Mann bereit, alles zu opfern für ihr bedrohtes Vaterland. Mit dem gottbegnadeten Sänger, der unſer Volk zum Freiheitskampfe begeiſterte, können auch ſie im gläubigen Vertrauen rufen:

's iſt ja kein Kampf um die Güter der Erde,
Das Heiligſte ſchützen wir mit dem Schwerte.

Auf einer Boeren-Werv in Transvaal.

Von

Wilhelm Franz Krüger.

(Abdruck verboten.)

Seit sechs Stunden fast saßen wir im Sattel und ritten auf den sehnigen Pferden in scharfem Trabe durch den Sonnenbrand des Januartages über das „Veldt“ dahin. Ein junger Boer, dessen Bekanntschaft ich in Johannesburg gemacht hatte, beabsichtigte zu „keuren,“ d. h. seine alljährliche, mehrere Monate dauernde Vetternreise zu machen, um die überkommenen freundschaftlichen Beziehungen von Familie zu Familie zu pflegen, und hatte mich aufgefordert, ihn zu begleiten. Mit Freuden nahm ich die Einladung an, da sich mir hier eine Gelegenheit bot, einen tiefen Blick in das Leben der Boeren zu thun.

Infolge der lange anhaltenden Hitze war der Erdboden von tiefen Spalten und Rissen durchzogen, so daß die Pferde oft stolperten, und jeder ihrer Hufschläge erzeugte eine Staubwolke, die der trockene, heiße Wind entführte. Weit und breit kein Baum und kein Strauch. Soweit das Auge reicht, ist das Land mit magerem Halmgras bestanden, das in einzelnen Büscheln aus der losen, staubigen Erde hoch aufschießt, und es gehört die Zunge eines Boerenrindes oder Boerenpferdes dazu, um diese harten Halme schmackhaft zu finden. Charakteristisch für das „Veldt“ sind außer diesen Grasbüscheln besonders Myriaden von halbkugelförmigen ein bis anderthalb Meter hohen Ameisenhaufen, deren glatte, aschgraue, kittartige Außenfläche ungezählte Mengen der weißen Ameisen einschließt. Die Pferde weichen diesen oft dicht bei einander stehenden Bauwerken geschickt aus. Wenn aber der Huf verfehentlich an der Basis ein Loch hineinschlägt, dann stürmen ganze Heere Ameisen zur Verteidigung und zum Wiederaufbau heran. Diese Tapferkeit der kleinen mutigen Krieger kommt dem Ameisenbär zu statten, der im tiefen Dunkel der Nacht ihre Festungen anbohrt und dann mit seiner geschickten Zunge ganze Scharen von ihnen verzehrt.

Da die Pferde anfingen müde zu werden, und wir noch weit von unserem Ziele entfernt waren, wurde abgesattelt. Wir befanden uns an einer der im ganzen Transvaal so sehr häufigen Stellen, an denen die Rantjes (Ränder) zu Tage treten. Es sind dies etwa einen halben Meter hohe Steinanhäufungen, die sich ganz geradlinig zehn bis fünfzig Meter hinziehen. Mehrere dieser Rantjes laufen gewöhnlich in geringem Abstande parallel nebeneinander her und werden von anderen Rantjes rechtwinklig durchkreuzt. An solchen Stellen ist das Gras gewöhnlich frischer und zarter, als auf dem übrigen Veldt, auch sind die Termitenbaue hier weniger zahlreich; so konnten unsere Pferde denn auf der relativ fetten Weide neue Kräfte für die Weiterreise schöpfen. Damit sie aber ihre Freiheit nicht etwa mißbrauchten, wurden sie „gekniehaltert“. Man schlingt einen Lederriemen mit dem einen Ende fest um den Knöchel eines Vorderfußes, hebt das Bein auf und befestigt das andere Ende des Riemens am Halfter. So kann das Pferd nur mühsam fortkommen und ist leicht wieder einzufangen, hat aber doch genügende Bewegungsfreiheit, um sich Futter suchen zu können. Bei sehr ungebärdigen Tieren genügt diese Maßregel aber nicht; bei ihnen

Digitized by Google

werden die Vorderfüße dicht über dem Knöchel fest aneinander gebunden. Das wirkt dann gründlich, da jetzt das Pferd nur in bedächtigen kleinen Sprüngen vorwärts kommen kann.

Aus Decken hatten wir ein Zelt improvisiert, um uns gegen die fast senkrecht fallenden Strahlen der Sonne zu schützen, und nach einem einfachen Imbiß streckten wir uns zur Ruhe aus. Aber schon nach einer Stunde war ich wieder auf den Beinen. Da die Pferde indes noch etwa anderthalb Stunden ruhen mußten, so hatte ich Zeit, mich umzusehen. Auch hier wieder war die Bodenbeschaffenheit wellenförmig. Für ganz Südafrika ist dies Wellenförmige charakteristisch. Von den Küsten her steigt das Land terrassenförmig nach dem Inneren auf, amphitheatralisch erhebt sich in weiten Umkreisen eine Bodenwelle über die andere; dabei scheint das Terrain auch in seinen kleinen Partien, ob ansteigend, flach oder absteigend, sich wellenförmig auszubreiten. Hier und da sind diesem welligen Terrain kugelförmige Hügel mit flacher Kuppel aufgesetzt. Auf der sanft ansteigenden Fläche der Terrainwelle, über die wir geritten waren, zeichneten sich die zahlreichen Termitenhügel in der heißen, durchsichtigen Luft ab; die Landschaft sah hier aus, wie ein unendliches Kartoffelfeld. Ganz in der Ferne an der Thalsohle schien die Vegetation etwas üppiger zu sein, bei genauerem Hinsehen erblickte ich auch ein kleines spiegelndes Wasser. Es war das eine sogenannte „Zoutpan" (Salzpfanne), ein stehendes Gewässer von ziemlich hohem Salzgehalt in einer schalen- oder pfannenförmigen Einsenkung des Bodens. Dies Wasser ist dem Rindvieh sehr zuträglich, und Grundstücke, in denen Zoutpannen vorkommen, stehen deshalb auch viel höher im Preise, als andere, bei denen sie fehlen. Einzelne Salzpfannen besitzen eine so starke Sole, daß aus ihnen Kochsalz gewonnen wird.

Die Kuppen der Hügel, welche wir von unserem Standort übersehen können, zeigen hier und da niedrige Dornbüsche und krumme, knorrige Bäumchen (eine Art Zwergeichen) von eisenhartem Holz. Aus dem lockeren Geröll der „Eisterklippen" (Eisensteine) wachsen auch Kakteen hervor. Dies runde, fast niemals scharfkantige Geröll liegt in ganz Südafrika überall herum, im offenen Veldt sowohl als an den Berg- und Hügellehnen. Das rotbraune, eisenhaltige Gestein, welches beim Betasten abfärbt, wird als Material zu Haus- und Dammbauten benutzt.

Wie ich so aufmerksam rund um mich sehe, erblicke ich wohl 500 m entfernt ein kleines Rudel der flinken, gazellenähnlichen Springböcke. Sie sichern immerfort nach uns herüber, und sobald ich eine Bewegung mache, stiebt die kleine Herde in gewaltigen Sprüngen davon, eine mächtige Staubwolke hinter sich herziehend. Noch vor fünfzig Jahren war das Veldt außerordentlich wildreich. Außer dem Springbock fand sich Quagga, Gnu, Zebra, Böschbock, Elentier in großer Anzahl vor. Das kam den Voortrekkers der Boeren bei ihren „Tochten" (Wanderzügen) sehr zu statten, da sie monatelang vom Ertrage der Jagd leben konnten, bis eine neue Werv eingerichtet war, auf der sie sich der Viehzucht widmen konnten. Jetzt kommt das Edelwild nur noch in vereinzelten kleinen Rudeln vor. Auch die reißenden Tiere, Löwen, Wölfe, Hyänen, sind übrigens seit dreißig Jahren fast ganz vernichtet. Sie sowohl als Hippopotamus und Rhinoceros haben sich in die Gebiete zwischen Limpopo und Sambesi zurückgezogen. Affen, hauptsächlich Paviane (Babouns), sieht man häufiger. In gewissen Regionen des Kaplandes haben sie sich nach den Mitteilungen des Schweizers H. Haury, eines der besten Kenner Südafrikas, ganz besonders behauptet und sind dort noch zahlreich genug, um dem Kleinvieh der Boeren arg zusetzen zu können, wenn sie der Hunger plagt. Sie reißen dann gewöhnlich Schafen und Ziegen die Euter aus; den übrigen Körper überlassen sie den Aasgeiern. Diese letzteren wittern aus großer Entfernung das gefallene Vieh und zehren es gierig auf, ehe der Kadaver in Fäulnis übergeht und die Luft verpestet. Kreisen in schwindelnder Höhe über dem Veldt Aasgeier, so ist das für den Boer ein sicheres Anzeichen, daß ein Stück seiner Herde verendet ist.

Aber die Ruhezeit ist nun verstrichen. Wir fangen mit leichter Mühe unsere Pferde wieder ein und schwingen uns in den Sattel. Fast hätte ich zu guter letzt noch auf einen riesigen Molch getreten, der sich ohne viel Scheu auf dem backofenheißen

Gestein im Sonnenbrande gütlich that. Solche Riesenexemplare sah ich bei weiten Ritten häufig, desgleichen Schlangen. Nachdem wir drei Stunden etwa in ziemlich scharfer Gangart geritten waren, trafen wir auf eine Rinderherde, die fast ohne Obhut sich selbst überlassen war. Die Tiere sind jetzt, wo die Regenzeit eben vorüber ist, in sehr gutem Futterzustande. Das dauert aber nicht lange, denn zur Zeit der winterlichen Dürre (im Juni und Juli) verlieren sie all ihr Fett wieder, da sie dann nichts zum Fressen finden, und Stallfütterung ist dem Boer in des Wortes verwegenster Bedeutung ein unbekannter Begriff. Stallungen und Futtervorräte gibt es nämlich für die gewaltig großen Herden nicht. Das Vieh bleibt auf dem Felde und wird nur regelmäßig zur Tränke getrieben. Der viehzüchtende Boer verliert deshalb jeden Winter eine große Anzahl seiner Rinder und Schafe, die dem Hunger oder einer Lungenentzündung unterliegen. Wenn nach einer nur spärlich ausgefallenen Regenzeit auch noch die so sehnlich erwarteten Spätregen (im März und April) ausbleiben, dann beginnt für Klein- und Großvieh das Hungern bereits im Mai, statt sonst erst im Juli, und dann kann es kommen, daß eine große Herde bis auf das letzte Stück eingeht.

Die vielen Rinder da vor uns sind ein Zeichen, daß wir uns der Werv eines wohlhabenden Boeren nähern, und mein Begleiter erkennt, als die Wohngebäude in der Ferne sichtbar werden, daß wir den gesuchten Wohnsitz seines Oom richtig gefunden haben.

Wir reiten jetzt auf einem durch die Hufe der Rinder zertretenen sehr staubigen Wege dahin. Rechts neben uns, wo das Terrain sich leicht zur Thalsohle hinabsenkt, wogt noch ein mit Drahtzaun eingefriedigtes Kornfeld. Die Halme sind kurz, die Ähren mager. Der Boden scheint nicht der fruchtbarste zu sein, aber hauptsächlich liegt die Dürftigkeit des Ertrages wohl in der geringen Sorgfalt begründet, mit der der Boden kultiviert wird. Schwalben schießen über das Kornfeld hin; auf den Ähren selbst schaukelt sich hier und da der Kornvogel. Er ist ein zierliches und hübsches Tierchen, schwarz mit orangegelbem Brustflaum und einem Schweif, der wohl der dreifachen Körperlänge gleichkommt. Dadurch wird der Kornvogel gezwungen, stets zu balancieren, wenn er nicht das Gleichgewicht verlieren will, und dazu ist ihm ein erhöhter Standpunkt nötig. Der Kornvogel kann weder hoch noch weit fliegen und ist deshalb leicht zu schießen. Es wird ihm nämlich eifrig nachgestellt, da er ein richtiger Kornbieb ist und vielen Schaden anrichtet. Auch einige Sperlinge bekamen wir zu Gesicht; im allgemeinen aber gibt es nur wenige Vögel im Veldt.

Ein Weg, der nach der Thalsohle zu führt, leitet zur Viehtränke. Durch einen mächtigen, aus gewaltigen Eisensteinen und Mörtel von Termitenbauten aufgeführten Damm ist eine Thalsperre geschaffen. Die Wassermassen, die in der ganzen Regenzeit vom Himmel rauschten, sind dadurch aufgestaut worden und bilden nun einen kleinen See, der für das Vieh das nötige Trinkwasser gibt. Für die Menschen liefert die mit großer Mühe gegrabene tiefe Fontain (Brunnen) das kühle Naß.

Indessen sind wir nahe an das Gehöft herangekommen. Ein Hund schlägt an und springt uns, laut bellend, in großen Sätzen entgegen. In der querüber geteilten Hausthür, deren obere Hälfte offen steht, erscheint jetzt eine vierschrötige Gestalt, der Hausherr, auf dem Kopfe den großen, radförmigen Boerenhut. Auf den ersten Blick hat er gesehen, daß mein Begleiter ein Volksgenosse ist, und tritt heraus, um uns zu begrüßen. Wir springen aus dem Sattel, und mit der familiären Begrüßung „Goeijen dag, Oom" bietet mein Begleiter dem Herrn der Werv die Hand, die jener mit einem freundlichen „Goeijen dag, Neeff" (Guten Tag, Neffe) derb schüttelt. „Zal U avsaddeln?" (Wünschen Sie abzusatteln?) fügt er sogleich höflich hinzu. Wir sind also hier willkommener Besuch. Würde der Boer diese Frage unterlassen, so ist das eine Mahnung für den Angekommenen, daß man sein Gehen lieber sehen würde, als sein Kommen. Wird aber gar die Hand nicht gereicht, so gilt das allgemein als eine offenbare und absichtliche Beleidigung, die gegebenen Falls viel böses Blut macht.

Auf einen Wink des Hausherrn ist inzwischen ein Farbiger gekommen, der die Pferde kniehaltert und sie dann zur Tränke führt.

Alle Boeren begrüßen sich in unab-

änderlich feststehenden Formen; dabei betonen sie stets die Verwandtschaft. Die älteren Personen werden mit Oom und Tante, die jüngeren mit Neeff und Nichi (Neffe und Nichte) angeredet. Von dem Fremden lassen sie sich am liebsten Mynheer, Meyouwfrouw nennen. Als wir in das „Voorhuis" die nach vorn gelegene einzige Wohnstube, eintreten, begrüßen wir die „Noyé", die Hausfrau mit ihren sieben Kindern ebenfalls durch Händedruck und lassen uns dann auf der „Rustbank", der Ruhebank, nieder. Ein Gespräch will nach der ersten Begrüßung nicht in Gang kommen, der „Baaß", wie der Hausherr von seinen Knechten genannt wird, beobachtet uns scharf, und auch wir haben Gelegenheit, unsere Wirte etwas näher in Augenschein zu nehmen. Mynheer van der Merwe, noch mehr aber seine Frau, sind von riesigem Körperbau, und unwillkürlich fühlt man sich versucht, der Tradition Glauben zu schenken, die die Boeren von Friesen abstammen läßt. Im allgemeinen sind bei den Boeren Männer wie Frauen von guter Mittelgröße. Die Frauen sind kräftig und voll entwickelt, haben sehr weiße Haut, blühende und hübsche Gesichtszüge, aber nur selten üppigen Haarwuchs; die Männer besitzen vierschrötige Gestalt, offenes, von großem Barte umrahmtes Gesicht und von der Sonne stark gebräunte Haut. Der Boer ist durchgängig von festem Charakter. Wenn auch Nüchternheit und Besonnenheit bei ihm im allgemeinen vorwiegen, so verbindet er doch Raschheit und Eilfertigkeit in der Ausführung seiner Pläne und Arbeiten mit Ausdauer und großer Geduld gegenüber den Hindernissen und dem Ungemach; überdies besitzt er viel Selbstbeherrschung und kühle Zurückhaltung bei Scharfsinn und lebhaftem Temperament. Seine schwarzen Arbeiter behandelt der Boer streng, aber gerecht. Vor Jahrzehnten soll er ihnen mit großer Willkür, die zuweilen in Despotismus und Grausamkeit ausgeartet sei, gegenüber getreten sein; davon habe ich jetzt nirgends mehr etwas gesehen. Ebensowenig auch von dem Haß, der nach englischen Berichten früher die Eingeborenen gegen die Boeren beseelt haben soll. Überall fand ich vielmehr ein patriarchalisches Verhältnis, wobei der Boer freilich seinen Herrenstandpunkt sehr stark betont. Ein Farbiger darf nie das Voorhuis betreten, sondern nimmt seine Mahlzeiten in der Komphuis (Küche); auch darf er in Gegenwart des Herrn nur sprechen, wenn er gefragt wird. Der Boer erteilt ihm seine Befehle in sehr bestimmter Form, mit gebieterischer Stimme und Gebärde und leitet jeden Satz ein durch ein nachdrückliches „Ye hoor (ihr hört), Achos! Ye hoor!" Der Farbige hat hierauf seinem Herrn unbedingt mit „Ya, Baaß" zu antworten; unterläßt er es, so entlädt sich ein Hagelwetter von Scheltreden über seinem Haupte, oder es schlägt sogar ein. Wenn man aus den englischen Kolonien kommt, in denen die Eingeborenen ganz „frei" sind, d. h. sich so viel Schnaps kaufen dürfen, als sie bezahlen können, und gelangt nun nach Transvaal mit seiner patriarchalischen „Hörigkeit" der Schwarzen, so ist man im höchsten Grade überrascht. Dort ist der Kaffer ein versoffener, mürrischer, roher, ungeschliffener Gesell, der alle seine Arbeiten widerwillig thut; hier dagegen ist er voll kindlicher Fröhlichkeit, liebenswürdig — freilich zuweilen kriechend unterwürfig — und fleißig. Der Eingeborene weiß es nicht anders, als daß der Boer sein Herr ist, sein strenger Herr vielleicht. Er liebt ihn wohl nicht, aber er ist auch sehr weit davon entfernt, ihn zu hassen, denn ihm ist es ein Bedürfnis, regiert zu werden. So leben Weiße und Schwarze in Frieden zusammen auf der Werv.

Die Noyé (Hausfrau) hatte sich inzwischen an den „Kettel und Komfore" begeben, das blanke, kupferne Kaffeegefäß, das, über glühenden Düngerkohlen hängend, den ganzen Tag kochendes Wasser enthält, bereitete den Kaffee und schenkte allen in der Runde eine Schale des würzigen Getränkes ein. Nun erst kommt das Gespräch ein wenig in Gang. „Waar gat die Ry toe?" (Wo geht die Reise hin?) fragt der Baaß, und daran schließt sich das übrige. Die ganze Unterhaltung dreht sich stundenlang nur um Fragen und Gegenstände, die die sogenannte Boerderei (Boerenwirtschaft) betreffen. „Hoe gat het mede uwe Schaapen?" (Wie geht's mit euren Schafen?) „Hoe ist die Veldt op uwe kant?" (Wie steht es mit dem Felde in eurem Revier?) So fliegen die Fragen herüber und hinüber. Mit Vorsicht und klug berechnend, fragt einer den anderen aus und spinnt dabei einen neuen

Plan aus, denn spekulativ ist der Boer immerhin und liebt es, Geschäfte zu machen im Tausch- oder Schmaus- (Hausier-) Handel.

In weniger als einer Stunde haben wir uns mit unseren Wirten angefreundet und sind eingeladen worden, nicht nur über Nacht zu bleiben, sondern unseren Besuch auf einige Tage auszudehnen. Gastfreiheit ist Regel unter den Boeren; selbstverständlich wird sie nicht von allen mit gleicher Vorliebe gepflegt. Im allgemeinen aber bietet der Hausherr einem ordentlichen Manne, der auf seiner Werv vorspricht, einfach und schlicht an, was unter den jeweiligen Umständen thunlich ist.

Die Sonne beginnt sich gegen den Horizont zu neigen. Wir gehen mit dem Hausherrn auf den Wirtschaftshof, betrachten den Schuppen, in dem der schwerfällige, vierrädrige Ochsenwagen steht, auf dem die Voortrekker, von 10—14 Paar Ochsen gezogen, ins Land gekommen sind, sehen die verschiedenen Hocks an, kleine, kreisförmige Mauereinfassungen, worin Schweine und Geflügel gemästet werden, und passen dann auf, wie Rinder- und Schafherden in die Umzäunungen getrieben werden. Das Gros der Boeren widmet sich der Viehzucht, und zwar besonders der Schafzucht, und bestreitet seine Ausgaben durch den Ertrag der Wolle; die Schur ist gewöhnlich im April und September. Seit langer Zeit ist auch die Angoraziege in Südafrika eingebürgert, weil ihr weißes Seidenhaar, das Mohair, bei guter Beschaffenheit ungefähr doppelt so viel gilt, als die Schafwolle. Die Angoraziegen haben aber den Nachteil, daß sie gegen nasse und kalte Witterung nicht so widerstandsfähig sind, und bei dem Mangel an Stallungen ist das ein sehr großer Nachteil.

Der „Veeboer“ (viehzüchtende Boer), der auf seiner Werv fern von menschlicher Hilfe wohnt, pfuscht in alle möglichen Handwerke hinein und bastelt sich mit den denkbar geringsten Hilfsmitteln alles mögliche zurecht. Er versteht zu lohen und zu gerben, zu zimmern und zu schmieden; er fertigt das Geschirr für die Zugochsen, einschließlich der starken, geflochtenen Zugtaue, arbeitet Ledergeflechte für Stühle, Bänke und Bettrahmen, ja er besitzt sogar eine vollständige Schuhmachereinrichtung und stellt ganz hübsch gearbeitete Schuhe für sich und die Seinigen her. Dem Ackerbau widmet er im Laufe des Jahres nur wenige Wochen Arbeit, da er nur für den eignen Bedarf anpflanzt. Aber auch Meyouwfrou ist nicht unthätig. Sie leitet das ganze Hauswesen mit fester Hand, strickt und flickt, näht auch alle Kleider und die Wäsche für groß und klein, bäckt Brot und kocht Seife, letzteres sogar über den Bedarf. Die nicht selbst verbrauchte Seife verkauft sie an die Händler (Winkeliere).

Als bald nach sechs Uhr die Sonne unterging, begaben wir uns wieder ins „Voorhuis“, wo das Essen bereits wartete. Der „Baaß“ sprach ein langes Gebet, dann wurde ziemlich schweigsam das Abendbrot verzehrt, und nachdem alle gemeinsam das Dankgebet gesprochen, setzte sich eine der Töchter an das Harmonium und spielte einen Choral, den die ganze Familie andächtig mitsang. Solche Musikinstrumente findet man selbst auf entlegenen Wervs nicht selten.

Nach dem anstrengenden Ritt in der Sonnenglut des Januartages waren wir erschöpft und suchten früh unser Lager auf. Der Hausherr aber ging noch einmal auf den Wirtschaftshof, um nach dem Rechten zu sehen, und in unsere ersten Träume noch klangen seine herrischen Worte hinein: „Ye hoor, Achos! Ye hoor!“

Vorfeier.

Vorm heil'gen Chriſtfeſt war's der letzte Tag;
Im Weihnachtsſchnee das ganze Städtlein lag,
Friſch eingebettet, weiß und weich und warm.
Und durch die Straßen zog ein Menſchenſchwarm
Von dem zu jenem Laden, voller Haſten,
Vermummt, bepackt mit ungewohnten Laſten.
Schon hatte ſich die Dämmerung geſenkt,
Den klaren Wintrrhimmel grau verhängt,
Da lief ich übern Marktplatz, juſt ſo eilig,
Wie andre auch, — doch fühlt' ich's wie ein heilig
Erſchauern plötzlich; oben aus der Luft
Kam Flügelranſchen, Roſ'- und Lilienduft.
Und wie ich aufſah, ſchlang — wie ſeltſam eigrn! —
Sich um den Kirchenturm ein Engelreigen,
Ein großer Kranz von lieblichen Geſtalten,
Die in den Händen Notenblätter halten,
Poſaunen, Cymbeln, — wie auf alten Bildern
Nur einem es gelungen ſie zu ſchildern,
Dem Fra Angelico; — ich ſchaute ſtumm,
Das weiße Mondlicht floß um ſie herum,
Und durch die Lüfte zog ein hellrs Klingen,
Als hört' ich alte Weihnachtslieder ſingen,
Als übten ſie in Feſtgewändern da
Schon für die heil'ge Nacht das Gloria.
Und wie ich ſtaunend noch und lauſchend ſtand,
Da teilte oben ſich die Wolkrnwand,
Als ſchöbe ſacht ein Vorhang ſich zurück;
Dahinter lugt' für einen Augenblick
Mit Strahlenaugen auf die Erde nieder
Das Chriſtkind ſelber, — dann verſchwand es wieder.
Drr holde Engelreigen löſte ſich,
Bis auch die letzte Lichtgeſtalt verblich
Und grau ſich in der grauen Nacht verlor. —
Dir Sache kommt euch nun unglaublich vor,
Ihr fragt, ob das auch andre noch geſehn?
Ja, ihre Schuld iſt's doch, wenn's nicht geſchehn,
Wenn ſie, in Weihnachtsſorgen ganz verſtrickt,
Vor lauter Eile nicht empor geblickt.

Ad. Stier.

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Auch in dieſem Jahrhundert hat ſich die Menſchheit nach nicht dazu bequemt, die Sehnſucht idealiſtiſcher Träumer zu erfüllen und die Erde in ein Paradies zu verwandeln. Nach immer nicht will ſich der Leu friedlich zum Lamm geſellen, nach immer ſucht der Starke — ob Valk, ob einzelner — rückſichtslos oder rückſichtsarm ſeinen Vorteil auf Koſten des Schwachen. Und doch dürfen wir mit einiger Genugthuung auf den Weg zurückblicken, den wir ſeit 1800 durchmeſſen haben. So groß auch der Abſtand iſt zwiſchen Wunſch und Wirklichkeit, fraglos iſt es doch, daß ſich auf allen Gebieten des Lebens das allgemeine Behagen vermehrt, die Geſittung erweitert und vertieft hat. Vielleicht wäre auch heute mancher geneigt, in die Klage einzuſtimmen, die Schiller an der Wende des vorigen Jahrhunderts erhob: „Edler Freund, wo öffnet ſich dem Frieden, wo der Freiheit ſich ein Zufluchtsort? Das Jahrhundert iſt im Sturm geſchieden, und das neue öffnet ſich mit Mord ... In des Herzens heilig ſtille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang! Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume, und das Schöne blüht nur im Geſang.“ Aber dieſe Klage würde heute nicht mehr den Wiederhall finden wie dereinſt. Freilich ſteht im Jahre 1899 ebenſo wie 1799 ganz Europa unter Waffen, aber die Waffen der Gegenwart wahren, faſt immer mit Erfolg, ſeit Jahrzehnten den Frieden der Kulturwelt, während in den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts auf hundert Schlachtfeldern in Italien, in der Schweiz, in Deutſchland, in den Niederlanden bis zur Erſchöpfung gekämpft wurde. Es iſt denn doch ein Unterſchied, ob am Jahrhundertende ſich Briten und Buren da unten in der Kafferngegend balgen oder ob ein Reich, wie das alte Deutſche Reich unter den Schlägen der Franzoſen in Stücke bricht und die Karte Europas zur Hälfte ein ganz neues Ausſehen gewinnt. Von den „zwa gewaltgen Nationen“, die in Schillers Tagen „um der Welt alleinigen Beſitz“ rangen und „aller Länder Freiheit zu verſchlingen“ drohten, iſt die eine — Frankreich — in eine ſehr beſcheidene Stellung gedrängt worden, der anderen aber — England — ſind in Rußland, in der Union, in Deutſchland die zäheſten und thatkräftigſten Mitbewerber erwachſen. Gerade der Deutſche hat alle Urſache, mit gerechter Freude einen Vergleich zu ziehen zwiſchen 1800 und 1900. Für die Nörgler und Schwarzſeher aber, die das nicht ohne weiteres zugeben wollen, weil auch heute noch das Licht mit Schatten durchſetzt, unſer Himmel noch nicht wolkenklar iſt, für die erſcheint gerade zur rechten Zeit ein Buch, aus dem auch der trübſinnigſte Zweifler erſehen kann, daß wir immerhin in der Welt vorwärts gekommen ſind und daß dem Alten gegenüber das Neue faſt durchweg einen Gewinn bedeutet. Dieſe Erkenntnis läßt ſich ohne viel geiſtige Anſtrengung erzielen, denn jenes Buch iſt ein Roman, Wilhelm Jenſens neueſter Roman „Um die Wende des Jahrhunderts“ (Dresden, Carl Reißner). Weder im Problem noch im Empfindungsgehalt reicht die Erzählung an die Schöpfungen heran, die Jenſen in den letzten Jahren veröffentlicht hat. Es geht von den Perſonen und von den Vorgängen im allgemeinen wie ein Hauch von Gleichgültigkeit aus; man ſteht dem Ganzen wie einer Kurioſität gegenüber, die man mit Neugier, mit lächelndem Staunen betrachtet, aber ohne innere Teilnahme. Das liegt freilich zum großen Teil am Stoff, der zu einer ironiſchen, halb tändelnden Behandlung geradezu herausfordert. Aber auch jene Geſtalten, für welche der Dichter eine ernſtere Sympathie in Anſpruch nimmt, ſind zu flüchtig charakteriſiert, nicht reich genug entwickelt, um in der Erinnerung lebendig zu bleiben. Im übrigen aber hat der Dichter künſtleriſch aus dem Stoff herausgehalt, was nur immer an Stimmungsreizen herauszuſchmelzen war. Im engen Rahmen gibt er ein treues, wenn auch ſatiriſch gefärbtes Bild von den Zuſtänden, die vor hundert Jahren im römiſchen Reich deutſcher Nation die herrſchenden waren und die, bis zur Fäulnis überreif, beim erſten Sturmeshauch der Vernichtung verfallen mußten. Was der Dichter von der Reichsgrafſchaft Falkenberg-Hochberg zu berichten weiß, das galt dereinſt ſo ziemlich vom ganzen Deutſchen Reich; nur vereinzelt hatte das Leben ſchon damals ein kraftvolleres Gepräge, einen tieferen Gehalt. Von den Gedanken und Empfindungen, die in den Kreiſen der Leſſing, Kant und Goethe gärten und reiften, wurde die Maſſe, weder die ariſtokratiſche noch die plebejiſche, im geringſten berührt; die trug erſt der Sturm, der das morſche Gebäude über den Haufen warf, ins Weite hinaus und verſtreute ſie nach allen Seiten. Nur einige Meilen Land umfaßt die Reichsgrafſchaft Falkenberg, aber für dies winzige Gebiet bedeutet der Souverän, Seine Erlaucht Graf Walfgang genau dasſelbe, was einſt Lud-

wig XIV. für Frankreich war: die Sonne, von der alles Licht, alle Wärme, alles Gedeihen ausgeht. Nur Serenissimus hat die Möglichkeit, sich unbeschränkt auszuleben, alle anderen sind von seinen Launen abhängig, sie haben keinen weiteren Spielraum, als ihn die Willkür des Gebieters bestimmt und zuläßt. Aber auch Seine Erlaucht machen von der Möglichkeit, sich auszuleben, nur einen kärglichen Gebrauch. Soweit seine Zeit nicht durch Diner und Schlaf in Anspruch genommen wird, ist sie ausschließlich der Galanterie gewidmet. Was in ihm an Erfindungskraft rege ist, bethätigt er in allerlei Spielen, Festlichkeiten und Maskeraden, die er zu Ehren seiner jeweiligen „Herzensdame" veranstaltet. Ihre Erlaucht, die regierende Gräfin, haben die Pflicht, beständig krank zu sein, um dieses fröhliche Treiben nicht durch ihre eheliche Gegenwart zu stören. Die jeweilige Treue des Herrn Reichsgrafen umspannt im Durchschnitt einen Zeitraum von fünf Jahren; nach Verlauf dieser Frist ergreift ihn ein unbezwinglicher Drang nach Abwechselung, nach dem Gegensatz dessen, was ihm bisher allein anziehend erschien. Eine Zeitlang schwärmt er für das Stattliche, Pompöse, für die vollerschlossenen Treibhausblüten, und es gelingt ihm, sein Ideal in einer Dame à la Gräfin Dubarry zu entdecken und an sich zu fesseln. Allmählich aber wird er der Toupets und Schönheitspflästerchen müde, und er sehnt sich nach schlichter Einfalt, nach ungekünstelter Natur, nach holder deutscher Minnig- und Sinnigkeit. Die junge Maid aber, die das neue Ideal verkörpert, weiß die Ehre, die ihr widerfahren soll, nicht zu schätzen; überdies wird sie bei einem Hoffest, das unglücklich abläuft, durch Brandwunden so entstellt, daß sie für den abgeklärten Schönheitssinn des hohen Herrn nicht weiter in Betracht kommt. Als Ersatz für sie tritt eine schlanke Britin ein, die in kluger Sprödigkeit das erste Gesetz weiblicher Kriegstaktik sieht. Schließlich aber findet der Graf seine Maintenon, in deren Gesellschaft er fromm wird. Und es ist hohe Zeit für ihn, den flüchtigen Freuden der Weltlichkeit zu entsagen, denn eines Tages erfährt Seine Erlaucht durch ein Dekret Sr. Majestät Napoleons I., daß die Souveränität der Reichsgrafschaft Falkenberg-Hochberg über Nacht erloschen ist. Auseinander stiebt alsbald der Hof, der en miniature alles aufwies, was ein Fürst von Gottes Gnaden zu seiner Umgebung benötigte, von Obereeremonienmeister, Oberstallmeister und Hofnarren bis zum Heer der Lakaien, Köche und Kuriere. Und solange „Monseigneur" die Macht hatte, erstarben die Höflinge vor ihm in derselben Devotion wie die französischen Grandseigneurs vor dem roi Soleil. Ebenso war auch die Bürgerschaft des Sechsmeilenreichs eine einzige devote, dem Herrn gegenüber willenlose Masse. Zeitweilig regt sich in dieser oder jener Seele etwas wie Empörung, wenn der Selbstherrscher gelegentlich mit seinen Machtbefugnissen schonungslos in das private Leben seiner Unterthanen hineinfährt, aber an dem Gedanken, daß es nicht angeht, sich gegen die „Obrigkeit, die von Gott verordnet ist", aufzulehnen, bricht sich schnell der aufsteigende Grimm. Daß trotzdem eines Abends ein jüngerer Unterthan, der Student Bernhard Lindenblatt, es wagt, Seiner Erlaucht einen kräftigen Stoß gegen die Brust zu versetzen, ist mehr eine Folge böser Zufälle, als beabsichtigte Unthat. Der junge Mann will die Geliebte, — es handelt sich um jene Maid, die bald darauf durch Brandwunden entstellt wird, — der Gewalt des fürstlichen Falken entreißen, und in seiner Angst um die Teure weiß er nicht, was er thut, er schlägt rücksichtslos um sich, und so kommt Serenissius zum erstenmal im Leben zu einem schmerzlichen Puff. Natürlich soll diese Majestätsverletzung, wenn sie auch fast unbewußt geschehen, aufs schwerste geahndet werden. Als aber der Graf hört, daß der Student der Sohn eines Jungfräuleins ist, welches Seine Erlaucht als Jüngling mit ihrer Neigung beehrten, wird er milder gestimmt und bestraft den Frevler nur mit Verbannung aus dem Vaterlande Falkenberg. Bernhard geht nach Frankreich, wird mit der Zeit Kapitän in der Revolutionsarmee und findet Gelegenheit, als die Armee bis in die Falkenbergschen Lande vordringt, seinen ehemaligen Souverain ein wenig zu demütigen. Ihm ernstlich weh zu thun, bringt er als Sohn nicht übers Herz. Weniger Glück, als mit seinem Racheverlangen, hat er mit seiner Liebe. Als er nach geraumer Zeit wieder mit der Geliebten zusammentrifft, weist Dietchen seine Werbung zurück, weil sie mit ihren Brandnarben sich seiner nicht würdig fühlt. Bernhard, der inzwischen seinen französischen Rock ausgezogen, geht verzweifelt ab, tritt bei den Preußen ein, kämpft bei Auerstädt mit und wird schwer verwundet. Geheilt, aber durch eine tiefe Narbe im Gesicht entstellt, kehrt er in die Heimat zurück. Und jetzt ist er für Dietchen der rechte Mann. Er rechts, sie links gezeichnet, eine anmutigere eheliche Symmetrie läßt sich nicht denken. Wie man sieht, läuft auch diese Liebesgeschichte auf eine Art Kuriosität hinaus. Ein ernsteres Herzensinteresse kann man dem narbengeschmückten Paar nicht gut abgewinnen. Was der Roman künstlerisch Anziehendes bietet, das steckt in den Sittenschilderungen und in der launig ironisierenden Weise, in der Jensen das Miniaturversailles mit seinen Rokokogestalten vorführt.

In eine Epoche, die der von Jensen behandelten nur um ein Jahrzehnt vorausgeht, versetzt der Roman Moritz von Kaisenbergs „Werner von Brunshausen" (Marburg, N. G. Elwert). Wie es scheint, hat Kaisenberg historische Familiendokumente zu seiner Arbeit benutzt; Geschichtliches und Romanhaftes ist in ihr bunt untereinander gemengt. Unter den Hessen, die im Jahre 1776, von dem Landgrafen an die Engländer verkauft, zur Bekämpfung der amerikanischen Rebellen über den Ocean fahren, befindet sich Werner Brunshausen, der Sprößling eines altadligen Geschlechts. Der junge Mann hat sich in ein Mädchen verliebt, über deren Herkunft die widersprechendsten Gerüchte umherlaufen. Sie lebt mit ihrer Mutter zusammen, die einen gut bürgerlichen Namen führt, Vertrauten gegenüber jedoch die Behauptung aufstellt, daß sie die angetraute Gattin eines hessischen Edelmanns sei. Die Ehe sei aber nicht von langem Bestand gewesen, eines Tages habe sie der Mann böswillig verlassen, um nach Amerika zu gehen, und habe

unglücklicherweise alle Papiere, darunter auch den Trauschein, mit sich genommen. Es ist erklärlich, daß diese Erzählung nicht allzuviel Gläubige findet. Unter den Zweiflern ist der Vater Jungwerners einer der hartnäckigsten, und er verbietet daher dem Sohne auf das entschiedenste den weiteren Verkehr mit der hergelaufenen illegitimen Bettelprinzessin. In bitterem Unmut läßt sich Werner als gemeiner Soldat anwerben, seiner Liebe wird er jedoch nicht untreu, er hofft, irgendwo in Amerika den Vater der holden Elsa zu entdecken und damit in den Besitz des bedeutungsvollen Trauscheins zu gelangen. Sein Glaube trügt ihn nicht. Der Zufall ist ihm günstig, und eines Tages läuft ihm in der That der Schwiegervater in spe, der unter Indianern selbst ein Halbindianer geworden ist, in die Hände. Der alte Edelmann stirbt bald hernach, glücklicherweise hat er aber beizeiten bei irgend einem Bankhaus seine Papiere niedergelegt, und so kehrt Werner triumphierend in die Heimat zurück. Hier ist inzwischen Elsa zu einer großen Dame gewarden, da eine der vornehmsten Frauen des Landes das reizende Mädchen adaptiert hat. Viel umwarben, hat die Süße gleichwohl ihren Werner nicht vergessen, und als er endlich wieder auftaucht, wird sie die Seine. Das hat alles ganz den Anstrich eines Märchens, wie es die Großmutter den Enkeln zu erzählen pflegt, aber zum Glück für den Verfasser gibt es auch unter den Erwachsenen Märchenliebhaber genug. Wer sich nicht dazu zählt, kommt immerhin bei dem Buche gleichfalls auf seine Kosten; er kann sich an die Kriegsabenteuer halten. In frischer und anschaulicher Weise berichtet Kaisenberg von den Kämpfen der vereinten Hessen und Engländer gegen die Amerikaner. So tapfer sich die Königlichen hielten, so sehr sie durch soldatische Disciplin den aufständischen Milizen überlegen waren, so mußten sie doch notwendig auf die Dauer den kürzeren ziehen, weil die englische Führung unter aller Kritik war. Wie es möglich war, daß sich Bourgoyne und Cornwallis mit ihren ganzen Armeen bei Saratoga und Yorktawn den Amerikanern ergeben mußten, das legt der Verfasser überzeugend dar. Nebenbei sucht er den hessischen Landgrafen, der seit Schiller und Schubart den üblen Ruf eines Menschenschacherers genießt, nach Möglichkeit weiß zu waschen. Es gelingt ihm das aber nur in beschränktem Umfang. Wenn es wahr ist, daß die hessischen Landeskinder nicht, wie in „Kabale und Liebe“ zu lesen ist, mit dumpfer Verzweiflung, sondern mit heller Begeisterung sich nach England abliefern ließen — um so schlimmer für sie . . . Einheitlicher als diese etwas verzwickte Mischung von Märchen und Geschichte, nimmt sich ein anderes Buch Kaisenbergs „Die Ritter vom Sporn“ (Berlin, Karl Sigismund), eine Sammlung von zehn Erzählungen „aus kavalleristischen Kreisen“ aus. Hier, wo der ehemalige Rittmeister seine Stoffe aus dem Soldatenleben der Gegenwart entnimmt, ist er ganz in seinem Element. Aber nur im Stil herrscht eine gewisse Einheitlichkeit, dem Thema nach waltet eine Mannigfaltigkeit, wie sie nur derjenige erreicht, der mitten aus dem Leben schöpft. Tragisches und Lustiges, Harmloses und Bedenkliches wechselt beständig miteinander ab. Der Verfasser ist kein Schönfärber, er weiß von viel Tüchtigem und Mannhaftem zu berichten, aber er verhehlt auch die bösen Erfahrungen nicht, die er gemacht. Gleich den Beginn des Buches gibt eine Ehebruchsgeschichte ab, die von den laxen Sittlichkeitsanschauungen bestimmter Kreise ein beredtes Zeugnis ablegt. Düstere Schicksale spielen sich in den Geschichten „Hoffnungslos“ und „Wer trug die Schuld?“ ab; in der einen kommt ein wackerer Edelmann, dessen Frau dem Laster der Trunksucht erliegt, in den Verdacht, die Gattin vergiftet zu haben, in der anderen verliebt sich ein Offizier in die eigne Schwägerin, und so sehr er gegen die Leidenschaft anringt, kann er doch das Verhängnis nicht aufhalten, daß die Geliebte um seinetwillen in den Tod geht. Nahe ans Spiritistische streift die Erzählung „Ein Traum“; auch sie trägt ein tragisches Gepräge. Um so fröhlicher geben sich die Skizzen, in denen der Verfasser von allerlei soldatischen Originalen, von Glückskindern und Pechvögeln plaudert; sie kommen freilich zum Teil über das Anekdotenhafte nicht hinaus. Die Erzählungsweise Kaisenbergs ist überall flott und lebendig; ein Zug des Dilettantischen läßt sich jedoch in Stil und Aufbau schwer verkennen.

Litterarisch ernster zu nehmen ist der Roman „Aus zwei Lagern“ (Jena, H. Costenable), das jüngste Werk Karl Taneras, das seinen Stoff der Geschichte der neuesten Zeit entlehnt. Freilich muß auch hier zwischen dem historischen Kern und der romantischen Einkleidung unterschieden werden; die letztere wirkt recht spannend, aber sie hat doch, dem Historischen gegenüber, etwas Kleinliches und allzu Abenteuerliches. Dem Verfasser ist es darum zu thun, ein umfassendes, reichbewegtes und anschauliches Bild von den Ereignissen des letzten russisch-türkischen Krieges zu geben. Zu diesem Zweck muß er die Vorgänge in beiden Lagern, im russischen wie im türkischen, schildern, und daher braucht er einen „Helden“, der hier wie dort alles Bedeutsame miterlebt, der sich bald auf dieser, bald auf jener Seite herumtreibt. Ohne eine kühne Erfindung läßt sich die Sache nicht gut durchführen. Schade nur, daß die Fabel, die Tanera sich austiftelt, nicht in größerem Stil gehalten ist. Er erzählt von einem Berliner Kanzleirat, der seine Stellung verloren hat, weil er in den Verdacht gekommen ist, einem russischen Spion Wassilew die Pläne der Festung Thorn ausgeliefert zu haben. Beweisen kann man den Verdacht nicht, aber man traut dem alten Beamten nicht mehr. Zu seinem Glück gibt es einen sehr unternehmungslustigen Jüngling, Otto Waldt, der sich in das Töchterchen des Kanzleirats verliebt hat. Dem guten Otto geht es gegen den Strich, daß der Vater seiner Angebeteten als ein Verbrecher dastehen soll, und er faßt daher den Plan, den Beweis für die Unschuld des Verklagten herbeizuschaffen. Einen besonderen Ansporn für ihn, den Plan auszuführen, bildet die Hoffnung, den Vater, der bisher seiner Werbung feindlich entgegenstand, umzustimmen. Über den Weg, den er einzuschlagen hat, ist sich Otto bald klar. Er will persönlich den Russen aufsuchen, um ihn auf irgend eine

Digitized by Google

Weise zu veranlassen, das Geheimnis, wie die Pläne in Wasselews Besitz gekommen sind, preiszugeben. Wie er erfähret, befindet sich der Spion gegenwärtig in Pest, wo er auf den Ausbruch des Krieges lauert, um durch Kundschafterdienste seinen Geldbeutel zu füllen. Otto reist ab, versteht es sich dem Russen zu nähern, gewinnt sein Vertrauen und erreicht es, daß ihn Wasselew als Diener annimmt. Aber er merkt bald, daß er sehr vorsichtig vorgehen muß, um dem geriebenen Hallunken das Geheimnis zu entreißen. Und so ist er gezwungen, ein ganzes Jahr lang den treuen Diener zu spielen. In dieser Zeit macht er als Begleiter Wasselews den Feldzug der Jahre 1877/78 von Anfang bis zum Ende mit, fortwährend in rastloser Bewegung, alle Gefahren mißachtend, bald mit den Russen über den Balkan dringend, bald mit den Türken die Ungläubigen zurückjagend, denn Wassetew treibt ein Doppelspiel, er ist russischer und türkischer Spion zugleich und verrät heute seine Landsleute an die Mostems, morgen die Türken an die Russen. Endlich aber hat Otto seinen biederen Herrn in der Falle, die er ihm seit langem gestellt, endlich kann ee ihn vor Zeugen zwingen, zu offenbaren, daß der Spion die Thorner Festungspläne nicht dem Kanzleirat, sondern einem anderen Beamten verdankt. Und sofort macht sich Otto auf und davon, um das Zeugnis an der rechten Stelle zu verwerten. Dee Kanzleieat wied rehabilitiert und aus Dank erläßt er nach kurzer Frist die Anzeige: Die Verlobung seiner Tochter Feodora mit dem Kaufmann und Leutnant der Reserve Otto Waldt gestattet sich ergebenst ɔc. ɔe. Es mag Leute geben, die den Reiz dieser Erfindung besser zu würdigen wissen, als ich. Jedenfalls steckt der eigentliche Wert des Romans nicht in der Einkleidung, sondern in den ebenso lebensvollen wie farbensatten Kriegsschilderungen. Die Bilder, die Tanera von dem Übergang dee Russen über die Donau, von den Kämpfen um Plewna, von den furchtbaren Drangsalen des Winterfeldzuges entwirft, sind so packend und plastisch in jeder Einzelheit, daß sie an das Beste, was auf dem Gebiete der Kriegsschilderung geleistet worden ist, heranreichen.

Von den Weihnachtsdichtern, die sonst in jedem Jahr mit einer Festgabe sich einzustellen pflegten, ist diesmal keinee auf dem Plan. Ebers ist dahin gegangen, wo man keine Bücher mehr schreibt, und Julius Wolff scheint mit seiner neuesten Märe noch nicht fertig gewoeden zu sein. Vielleicht als Ersatzmann tritt einee seiner Schüler, Feanz Mahler, vor die Öffentlichkeit mit einer Dichtung „Alräunchen“ (Wien, A. Hartleben), die dem „großen Meister“ Wolff gewidmet ist. Über die Verse dieses Meistees habe ich mich oft in banger Klage ergehen müssen, aber es mag ihn trösten, daß er endlich einen Jünger gefunden hat, der es noch ganz anders versteht, in kindlichen Naivetäten zu schwelgen und die nüchternste Prosa in gebundener Rede zur Parade hinzustellen. „Alräunchen“ gehört zu den neckischsten Büchlein, die mir jemals vorgekommen sind. Von dem Inhalt wage ich nur zu verraten, daß dee Ratsherr Biedermann die Hand seines Töchterchens demjenigen verspricht, der ihm einen Alraun als Heilmittel gegen das quälende Zipperlein verschafft. Alsbald machen sich zwei Jüngtinge, der lustige Gutgesell Heinz und der schlimme Hans, auf den Weg, nach dem Alraun zu suchen. Natürlich entdeckt ihn Heinz, wäheend Hans, ohne daß er es ahnt, ein Eselsohr heimbringt. So köstlich wie diese Erfindung sind die Verse, die dem packenden Stoff zur rechten Wirkung verhelfen. Gleich im Anfang heißt es:

Heinz war wie alle Künstler, flott und keck,
Doch auch von Herzen brav und unverdorben,
Wie man es heutzutag nur selten findet.
Er baute fest und sicher auf sein Glück,
Das ihm die Zukunft zweifellos bereite,
Dieweil er seines Gönners Herz besaß,
Der frischen, flotten Burschen sehr gewogen,
Zumal er selbst doch galt ats Lebemann . . .
Der Ratsherr war, wie vorher kurz erwähnt,
Der Lebensfreuden schwelgender Genosse,
Nicht abhold guter Speis' und gutem Trank,
Obwohl er stark mit Zippeelein behaftet
Und darum lieber sollt' diät sich halten.

Zu solchen Schilderungen müssen heut die armen fünffüßigen Jamben herhalten, die einst im „Tasso“ und „Wallenstein“ so adlig stolz einherschreiten durften. Der alte Weise hat recht: „Was zu einfältig und dürr ist, in Prosa gesagt zu werden, das kleide in Verse ein, dann geht's immer noch mit durch.“ Prächtig aber klingt das hohe Lied vom Alraun in Klingklangtönen aus, die unmittelbar Julius Wolff abgelauscht zu sein scheinen:

Alrunchen, Alräunchen, du Märlein der Ammen,
Brachtst wundersamlich zwei Pärlein zusammen,
Alrunchen, Alräunchen, du Wunderwurz klein,
Bring Glück auch und Segen ins Haus uns hinein.
Alrunchen, Alräunchen, possierliches Männlein,
Wir weihen dir heut ein gebührliches Tönnlein,
Alrunchen, Alräunchen, gebadet in Wein,
Wirst allzeit ein fröhlicher Hausgeist du sein.

Hoffentlich erfüllt Meister Wolff den Wunsch des Dichters, den dieser in der Widmung ausspricht:

Sieh seeundlich auf mein Wollen mehr dabei,
Wie auf mein Können im Gedankenspinnen:
O, möchtest du ein mildes Urteil kündeu!

Mahler will in diesem Fall „den Spruch der Lästerbank leicht nehmen“, und so kann ich schließlich nur sagen: möge ihm die Bank leicht sein!

Sind aber auch die gewohnten Weihnachtssänger ausgeblieben, so fehlt es doch keineswegs an Werken, die jedem Festtisch zur Zier gereichen werden. Nicht daß sie durch äußerlichen Prunk sich dazu eigneten, sondeen weil in ihnen echtdeutsches Empfinden, hellfröhlich oder weihevoll, zum Ausdruck kommt. An erster Stelle möchte ich hier auf die neuesten Bücher, die Hanns von Zobeltitz veröffentlicht hat, hinweisen. Auf die übermütige, von saftigem Humor sprudelnde Berliner Zigeunergeschichte „Lichterfelderstr. Nr. 1“ (Berlin, Schuster & Loeffler), die in diesen Heften zuerst veröffentlicht wurde, und auf den gehaltreichen, lebhaft fesselnden Roman

„Die Stärkere“ (Jena, H. Castenoble). Näher auf beide Werke einzugehen, bleibt mir bei den nahen Beziehungen des Verfassers zu Velhagen und Klasings Monatsheften leider versagt; ich muß es bei einem blaßen Hinweis auf die Thatsache bewenden lassen, daß die Erzählungen nun auch in Buchform erschienen sind.

Wie Hanns van Zabeltitz sind auch Marx Möller und Frida Schanz den Lesern der Monatshefte, nicht durch Prosa, aber als Verspoeten seit langem wohl vertraut. Beide haben, was ihnen an künstlerischer Frucht in den letzten Jahren gereift ist, zu Garben vereinigt und an die Öffentlichkeit gebracht, Möller in der Sammlung „Lieder und Legenden“ (Berlin, Freund & Jeckel), Frida Schanz in dem schmuck ausgestatteten Werkchen „Unter dem Eschenbaum“ (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing). Es kommt in den beiden Sammlungen mehr als ein verwandter Zug zum Vorschein; die Kunst, die sich da entfaltet, sucht nicht große Geistesideen, wilde Leidenschaften, verzwickte Seelenprobleme zu gestalten, sie hält sich mehr an das Schlichte, Stille, Feine, sie wendet sich vor allem an das Gemüt, sie kündigt immer wieder von der Liebe, in deren Dienst auch der Alltagsmensch zum Helden werden kann, von dem Frieden, der höher ist als alle Vernunft, — eine Herzenskunst im innersten Sinn des Wortes. Ueberdies sind beide Bücher von Heimatduft durchweht, deutsch in jedem Trieb, in jeder Ader, Weihnachtsbücher, nicht von des Buchbinders Gnaden, sondern weil sie aus demselben Geist herausgeschaffen sind, dem die deutsche Weise, das Fest zu begehen, ihren Ursprung verdankt. Aber Möller und Frida Schanz, sie beide sind auch Meister auf ihrem Instrument, ihr Spiel mit Vers und Reim nimmt sich fast virtuosenhaft leicht und gefällig aus. Bei aller Verwandtschaft sind auch starke Unterschiede nicht zu verkennen. Möller ist ein echter Niederdeutscher; sein Vortrag hat etwas Breites, Behäbiges, derb Realistisches; hier und da wird er allzu nüchtern und trocken und gibt mehr versifizierte Prosa, als Poesie. Auch verliert er sich zuweilen, wie in der Legende vom Junggesellen, in eine Art von Naivetät, die einem reiferen Geschmack nicht recht bekömmlich ist. In anderen Dichtungen stört ein gewisser philiströser Zug oder ein allzu gezwungenes Bild. So ist der Vergleich des Frühlings mit einem Commis voyageur, wie es nicht anders sein kann, recht mangelhaft durchgeführt; dies Bedenken richtet sich aber nur gegen den Vergleich, in ihren Einzelheiten ist die kleine Dichtung voll köstlicher Frische. Noch deutlicher aber zeigt sich, was Möller als Poet zu leisten vermag, in seinen lyrischen Versen, so in dem stimmungsvollen „Der Abend kommt gegangen“ und in dem gleich gedanken- wie empfindungstiefen Gedicht „Ein Traum“. Ergreifend durch ihren Gemütsgehalt und ihre sinnvolle Ethik wirken die Legenden von „Frau Anne“ und die vom Tode und der Mutter, packend durch sein eigenartiges Kolorit das Capriccio vom jüngsten Ratsherrn. Vielseitiger noch als Möller ist Frida Schanz, in der Form schmiegsamer, in Stimmung und Farbengebung brennender, bestrickender. Auch sie gibt ihr Bestes, wo sie innige Gemütstöne anschlägt und von schlichten Alltagskindern erzählt, die im Kleinen das Große leisten an Leid und Überwindung. Nirgends aber fällt sie ins Nüchterne und Triviale. Das alte Lied vom Scheiden und Meiden wird in dem Gedicht „Die Wassermühle“ stimmungswirksam variiert, von Mutterschmerzen künden ebenso eigenartig wie zu Herzen gehend die Dichtungen „Unter dem Schnee“, „Die Blinde“ und „Die Frau Major“, reizvoll durch ihren feinen Stimmungsduft wirken die Gedichte „Das letzte Zeugnis“ und „Sterbekameraden“. Aber auch da, wo die Dichterin ihrer Neigung zum Phantastischen nachgeht, in den Märchen „Der Hirt“, „Die Spinnerin im Monde“, „Das selige Fräulein“, und vor allem in der düsteren Ballade „Das Hexenkind“ versteht sie es, den Leser unwiderstehlich zu bannen und in der Verückung festzuhalten. Überall ist die Form nicht nur äußerlich vollendet, sondern auch dem Gehalt feinsinnig angepaßt. Hier und da, wie in dem kleinen Idyll „Das Mühlenmärchen“ reicht Frida Schanz an das Beste, was Annette Droste-Hülshoff geschaffen, heran. Daß die Dichterin schließlich auch im Launigen Vortreffliches leistet, das zeigt sie in den „Teufelslegenden“. So reiht sich die Sammlung würdig an das ältere Werk der Dichterin an, das den Titel „Filigran“ führt.

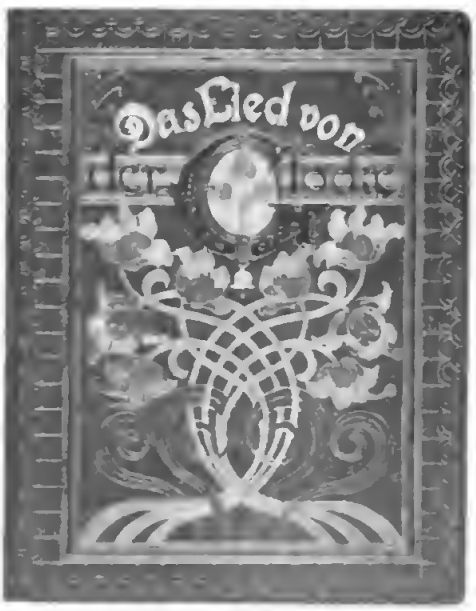
Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Das vorliegende Heft hat als Weihnachtsheft einen besonders festlichen illustrativen Schmuck erhalten. Als farbiges Titelbild bringen wir eine prächtige Studie zu der Madonna, mit der Professor Franz Simm die Giebelwand seiner Villa in Schwabing bei München — ein echtes Künstlerheim — schmückte. Ein zweites Madonnenbild schalteten wir, als ausgezeichneten Holzschnitt, zwischen S. 384 und 385 ein. E. Veith, ein jüngerer Wiener Künstler, wandelt in dem schönen, warmempfundenen Gemälde unverkennbar auf den Spuren der großen Renaissancemeister, die den Typ der Jungfrau mit dem Jesusknaben in so unübertrefflicher Weise festgelegt haben; trotzdem gibt er doch auch aus Eignem hinzu — es liegt besonders in den Gestalten, in den Gesichtern der drei Kinder, die sich um die Madonna scharen, ein ganz eigner Reiz und selbständige Auffassung. —

Rudolf Passin-Berlin holte sich das Modell zu seinem kleinen originellen Mädchenbilde (zw. S. 360 u. 361) von den holländischen Inseln, die nicht nur durch die frische Erscheinung ihrer Mädchen und Frauen, sondern mehr fast noch durch deren eigenartige Tracht für unsere Maler so viele Anziehungspunkte bieten. — In der Reihe der Worpsweder Künstler nimmt, neben Fritz Mackensen, H. Vageler, Fritz Overbeck, Hans am Ende, Otto Modersohn eine immer kräftiger hervortretende Stellung ein. Er ist wohl der ausgesprochenste Landschafter der kleinen Gruppe, die in dem einsamen Bremer Moordorf im Sinne echter Heimatskunst schafft; eine vornehme, in sich gekehrte Künstlernatur, die nie nach äußerlichen, blendenden Effekten hascht, vielmehr mit einfachen Mitteln das Höchste zu erreichen strebt, was die Landschaft überhaupt zu bieten vermag: den Eindruck einer bestimmten Stimmung in der Natur. Man hat Modersohn denn auch wohl einmal nicht unpassend den Lyriker unter den deutschen Landschaftern genannt. Sein schönes Bild „Unwetter" (zw. S. 368 u. 369) gereichte der diesjährigen Dresdener Ausstellung zur besonderen Zierde. —

Einband. Entworfen von P. Kersten.



Einband.
Entworfen und ausgeführt von H. Sperling in Leipzig.

Professor Richard Friese-Berlin, der große Tiermaler, führt uns diesmal in hohe Breiten. Sein Gemälde „Eisbären auf Spitzbergen" (zw. S. 376 u. 377) beruht auf eigner Anschauung; als der Künstler Spitzbergen besuchte, sah er den riesigen Gesellen im Vordergrunde auf der Berentina-Insel unterhalb der „Warde," des von Fangschiffern als Wahrzeichen aus losen Steinen aufgerichteten Baues, der auch auf dem Gemälde wiedergegeben ist. — Von Spitzbergen nach dem sonnigen Süden! C. Tiratelli gibt ein frohes Fest in Neapel wieder (zw. S. 400 u. 401), das sich im lustig geschmückten Hafe eines Albergo mit dem Klang der Mandolinen, den übermütigen Weisen der Volkssänger abspielt. — Ein prächtig gemaltes Wildbretstück — zu den weihnachtlichen Festtagen gehört doch nun einmal auch der Festbraten! — von A. Schröder (zw. S. 408 u. 409) mag uns in die Heimat zurückführen. —

Unsere Städte schmücken sich jetzt erfreulicherweise gern wieder mit öffentlichen Zierbrunnen, in Berlin, Bremen, Hamburg, München ꝛc. sind im letzten Jahrzehnt neue monumentale Brunnenanlagen geschaffen worden, die das architektonische Bild der Städte auf das vorteilhafteste beeinflussen. Wir bringen zwischen S. 448 u. 449

den Entwurf eines Brunnens von dem talentvollen Berliner Bildhauer H. Hoſaeus, ein ungemein phantaſiereiches Werk von faſt Böcklinſcher Kraftfülle. —

Von Gabriel Metſu, dem großen Leidener Kleinmaler des XVII. Jahrhunderts, ſchalteten wir auf S. 393 eine Reproduktion der berühmten „muſikaliſchen Unterhaltung“ ein — charakteriſtiſch für ſeine Art, Scenen aus dem Leben des wohlhabenden Bürgertums wiederzugeben. Auf S. 397 geben wir eine kleine Studie von Prof. Ludwig Dill, der diesmal ausnahmsweiſe einmal ſein Motiv nicht in der Umgebung Münchens, ſondern in der Lagunenſtadt fand. — Sehr intereſſieren wird es unſere Leſer, Paul Heyſe als Zeichner kennen

Hochzeitsalbum.
Entworfen von L. Süttterlin, ausgeführt von W. Collin in Berlin.

zu lernen. Die näheren Bekannten des Dichters wußten freilich längſt, daß er neben der Feder auch den Stift trefflich zu führen verſteht — in weiteren Kreiſen aber wird es ungemein überraſcht haben, daß der Verlag von F. Bruckmann in München diesmal eine Gabe von 25 Porträtſkizzen Heyſes auf den Weihnachtstiſch legen konnte, Bilder Münchener Schriftſteller, die unter dem Geſamttitel „Das litterariſche München“ vereinigt ſind. Luſtig erzählt der Dichter in dem Vorwort, wie die Skizzen entſtanden:

„Als ich noch auf der Schulbank ſaß,
Macht' ich mir heimlich oft den Spaß,
Meinen Lehrer abzukonterfei'n,
Friſch ins Diarium hinein.
Auch aus der Kameraden Schar
Manch einen, der behaftet war
Mit einer Naſe von eignem Stil,
Für meinen Stift ein lockend Ziel
In Mathematik- und anderen Stunden,
Daran ich wenig Geſchmack gefunden.

Lederneinband.
Von Georg Hulbe in Hamburg und Berlin.

Dann ſpäter im langen Leben auch
Blieb ich getreu dem alten Brauch . . .“

Paul Heyſe nennt ſich dann ſelbſt beſcheiden einen Dilettanten: „Dilettant heißt der kurioſe Mann, der findet ſein Vergnügen dran, etwas zu machen, was er nicht kann“ — und ſchildert heiter, wie vielleicht Lenbach die Blätter achſelzuckend anſehen würde „. . . und fragt mich über die Straße hinüber, Wir ſind ja Nachbarn, ob nicht lieber, Der Schuſter bliebe bei ſeinem Leiſten, Statt fremder Kunſt ſich zu erdreiſten“ — und wie er,

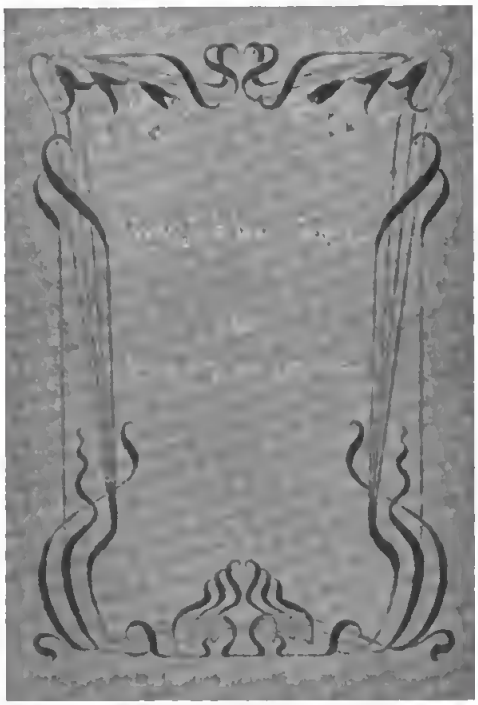
Lederneinband.
Von Georg Hulbe in Hamburg und Berlin.

Heyſe, dann antworten würde „... ſind arme Sachen, Und war doch luſtig, ſie zu machen.“ Wir geben mit Erlaubnis der Verlagsanſtalt die Porträtſkizzen wieder, die der liebenswürdige „Dilettant“ von Wilhelm Jenſen und Richard Voß entwarf. —

* * *

Der künſtleriſche Bucheinband — ich ſpreche hier nicht etwa von Einbänden der ſogenannten Prachtwerke mit ihrer überladenen Vergoldung, ſondern von wirklich künſtleriſch entworfenen und künſtleriſch ausgeführten Einbänden — fußte bis vor nicht langer Zeit in Deutſchland, inſoweit er bei uns überhaupt Verwendung fand, weſentlich auf der Nachahmung alter berühmter Vorbilder, der Einbände etwa der Groliers und Majolis ꝛc. Erſt ſeit etwa 10 Jahren iſt in dieſes Gebiet ein friſches Leben eingezogen, ein ſelbſtändiges Schaffen, anſtatt oft techniſch vollendeter, aber doch geiſtesarmer Nachahmung. Ein Stamm tüchtiger Künſtler iſt herangewachſen, und der wachſende Wohlſtand der Nation hat vor allem

Bucheinband von Julius Hager in Leipzig. Entworfen von Oscar Hager.



Bucheinband von Julius Hager in Leipzig. Entworfen von Oscar Hager.

die Kreiſe erweitert, in denen die Freude nicht nur am Buche ſelbſt, ſondern auch an deſſen würdevollem und eigenartigem äußeren Schmuck ſchon früher lebendig war. Schöne Einbände können nicht billig ſein, wie Dutzendware, aber ein wirklich ſchöner Einband erfreut auch dauernd. Während die Kunſt des Buchbinders merkwürdigerweiſe in dem Lande, in dem ſie früher in ſo hohem Anſehen ſtand, in Frankreich, ſich mindeſtens nicht weiter entwickelt hat, im Gegenteil verflachte und veräußerlichte, iſt ſie in den germaniſchen Ländern, in England, in den Niederlanden, in Deutſchland und nicht zuletzt auch in dem kleinen Dänemark zu einer neuen ſchönen Blüte gelangt. Bei uns haben die Kunſtgewerbemuſeen mit ihren häufigen Ausſtellungen künſtleriſchen Buchſchmucks in dieſer Beziehung äußerſt ſegensreich, wirklich erziehlich gewirkt, nicht nur für die Buchbinder, ſondern gerade für den Geſchmack des Publikums. Wir geben heute — zum Weihnachtsfeſte gewinnt das Buch ja immer eine beſondere Bedeutung — eine Anzahl künſtleriſch ausgeführter Bucheinbände in verſchiedenen Stilarten wieder, die von dem geklärten Geſchmack, der heute in unſeren erſten Werkſtätten herrſcht, und von deren Leiſtungsfähigkeit ein glänzendes Zeugnis ablegen. H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Sizilianer. Nach der Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 5, Januar 1900.

Jahrhundertwende.

Von
Joseph Lauff.

So willst auch du vom Schaugerüst jetzt treten,
Du groß Jahrhundert — groß wie du genaht! —
Dir galten nicht Theurgen und Propheten —
Die That war Trumpf — und fruchtbar war die Saat.
Dem Höchsten nur hast du dich zugewendet,
Wie Moses schlugst du Lebensborn bei Born,
Und vierfach war die Saat, die du gespendet:
Drei Eisenkörner und ein goldnes Korn.

Das erste Korn ...! — Bei Sturm und Wettergrollen,
Da rings die Welt mit Ketten war umhegt,
Hast du beherzt in die geworfnen Schollen
Mit eigner Hand das erste Korn gelegt.
Und wie alsdann die Keime sich entfachten
Beim Wurzelschlagen und im Frührotschein,
Da trieb der Lenker und der Herr der Schlachten
Den Freiheitssturm ins deutsche Herz hinein.

Das andre Korn . . .! — Da ſchien die Welt zu enge! —
Voll Dampf voraus! — Die Zeit ſtand im Verkehr;
Ums Erdenrund warf ſie die Schienenſtränge,
Und unterm Dampf gebändigt lag das Meer.
Und Zeit und Raum verloren ihre Schranken,
Der Thatkraft war der Genius geſellt,
Und wie die Adler flogen die Gedanken
Von Pol zu Pol und in die Sternenwelt.

Das dritte Korn . . .! — Da ſprang aus Grund und Boden,
Nachdem zuvor der Rabenſchwarm geſcheucht,
Im Lederſchurz, im Schmuck der Eichenloden
Der Reichsſchmied vor das flackernde Geleucht.
Und er ſchlug zu! — Die Blaſebälge ſchnoben;
Und Biet bei Biet — und Streich bei Hammerſtreich,
Und unterm Hieb, vom Funkenlicht umſtoben,
Dem Phönix gleich, erſtand das Deutſche Reich.

Das goldne Korn . . .! — Es fand die Ackerkrume,
Ins milde Erdreich ſenkteſt du es ein;
Da ſtieg empor der Dichtkunſt heil'ge Blume,
Und heißes Leben pulſte durch den Stein.
Vieltauſend Harfen klangen im Gelände,
Im edlen Wettſtreit brüderlich gereiht,
Und ſegnend ſchritt um die Jahrhundertwende
Der Friedensfürſt durch die beglückte Zeit.

Und nun auch du! — Du ziehſt in alle Weiten;
Die Wende naht im dunklen Nebelflor;
Ein andres Leben ringt ſich aus den Zeiten:
Das alte geht — ein neues ſtrebt empor.
Und Millionen harren ihm entgegen,
Hin auf die Zukunft Herz und Blick gewandt. —
Herr Gott im Himmel, ſpende deinen Segen,
Denn ihre Saaten ruhn in deiner Hand.

Ein bedeutender Mann.

Roman von

Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

1. Kapitel.

Draußen auf der Straße braute der Oktobernebel. Im Portal des Hotel St. Petersburg waren soeben die elektrischen Glühlampen aufgeflammt. Der breite gewölbte Durchgang zu dem überglasten Hofe lag in hellem Licht. In dem mächtigen Kamin an der linken Längswand, gegenüber dem Treppenhause, knisterten die Buchenscheite. Eine behagliche Wärme füllte den Raum.

Mit bedächtigen Schritten kamen zwei alte Angestellte des Hauses die Treppe herab. Auf der letzten Stufe blieb der eine — ein untersetzter Mann mit rundem Gesicht und spiegelblankem Schädel — stehen und faßte den anderen am Arm.

„Krause —", bat er fast ängstlich, „lassen Sie mir bloß den 78er Johannisberger nicht zu kalt reichen. Das lernt ihr nun mal nicht, die richtige Temperatur abpassen. Und das Weinchen verdient's, daß er liebevoll behandelt wird."

Über das kleine, vielfaltige Gesicht des Oberkellners flog ein überlegenes Lächeln. „Na — na, Freund Angermann, Sie müssen doch auch nicht denken, daß Sie die Kellergeheimnisse allein in Erbpacht haben. Man hat doch auch seine Erfahrungen."

„Ja — Sie, Krause! Aber was das junge Volk ist — keine Spur von Einsicht. Haben Sie gesehen, wie der Bengel, der Franz, oben den Haut Brion in die Karaffe goß? Als ob's irgend ein beliebiger Petit Bleu wäre, und nicht ein 78er Schloßabzug, den der Prinzipal auf meinen Rat gekauft hat, als noch niemand so recht an die Haut Brions 'ran wollte. Ja — so ... von wegen dem Johannisberger Kabinett! Sehn Sie, Krausemännchen, das hat mit dem doch noch so seine besondere Bewandtnis. Denn als den der Herr sich hinlegte, das war, als Fräulein Dora gerade geboren war — 77 — ein gesegnetes Jahr. Damals hat er mir gesagt: ‚Angermann, den Metternicher geben wir nur bis auf zehn Flaschen aus. Die letzten zehn bleiben bis zur Hochzeit. Sie verstehen schon.' Na ... und so kommen sie denn heut' an die Reihe."

Der Oberkellner nickte dem Kellerkollegen zu. „Wie die Zeit vergeht, Angermann! Zwanzig Jahre! Damals war man auch noch fixer auf den Beinen. Richtig — ja! — als die Dora ankam, das war gerade, als wir das elektrische Licht anlegten. Komisch ... und wie neun Jahre vorher der Herr Doktor geboren wurde, bauten wir gerade den ersten Fahrstuhl. Keiner wollte damals gern mit dem Ding fahren. Ja ... und heut ist das Jüngelchen ein berühmter Mann, und Fräulein Dora heiratet."

„Krause —"

„Was denn?“

„Wir hätten doch noch den alten Pomard einschieben sollen —“

„Nee — nee! Es soll ja ganz einfach sein, möglichst einfach. Herr von Herret hat das ausdrücklich so gewünscht.“

„So? Schließlich ... Zunge hat er ja gewiß auch nicht. Wo soll er sie denn auch herhaben? Solch armer kleiner Leutnant! Ich weiß ja schon — ein saures Möselchen und, wenn's hochkommt, 'ne Pulle Schaumwein. Und Bowle — immerzu Bowle. — Adjes, Krausemännchen ... bis nachher ...“

Sie nickten sich noch einmal zu. Dann schritt der Oberkellner zum Kamin drüben, wärmte sich die zittrigen Hände ein wenig über dem Feuer, stäubte an dem tadellosen Frackärmel herum und sah dabei nach der großen Uhr hinauf, die in den Marmoraufsatz des Kamins eingelassen war. Alles mit einer gewissen leichten Unruhe.

„Halb sechs —“

Er klopfte an das Fenster der Portierloge. „Du, Pascha — es ist halb sechs! Sie müssen gleich kommen!“

Da tauchte der breitschulterige Portier auch schon aus seinem Verließ auf. „Es hat noch Zeit, Krause,“ sagte er mit seiner tiefen Stimme und strich sich über den schwarzen Vollbart, der ihm seinen Spitznamen eingebracht hatte. „Du hast's immer so eilig, Krause.“ Er gähnte. „Ja, ja — ist das 'ne Stille heute. Wie ausgestorben. Und dabei ist das Haus ganz gut besetzt.“

„Es geht, Pascha. Drüben im Restaurant ist's ziemlich leer.“

„Der Geschäftsführer — der eitle Laffe — war vorhin hier. Zu heute abend sind von Cook vierzehn Amerikaner angemeldet.“

„So? Na, die machen den Kohl auch nicht fett. Wenn's noch Russen wären. Aber das reist jetzt alles gleich nach Paris durch.“

„Oben alles bereit, Krause? Wie viel Personen sind's denn eigentlich?

„Zwölfe!“

Der Portier zog mißachtend die Achseln. „Nur zwölfe?! Und überhaupt — alles so in der Stille, fast wie heimlich! Ich hätte mir nun doch die Hochzeit von unserem Fräulein anders gedacht.“

Sie dämpften die Stimmen, weil einige Gäste vorüberschritten. Dem einen mußte der Portier schnell Auskunft über den Hamburger Frühzug, dem anderen über die heutige Vorstellung im Opernhause geben.

Endlich konnten sie wieder die Köpfe zusammenstecken.

„Na, Pascha, es liegt doch nun mal, sozusagen, in den Verhältnissen. Machen wir uns doch kein X vor'n U: ja, wenn unser alter Merlenberg das Haus verkauft hätte! Die Tochter von Herrn Rentier Merlenberg — das wäre schon etwas anderes gewesen. Aber so: ganz leicht wird's der Herr Leutnant nicht gehabt haben, mit dem Konsens und mit den Herren Kameraden. Und ganz leicht bekommt's die junge Frau ganz gewiß auch nicht ...“

„Sie hat's doch nun mal gewollt. Denn unser Alter — das können Sie mir glauben — gern hat der seine Einwilligung auch nicht gegeben. Sehen Sie mal, Krause: der einzige Sohn ein Gelehrter. Schön: da war doch immer noch die Hoffnung, daß ein Schwiegersohn ins Haus käme, ins Geschäft. Aber nun auch das nicht — das war keine Kleinigkeit für ihn. Na, und ist denn das so etwas ganz Besonderes mit dem Schwiegersohn? Du mein Himmel! Die Frau Mutter wohnt doch bei mir im Hause — ich weiß doch Bescheid!“

„Pah! Ein bissel eitel ist der Prinzipal doch schon auf den Schwiegersohn. Und, alles, was wahr ist, Pascha — es ist auch ein lieber Mann. Ich leg' meine beiden Hände dafür ins Feuer, die Leute können reden, was sie wollen: der hat nicht ums Geld — —.“

Aber da stürzte der Portier an ihm vorüber und an den Wagen, der soeben vor dem Portal vorgefahren war. Er riß, sich verbeugend, den Schlag auf.

Die junge Frau stieg zuerst aus. Eine schlanke Erscheinung — noch schlanker wohl erscheinend im schneeigen Atlas des Brautkleides. Das schmale Gesicht blaß; nicht schön vielleicht, aber im Augenblick strahlend im Glück. In den Augen noch eine letzte Thränenspur, auf den Lippen ein stilles seliges Lächeln.

Schon war auch der Gatte an ihrer Seite und reichte ihr den Arm. Auch sein ernstes Antlitz spiegelte die Rührung der Stunde wieder.

So schritten sie durch das Thor.

Der alte Oberkellner stand dicht an Portierloge: „Meinen gehorsamsten Glückwunsch, gnädigste Frau!“

Sie blieb einen Augenblick stehen, nickte ihm zu und streckte ihm die Hand hin. „Ich danke Ihnen, lieber Herr Krause!“ sagte sie lächelnd. „Sie sind also der erste, der mir im Elternhaus Glück wünscht. Das freut mich.“

Dem Alten standen die Thränen in den Augen. Er brachte kaum den Glückwunsch für den Gatten heraus. Auch der Offizier schüttelte ihm die Hand.

Dann ging das junge Paar schnell weiter. Im Hintergrund des Flurs und auf dem Lichthof drängte sich schon das Personal des Hotels zusammen — Kellner und Stubenmädchen, Hausdiener und Liftjunge, dazwischen ein paar Köche mit weißen Mützen. Jeder wollte doch gern wenigstens das Brautpaar gesehen haben.

Sie stiegen die Treppe hinauf. Wortlos Arm in Arm. Und endlich standen sie oben im ersten Salon. Allein noch. Und als müsse er den kurzen Augenblick nutzen, zog er sie an die Brust und schaute ihr tief in die Augen.

Unten rollte währenddessen Wagen auf Wagen vor.

Zuerst kam Herr Merlenberg mit der Mutter seines Schwiegersohnes. Die hagere hochgewachsene Frau war sichtlich tief erregt. Als der Brautvater ihr mit einer etwas übertrieben ceremoniellen Verbeugung den Arm reichte, stand sie einen Augenblick wie verwirrt, die Augen auf die bunte, neugierige Menge im Lichthofe gerichtet, die sich jetzt ein wenig nach vorn drängte; um ihren feingeschnittenen Mund zuckte es. Dann aber trat sofort ein verbindliches Lächeln auf ihre Lippen — „Verzeihung, Herr Merlenberg!“ und sie legte ihre Hand in seinen Arm. Grade aufgerichtet, mit bewußter Würde, führte er sie zur Treppe. Er sah vortrefflich aus mit seinem energischen Gesicht, dem langausgezogenen schwarzen Bart und der hohen Stirn; wie angegossen saß ihm der Frackanzug mit den vier etwas exotischen Orden auf der Klappe.

„Unse Olle! Famos!“ rief halblaut einer der Küchenjungen und wurde dafür von dem neben ihm stehenden ältesten Hausdiener unsanft in die hinteren Reihen zurückgeschoben. Aber auch der Friedrich schmunzelte; auf ihre „Frau“ waren sie alle ein wenig stolz. Die volle Blondine mit dem frischen Gesicht war in der That immer noch eine schöne, elegante Erscheinung; ihre Schönheit war so unverwüstlich wie das liebenswürdige, immer heitere Lächeln auf ihren Lippen. Auch der alte Oberst a. D., der sie führte — der Oheim des Bräutigams — schien bereits unter dem Zauber dieser Schönheit und dieses Lächeln zu stehen.

Bei dem nächsten Paar verstummte das leise Murmeln unter den Zuschauern. Nur Friedrich nickte befriedigt vor sich hin: „Unser Herr Doktor mit der Schönsten. Das soll sich wohl auch so gehören.“

Der Sohn des Hauses — Dr. Moritz Merlenberg — führte die Schwester des jungen Ehemannes. Er ähnelte heut schon dem Vater, nur war er viel hagerer, und sein ernstes, edel geformtes Gesicht hatte einen ungleich vertiefteren Ausdruck; die großen Augen lagen ein wenig tief und schienen umschattet. Das starke glatte Haar war scharf zurückgestrichen, die blaugeäderten Schläfen traten markiert hervor. Auch er trug bereits einen Orden. Nach des Fürsten Bismarck Ausspruch den schönsten, den es gibt: das schlichte Bändchen der Rettungsmedaille.

Hedwig von Herret war nur ein wenig kleiner als er. Ihre Gestalt hatte noch etwas Knospenhaftes, Unentwickeltes, aber auch über ihrem schmalen zarten Gesichtchen lag noch der volle Zauber der ersten Jugend, der Kindheit fast. Als der Doktor ihr den Arm bot und mit seiner sonoren Stimme sagte: „Darf ich bitten, Fräulein Hedwig?“ schrak sie zusammen. Ganz leicht nur legte sie dann ihre Hand in seinen Arm. Die dunklen Augen irrten ein wenig verschüchtert umher, und das feine Näschen bebte. Sie war sehr blaß, die Lippen zeichneten sich mit ihrer lebhaften Färbung um so kräftiger in ihren weichen Linien ab. Ein paarmal wandte sie, während beide der Treppe zuschritten, das Köpfchen mit einer anmutigen Wendung ihrem Herrn zu, und der kleine Mund öffnete sich ein wenig, als ob sie etwas sagen wollte. Aber es kam nicht dazu, sie zog vielmehr jedesmal die Unterlippe zwischen die weißen Zähne und schwieg.

Der Küchenjunge hatte sich wieder in die vorderste Reihe gedrängt. „Donnerwetter — hat die aber Haare!“ lachte er mit einem frechen Blick auf den auffallend starken

Knoten, in den Hedwig ihr blauschwarzes volles Haar geordnet hatte. Neben ihm zischelten ein paar Stubenmädchen über die Toilette: „... billigste Seide, das Meter bei Herzog zwei Mark — höchstens! Und gearbeitet! Na, bei der Pechsteinen gewiß nicht.“ — „Das sieht 'n Blinder! Kiek' mal bloß die Schuhe an, Marie. Die sind auch man bloß wieder mit Brot abgerieben —.“

Die nächsten Paare — einige Freundinnen der Braut, zwei Kameraden des Leutnants, ein paar ältere Verwandte des Leutnants — ließen die Corona der Zuschauer kalt. Der Lichthof leerte sich allmählich.

Dann rollte, nach einer kleinen Pause, noch ein Wagen vor. Der Portier half dem alten Herrn, der langsam ausstieg, besonders sorgfältig. „Schönsten guten Abend, Herr Hofprediger!“ — „'n Abend, mein lieber Prinker. Immer gut zuwege? Ja — freut mich!“ — „Der Herr Hofprediger sehen aber auch prächtig aus — unberufen!“ — „Dem Herrn sei Dank, mein Lieber, es geht ja nun wieder so leidlich. Ich hab' mich wohl etwas verspätet, Prinker? Es gab noch zu thun.“ — „Die letzten Herrschaften sind auch soeben erst gekommen, Herr Hofprediger.“

Pascha ließ es sich nicht nehmen, dem Greise drinnen im Flur selbst Mantel und Hut und Halstuch abzunehmen. Der plauderte unterdessen in seiner lebhaften, herzgewinnenden Art: „Gelt, Prinker — zwanzig Jahre ist's her, daß wir die junge Frau da oben getauft haben. Damals waren wir beide noch jung. Na ... Sie sehen ja heute noch wie ein junger Mann aus. Prinker, Prinker — ich glaube, Sie färben!“ Der Portier lächelte verlegen: „Das Geschäft verlangt's, daß man nicht gar zu alt aussieht, Herr Hofprediger, das ist nun schon mal nicht anders. Der Herr Hofprediger fahren wohl doch lieber mit dem Lift 'rauf?“

Er winkte dem Liftjungen und begleitete den alten Herrn selbst. Aber auf halbem Wege blieb er nochmals stehen: „— Herr Hofprediger ...“

„Nun, alter Kriegskamerad! Was haben Sie noch?“

Pascha griff sich in den Bart. Sein Gesicht wurde noch um eine Schattierung röter. „Verzeihen Sie, Herr Hofprediger — ich hätte wohl eine Bitte — erinnern sich der Herr Hofprediger vielleicht noch meiner Lene?“

„Aber selbstverständlich, Prinker. Ich vergesse doch so leicht keine meiner Konfirmandinnen. Und die Helene — sie ist grad so alt wie Frau von Herret, nicht wahr? — Ihre Helene war solch ein aufgewecktes hübsches Kind. Was ist's denn mit ihr, Prinker? Krank ...?“

Der Portier schüttelte den Kopf. Es wurde ihm nicht ganz leicht, sich auszusprechen. „Krank nicht — ferngesund ist sie. Aber allerhand Flausen hat sie im Kopf. Sie macht uns Kummer. Der Herr Hofprediger sind so sehr in Anspruch genommen, ich weiß ja — es ist gewiß sehr unbescheiden ...“

Über das gefurchte milde Antlitz des Geistlichen breitete sich ein Schatten. Er unterbrach den Portier: „Ich habe noch immer Zeit gefunden, wenn jemand bei mir anpochte,“ sagte er ernst. „Und nun gar für eine meiner Konfirmandinnen. Sie schicken mir das Kind, Prinker! Warten Sie mal: übermorgen vormittag gegen zehn Uhr — verstanden! Still — still! Ich will gar nichts weiter wissen — ich will selbst sehen und hören!“ Er reichte dem Manne die Hand. „Kopf hoch, Prinker. Die Helene hatte einen guten Kern, sie kann nicht schlecht geworden sein.“

2. Kapitel.

Man wartete oben, trotz der vorherigen Bitte des Vielbeschäftigten, doch auf den Geistlichen. Dabei hatte durchaus keine rechte Stimmung aufkommen wollen, es gab nach den ersten lebhaften Glückwünschen sogar peinliche Augenblicke, in denen die Unterhaltung in dem großen festlich erleuchteten Salon ganz einzuschlafen drohte.

Das junge Ehepaar stand unweit der Flügelthüren, die zum Speisesaal führten. Vor ihnen Frau von Herret, die bald die Hand des Sohnes, bald die der Schwiegertochter faßte und streichelte. „Mein lieber großer Junge ... wenn das der Papa doch erlebt hätte ... unser guter alter Papa ... er würde dich auch bald liebgewonnen haben, mein Töchterchen ... ja ... und ich will dir auch immer eine recht gute Schwiegermutter sein, liebe Dora ... das hab' ich mir heut' gelobt, Kind ... und du mußt nur rechtes Vertrauen zu mir haben ...“

Digitized by Google

Dann erstickte die Rührung wieder ihre Stimme, und sie konnte nur noch undeutlich flüstern: „Ihr lieben ... lieben ... Kinder —“, bis sie nach einem Weilchen wieder gefaßter fortfuhr, in voller mütterlicher Eitelkeit: „Er ist immer ein so guter Sohn gewesen, hat uns nie Kummer gemacht, der Hasso ... er wird dir auch ein guter Mann sein, mein Dorchen ...“

Über das ernste Gesicht des Sohnes flog doch ein kurzes Lächeln. „Du sollst mich nicht immer so loben, Mama,“ sagte er mit dem Anflug eines Scherzes. „Mein Frauchen“ — er sprach es ganz stolz — „muß ja sonst denken, ich sei ein ganzer Ausbund von Tugenden, und nachher wird sie am Ende arg enttäuscht sein —“

„Aber, Hasso —“ warf die Mutter schnell ein. Die junge Frau sah froh lächelnd zu ihrem Manne empor und drückte seine Hand.

Nahe der Eingangsthür warteten die Eltern der Braut auf den Geistlichen; der ältere Bruder der Hausfrau, der Kommissionsrat Beermann, hatte sich ihnen zugesellt. „Habt ihr denn schon daran gedacht, die Tischreden zu verteilen?“ fragte der kleine rundliche Herr sofort. „Ich dachte, nach dem Herrn Hofprediger ...“

Hastig unterbrach ihn die Schwester. „Bitte — nein, lieber Bernhard! Nur nicht so viele Reden. Das ist gräßlich.“

„Na, wenn ich so denke, auf deiner Hochzeit ...“

„Bernhard, die Zeiten haben sich geändert und die Verhältnisse auch. Dem mußt du doch Rechnung tragen. Bitte, mach' nicht solch böses Gesicht, Bernhard. Du bist immer gleich pikiert.“

„Mach' ich ja gar nicht. Bin ich ja gar nicht.“ Der Kommissionsrat tupfte sich die Schweißperlen aus der Stirn. „Bloß daß ... ich bin ein guter Mensch, aber Vornehmthuerei kann ich nu mal nicht leiden. Geradesogut wie ich ein loyaler königstreuer Staatsbürger bin und doch ein liberaler Mann ... bis auf die Knochen —“

„Bitte, lieber Schwager —“ Merlenberg, der wiederholt die Uhr herausgezogen und ungeduldig den Gang des Zeigers beobachtet hatte, schien nur die letzten Worte gehört zu haben — „bitte, keine politischen Erörterungen. Die liebe ich nie — am wenigsten heute ...“

Das rote Gesicht des kleinen Mannes färbte sich noch etwas tiefer. „Na — erlaube mal, Otto! An politische Erörterungen dachte ich doch gar nicht. Aber man wird doch noch seine Ansicht äußern dürfen. Das ist doch wohl das unbestrittene Recht jedes Staatsbürgers ... überall, auch im Familienkreise. Damit darfst du mir nicht kommen ...“ Er schien sich noch mehr ereifern zu wollen, da trat Oberst von Keltendorf zu der kleinen Gruppe heran und begann eine Unterhaltung mit der Hausfrau, die ihn nötigte, abzubrechen. Aber es gärte in ihm fort. Er trippelte unaufhörlich von einem Fuße auf den anderen, zupfte bald an seinen Manschetten, bald an der weißen Halsbinde und schoß cholerische Blicke auf seinen Schwager. Plötzlich machte er kurz kehrt und wandte sich seinem Neffen Moritz zu, der mit Hedwig von Herret und Leutnant Krüger, einem auch zur Kriegsakademie kommandierten Regimentskameraden des Bräutigams, an dem runden Sofa in der Mitte des Salons stand.

Die Kosten des Gesprächs hatte hier bisher der junge Offizier getragen. Er sprach auch jetzt gerade in etwas überschwänglicher Weise zu der Schwester von den brillanten Leistungen Hassos im letzten Kursus und sah ganz verwundert auf, als der Kommissionsrat ihn mitten in einem Satze unterbrach: „Na, Herr Leutnant, Sie haben wohl auch riesigen Hunger?“

Der Sohn des Hauses bekam einen etwas roten Kopf, und Hedwig unterdrückte nur mit Mühe ein Lächeln. Aber der Leutnant vollendete erst ganz ruhig den angefangenen Satz und entgegnete dann recht trocken: „Versteht sich, Herr Rat. Wenn ich einen Freund verheirate, macht mir das immer einen ganz besonderen Appetit.“

Die eben noch so verärgerten Züge Beermanns leuchteten sofort ordentlich sonnig auf. „Ausgezeichnet, Herr Leutnant! Nee aber so was?! Ganz besonderen Appetit ... famos gesagt. Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß der Appetit recht bald gesättigt wird, Herr Leutnant. Na ... und du, Morchen, Doktorchen? Gehts dir nicht auch so wie dem Herrn Leutnant?“

Aber Moritz Merlenberg sah über seinen kleinen Onkel hinweg, als ob er Luft wäre.

Er antwortete gar nicht, sondern fragte wie beiläufig seine Schwägerin, ob sie die

englischen Studien, die sie bisher mit dem Bruder gemeinsam betrieben, nun allein fortzusetzen gedenke?

Der Kommissionsrat biß sich auf die Lippen und machte ein wütendes Gesicht. Zum Glück trat gerade jetzt der Hofprediger ein, und fast gleichzeitig öffneten sich drüben die Flügelthüren zum Speisesaal. Drinnen intonierte das Orchester. Man ging zu Tisch.

Hedwig und Doktor Merlenberg saßen ihrer Mutter und seinem Vater schräg gegenüber. Ehe das junge Mädchen sich setzte, nickte sie der Mama verstohlen über die Tafel zu. Aber diese schien heute nur Augen für den Sohn zu haben. Sie sah den zärtlichen Gruß gar nicht. Wie ein kleiner trüber Schatten der Enttäuschung glitt es über das feine Gesicht der Tochter.

Auch das Gespräch mit ihrem Tischherrn wollte zuerst nicht recht in Gang kommen. Der Doktor saß mit unbeweglichen Mienen, berührte die Speisen kaum und hatte nur ein paar gleichgültige Höflichkeitsfloskeln für sie — so nichtig, daß sie auch nur eine nichtige Antwort fand. Er war wieder wie jedesmal, wenn sie mit ihm zusammengekommen war. Es kränkte sie. Sie sagte sich immer wieder: er hält dich für ein kleines Gänschen, es lohnt dem klugen Manne nicht, mit dir mehr zu sprechen als das alltäglichste.

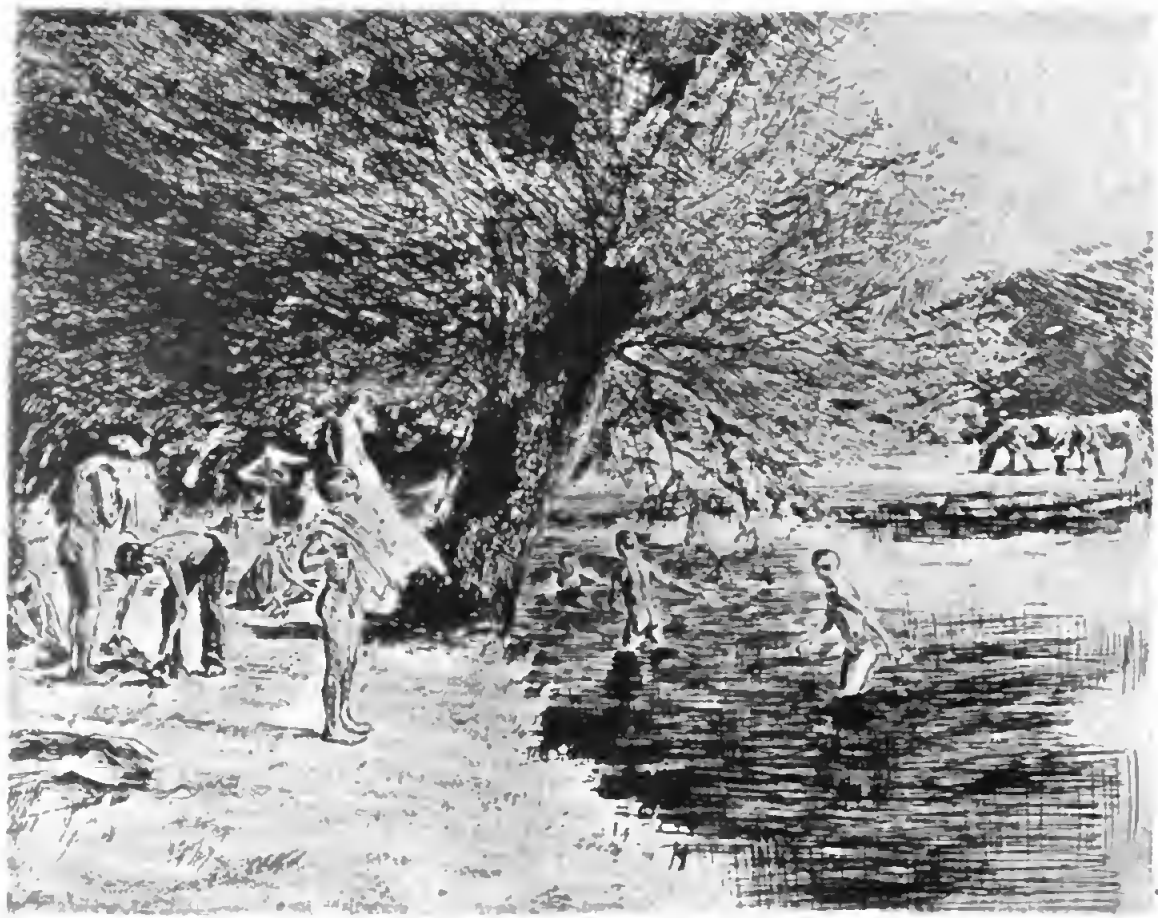
So blieb auch sie zunächst wortkarg. Aber nachdem dann der Geistliche in einer seiner berühmten, warmherzigen und poesiedurchglühten Tischreden das Wohl des jungen Paares ausgebracht hatte, die Gläser zum erstenmal aneinander geklungen waren und die Unterhaltung allgemeiner wurde, überfiel sie plötzlich eine fast übermütige Lust, zu sprechen. Der Doktor sollte wenigstens nicht glauben, daß sie seine Schweigsamkeit empfinde. Und so kam sie denn schnell mit ihrem linken Tischnachbar, dem Leutnant Krüger, in eine lebhafte angeregte Unterhaltung.

Anfangs achtete der Doktor nicht darauf. Aber dann fing er wohl einige Worte auf und stutzte doch. Er hatte gemeint, die beiden sprächen in den landläufigen Phrasen von Bällen und Gesellschaften und Toiletten, vom Tennis des vergangenen Sommers oder etwa von der kommenden Schlittschuhbahn — der kleine Leutnant und das unbedeutende Kind. Nun aber hörte er, daß die Unterhaltung sich um Dinge drehte, für die er bei beiden kein Verständnis vorausgesetzt hatte. Sie sprachen — wie sie darauf gekommen waren, konnte er nicht mehr erkennen — von Shakespeare und, was ihm noch merkwürdiger dünkte, nicht vom „Sommernachtstraum“ oder dem „Kaufmann von Venedig“, sondern vom „Coriolan“. Er lächelte doch wieder etwas hochmütig vor sich hin. Aber da warf dies junge Mädchen, das er bisher immer übersehen hatte, ein Wort dazwischen, das ihn aufs neue staunen machte. Sie sagte ganz ruhig und schlicht: „Ich habe nie begreifen können, warum der Dichter das gesamte Volk im ‚Coriolan‘ gleich einer Masse hergelaufener Tagediebe behandelt. Lag für ihn ein dichterischer Zweck in dieser Auffassung oder entsprach sie seiner eigenen politischen Gesinnung?“

Der Leutnant antwortete nicht unverständig, die römische Plebs sei nicht mit dem zu vergleichen gewesen, was wir heute unter Volk verstehen. Und sie gab wieder lebhaft zurück: „Zugegeben! Aber nach allem, was ich weiß, war die Plebs zur Zeit des Coriolan immerhin nicht die blöde Menge, die sie zwei Jahrhunderte früher gewesen sein mochte. Sie würde sich sonst nimmer die recht wesentlichen Rechte erkämpft haben können, die sie denn doch damals schon besaß.“

Das war ja interessant — doppelt interessant aus einem Mädchenmunde. Und als er seine Nachbarin jetzt aufmerksamer betrachtete, fiel ihm zum erstenmal auf, wie hübsch doch eigentlich dieser Mund mit den vollen eigenartig leuchtenden Lippen war. Und das ganze Gesichtchen dazu. Es sah wirklich aus, als könnten sich hinter der glatten Stirn selbständige Gedanken erzeugen.

Er wandte sich plötzlich ihr voll zu und mischte sich, mit einem Worte der Entschuldigung, in das Gespräch der beiden. Und ihm fiel dabei wieder auf, wie ihr blasses Gesicht mit einem Schlage erglühte, als er an ihre Worte von vorhin anknüpfte und in seiner etwas dozierenden Weise meinte, die Schilderung des Volkes als einer unzuverlässigen, faulen, feigen, fast widrigen Masse ließe sich eigentlich durch alle Shakespeareschen Dramen verfolgen und man könne sie in der That fast als eine Art politischen Glaubensbekenntnisses des großen Briten auffassen, die nach allem,



Badende Jungen. Nach der Radierung von Max Liebermann.

was wir von ihm wüßten, auch seiner Persönlichkeit, seinen höfischen Verbindungen ganz entspräche. Er wurde warm, sprach klug und beredt — um dann plötzlich abzubrechen: „. . . aber das ist doch eigentlich ein merkwürdiges Gespräch an einer fröhlichen Hochzeitstafel?"

Da entgegnete sie lebhaft: „Aber warum, lieber Moritz? Sie glauben wahrscheinlich gar nicht, wie mich das alles interessiert. Ich habe mich jetzt gerade, angeregt durch die Baconntheorie, wieder so viel mit Shakespeare beschäftigt. Was halten Sie von der Sache? Aber ich brauche wohl kaum zu fragen — sie ist ja wohl schon überwunden?" — — —

Der alte Merlenberg hatte bei aller Gewandtheit einige Mühe, das Tischgespräch mit Frau von Herret so im Fluß zu halten, wie er es als seine Pflicht erachtete. Und ihr selbst ging es nicht anders. Über „unser liebes junges Paar" hatten sie schon so viel gesprochen, auch das angenehmste Thema erschöpft sich schließlich. Sonst aber hatten beide so gar keine innerlichen Berührungspunkte. Ihre Kreise waren durchaus andere, ihre Anschauungen, das fühlten sie beide, im Grunde doch so gänzlich verschieden, daß sie am besten thaten, ein näheres Eingehen auf sie zu vermeiden.

So war eine längere Pause in ihrer Unterhaltung entstanden, und man war schon bei den getrüffelten Gänselebern in Aspic, als Frau von Herret plötzlich sagte: „Sie müssen doch recht glücklich sein, mein lieber Herr Merlenberg, daß Ihr Herr Sohn solch ein bedeutender Mann ist. So jung noch und nach allem, was man mir gesagt hat, eine Kapazität in seinem Fache!"

Der Hausherr drehte an seinem Bordeauxglase und blickte erst ein wenig auf die funkelnden Brillanten an seiner Hand und dann zu seinem Sohne hinüber. Auf beides mit einem gewissen Stolz, und vielleicht bekam auch der Haut-Brion sein Teilchen dabei ab. Aber dann entgegnete er doch eifrig: „Ja, meine gnädigste Frau, Moritz ist wirklich ein bedeutender Mann. In aller Bescheidenheit gesagt, jede Überhebung ist mir stets fremd gewesen." Er zögerte einen Augenblick. „Sie werden mich nicht mißverstehen, gnädige Frau! Es gab ja Zeiten, in denen ich es schmerzlich empfand, daß unser einziger Sohn so gar keine Neigung für das zeigte, was ich geschaffen, was eigentlich doch sein Erbe ist. Aber all das ist längst überwunden. Es kann ja auch gar nicht anders sein: die überraschende Entwickelung des Sohnes mußte auch dem Vater imponieren. Immer der erste im Gymnasium, mit sechzehn Jahren das Abiturium glänzend bestanden, schon als Student gefeiert von den Kommilitonen, immer aufs neue aus der Menge der Hörer herausgehoben von seinen Professoren. Und nun sicher eine glänzende Laufbahn vor sich, die Gewißheit des Reussierens —"

„Ja, ja — dem lieben Gott sei's gedankt, Herr Merleuberg: wir haben beide Freude an unseren Söhnen gehabt." Frau von Herret hatte während der ein klein wenig gezierten Rede des Vaters wiederholt lebhaft mit dem Kopfe genickt. Nun aber waren ihre Gedanken schon wieder bei ihrem eignen Sohne, und sie sagte: „Wenn alles gut geht, kann Hasso in anderthalb Jahren im Generalstab sein."

Merlenberg neigte höflich zustimmend das Haupt. „Wir wollen das von Herzen hoffen, gnädigste Frau. Und Moritz, denke ich, wird sich jetzt hier als Privatdocent habilitieren."

„So? So!" machte die alte Frau. Sie hatte, so gut sie in allen militärischen Verhältnissen Bescheid wußte, doch nur eine etwas unklare Vorstellung von der Würde eines Privatdocenten. Ziemlich aufs Geratewohl sagte sie: „Was wird denn der Herr Doktor lehren?"

„Er liest über Litteratur. Zuerst über . . . über die provençalischen Troubadours." Es kam auch ein klein wenig unsicher heraus. Frau von Herret sagte noch einmal: „So, so!", dachte an die Oper Troubadour und fügte noch schnell hinzu: „Das muß ja außerordentlich interessant sein." Dann beugten sich beide über ihre Teller. —

Ganz unten an der Tafel saß Herr Kommissionsrat Beermann. Er war zuerst sehr ungehalten über seinen Platz gewesen und warf seiner Schwester wütende Blicke zu. Aber allmählich glättete sich sein Gesicht, denn er fand in seiner Nachbarschaft einige dankbare Zuhörer und gleichgestimmte Seelen. Besonders seine Tischdame, Frau Stadtrat Merlenberg, des Hausherrn Cousine, zeigte sich heute besonders gesprächig und gnädig. Schon beim Fisch schüttete sie

ihm ihre Seele aus: daß sie eigentlich hätte absagen wollen, da Frau von Herret ihr keinen Besuch gemacht habe. Und überhaupt diese Vornehmthuerei von Merlenbergs neuerdings! Der gute Otto sollte doch nicht ganz vergessen, daß er als Oberkellner hier im Hause angefangen hätte. Worauf ihr Nachbar zustimmend nickte: „Sehr richtig, Frau Stadtrat! Ein ganzer Mann, ein Mann von wahrhaft liberaler Gesinnung sollte nie verleugnen, wie er emporgekommen ist. Ich sag' es jedem ins Gesicht, daß ich auch einmal hinter der Heringstonne gestanden habe. Was ich bin, bin ich durch eigne Kraft. Jawohl!"

Sie zog die übervollen Schultern hoch. „Das hat mein Heinrich heut' auch erst gesagt. Aber sehen Sie, mein liebes Rätchen, Merlenberg schämt sich heut' schon halb und halb, Hotelbesitzer zu sein. Im Vertrauen: Heinrich meinte neulich, Otto dächte daran, das Hotel in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln. Ich bitt' Sie — solch ein blühendes Geschäft aufgeben, im besten Mannesalter. Und warum? — Weil der Herr Schwiegersohn darüber die Achseln zucken könnte."

„Und der Herr Professor in spe dazu. Vergessen Sie den nicht. Man hat nicht umsonst einen so bedeutenden Mann zum Sohne. Das kostet alles nicht nur Geld — nochmals Geld — wieder Geld. Das verlangt auch Rücksichten. Rücksichten! Ich kann Sie versichern, heidenfroh bin ich, daß ich keine solchen Rücksichten zu nehmen habe. Ich bin ein freier Mann, das ist mein Stolz! Und wenn morgen eine Prinzessin in den Laden von F. G. Beermann kommt und mir etwa meine Seezungen schlecht machen will, dann sag' ich ihr gerade heraus: ‚Durchlaucht!' sag' ich, ‚wenn Ihnen meine Seezungen nicht passen, müssen Durchlaucht eben wo anders hingehen!'"

Frau Merlenberg kicherte: „Aber das thut keine. Denn Micha — Krebse; Beermann — Fische: das weiß Berlin."

Oben wurde ans Glas geklopft. Der alte Oberst, der sich augenscheinlich mit der Hausfrau vortrefflich unterhalten hatte, erhob sich. Erst strich er noch einmal über seinen eisgrauen Schnauzbart, und dann brachte er in kurzen knappen Worten das Wohl der Eltern der Braut aus. Es klang ein wenig, als ob er im Offizierskasino bei einem Liebesmal toastete, aber es klang auch herzlich und frisch.

Gleich darauf sprach Herr Merlenberg auf Frau von Herret.

Seit auf deren Wohl die Gläser aneinander geklungen waren, saß der kleine Kommissionsrat wieder mit finsterem Gesicht. Einmal stieß seine Tischnachbarin ihn leise an und meinte: „Sie maikäfern wohl, Rätchen?" — aber er brummte nur eine unverständliche Antwort. Dafür winkte er jedoch den alten Krause zu sich heran und ließ sich noch „'ne Pulle Johannisberger extra . . . für mich" bringen.

So saß er bis zum Dessert. Dann pochte er plötzlich hastig mit seinem Obstmesser gegen den Römer, sprang wie ein Pfropfen aus der Sektflasche empor und stieß laut heraus: „Hochverehrte Festgenossen! Liebe Verwandte und Freunde! Meine Damen und Herren —"

Pause. —

Der kleine Mann schaute wie ein Triumphator um sich.

Merlenberg biß sich auf die Lippen und tauschte einen ärgerlichen Blick mit seiner Frau. Sie war auch ein wenig rot geworden, aber ihr heiteres Lächeln verschwand nicht von den vollen Lippen. Sie beugte sich nur zu ihrem Tischnachbar: „Mein guter Bruder! Er kann nun einmal nicht anders — er muß reden," flüsterte sie dem Oberst zu. „Und leider . . . seine Ansichten harmonieren nicht immer mit den unseren." Der Oberst nickte. Ihm machte die Sache Spaß.

„. . . in beredten Worten hat der Herr Hofprediger unser liebes junges Paar leben lassen und ihm Glück und Segen für den Lebensweg gewünscht. Auch meine schlichten Worte, verehrte Festgenossen, sollen dem jungen Paare gelten. Aber ich möchte den heutigen Tag und den schönen Glücksbund der beiden einmal von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachten. Man weiß es von mir: ich bin ein königstreuer Mann — loyal bis auf die Knochen. Aber man weiß auch: ich bin ein liberaler Mann — liberal bis ins Mark hinein . . ."

Wieder sah sich der Redner stolz im Kreise um, als wolle er den Eindruck seiner Worte ermessen. Moritz Merlenberg hatte sich den Kneifer aufgesetzt und musterte den Onkel mit ironischem Blick.

„. . . verehrte Festgenossen, es gibt einen Nährstand und einen Wehrstand . . .“

„Sehr richtig!“ sagte der Doktor halblaut, aber doch so, daß es die ganze Tafelrunde hörte.

„. . . im Nährstand wurzelt die Kraft unseres Volkes und sein Wohlstand, sein ganzes Gedeihen. Ohne Nährstand kein Wehrstand. Dem Wehrstand geben wir das Blut unserer Söhne . . .“

„Hast ja gar keine, Onkel!“ sagte der Doktor wieder.

„. . . das Blut unserer Söhne, wir erwerbenden Bürger erhalten ihn durch den Fleiß unserer Hände, durch den Schweiß unserer Arbeit. Wir thun das von Herzen gern, denn was sein muß, muß sein. ‚Jedem das Seine‘, sagt der alte Wahlspruch. Aber ein anderer schöner Spruch sagt: ‚Einer für alle — alle für einen‘. Und da zwingt mich mein Bürgersinn, hochverehrte Freunde, gerade an diesem Tage, dessen wir uns alle so freuen, darauf hinzuweisen, daß der Löwe der Reaktion drohend vor unseren Thüren steht . . .“

„U—Uhu . . .,“ machte der Doktor, und es ging auf einen Moment wie ein ganz leises, diskretes Lachen um die Tafelrunde.

Der Kommissionsrat schoß einen Wutblick zu seinem Neffen hinüber. Er schwieg eine Sekunde. Aber dann fuhr er hastig, und mit sich fast überstürzenden Worten, fort: „Nur ein Blinder sieht es nicht, nur ein Ignorant kann sich den Thatsachen verschließen. Zu diesen Thatsachen aber gehört auch, meine Herrschaften, die so tief bedauerliche Abschließung zwischen Nährstand und Wehrstand. Nicht von uns geht diese Abschließung aus, sie wird von anderer Seite gewollt, gefördert, befohlen. Und darum feiere ich diesen Tag so besonders, an dem wieder einmal die kräftigen Blutwellen des Nährstandes sich mit dem Wehrstand vereinen zum frohen Gedeihen . . . an dem . . . das heißt, meine verehrten Freunde . . . in dem, meine Damen und Herren, nämlich . . .“

Der Doktor war jetzt still. Aber nachdem er Hedwig noch leise zugeraunt: „. . . dieser alberne Schwätzer!“ lehnte er sich vornüber und schaute den Redner mit einem so vernichtenden Lächeln an, daß der Kommissionsrat völlig aus der Fassung kam.

Er fing zwar noch einmal an, mit einer großartigen Handbewegung und doppelt lauter Stimme: „Denn, verehrte Festgenossen, nicht bloß der Wehrstand, wir alle sind die wahren Verteidiger von Thron und Altar — denn, meine Damen und Herren, ohne den Nährstand kein Wehrstand, und . . . darum nämlich . . . weil . . .,“ nun stockte er wieder, „. . . weil wir heute gleichsam ein Fest begehen, bei dem Wehrstand und Nährstand —“

Die Gesellschaft war unruhig geworden. Der junge Ehemann war wie mit Blut übergossen, bittend sah seine Frau zu ihm empor. Merlenberg drehte verlegen kleine Brotkügelchen. Die Mutter der Braut flüsterte, immer noch ihr Lächeln festhaltend, bald dem Hofprediger, bald dem Obersten Entschuldigungsworte zu.

„Bitte, Leutnant Krüger, unterstützen Sie mich!“ raunte, sich hinter Hedwig herumbeugend, der Sohn des Hauses. „Wir wollen der Sache ein Ende machen.“ Und als der Kommissionsrat nun wieder anhob: „. . . wir Bürger, die wir . . . stolz in unserem Selbstbewußtsein, weil wir des Gemeinwesens festgegründete Säulen . . .“, da stand Moritz plötzlich auf und rief: „Hoch! Hoch!“

Leutnant Krüger stimmte lebhaft ein, und gleich darauf die ganze Gesellschaft, wie von einem Alp erlöst. Die Gläser klangen aneinander, und das wütende: „Aber, verehrte Festgenossen —“ des Kommissionsrats erstickte völlig unter dem Tusch der Musik. Er schnappte nach Luft, er streckte wie beschwörend den rechten Arm aus. Als ihm alles nichts half, sank er auf seinen Stuhl zurück und stürzte schnell ein Glas Wein herunter.

Gleich darauf wurde die Tafel aufgehoben.

Während der Kaffee im Salon gereicht wurde, verschwand das junge Paar ziemlich unbemerkt. Nur Hedwig Herret eilte der Schwägerin nach und holte sie und den Bruder noch auf dem Korridor ein. Sie war dem unwiderstehlichen Drang gefolgt, Dora noch einmal schwesterlich zu umfangen.

Nun stand sie vor ihr, und das Herz klopfte ihr so stark, daß sie nicht sprechen konnte.

„Dora — liebe Dora . . .“ rang es sich endlich von ihren Lippen, und sie faßte mit beiden Händen nach denen der Schwägerin.

Digitized by Google

Der Bruder lächelte: „Kleine Schweſter, ſchön' Dank ... aber nun geh' zurück zur Geſellſchaft."

Eine Blutwelle überflutete jäh das ſchmale zarte Antlitz: „Ihr Lieben —" hauchte ſie noch einmal, ganz verwirrt, und umklammerte Doras Hände noch feſter. „Ich ... ach! ... ich bin ja ſo glücklich ..."

In dem klugen Geſicht der jungen Frau leuchtete es plötzlich auf, wie im erwachenden Verſtändnis. „Hete! Liebe Hedwig!" ſagte ſie zärtlich und zog die Schwägerin an ſich. Aber nachdem ſie ſie herzlich auf beide Wangen geküßt hatte, gab ſie ſie wieder frei. Dann ſah ſie ihr noch einmal in das aufs neue erglühende Geſicht und ſchüttelte leicht den Kopf: „Du kleine Schwärmerin!"

Haſſo drängte: „Heti ... Liebe ... der Zug wartet nicht! Addio, Kind — und amüſiert euch noch recht gut!" — — —

Nun waren ſie fort.

Und das junge Mädchen ſtand unbeweglich und blickte mit großen ſtarren Augen den langen Korridor hinab.

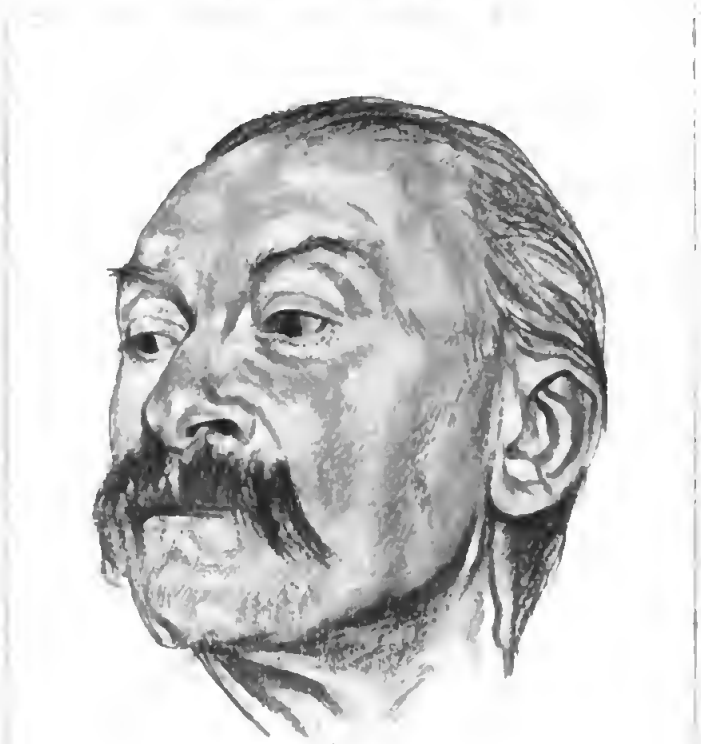
In ihrer Seele tönte immer noch das letzte Wort der Schwägerin nach.

... Schwärmerin ...

3. Kapitel.

„Paſcha, Sie müſſen ein Kapitaliſt ſein, oder Sie jockohn heimlich an der Börſe — und das unglücklich," pflegte der alte Krauſe zu ſchwatzen, wenn er auf ein Viertelſtündchen nach der Table d'hote in die Portierloge kam. „Wir anderen ſind die Enterbten des Geſchäfts. Wenn ich ſo zurückdenke: eigentlich iſt's für uns immer mäßiger geworden, je größer es wurde. Sehen Sie, früher, Paſcha, ehe wir den Flügel nach der Wilhelmſtraße anbauten, als wir nur ſechzig Zimmer hatten, da kaſſierte ich die Rechnungen ein. Das lohnte. Jetzt, mit

Aus unſerer Studienmappe:



Studienkopf von A. Kampf.

125 Zimmern, ist's zu viel geworden. Nun besorgen's die Etagenkellner. Na, und dem gibt doch jeder nur grad das Notwendigste. Ueberhaupt früher — als das alles noch, sozusagen, gemütlicher zuging, nicht so im Großen, da waren das für uns bessere Zeiten. Man verwuchs mehr mit den Gästen. Man galt ihnen mehr, man konnte ihnen gefälliger sein, und sie vergalten es einem auch wieder. Je größer die Hotels werden, je geschäftsmäßiger das alles drin wird, desto weniger Anlaß haben die Gäste, sich unserer zu erinnern. So ganz umsonst steht schließlich das ‚Licht und Service einbegriffen' doch nicht auf den Rechnungen!"

Pascha lachte dann meist sein gewöhnliches tiefes Lachen, das gar nicht recht lustig klingen wollte: „Reden Sie nur nicht, Krausemännchen! Man weiß ja, daß Sie Ihre Schäfchen zu scheren verstehen. Solch alter Junggeselle überhaupt — der sollte gar nicht mitreden dürfen! Haben Sie erst mal vier Söhne und zwei Töchter. Die Haare fressen sie einem vom Kopfe, sag' ich Ihnen, Krause!"

Trotz der sechs Kinder war Prinker aber in der That ein wohlhabender Mann, und Krause mochte schon recht haben, daß ihm die wiederholte Vergrößerung des Hotels den meisten Vorteil gebracht hatte, denn jeder Gast mehr war für ihn auch eine Vergrößerung seiner Reineinnahme. Er wußte, warum er die Stellung auch dann behalten hatte, als Herr Merlenberg seine Pacht erhöhte, und er hätte sie auch gewiß nicht aufgegeben, wenn der Hotelbesitzer noch 3000 Mark mehr verlangt haben würde.

Aber trotz seines guten Einkommens und trotzdem die Kinder bis auf die jüngste Tochter längst selbständig und gut versorgt waren, wurde Prinker seines Lebens nicht froh. Er sehnte sich nach Ruhe und dem Behagen einer Häuslichkeit, und beides war ihm versagt. In aller Morgenfrühe ins Geschäft, spät am Abend erst nach Hause, ein Jahr um das andere, ein Jahrzehnt nach dem anderen, nie einen freien Tag, nie ein Ausspannen — und dabei immer der dienstwillige, auskunftsreiche, alles wissende, alles kennende, stets bereite Portier sein, es war ihm allmählich überdrüssig geworden zum Ersticken.

Als vor drei Jahren der jüngste Sohn sich verheiratet hatte und gleichzeitig das Elternhaus verließ, da hatte Prinker ernstlich erwogen, ob er sich nicht zurückziehen und auf sein wohlverdientes Altenteil setzen sollte. Langte es auch noch nicht zu einer Villa, wie sie sich sein Kollege Meier vom Centralhotel gekauft hatte — zum behaglichen Auskommen hätte es schon gereicht. Aber als er damals mit seiner Frau darüber gesprochen hatte, machte sie hundert Einwendungen. Auf neunundneunzig derselben freilich legte er kein Gewicht, denn er kannte den krausen Sinn seiner „Alten." Aber die hundertste verfing um so mehr. Und sie hieß: „Denk' an unser Lenchen!"

Lenchen war das Nesthäkchen.

Die anderen Kinder waren ihren Gang gegangen, waren groß geworden und tüchtige Menschen, ohne daß der Vater besondere Sorgen oder überschwengliche Freuden an ihnen erlebt hätte. Denn in seiner nüchternen Natur lag so gar nichts Überschwengliches, und auch sie waren alle nüchtern und praktisch geartet.

Aber mit dem Lenchen war das von klein auf ein ander Ding gewesen. Das spätgeborene Kind, geboren, als fast alle Geschwister schon erwachsen, war unter ganz anderen Bedingungen groß geworden und war anders erzogen.

„Ach, da ist ja euer Prinzeßchen!" hatte der alte Krause immer gesagt, wenn das schmucke kleine Mädel, angezogen wie ein Püppchen, einmal auf dem Schulweg auf einen Augenblick in die Portierloge geflattert kam. „Schau, schau, Pascha! Prinzeß Lenchen, glaub ich, merkt auch die Erbse unter den sieben Matratzen!"

Dann hatte Prinker wohl mit seiner Bärentatze ganz leicht und sanft über den kleinen schwarzen Lockenkopf gestrichen: „Und wenn schon, Krausemännchen! Es ist doch nun mal unser Nesthäkchen und Verzug! Ihr soll das Leben einmal leichter werden, als uns Alten."

So mühte sich denn Pascha für sein Prinzeßchen weiter, jahraus, jahrein, war zum geheimen Ärger des Nachtportiers schon im Geschäft, wenn die mit den ersten Frühzügen abfahrenden Reisenden das Haus verließen, und räumte seine Loge nicht eher, als bis die Gäste, die den letzten Abendzug benutzten, ihren Obolus an ihn entrichtet hatten. Und wenn er dann endlich todmüde in der Pferdebahn saß, rechnete und

rechnete er immer wieder, um wieviel sich heute wohl Lenchens Kapital vermehrt hätte.

Er sah sein Nesthäkchen nur wenig. In die Portierloge, wie als Schulmädel, kam sie nie; das hätte er auch nicht geduldet, sie sollte allem, was mit seinem Erwerb zusammenhing, ganz fern bleiben. Wenn er aber um Mitternacht draußen in Charlottenburg in seiner Wohnung anlangte, dann lag sie längst in den Posen. Nur frühmorgens mußte sie dabei sein, wenn er seinen Kaffee trank. Darin war er unerbittlich, wenn er auch einmal merkte, daß daß das frühe Aufstehen dem kleinen Faulpelz schwer wurde. Etwas wollte er doch von ihr haben, täglich einmal das süße Gesicht sehen, ihr frohes Lachen hören, ein Viertelstündchen wenigstens mit ihr verplaudern. Diese kargen, knappen Minuten machten ja alle Mühe und Arbeit wett.

Aber nun saßen sich Vater und Tochter schon seit Wochen am Frühstückstisch gegenüber und sprachen fast kein Wort miteinander.

Es war sonst alles wie immer: das behaglich eingerichtete Zimmer angenehm durchwärmt, der Tisch zierlich gedeckt, wie das die Lene so hübsch verstand; sie hatte dem Vater wie stets auch heute den Kaffee selbst eingeschenkt und machte ihm, wie stets, mit ihren schlanken, weißen Fingern ein paar Brötchen zurecht, die er mit ins Geschäft nahm. Aber er schluckte und schluckte an seinem Kaffee, als ob der gallebitter wäre.

„Mutter schläft noch?" sagte er endlich.

Mutter und Tochter teilten ein Schlafzimmer. Er hatte es selbst so gewünscht, weil er bei seinem späten Nachhausekommen seine etwas kränkliche Frau nicht stören mochte.

„Mama hat keine gute Nacht gehabt," gab sie zurück. „Sie ist erst gegen Morgen eingeschlafen." Sie hatte ein wohllautendes Organ mit etwas dunkler Klangfärbung.

Er schwieg wieder ein Weilchen und nippte an seiner Tasse.

„Zünd' doch mal das Gas an," meinte er dann. „Es ist zu dämmrig heut, man sieht ja kaum die Hand vor den Augen."

Sie erhob sich sofort und schritt zum Ofensims hinüber, um die Schwedenschachtel und den Anzünder zu holen.

Die Augen des Vaters verfolgten jede Bewegung des jungen geschmeidigen Körpers.

Helene war kaum mittelgroß, aber überaus zierlich gewachsen. Als sie nun wieder an den Tisch trat, den Hahn aufdrehte und sich reckte, den Gaszünder in der erhobenen Rechten, traten die schöngeschwungenen Linien der Figur kräftig hervor, die zarte Taille, der schlanke Oberkörper, der feine Hals.

Der Glühkörper in der Ampel leuchtete auf, und das volle helle Licht fiel auf das Antlitz. Fast wie ein schönes Knabengesicht erschien es im ersten Augenblick mit seiner etwas bräunlichen Färbung und mit dem schwarzen Lockengeringel um die Stirn, dem kecken Näschen und den dunklen Augen, über denen die starken Brauen fast zusammengewachsen waren. Aber die vollen, halbgeöffneten Lippen, hinter denen die kleinen festen Zähne hervorschimmerten, gaben den Zügen wieder den mädchenhaften Charakter zurück.

In den Augen des Vaters hatte es, während er ihr zuschaute, kurz aufgeleuchtet wie im Stolz auf das schöne Kind. Nun saß er wieder mit gesenktem Haupt und rührte in seiner Tasse.

Bis er diese dann plötzlich zur Seite schob und kurz aufstand.

„Ich hab noch gar nicht gefragt, Lene — ich wollte nicht fragen, weil ich dachte, du solltest selber davon anfangen! Du bist doch gestern beim Herrn Hofprediger gewesen?" Er sagte es kummervoll, fast in zweifelndem Ton.

Auch sie war aufgestanden. Auf ihrem Gesicht prägte sich ein Zug verhaltenen Trotzes aus. Ganz knapp antwortete sie: „Jawohl, Papa."

Er wartete noch eine Sekunde, als ob er hoffe, daß sie ein erklärendes Wort hinzufügen würde. Als dies ausblieb und sie drüben am Tisch verharrte, die Hände auf dem Rücken verschränkt, fast wie in Kampfesstellung, fragte er wieder: „Nun, Lene? Was hat der Herr Hofprediger gesagt?"

Einen Augenblick preßten sich die vollen Lippen fest aufeinander. Die Auskunft schien ihr nicht leicht zu werden. Dann aber begann sie — die innere Erregung mit Gewalt zurückdrängend, in ruhigem Tonfall: „Er war sehr lieb und gut zu mir. Er hat nicht auf mich gescholten und mich geschmäht. Er hat mir nur vielerlei gesagt von den Gefahren, die mir bevorstehen, wie ich unrecht handle, deinem Willen zu widerstreben, daß ich mich fügen solle und müsse.

Er redete sehr ernst zu mir und eindringlich. Aber —"

Das junge Mädchen war ein wenig vom Tische zurückgetreten. Allmählich hatte sie die Stimme gesteigert. Ein feinerer Beobachter, als der Vater war, hätte wohl empfunden, daß sie die Worte vorher sorgsam überlegt hatte und daß die schlichte Art, in der sie sprach, etwas Absichtliches, fast Theatralisches hatte. „. . . Aber —," wiederholte sie jetzt gedehnt.

Prinker stieß ungeduldig hervor: „Nun? Aber — aber — was soll das heißen?"

Da stand sie wieder stumm. Das Köpfchen war leicht vornüber gesunken, die Hände hatten sich gelöst. Und dann sprang sie plötzlich um den Tisch herum, umklammerte den Vater mit beiden Armen und rief: „Was soll ich ihm denn gesagt haben? Du weißt es ja doch, du mußt es ja wissen! Sei doch nicht böse, liebes, liebes Väterchen! Gib doch nur nach! Ich kann doch nicht anders — es ist doch mein alles, mein einziges Glück . . . meine Zukunftshoffnung."

Er rang nach Atem, sein Gesicht färbte sich purpurn. Und er faßte die beiden Hände des Mädchens, löste sie hastig von seinen Schultern und stieß die Tochter von sich, daß sie gegen die Tischecke flog. Dort blieb sie stehen. Am ganzen Leibe zitternd, mit zurückgeworfenem Kopf und blitzenden Augen.

Seine Rechte hob sich noch einmal, als ob er sie schlagen wollte. Aber dann ließ er die Hand wieder sinken, keuchend, auch er bebend vor innerer Erregung.

Endlich fand er das Wort. Stoßweise kam es heraus: „Hat er dir nicht gesagt . . . du sollst Vater und Mutter ehren . . ."

Keine Antwort. Nur ein einziges krampfhaftes Aufzucken in dem Mädchengesicht, das fast hart erschien in diesen Augenblicken.

„Willst du nicht antworten?!" schrie er sie an.

Sie blieb stumm vor ihm stehen, ohne seinem Blick auszuweichen.

Da faßte er sie wieder an beiden Schultern und schüttelte sie. Er hatte hart zugepackt, es mußte ihr wehthun. Aber es kam kein Laut über die halboffenen Lippen.

Endlich ließ er von ihr ab. Wieder standen sie sich gegenüber, stumm sich mit den Augen messend. Beide mit fliegendem Atem.

Plötzlich lachte er bitter auf.

Er maß sie noch einmal von oben bis unten, mit einem Blick, der nur Verachtung ausdrücken sollte und aus dem doch weit mehr Traurigkeit sprach. Langsam sank sein massiger Kopf vornüber, und er zauste mit der Hand in dem langen Bart. Und dann sagte er, nun doch viel ruhiger: „Glaube nur nicht, Lene, daß du mit deinem dicken Schädel durch die Wand rennen kannst. Es gibt schon Mittel und Wege, deinen Trotz zu brechen. Dazu habe ich mich nicht gequält und gesorgt um dich, daß du mal den Leuten was vorgaukeln kannst, damit sie dann mit Fingern auf dich weisen können. Ich kenn' doch die Sorte. Wie hat dich der alte gute Kerl, der Krause, immer genannt? Prinzeßchen! Ein sauberes Prinzeßchen — solch Theaterprinzeßchen. Lene, ich mag nicht heut nochmal wiederkäuen, was ich dir schon tausendmal gesagt hab'. Aber das kannst du für gewiß und wahrhaftig nehmen, und du kannst's auch der Mutter sagen: ich gebe nicht nach! Nicht um 'n Fingerbreit! Das merke dir!"

Während er sprach, hatte er den Kopf wieder erhoben. Er zog die braune Joppe, die er zu Hause immer trug und erst im Hotel mit seiner Admiralsuniform, wie sie sie dort nannten, vertauschte, straff herunter: „Das merke dir!" wiederholte er. Einen Augenblick wartete er noch, er mochte immer noch ein einlenkendes Wort erhoffen. Dann aber wandte er sich kurz, ohne Gruß, und ging zum Zimmer hinaus.

Sie blieb bewegungslos stehen, mit starren Augen, die Unterlippe zwischen den Zähnen, die Brauen zusammengezogen. Erst als draußen die Korridorthüre zuschlug, schrak sie auf. Nun kamen ihr plötzlich die Thränen, stromweise gleich, und sie ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen und schluchzte laut auf.

So fand sie die Mutter, die mit schlurfenden Schritten aus der Schlafstube kam, im Unterrock und der Nachtjacke, mit unordentlich sitzender, aber übertrieben eleganter Haube auf dem dünnen grauen Haar. Eine hagere, verblühte Frau, alt über ihre Jahre; das Gesicht ausdruckslos, unschön.

„Was hat's denn wieder gegeben, mein Lenchen, mein liebes, süßes Kind?" fragte sie gleich, neben der Tochter niederkauernd und sie mit beiden Armen umschlingend. „Ich wachte drüber auf — Papa war wohl wieder sehr garstig?" Sie sprach in hohem

Der lichtbringende Prometheus. Entwurf zu dem in der Aula der Univ

-rsität zu Leipzig befindlichen Wandgemälde „Prometheus" von Friedrich Preller.

Diskant — auch ihre Stimme hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit der der Tochter. „Reg' dich nur nicht auf! Wein' nur nicht, Lenchen! Schad' um deine hübschen Augen. Papa meint's ja auch gar nicht so böse. Der braust immer gleich auf. Das hat er schon gethan, wie er noch jung war. Aber du hast ihn gewiß auch gereizt. Ihr seid euch eben gar zu ähnlich — ihr seid eben beide solche Trotzköpfe."

Sie sprach und sprach mit ihrer schleppenden, energielosen Stimme, aber die Tochter hörte kaum darauf hin. Sie ließ sich auch die Liebkosungen der Mutter gefallen, aber sie erwiderte sie nicht. Allmählich war sie ruhiger geworden, der Thränenstrom war versiegt, das Gesicht hatte wieder seinen festen Ausdruck zurückgewonnen. Und während die Mutter immer noch neben ihr auf dem Teppich kniete und über die „unglückliche Theaterleidenschaft" jammerte und klagte, richtete Helene den Oberkörper empor, die ganze zierliche Gestalt straffte und reckte sich.

„Steh doch auf, Mama," sagte sie endlich. „Du wirst dich da auf dem Boden noch erkälten." Es klang nicht unfreundlich, aber auch nicht gerade kindlich. „Komm, ich helfe dir! So — und nun rege dich nicht weiter auf, Mamachen. Das führt doch zu nichts. Ich will dir etwas sagen ... ich habe einen Entschluß gefaßt: ich werde zu Onkel Johannes gehen und mit dem sprechen. Zu dem hab' ich Vertrauen, er wird mir raten und helfen."

„Ach Kind —" Frau Prinker stöhnte — „Johannes! Der ist auch der Rechte! Und wenn du denkst, daß der Einfluß auf Papa hat, etwa, weil er ein berühmter Mann ist ... da irrst du dich aber gewaltig. Und helfen? Wenn du denkst, mit Geld etwa — ach du mein Himmel! Solch Bildhauer kann sehr berühmt sein und kaum trocken Brot haben, wenn er nicht besonders drauf zu laufen versteht. Aber das hat mein Bruder nie verstanden — Gott sei's geklagt. Nee, Lenchen — das schlag dir nur aus dem Kopf ..."

Eine Minute stand das Mädchen wieder wortlos, in tiefem Sinnen. Aber dann flog es gleich einem frohen Aufleuchten über ihr Gesicht, und sie sagte zuversichtlich: „Man kann auch helfen ohne Geld. Ich gehe doch zu Onkel Johannes."

4. Kapitel.

Dr. Moritz Merlenberg war im Begriff, Frau von Herret seinen Besuch zu machen, um sich zu erkundigen, wie den Damen die Hochzeitsfeier bekommen sei.

Er hatte bisher nicht eigentlich bei der alten, zurückgezogen lebenden Dame verkehrt. Seine Kreise führten ihn sonst, abgesehen von den Häusern einiger Professoren, in die Salons von Berlin W., in denen man gern mit jungen emporstrebenden Talenten prunkt. So hatte er der Schwiegermutter seiner Schwester nur einmal, kurz nach deren Verlobung, den unumgänglichen Anstandsbesuch gemacht, und dann war er einmal einer Einladung gefolgt. Er dachte gerade an diesen „Thee" zurück, als er jetzt vor dem Hause in der 12A-Straße stand; nicht einmal einen richtigen Namen hatten die Straßen in diesem erst in der Entwickelung begriffenen Stadtteil! Wie war's doch gewesen? Richtig — „mopsig". Steifleinen, philisterhaft und von spartanischer Einfachheit. Nur daß es keine schwarze Suppe, sondern Thee gegeben hatte und nachher Kalbsbraten mit Kartoffelsalat, dessen Öl durch einen kleinen Stich ausgezeichnet gewesen war.

Damals war ihm auch die Tochter des Hauses in keiner Weise aufgefallen. Höchstens als ein unbedeutendes eckiges Ding, das mit befangenen schüchternen Augen um sich geblickt hatte.

Wie lange war es doch her? Im Juni hatte ja wohl Dora in Wiesbaden ihren Mann kennen gelernt und sich dann auch bald mit ihm verlobt. Also vielleicht vier oder fünf Monate. Und dann hatte er ja Hedwig Herret doch noch ein paarmal bei der Schwester gesehen — aber auch da, ohne sie irgendwie zu beachten. Und er hatte doch sonst Blick für Schönheit und Anmut, Sinn für jedes Wesen dazu, das sich geistig über das Mittelmaß erhob.

Merkwürdig, daß er gerade dies Mädchen immer für den Typ der höheren Tochter gehalten hatte — er, mit seinem geschärften Auge.

Er zögerte noch ein wenig, als er schon den Drücker des „stillen Portiers" in der Hand hielt.

Es war am Ende doch nur eine Selbsttäuschung gewesen? Es lohnte doch wohl kaum, die drei steilen Treppen „über Hochparterre" hinaufzuklimmen?

Da sprang die Thür auf —

Nun ... schließlich ... einmal mußte er den Besuch doch erledigen. Schlimmstenfalls war es eben ein Pflichtbesuch.

Merlenberg wollte gerade in den etwas dunklen Flur eintreten, als eine kleine zierliche Mädchengestalt aus dessen Hintergrund auftauchte. Er erkannte sie nicht, aber sie blieb stehen. Augenscheinlich betroffen. Ja, der hübsche Kopf mit dem etwas aufgeputzten Rembrandthut senkte sich sogar zu einem unsicheren Gruß.

Mit einemmale wußte er, wen er vor sich hatte. Er lächelte ein wenig herablassend.

„Ach — Lenchen ... pardon, Fräulein Prinker! Guten Tag, Fräulein. Richtig — Sie wohnen ja auch hier. Daran hatte ich ja gar nicht gedacht. Nun — wie geht's denn? Sie sehen ja famos aus, Fräulein Helene."

Er sagte es, wie etwa ein junger Mann zu einer kleinen hübschen, aber ihm durchaus gleichgültigen Putzmacherin spricht. Daß er der Tochter des Portiers seines Vaters damit weh thun könne, kam ihm gar nicht in den Sinn. Er streckte ihr ja sogar die Hand hin.

Sie stand wie mit Blut übergossen. Zögernd legte sie endlich ihre Hand in die seine. Ihr „Guten Tag, Herr Doktor!" kam schmerzlich gepreßt heraus.

Aber er achtete gar nicht darauf. Nur fiel ihm — ganz nebenbei — auf, welch niedliche weiche Patsche die Kleine hatte. Man merkte es selbst durch den Handschuh hindurch. Und so hielt er ihre Hand denn ein Weilchen, doch mit einem leisen Wohlgefallen, fest und fragte: „Nun, Lenchen — aber nein, ich muß jetzt wirklich Fräulein Prinker sagen — wie war's denn neulich im Othello? Soll ich Ihnen wieder einmal ein Billet schicken?" —

Vor Jahren, als sie noch ein halbes Kind war, hatte er sie einmal vor der Portierloge getroffen. Er hatte zufällig gerade ein Billet zum Schauspielhaus in der Tasche gehabt, das er nicht benutzen konnte. Das schenkte er ihr in einer Augenblickslaune. Dabei hatten ihre Augen so freudig aufgeleuchtet, ihr Dank war so enthusiastisch gewesen, daß er erst aufgelacht, aber dann ein flüchtiges Gespräch mit ihr angefangen hatte. Nicht viel mehr als: „Lenchen geht wohl gern ins Theater?" — „Über alles in der Welt, Herr Merlenberg!" — „Schau mal einer an. Was magst du denn am liebsten?" — „Alles!" Nun mußte er wieder lachen. Aber gelegentlich hatte er sich doch der kleinen Theaterenthusiastin erinnert und ihr durch den Vater ein überflüssiges Billet geschickt. Auch neuerdings noch, wo ihm durch seine zahlreichen Bekannten unter den Autoren und Kritikern oft mehr Eintrittskarten zugesandt wurden, als er benutzen konnte. Und wenn er der Kleinen dann und wann, in ziemlich großen Intervallen, begegnet war, dann hatte er sich doch immer wieder an ihren strahlenden Augen und ihrem überschwenglichen Dank ergötzt.

So fand er es denn höchst verwunderlich, ja unpassend, daß sie ihm heute auf sein freundliches Anerbieten zuerst gar nicht antwortete, dann aber, als er noch einmal fragte: „Na, kleines Fräulein!", hastig, mit bebender Stimme herausstieß: „Nein, nein! Ich ... ich danke!", zugleich ihre Hand freimachte und aus dem Hause stürzte.

Einen Augenblick blieb er ganz erstaunt stehen. Dann murmelte er kopfschüttelnd etwas, was fast klang wie: „Dumme Göhre!" und begann langsam die vier steilen Treppen empor zu steigen.

Helene war bis zur nächsten Straßenecke mehr gelaufen als gegangen. Das Herz pochte ihr zum Zerspringen. Sie kam sich so unsäglich gedemütigt, verletzt vor. Gedemütigt von dem Manne, zu dem sie immer emporgeschaut hatte, fast wie zu einem Halbgott, in Verehrung und Dankbarkeit.

Seit mehr als einem Jahre hatte er heute zum erstenmal mit ihr gesprochen. Aber sie hatte seine Vorlesungen über Shakespeare in der Humboldtakademie gehört, hatte mit glühenden Wangen seine kleine Schrift: „Über die Entwickelung des Freiheitsgedankens in den Dramen Schillers", die sie in einem Buchladen zufällig sah, gelesen; sie hatte sich sogar seine Photographie zu verschaffen gewußt. Wie von einem übertäubenden Glücksgefühl war sie überströmt, als sie ihn erkannt hatte. Ja, im ersten Augenblick hatte sie gar nicht an Frau von Herret gedacht, sondern nur: wie kommt er hierher — in unser Haus?

Und nun war über das heiße Herz der eiskalte Wasserstrom seiner Worte gestürzt,

dieſer gleichgültigen — nein, dieſer erniedrigenden Worte. Wie ein Dienſtmädchen hat er mich behandelt! ſchrie es in ihr.

Sie verlangſamte ihren Schritt. Sie überlegte. Hatte ſie ſich falſch, unpaſſend benommen? Ihr war nie der Gedanke gekommen, daß ſie die Billets nicht von ihm annehmen dürfe. Vater und Mutter hatten ja auch nichts dabei gefunden, bis ihr der Vater zuletzt überhaupt den Beſuch des Theaters verbot. Aber es war doch wohl unpaſſend geweſen. Es hatte ihm doch wohl ein Recht gegeben, ſie ſo zu behandeln — die Tochter des Portiers ſeines Vaters. Und da kam der häßliche Gedanke: Freilich — Vater ſteht ja auch da mit der offenen Hand! Und dann, alles übertoſend, der andere: Du aber mußt ihm zeigen, daß du von anderem Holze biſt! Er muß dich bewundern! Er muß — er muß — er wird —

Moritz Merlenberg hatte den letzten Treppenabſatz erreicht. Ehe er ſchellte, zog er noch einmal die Taſchenbürſte heraus und ſtrich über den langen glänzenden Vollbart, für den, wie der Kommiſſionsrat Beermann boshafterweiſe ausgeſprengt hatte, der Friſeur einen beſonderen „Schlaffack“ erfunden haben ſollte.

Die Klingel tönte ganz dünn und leiſe. Es dauerte eine geraume Weile, ehe drinnen ein Schritt hörbar wurde. Er fing ſchon an, die Sache etwas langweilig zu finden.

Dann öffnete ſich die Thür plötzlich.

Hedwig Herret ſtand vor ihm.

Sie ſchrak ein wenig zuſammen.

Aber es war nur auf einen Augenblick. „Ich glaubte, Mama käme zurück!“ ſagte ſie ſofort. „Darum öffnete ich ſelbſt. Guten Tag, lieber Moritz!“ Auf ihrem blaſſen ſchmalen Geſicht lag der Wiederſchein einer ſtarken und freudigen Überraſchung, und dieſe klang auch aus den einfachen Worten. Dann kam freilich ſofort eine leichte Verlegenheit Sie wußte — jung wie ſie war — doch nicht recht, darfſt du ihn nun eigentlich bitten, näher zu treten? Die Beſorgnis bedrückte ſie, etwas nicht ganz Paſſendes zu begehen, und zugleich kam der Wunſch, dem ernſten, heimlich ſo hochverehrten Manne nicht durch eine Abfertigung zwiſchen Thür und Angel, die er wohl gar als kindiſches Benehmen deuten konnte, eine falſche Vorſtellung von ihrem eigenen Weſen zu geben.

Er bemerkte das alles; die Gabe, ihre Züge zu beherrſchen, war ihr noch ſo fremd. Förmlich ableſen konnte er den Flug der wechſelnden Gedanken von dem ausdrucksvollen Mädchengeſicht. Ihre kindliche Verlegenheit machte ihm Spaß, während die Bewunderung für ſeine Perſon, die ihm Hedwig — das fühlte er — entgegenbrachte, ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte.

So ſagte er ſcherzend, in bekümmertem Tonfall: „Frau Mama iſt nicht zu Hauſe? Wie ſchade! Dann muß ich wohl als betrübter Mitteleuropäer wieder abziehen, Hedwig?“

Nun hatte ſie aber ſchon ihren Entſchluß gefaßt. „Aber nicht doch, Moritz. Mama muß gleich kommen. Bitte, treten Sie nur näher.“ Sie lächelte ein wenig über ihr anfängliches Zögern, und er las wieder: „Wir ſind ja eigentlich nahe Verwandte — Moritz und ich.“ Etwas befangen aber blieb ſie doch, als ſie ſich dann in dem kleinen, mit Möbeln vollgepreßten Wohnzimmer gegenüber ſaßen. Er trug mit weltmänniſcher Gewandtheit die Koſten der Unterhaltung, die ſich zunächſt natürlich um die Hochzeit und das junge Paar und deſſen Hochzeitsreiſe drehte. Während er ſprach, in ſeiner wohlabgewogenen Art, die auch dem an ſich Konventionellen immer den Reiz des Eigenartigen zu geben ſuchte, hatte er hinreichend Zeit, die Augen durch das Zimmer wandern zu laſſen. Es wirkte anders auf ihn, als damals an dem unglückſeligen Theeabend, an dem die Leute gelangweilt in den Ecken herumſtanden und eine Petroleumlampe bedenklich gequalmt hatte. Heute gefiel es ihm beinahe mit dem peinlich ſauberen Urväterhausrat, dem ripsbezogenen Sofa mit den gehäkelten Deckchen, dem Nähtiſch an einem Fenſter, dem Kanarienvogel und den paar billigen Blumen. Es ſchien ihm das alles einen Hauch von Behaglichkeit auszuſtrömen, der ihm neu war, und es war ganz aufrichtig gemeint, als er unvermittelt ſagte: „Wie hübſch Sie es hier haben, liebe Hedwig.“

Einen Moment ſah ſie ihn zweifelnd an. Dann aber lachte ſie herzlich: „Das iſt wohl nur die Kontraſtwirkung den Einrichtungen gegenüber, in denen Sie ſich ſonſt bewegen, Moritz — wenn Sie's ehrlich meinen, wie ich annehmen will.“

„Ehrlich iſt's gemeint. Aber Sie mögen

mit Ihrer Bemerkung ganz recht haben, will ich, um weiter ehrlich zu sein, hinzufügen. Unsere modernen Salons, selbst so viele der besseren, sind meist Schablone, man merkt ihnen den Dekorateur an. Hier aber empfindet man das Persönliche, und ich meine, gerade diese intimere Harmonie zwischen einer Einrichtung und denen, die in ihr leben, ist durch keine Kunst und noch viel weniger durch Prunk zu ersetzen."

Da war schon wieder ihr feines, diesmal sogar ein wenig ironisches Lächeln. „Mit anderen Worten: wer in solch einem altfränkischen Zimmer sich so recht wohl fühlen kann, muß auch selbst altfränkisch und durch und durch unmodern sein."

Er nickte. „In gewissem Sinne wird das nicht abzuleugnen sein, Hedwig. Nur wohnt vielen unter uns, die die Welt für so recht modern hält und die sich selbst für echte Kinder des zur Neige gehenden Jahrhunderts halten, in tiefster Seele, ohne daß sie es sich selbst recht gestehen mögen, ein geheimer Drang inne, sich wieder wohl zu fühlen, wie es Vater und Mutter in ihrer Jugend thaten und wie wir es leider verlernt haben. Manch einer möchte von Herzen gern wieder unmodern sein — er traut sich's nur nicht."

„Das kann ich verstehen. Aber es darf schließlich nur auf schwache Naturen zutreffen. Wer sich stark fühlt, muß sich doch sein Leben selbst zu gestalten wissen, wie es ihm recht dünkt. Nur nicht mit dem Strome schwimmen, nur nicht sich immer treiben lassen." —

Das war wieder eins der Worte, die ihn — aus diesem jungen Munde — stutzen machten. Ganz wie neulich einige Wendungen des Gesprächs zwischen ihm und Hedwig. Es frappierte ihn im Augenblick so, daß er nicht gleich eine Antwort fand, wie sie ihm geeignet erschien. So neigte er nur zustimmend das schöne Haupt, mit einem ernsten Lächeln, das ihm vorzüglich stand, und sagte dann unverwittelt: „Aber was haben Sie denn dort für herrliches altes Porzellan, Hedwig?"

Sie stand auf und trat an die Servante, auf die er deutete. Auch er erhob sich.

Nun wieder mit ganz naiv kindlicher Freude erklärte sie: „Es sind wirklich einige schöne Stücke. Die beiden alten Tassen dort sind Nymphenburger Fabrikat und stammen von der Großmutter Mamas. Das kleine Meißner Dejeuner hier, mit dem gelben Fond, ist noch aus der guten Zeit vor Marcolini. Den großen Teller mit dem N hat uns Papa in Frankreich gerollt —"

„Gerollt?"

„Ach so — das können Sie nicht verstehen. Papa erzählte, sie hätten im Feldzuge . . . anknüpfend an das französische Gewäsch über die gestohlenen Pendulen — immer gescherzt: unsere Soldaten rollten die Kaminuhren, um sie bequemer in die Tornister packen zu können. Nun, und da ist denn der Ausdruck auch auf andere Gegenstände angewendet worden. Bei dem Teller müßte es eigentlich heißen: gerettet. Papa hat ihn nämlich im Parke von St. Cloud aufgelesen, am Tage des Schloßbrandes. Er ist wundervolle Sevresarbeit. Aber unser schönstes Stück, meinem Geschmack nach, ist doch ein Erbstück von Großmama Herret . . . die kleine Schale dort: Alt-Berlin. Ich bin allerdings Partei. Ich habe nämlich vor ein paar Monaten ihre Borte gestohlen und einen Preis damit gewonnen."

„Das versteh ein anderer, Hedwig. Daß Ihr Papa einen Teller gerollt hat, leuchtet mir, dank Ihrer freundlichen Erklärung, ein. Aber daß Sie der alt-berliner Schale — übrigens wirklich ein Prachtstück — die Borte gestohlen haben wollen, um einen Preis damit zu erringen . . . entschuldigen Sie, liebste Schwägerin, da komme ich nicht mit."

Sie standen dicht nebeneinander, und er schaute nun doch mit kaum verhohlenem Entzücken in das feine, lebendige Gesicht, das jetzt wie in einem kleinen Triumph aufleuchtete. Sie hatte die Augen voll zu ihm aufgeschlagen, um ihre Mundwinkel zuckte es schalkhaft, als sie erklärte: „Etwas Riesengroßes dürfen Sie sich freilich nicht unter dem Preise vorstellen, Moritz. Aber es war immerhin eine große Freude für mich und Mama. Nämlich: die ‚Illustrierte Frauenzeitung' hatte einen Wettbewerb für einige dekorierte Porzellane ausgeschrieben, und den habe ich gewonnen. Im Vertrauen auf Ihre Diskretion gesagt: wahrscheinlich, weil ich eben diese so reizende Vorlage mitbenutzen konnte — natürlich nur in freier Anlehnung an das alte Muster. Dreihundert Mark habe ich bekommen — ein kleines Vermögen für solch ein armes Mädel, wie ich bin."

„Alle Wetter! Ich gratuliere — offen gesagt, Hedwig, so viel habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht selbst verdient."

„Spotten Sie nur nicht —"

„Ich denke gar nicht daran!" Ihre kindliche Freude an dem kleinen Gewinn amüsierte und rührte ihn zu gleicher Zeit. „Was glauben Sie denn, Hedwig? Für meine paar Schriften habe ich bisher noch die Druckkosten bezahlen müssen — das ist nun einmal nicht anders." Als er es gesagt hatte, verdroß ihn seine Aufrichtigkeit wieder ein wenig. Das nette Mädel hatte ja wohl kaum das richtige Verständnis für diese Verhältnisse, sonst würde sie nicht so erstaunte, fast erschrockene Augen gemacht haben. Er fügte daher schnell hinzu: „Also Sie malen auch, Hedwig? Das ahnte ich ja gar nicht."

„Es ist auch nicht viel Rühmens davon zu machen," gab sie sofort zurück. „Sehen Sie, Moritz, wir höheren Töchter — ein recht häßlicher Ausdruck, nicht wahr? — wir werden ja geradezu auf diesen leidigen Dilettantismus erzogen. Mehr als ein solcher wird's ja doch selten. Wirklich: ich hätte gern, ach so gern, mir für mein Leben einen etwas tieferen Inhalt gewonnen. Ich wollte durchaus mein Examen machen. Aber da zog mir unser alter Doktor einen Strich durch die Rechnung. Ich — ich sei nicht kräftig genug, ich müsse mich schonen. Das war eine bittere Enttäuschung für mich, und ich glaub's ihm auch gar nicht, denn mir ist das Lernen immer leicht geworden —"

„Davon bin ich überzeugt," versicherte er eifrig. „Aber ich gebe dem guten Manne doch recht. Sie unterschätzen die rein physischen Anstrengungen der Vorbereitung, Hedwig ... und noch mehr gewiß die Dornen des Lehrerinnenberufs ..."

Hedwig schüttelte energisch den Kopf. Sie schien eine Entgegnung auf der Zunge zu haben. Da schellte es draußen: „Mama! Einen Augenblick, Moritz ..."

Er sah ihr nach, bis die Thüre hinter ihr zugefallen war. Er hörte sie draußen tuscheln und dann ihr helles Lachen. „Sie ist doch noch das reine Kind," dachte er, „aber ein liebes, reizendes, kluges Kind —"

Frau von Herret trat ein — etwas ceremoniös, ein wenig befangen, auf den hageren Wangen die Röte einer leichten Verlegenheit. „Mein lieber Herr Doktor ... ich freue mich herzlich ... es ist wirklich so aufmerksam von Ihnen ... aber, bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen ..."

Da saß er denn wieder, den Cylinder neben sich, die alte Dame gegenüber — alle Beide sehr gemessen, sehr würdig — und es wurden noch einmal die Fragen ausgetauscht, wie die Hochzeit bekommen sei und wo sich wohl das junge Paar augenblicklich befinden möge?

Hedwig hatte sich einen kleinen Sessel herangezogen. Aber sie saß so, daß er sie nicht sehen konnte, wenn er seine Aufmerksamkeit der Mama zuwandte.

Und nun bemerkte er plötzlich wieder die künstlich gestopften Risse in dem Ripsbezug des Sofas und die Flicken in den Gardinen und das altmodische, ein wenig abgetragene Kleid der Matrone — und es kam ihm wieder vor, als liege eine Welt zwischen dem allen hier und seinem eigensten Wesen.

Bis er sich erhob und beim Abschiednehmen in die leuchtenden Mädchenaugen sah, die eine kurze Sekunde noch sich mit den seinen kreuzten. Dann senkte Hedwig den Blick, und zugleich stieg wieder verräterisch das Blut in ihre Wangen.

Nun war er gegangen.

Hedwig stand an der Servante und rückte die alten Porzellane zurecht mit leicht bebenden Fingern, als die Mama wieder in das Zimmer trat. Sie machte sich erst ein Veilchen am Nähtisch zu thun, ein wenig hüstelnd wie immer, wenn sie einen Gedanken still für sich verarbeitete.

„Hete," sagte sie endlich bedächtig, „es war doch eigentlich nicht ganz passend, daß du den Doktor allein annahmst?"

Das Porzellan klirrte. Die Tochter wandte sich wie im jähen Erschrecken um.

„Aber, Kind ..."

Mit ihren kleinen schnellen Schritten kam die Mutter auf Hedwig zu und sah ihr forschend, nun auch erschrocken in das glühende Gesicht: „Kind ... wie siehst du denn aus? Was ist denn vorgefallen?"

„Nichts ... gar nichts!" wehrte Hedwig, mit Thränen kämpfend, ab. Aber dann schlang sie plötzlich die Arme um die Mutter und schluchzte laut auf.

5. Kapitel.

Helene Prinker stand vor dem Künstlerhause Sankt Lukas, hochaufatmend vom

schnellen Gang, und unterhandelte mit der Portierfrau.

„Herr Professor Kruslow im Atelier?“

„Ich denk' doch.“

„Hat er Modell?“

„Ich denk' — nee!“

„Also ist er allein?“

„Ich denk' ja!“ Die dicke Madame guckte dem Mädchen neugierig in das hübsche Gesicht. „Fräuleinchen,“ sagte sie dann wohlwollend, „was woll'n Sie zu Kruslow'n? Das ist nicht vor Sie. Der kann sohne zierlichen Modellers nicht brauchen. Wenn ick Sie raten soll, kloppen Sie mal oben bei Pegel-Sarnown an. Der sucht gerade 'ne kleine für seinen Elfenreigen. Sie passen — das seh' ich —“

Der volle Mund schürzte sich verächtlich: „Sie irren in der Person! Ich bin die Nichte von Herrn Kruslow —“

„Ach so — Na ... nischt vor ungut, Fräulein. Geradeaus — im Hofe —“

„Ich weiß schon Bescheid ...“

Hastig durchschritt Helene den kleinen, epheubesponnenen Hof und pochte mit ihren Sonnenschirm energisch vor das große Thor, Zweimal ganz vergeblich. Dann tönte von drinnen ein brummiges: „Brauch' kein Modell!“

Sie pochte noch einmal: „Ich bin's ja, Onkel!“

Darauf klang's zurück: „Machen Sie dem Mädel doch mal auf, Werner —“ Es raschelte drin; endlich schlug die kleinere, in dem mächtigen Thorflügel eingelassene Thür auf. Ein junger Mann stand in der Öffnung: „Guten Morgen, Fräulein Prinker,“ sagte er. „Verzeihen Sie nur ... wir konnten ja nicht ahnen ...“

„Guten Tag, Herr Werner —“

Helene schien etwas enttäuscht, daß sie den Onkel doch nicht allein traf. Einen Augenblick zögerte sie, dann trat sie rasch ein.

Das große Atelier sah recht weiß aus. Den Hintergrund nahm ein riesiger Aufbau ein, ein Holzgerüst, zwischen dessen Rippen die grauen Linien eines überlebensgroßen Centauren hindurchschimmerten. Längs der kahlen Wände standen, fast bis in die Mitte des Raumes, in buntem Gewirr Entwürfe und Modelle aller Art, groß und klein: phantastische Meerungeheuer und schlanke Göttinnen, stark bewegte Krieger, groteske Faune, ein paar Porträtbüsten; dazwischen einzelne Glieder, hier ein muskulöser Arm, der einem Riesen zuzugehören schien, an ein Meduſenhaupt gelehnt, dort ein paar Hände, an einer Stange aufgehängt, die einem Prometheus übers Knie gelegt war. Alles mehr oder minder unfertig, manches schon wieder zerbrochen, zerbröckelt. Nur in einer Ecke war etwas Raum gelassen für eine hohe, stolze Marmorgruppe: die Siegesgöttin beugt sich über einen sterbenden Krieger. Über der Gruppe hing eine flotte Plakatzeichnung: „Große Medaille Glaspalast München. Wer kaufts?“ Unter der Schrift eine Anzahl Ochsenköpfe, die nach oben starrten mit unglaublich blöden Augen, oben eine Guirlande Affen, deren Schwänze höchst kunstreich verschlungen waren; wenn man näher hinsah, ergaben diese Schwänze die Buchstaben: KRITIK.

Trotz der Größe des Raumes war er so angefüllt von Tabakqualm, daß das junge Mädchen zuerst gar nicht erkennen konnte, wo der Onkel saß.

Endlich sah sie ihn. Er saß hinter dem Centaurengerüst tief in einem alten Lehnstuhl. Seitlich von ihm stand ein Tischchen, dicht bedeckt mit Bierflaschen und Cigarettenschachteln. Die dünnen Beine lagen fast in gleicher Höhe mit dem mächtigen, von einem vollen grauen Bart umflossenen Kopf auf einem Balken.

„Morgen, Püppchen!“ rief er ihr jetzt zu, ohne sich zu rühren. „Läßt du dich mal wieder sehen? Na; dann komm man her. Werner, gieb' Püppchen mal 'ne Cigarette.“

Sie machte ein paarmal „puh — puh!“ und führte mit dem Schirm einige Striche in die Luft. „Tag', Onkel Johannes! Ist das hier aber eine Luft! Wie kannst du denn nur in dem Qualm leben und arbeiten, Onkel?“

Er lachte dröhnend. „Leben vortrefflich! Arbeiten? Wenn du etwa, wie dein superkluger Vater und meine geliebte Schwester denkst, unsereiner arbeitet nur, wenn er beide Fäuste voll Thon hat, ja Püppchen, dann arbeiten wir schon lange nicht mehr. Was Werner, mein Junge? Aber unsereiner arbeitet eben am meisten, wenn er nichts thut. Weißt du, Püppchen, es denkt sich eben ganz besonders gut im Tabaksqualm, je dichter, je besser. — So gib Patschhändchen! Werner, die Cigaretten! Da setz dich hin, Maus!“ Er gab mit dem rechten Fuß ein paar

Büchern, die auf einem kleinen Schemel lagen, einen Stoß, daß sie zur Erde flogen, und deutete auf den staubigen Sitz. „He Werner — Werner —“

Der junge Mann war noch einige Augenblicke an der Thür stehen geblieben und hatte der zierlichen Mädchengestalt nachgeblickt, wie sie sich gewandt durch den Wirrwarr des Ateliers durchwand. Er überhörte sogar den Ruf des Meisters zum zweitenmal. Nun aber schrak er zusammen, eilte Helene hastig nach, suchte die manierlichste der Cigarettenschachteln zwischen den Flaschen und Gläsern heraus und bot sie ihr an: „Bitte, Fräulein Prinker!“

„Danke!“

Sie sah gar nicht auf. Auch als er ihr Feuer reichte, streifte ihr Blick kaum das wenig schöne, durch eine tiefe Narbe auf der rechten Wange entstellte Gesicht. Der Bildhauer trat zurück und lehnte sich mit über der Brust gekreuzten Armen an das Gerüst. Seine Stirn krauste sich, er preßte die Lippen fest aufeinander, aber er wandte kein Auge von dem scharfgeschnittenen Profil des Mädchens.

„Na, Püppchen, was führt dich denn in die Löwengrube? Ganz wunschlos ist ein Weib ja nie, du aber siellst mir ganz aus, als seist du Evas Urenkelin in direktester Linie. Und fein gemacht hast du dich! Dreh' dich mal 'n bissel nach dem Licht. Nee — sowas Unmögliches von 'nem Bibi! Viel was Geschmackloseres konntest du wohl nicht auftreiben. Die ganze nette Kopfform erdrückt er ja — tot macht er sie — mausetot!“ So polterte er noch ein Weilchen weiter, dabei aber doch die hübsche Erscheinung mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtend. Dann schlug er sich vor die Stirn: „Ach so! Du willst wohl dein Lärvchen sehen? Na, Werner, mein Sohn — denn mal her mit deinem Werk! Kannst's schon sehen lassen —“

Werner rührte sich nicht. Er blickte mit fragendem, trotzigem Ausdruck auf das Mädchen, als warte er auf ihre Aufforderung.

Einen Augenblick war's ganz still. Endlich pruschte der Alte auf, zog die Füße vom Balken, schlug sich mit beiden Händen auf die Schenkel und rief: „Ihr beiden Schafsköppe ihr!“ Dann stand er auf, reckte ein paarmal die riesenlangen Glieder und schob selbst eine kleine Büste heran, über der noch das feuchte Modelliertuch hing.

Werner blieb noch immer unbeweglich; er hatte nur leicht die Achseln hochgezogen. Aber in Helene schien nun doch Neugier oder Eitelkeit über den Trotz zu siegen. Auch sie stand auf und warf die Cigarette auf den Boden. Aschenbecher gab's ja im Atelier nicht.

Doch als Kruslow den Thonlappen entfernt hatte, trat auf ihren Zügen gleich wieder der Ausdruck völliger Gleichgültigkeit hervor, um dann dem einer starken Enttäuschung Platz zu machen.

Der junge Künstler hatte sie aufgefaßt, das Köpfchen leicht vorgebeugt, wie in tiefes Grübeln versunken, träumerisch in die Weite schauend, das Haar in glatten Wellen dicht anliegend.

Sie trat noch einen kleinen Schritt näher. Dann lachte sie plötzlich spöttisch: „Na, Herr Werner — von Ähnlichkeit auch nicht 'ne Spur!“

Da brauste der alte Künstler auf: „Ähnlichkeit! Wenn du nur ähnlich sein willst, dummes Mädel, dann scher' dich zum Photographen. Oder lauf zu irgend 'nem Modebildhauer. Ähnlich macht's 'ne Maschine. n' Kunstwerk braucht nicht ähnlich zu sein ... adeln soll's das Modell! Aber was red' ich — was nutzt 'ner Kuh Muskate, sie frißt nur Haberstroh! Ähnlich — ähnlich! Puppenähnlich — was? Wie der Werner dich empfunden hat, so hat er's gemacht. Brav hat er's gemacht, sage ich, und du Gänslein, du ...“

Sie war glühend rot geworden unter den heftigen, sich überstürzenden Vorwürfen des Onkels. „Ich meinte ja nur —“ wollte sie sich entschuldigen. Doch da trat der junge Künstler zwischen sie und den Meister. Ganz ruhig legte er seine Hand auf dessen Arm, und nur aus dem Ton seiner Stimme klang eine tiefe Bitterkeit: „Fräulein Priuker hat recht, Teurer! Ich habe das Fräulein wirklich falsch aufgefaßt, ganz falsch. Ich weiß es jetzt besser —“ (Fortsetzung folgt.)

Neujahrsorakel.

Von

Frieda Freiin v. Bülow.

Ich war allein. Sylveſterglocken klangen,
Durch meine Seele ſchlich ein heimlich Klagen
Um reicher Jugend Jahre, die vergangen,
Nun eines wiederum zu Grab getragen,
Und in des jungen Jänners erſter Stunde
Trieb mich ein dumpf orakelgläubig Bangen
Aus neuen Jahrkalenders Geiſtermunde
Ein Leitwort für die Zukunft zu erlangen.
Und ſieh! In William Shakeſpeares goldner Klarheit
Fand Worte ich, die ernſt zur Seele drangen,
Denn meinem zagen Sehnen ward die Wahrheit:
„Man kann um Neujahr Roſen nicht verlangen.“
Dem Worte ſann ich nach in meinem Herzen
Und ſprach: „Fahr' hin, du Hoffen! ſchwaches Bangen!
Komm, ſtiller Winter! Gleiche nicht dem Märzen,
Dem ungeſtüme Wünſche ſich entrangen.“

Da klopft es. Nun? Ein Bote iſt's. In Händen
Trägt er in Fülle roter Roſen Prangen!
Der Nachbar, ſpricht er, wünſchte ſie zu ſenden,
Da eben ſie die Neujahrsgrüße ſangen.
Frohlockend ſtand ich ob der Lenzesgabe:
Man kann um Neujahr Roſen nicht verlangen,
Doch was zu fordern ich das Recht nicht habe,
Das darf als Gottes Gnade ich empfangen! —

Huldigung. Bronzestatuette von Constantin Stark.

Abb. 1. Kopfleiste mit Neujahrswunsch aus einem Kalender des XV. Jahrhunderts.

Neujahrswünsche.

Von

Fedor von Zobeltitz.

Mit achtundzwanzig Abbildungen nach Originalen.

(Abdruck verboten.)

... Ein gut seliges jar ...

„Prosit Neujahr!“ ... Beim Wechsel zweier Jahrhunderte gewinnt dieser alte und fröhliche Neujahrsgruß an Bedeutung. Aus der Asche der Vergangenheit steigt als Phönix die neue Zeit empor, die Welt grüßend und von ihr gegrüßt. Alle Völker dachten sich ehemals ein doppeltes Sterben der Zeit. Im Mittwinter ertrank die Welt durch Wasser, im Mittsommer durch Feuer; in der Winterwende spielte der Taucher Deukalion seine Rolle, zur Sommerwende Phaëton, der das All in Flammen setzte. Deukalions Barke landete am Parnassos, die Arche Noahs am Ararat; die heidnische und die jüdische Sintflut fielen in dieselbe Zeit, in die der christliche Kalender den Wechsel des Jahres verwies. Mit Janus beginnt die Reihenfolge der Monate; er ist der Wassermann des Kalenders und schaut mit seinem Doppelgesicht in das alte und neue Jahr hinüber.

Neujahr ist ein astronomisches Fest; die Völker der Welt könnten es also gemeinsam feiern. Aber selbst bis in das vorige Jahrhundert hinein fielen auch in den Kulturreichen die Neujahrsfeiern auf verschiedene Tage. Juden und Muhammedaner sahen in dem Ersterben der Natur, in der Tag- und Nachtgleiche des Herbstes, den Beginn der neuen Zeitrechnung; die Inder und Parsen feierten das Wiedererwachen des Lebens, den Lenz, als ihr Neujahr. Auch der Römer Neujahr war ehemals der erste März, und viele Völker folgten ihnen bis in die neuere Zeit hinein. Aber die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings ist nur der sinnfällige Anfang des neuen Naturlebens; thatsächlich ist die lebenerweckende Sonne uns schon viel früher näher gerückt. So fiel denn die Wahl der Neujahrsfeier vielfach auf das Wintersolstiz, nicht nur bei den Ägyptern, sondern auch im heidnischen Europa. Der 6. Januar, von dem ab die Tage länger zu werden beginnen, war schon bei den Ägyptern das „Fest der Erscheinung,“ an dem Osiris wiederkehrte. Bei den Christen der morgenländischen Kirche wurde der 6. Januar zum Tag der Erscheinung Christi, d. h. man ließ den Heiland an diesem Tage geboren sein, während die abendländische Kirche, durch den Einfluß des auch in die römischen Provinzen sich ausbreitenden Mithrasdienstes beherrscht, den 25. Dezember vorzog. Er war der Zeitpunkt des Stillstandes, an dem die Tage weder zu- noch abnehmen, und galt zugleich als der Geburtstag des Mithras. Die Apostel des Christentums fanden den 25. Dezember als Zeitbeginn sowohl bei den alten Germanen wie bei den meisten slavischen Stämmen vor und konnten diese Sitte daher um so leichter auch nach der Bekehrung der Völker fortbestehen lassen. Im Laufe der Jahrhunderte veränderte sich die Kalenderzählung abermals. Unter Karl dem Großen galt der 25. März zugleich als der Tag Mariä Verkündigung und des Todes Christi, also als Anfang und Ende des Jahres. Zur selben Epoche feierte man in Köln und in der Schweiz am Ostertage das Geburtsfest der neuen Zeit, in Lüttich sogar am 19. März. Philipp II. befahl erst 1575 den Niederlanden, das Neujahr

Abb. 2. Geschichtskalender der Stadt Rottweil mit Neujahrswunsch des Gerichtsprokurators Bonaventura Schlech.

am 1. Januar zu feiern. In Venedig galt noch 1652 der 1. März, in Florenz noch 1745 der 25. März als Neujahrstag. Wie die alten Germanen und Skandinavier, so feierten auch die Engländer vom VII. bis in das XIII. Jahrhundert hinein ihr Neujahr am Weihnachtstag; in Frankreich blieb man bei der gleichen Sitte bis zum X. Jahrhundert, wählte dann den 25. März und später den Ostertag als Jahresanfang. Erst Karl XI. verordnete die Verlegung des Neujahrstages auf den 1. Januar.

Der 1. Januar wurde schon von den ersten Christen als Jesu Beschneidungsfest gefeiert. Da nun die Beschneidung eine lediglich mosaische Ceremonie war, von der Paulus noch dazu die Christen dispensierte, so ist anzunehmen, daß auch die kirchliche Feier dieses Tages aus heidnischen Gebräuchen herausgewachsen ist, vielleicht und wahrscheinlich aus dem altrömischen Feste zu Ehren des Gottes Janus. Am Neujahrstage dampften zu Rom vor dem Janustempel die Räucherbecken; ein weißer Stier wurde

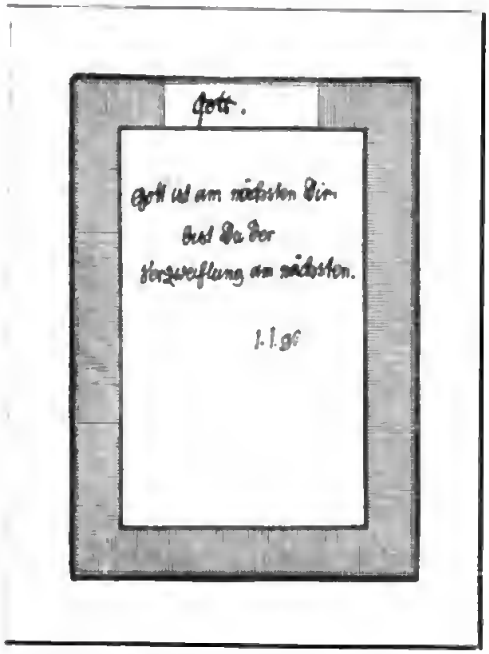


Abb. 3. Neujahrskarte von Joh. Kaspar Lavater vom 1. Januar 1796.

dem Gotte geopfert, und da dieser Tag ein „dies faustus", ein Zeitpunkt guter Vorbedeutung war, so nahm man an ihm besonders solche Geschäfte vor, von deren Gelingen man viel für die Zukunft erhoffte. „Annum novum faustum felicemque tibi!" — „ein glückliches und gesegnetes neues Jahr dir!" riefen sich Freunde und Bekannte zu und beschenkten sich gegenseitig mit Honig und Früchten, später auch mit Gold- und Silbermünzen und Kunstgegenständen aus Edelmetall. „Strenae" nannte man diese Neujahrsgeschenke, denen man häufig noch geschriebene oder eingravierte Wünsche anfügte. So hat sich u. a. eine strena, die dem Kaiser Commodus dargebracht wurde, erhalten: eine Krystalltessera mit Münzen und der Inschrift „Annum novum faustum felicem felici imperatori." Das Beschenken am Neujahrsfeste war übrigens auch schon den alten Ägyptern und Persern bekannt; die Juden begrüßten die neue Zeit durch gewaltigen Posaunenschall, und die Germanen zu beiden Ufern des Rheins legten sich am Julfeste auf ihre Bärenhäute und tranken süßen Met, bis sie nicht mehr aufstehen konnten. Die Saturnalien der Römer am Janustage fanden in der christlichen Welt die lebhafteste Nacheiferung; schon die Kirchenväter klagten über die zuchtlosen Possen und Mummereien zu Neujahr, die zu Paris am ausschweifendsten waren, obwohl dort der Klerus selbst sie unter seiner Aufsicht genommen hatte. Flögel-Ebeling geben in ihrer „Geschichte des Grotesk-Komischen" erbauliche Proben von diesen Narreteien.

Es mag befremdlich erscheinen, daß die christliche Kirche die mit ihren Festen verbundenen, oft ganz abscheulichen Possenspiele lange Zeit hindurch duldete. Aber die entfesselte Leidenschaft durchbrach jegliche Seelenzucht; schließlich mußte die Klerisei froh sein, wenn sie wenigstens die tollsten Orgien zügeln konnte. Daß das sogenannte Narrenfest, das man im Mittelalter gewöhnlich am Neujahrstage zu feiern pflegte, aus heidnischen Sitten hervorgegangen ist, läßt sich vielfach mit Beweisen belegen. Schon Herodian bezeugt, daß das römische Neujahrsfest zu seiner Zeit, also im III. Jahrhundert, mit den Saturnalien verbunden gewesen war, den Festtagen der Sklaven und Freigelassenen, an denen man sich in Frauengestalten und Histrionen verkleidete und Felle um den Leib schlang, um dann mit wahnsinnigem Geheul durch die Straßen

Abb. 4. Neujahrskarte in Kupferstich, mit aufgeklebtem Seidendruck. Um 1790.

zu toben. Auch Dionys von Halikarnaß gedenkt der Sitte, sich mit Tierhäuten zu bekleiden und in dieser Vermummung allerhand Unfug anzurichten. Das, was die Saturnalien aber so besonders beliebt machte, war die Erinnerung an die goldene Zeit unter des Saturnus Weltregierung, da ewige Gleichheit herrschte. So war am Neujahrstage im alten Rom auch der Unfreie frei und konnte thun, was ihm beliebte, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden; die Sklaverei war aufgehoben, und die losgelassene Meute erging sich in den tollsten Ausschweifungen. Es ist klar, daß die ersten Christen dieſe Tage allgemeiner Gleichheit nicht gern vermissen und nicht den Lustbarkeiten entsagen wollten, die mit den alten Festen verbunden waren. So suchten sie diese denn mit den christlichen Feiertagen zu verbinden, und ihre Führer und Lehrer, unfähig, der Leidenschaft Herr zu werden, mußten es schweigend dulden — so wie später die Jesuiten bei den neubekehrten Chinesen neben dem christlichen Kirchendienst auch noch die Gebräuche des Confucius dulden mußten. In einigen Teilen Hollands wurde noch bis in das Mittelalter hinein ein ähnliches Fest der Gleichheit gefeiert, Zollmaalen genannt, an dem die Knechte Edelmannskleidung anlegten und sich von ihren Herren bedienen ließen.

Abb. 5. Neujahrsgruß in Kupferstich mit aufgeklebtem Seidendruck. Um 1.90.

Gegen das Narrenfest am Neujahrstage hatte schon der Heilige Augustinus (Homil. de Kalend. Januarii) geeifert. Auf dem Konzil zu Toledo im Jahre 633 wurde es verboten und dies Verbot später oft wiederholt. Trotzdem erhielt es sich, wurde sogar von Theophylaktus, Patriarchen zu Konstantinopel, im X. Jahrhundert auch in der griechischen Kirche eingeführt. Denn nicht nur das Volk, sondern auch die niedere Klerisei wehrte sich gegen die Aufhebung der Feier. Der Theologe Gerson erzählt, ein Geistlicher habe zu Auxerre öffentlich erklärt, das Narrenfest sei Gott ebenso wohlgefällig als das der Empfängnis Mariä, und die theologische Fakultät von Paris verteidigte es in einem Cirkularschreiben an die Erzbischöfe damit, daß die Narrheit sich einmal austoben müsse; man treibe seine Possen mit der Religion, um mit desto größerer Inbrunst zum Gottesdienst zurückkehren zu können. Erst 1522 wurde auf Befehl des Parlaments zu Dijon das Narrenfest für Frankreich endgültig verboten. In ähnlicher Form wurde es merkwürdigerweise auch in Bayern noch bis in das XVI. Jahrhundert hinein gefeiert.

Das gegenseitige Beschenken am Neujahrstage erhielt sich durch das ganze Mittelalter und ist in Frankreich bekanntlich noch heute im Gebrauch, während es bei uns

Abb. 6. Neujahrswunsch für das Jahr 1837, auf rosa Seide gedruckt.

auf das Weihnachtsfeſt verlegt worden iſt. In ähnlicher Weiſe hat ſich auch die alte Sitte der Neujahrswünſche durch alle Zeiten erhalten und bereits gegen Ausgang des Mittelalters jene Form angenommen, wie wir ſie heute noch kennen: die Form der ſchriftlichen und gedruckten Beglückwünſchung.

In Georg Steinhauſens vortrefflicher Sammlung deutſcher Privatbriefe des Mittelalters (Berlin 1899) finden ſich vielfach Neujahrsgratulationen und Dankſagungen für erhaltene Neujahrsgeſchenke. So ſchreibt

Abb. 7. Neujahrskarte von Léon Lebègue in Paris an Dr. R. Forrer in Straßburg.

die Gräfin Margarete von Naſſau um 1367 an ihre Tante Mechthild von Geldern, Gräfin von Cleve, ſie danke ſchönſtens für die ihr, ihren Angehörigen und Kammerfrauen überſandten Neujahrsgeſchenke; ſie ſchicke dafür einen Ring zurück und ihr Gemahl eine Münze —, ſo ſent dir min geſelle eyne muntze, day ſteyt uffe eyn clymmede lewe (klimmender Löwe), dat ſuelztu alſo verſtayn, dat du ey hoer (immer höher) in ſin herze clymes (klimmeſt)" ... Pfalzgräfin Beatrix ſchreibt am 8. Januar 1439 an ihre Schwägerin, die Herzogin Anna von Bayern: „Wir wünſchen üch von dem almechtigen gote ein gut, ſeligs neues jare mit merung alles gelückes"... und im Februar 1466 die Gräfin Eliſabeth Leiningen an Nikolaus Wynze in Worms:

Abb. 8. Neujahrskarte von Prof. Ferd. Vetter in Bern.

„wir dancken dir ſere dynes guten jars" ... und 1475 die Kurfürſtin Anna von Brandenburg an ihren Gemahl, den Kurfürſten Albrecht: „Ich ſchick eur lieb (Ew. Liebden), ein berleinſchnur (Perlenſchnur), die ſol auf das neu jar gefallen ſein", d. h. ſie ſollte ſchon als Neujahrsgeſchenk eintreffen. Dieſe Beiſpiele ließen ſich vielfach vermehren. Ein etwas ſeltſames Neujahrsgeſchenk iſt eine junge Löwin, die Herzog Wilhelm von Sachſen dem Herzog Albrecht und ſeinem Bruder im Januar 1474 nach Weimar

Abb. 9. Neujahrskarte des Kunſthiſtorikers Prof. Rud. Rahn in Zürich an Dr. R. Forrer in Straßburg.

ſchickte. Das im Dresdener Hauptſtaatsarchiv aufbewahrte Begleitſchreiben zu dieſem brüllenden Geſchenk beſagt u. a.: „Wir ſchicken u eur liebe hirbey ein junge lewynn zum newen jare und wünſchen damit eur liebe viel freudenricher und gluckſeliger, guter jare in frolichem, langwirigem geſunde“ ... In den an die Gräfin Margarete von Württemberg gerichteten Briefſchaften (Stuttgarter Haus- und Staatsarchiv) aus dem Jahre 1475 werden einige merkwürdige Dinge als Neujahrsgaben erwähnt. So ſendet ihr eine gewiſſe Margarethe Dynin „eine degelein zu einem neuen jar und wunſch ir dorpei vil guter jar, das ſi mein nit vergeß“; was iſt ein „degelein“? vielleicht ein kleiner Tiegel mit einer Speiſe? — Zur ſelben Jahreswende ſchickt Urſula von Zülnhardt der Gräfin „ain burg zu ainem ſeligen nüen jar“; der Ausdruck, „ein burg“ iſt ganz unverſtändlich und bezeichnet möglicherweiſe ein Gebäck. Sehr lebhaft im Ausdruck iſt die Nonne Margarete von Hanau, die ihrem Vater, dem Grafen Philipp, am 5. Februar 1488 „100000 guter, ſeliger, gluckhafftiger, geſunder, freydlicher, frolicher, nuver jar und alles gut, geiſtlich und zitlich“ wünſcht. Empfindungsvoll und fromm iſt der Neujahrswunſch, den die Priorin von St. Agnes in Liebenau im Januar 1499 an den Grafen Philipp von Hanau richtet: „Hochgeborner, gnediger, lieber Herre. Der nüwgeborn kunnig, den der ſtern hett gezeygt, den die dry wiſen hant geſucht, und funden eyn cleyn kindlein ligen in der krippffen, ine angebet und geert mit iren byzeychlichen (bezüglichen, ſinnbildlichen, anſpielungsreichen) gaben, dieſen großmechtigen kunig mit allen

Abb. 10. Neujahrskarte des Malers Léon Lebègue in Paris an Dr. R. Forrer in Straßburg.

Abb. 11. Neujahrskarte von Dr. Alb. Figdor in Wien an Dr. R. Forrer in Straßburg. Aquarell von C. Lambotte.

Abb. 12. Neujahrskarte des Malers Carl Spindler in St. Leonhardt an Dr. R. Forrer in Straßburg.

ſynen gotlichen gnoden und goben wonſchen wir uwern gnoden mit vill heylſamer, gnodenricher, gluckhafftiger, geſonder, frolicher, frydlicher nüwer jar mit allem gutten zytlich und ewiglich. Und haben uwern gnoden gebet in eyn gut, ſelig jar duſent pater noſter und ave Maria und begern von der hochwirdigen mutter gottz, daß ſie uwern gnoden erwerb von irem lieben Kinde alles, das ir begern ſie in zit und in ewickeit, und ſenden uwern gnoden etlich lebkuchlin und wollten, das ſie gut und uwern gnoden gefallen wern" ...

Auch gereimte Beglückwünſchungen wandte man vielfach an. Im Liederbuch der Klara Hätzlerin finden ſich mannigfache Proben, ſo ein Neujahrsgedicht, das mit folgenden Worten beginnt:

„Gott grüß dich fraw, zu diſem newen jar,
Gott grüß dich, fraw, uſz aller engel ſchar,
Gott grüß dich, ſchönes lieb beſunderbar,
Daß es dir widerfar,
Als wol und ich dirs gan,
Dein ich nie vergeſſen han" ...

Auch Albin Schulz in ſeinem Buche „Deutſches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert" teilt mehrere ſolcher gereimter Neujahrswünſche mit, von denen die meiſten der Feder des Nürnberger Barbiers und Meiſterſängers Hans Folz entſtammen.

Wie verbreitet ſchon im XV. Jahrhundert die gedruckten Neujahrswünſche geweſen ſind, beweiſt die von Paul Heitz vor kurzem veröffentlichte Faksimileſammlung (Straßburg, Heitz & Mündel). In ihr ſind einige dreißig, meiſt in Holzſchnitt ausgeführte Neujahrswünſche jener Zeit in getreuer Wiedergabe und der Kolorierung der Vorlagen auf jahrhundertealtem Papier reproduziert worden, ſo daß man glauben könnte, die Originale vor ſich zu haben. Viele dieſer Neujahrsgratulationen hat ſchon W. L. Schreiber in ſeinem vortrefflichen „Manuel de l'amateur de la gravure au XV. siècle" ausführlicher beſchrieben. Zu den vierzehn Holzſchnitten und dem einen Schrotblatt, die er verzeichnet, treten in der Heitzſchen Veröffentlichung noch ein Kupferſtich des Meiſters E. S., eine Kopie dieſes Blattes von Israhel van Meckenem und ein Holzſchnitt aus dem XVI. Jahrhundert; den Schluß bilden ſechsundzwanzig Zierleiſten in Holzſchnitt, Bandrollen mit Inſchriften, „ein gut ſelig iar" und ähnlichen, die als Schmuckſtücke für Kalender dienten, deren älteſter für 1472 bei Günther Zainer in Augsburg gedruckt wurde.

Faſt auf allen Neujahrswünſchen kehrt die Darſtellung des Chriſtkindes zurück, nackt oder bekleidet, auf einem Kiſſen ſitzend (Abb. 1), aus einer Blume hervorwachſend, mit der Erdkugel, mit einer Taube oder einem anderen Vogel, zuweilen auch mit der Maria, im Schiffe oder auf einem Eſel reitend. Das Band mit der Inſchrift hält das Chriſtkind gewöhnlich in der Hand; hier und da

Abb. 13. Neujahrsgruß von Prof. Gabriel Max in München an Dr. R. Forrer in Straßburg. (Mit Sepia grundierte Federzeichnung.)

trägt auch die Taube die Bandrolle; zuweilen umschlingt das Spruchband das ganze Bild. Die Art der Inschrift wechselt. „Ein gut selig iar“ oder „ein . goot . Selig . iar“ kehrt öfters wieder. Weigel & Zestermann in ihren „Anfängen der Druckerkunst“ beschreiben u. a. einen Neujahrswunsch in Holzschnitt aus der Zeit von 1480—1490: das Christuskind auf einem Kissen, in der rechten Hand einen grünen Krug, in der linken ein Band mit der Inschrift „Ich habe dz Krügel in min hät glück heil ünch gesät“ („ünch“ gleich „euch“ in altbayerischem Dialekt). Ein Neujahrswunsch der Marienbibliothek zu Halle, mit „michel“ signiert, trägt die Inschrift:

„Ich haisz ihs das ist war.
Du gib mich uch zu aim gute Jar,

Abb. 13. Neujahrskarte von Walter Crane in London an Dr. R. Forrer in Straßburg.

Und wer mich Im hertzen lieb hant
Dem gib ich mich an sin leste nät.“

Abb. 14. Neujahrsgruß des Malers Prof. A. Crespin in Brüssel an Dr. R. Forrer in Straßburg. (Aquarell.)

Einer der frühesten bekannten Neujahrswünsche ist ein, zwischen 1450 und 1465 entstandener Reiberdruck der Augsburger Schule, der in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt wird: das Christuskind mit der Maria in einem Schiffe, die Schriftrolle haltend:

„Zuch vff den Segel wir sind am land
vnd bringen gut ior maniger hand.“

Die Kolorierung dieser Neujahrswünsche geschah meist mit der Hand, zeigt aber häufig künstlerisches Empfinden.

Außer diesen Blättern, deren Inschriften direkt auf das Neujahrsfest hinweisen, sind uns noch eine Anzahl anderer aufbewahrt worden, die aller Wahrscheinlichkeit nach gleichfalls Neujahrswünsche sind, obschon sie nur bildliche Darstellungen oder

Abb. 16. Neujahrsgruß des Malers G. Dieckmann in Hannover an Dr. R. Forrer in Straßburg.

neben solchen Inschriften allgemeineren Charakters tragen. So ist in Ludwig Rosenthals Inkunabelkatalog Nr. 90 eine runde Darstellung abgebildet, die zweifellos ein Neujahrswunsch ist: das Lamm Gottes mit der Siegesfahne, aufrecht stehend, nach links gewandt und sein Blut in einen Kelch spritzend; die Umschrift in gotischen Lettern lautet „Die + Ewig + Sätigkeit + Sey + Euch + Allen + Berait." Dr. Forrer vermutet, daß das Blatt ausgeschnitten und als Verzierung auf einen Kassettendeckel geklebt worden sei; man habe hier also den Neujahrswunsch mit dem Neujahrsgeschenk vereinigt.

Daß man auch die Neujahrswünsche mit den Kalendern verband, zeigt die schon erwähnte Heitzsche Publikation. Die dort abgebildeten sechsundzwanzig Zierleisten mit ihren charakteristischen Inschriften haben sämtlich in Kalendern Verwendung gefunden. Schreiber in seinem „Manuel" beschreibt u. A. das Vorsatzblatt eines in der Braunschweiger Stadtbibliothek befindlichen Kalenders auf 1498, auf dem das Christkind, zwei Engel und zwei Schriftrollen mit den Zeichen D. M. S. dargestellt sind; darunter als Text:

„Eyn nye orolich salich iaer
Gleite vnd god allen gaer."

Ein anderer Kalender aus jener Zeit zeigt das Jesuskind und den kleinen Johannes und im Holzschnitt die Inschrift „Ein + gut : Setig + ior +" — einer für 1487 trägt den Wunsch: „Ich winz Euch vil Setiger Goter iar." Originell ist ein Erfurter Kalender von 1483, der einen Jüngling und eine Jungfrau an einem Brunnen zeigt und dazu die Inschriften enthält: „By disser bronen furt winsch ich uch frauelin gutter jar mannigfalt" — „Geselle got gebe dir heil gutter jar ein michelteil."

Seltsamerweise sind uns auch aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert nicht allzu viel Neujahrswünsche erhalten worden, obschon die Sitte ganz zweifellos an Umfang zu-

Abb. 17. Neujahrsgruß des Malers Otto Hupp in Schleißheim an Dr. R. Forrer in Straßburg.

genommen hat. Einige aus diesem Zeitraum geben wir hier im Verein mit einer Anzahl moderner künstlerischer Neujahrswünsche in Abbildung wieder. Sie entstammen zum größten Teil den Sammlungen des bekannten Forschers nnd Antiquitätenhändlers Dr. Robert Forrer in Straßburg i. E., der uns das Reproduktionsrecht überließ. Interessant ist das Rottweiler Kalenderblatt (Abb. 2) für das Jahr 1600: ein Folioblatt mit einer Holzschnittbordüre, aus Figuren- und Wappenbildern zusammengesetzt, der Mittelraum durch ornamentale Borten in drei Teile zerlegt. Oben steht in einer Kartusche: „Ich winsch euch ein gut glückhafft new Jar"; rechts und links davon paradieren in Mantel und Harnisch die Kaiser Konrad III. und Maximilian II. Die Wappen von Kastilien, Aragon, Kroatien, Jerusalem, Sizilien, Leon, Granada 2c. nehmen die Seitenumfassungen ein; die beiden Frauengestalten unten symbolisieren Macht und Recht. Den Mittelraum füllt in Typendruck die Hofgerichtsordnung aus; ganz unten steht der Name des Dedikators: „Bonaventura Schlech, deß Kayserlichen Hoffgerichts Procurator zu Rottweil", der das Blatt jedenfalls auf eigne Kosten für Vorgesetzte und Freunde als Neujahrsgruß, der auch seine praktische Seiten hatte, anfertigen ließ. Wahrscheinlich entstammt die Umrahmung irgend einem älteren Geschichts- oder juristischen Werke, und in diese ließ der brave Herr Schlech seinen Text hineinsetzen.

Abb. 19. Neujahrskaete des Malers F. Laskowsky in Straßbueg an Dr. R. Foeree ebenda.

Abb. 18. Neujahrsgruß von Sydney Peentice-Lawerence an Dr. R. Foerer in Straßbueg.

Hans Boesch teilt aus dem XVII. Jahrhundert folgenden sehr charakteristischen Neujahrswunsch mit:

„Ach, laß dir auch forthin der Zeit
In deinen Schutz und Gütigkeit
Mich und die Mein empfohlen sein,
Thu wohl dem Rat und der Gemein,
Die Kirch und Priesterschaft erhalt,
Im Haus auch mit Ehleuten walt,
Die Handlung, Handwerk, Viehszucht,
Den Feldbau segne mit der Frucht
Und hab also bei allem Stand
Dein himmelreiche Gnadenhand" ...

Sehr kurios ist folgender „Wunsch" der gegen ihren Willen in ein Kloster gesperrten Anna Tucherin, den gleichfalls Hans Boesch aufgefunden hat: „Gott geb ihm ein verdorben jahr, der mich macht zu einer Nunnen" ...

Der berühmte Physiognomiker Pfarrer Joh. Kaspar Lavater liebte es, als Buch- und Lesezeichen an seine Gemeinde-

mitglieder und Bekannten kleine Kartonblättchen zu verteilen, die innerhalb einer einfachen Bordüre in Holzſchnitt oder Kupferſtich einen Spruch von ſeiner Hand trugen. Mehrere ſolcher Leſezeichen von Lavaters Hand hat die „Zeitſchrift für Bücherfreunde“ in ihrem zweiten Jahrgange, Band I, wiedergegeben; wir veröffentlichen hier (Abb. 3) einen frommen Neujahrswunſch des Züricher Pfarrers, der jedenfalls an einen durch Unglück Verfolgten und Troſtbedürftigen gerichtet war.

Eine Änderung in der äußeren Form der Neujahrsgratulationen kam Ende des vorigen Jahrhunderts auf. Man beſchenkte ſich mit kleinen Karten, die mit Kupferſtichvignetten geſchmückt und teilweiſe koloriert waren und auf welche man einen, auf farbige Seide gedruckten Glückwunſchreim aufklebte. Einige dieſer Gratulationskarten veranſchaulichen die Abbildungen 4 und 5. Über den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten. Für unſere Anſchauungen ſind jene Bilderchen nichts weniger als ſchön; aber es iſt wohl anzunehmen, daß ſich auch Künſtler dazu bereit fanden, die Gratulationskarten zu verzieren. Die Vignettenmanier mag in den Tagen der Geßner, Schellenberg und Meil immer die gleiche geblieben ſein. Auch die Spruchweisheit war eine ziemlich alltägliche; man begnügte ſich meiſt mit humoriſtiſch ſein ſollenden Anſpielungen, wie in dem Wunſche:

„Freund, Dir wünſch ich daſſ bey Deinem Amte
Dir's an Mut und Kräften niemals fehlt
Nie an Gelde ... aber das Verdammte!
Daſſ es ſich, ſo bald es kommt, verzählt.“

Abb. 20. Neujahrsgruß des Malers Carl Spörri (†) an Dr. R. Forrer in Straßburg.

Auch Neujahrswünſche, die nur auf Seide gedruckt waren, gab es; vielleicht ſchlang ſich das Seidenband, das wir in Abb. 6 wiedergeben, um einen Karton mit Süßigkeiten oder war als Leſezeichen gedacht. Im allgemeinen muß man ſagen, daß die künſt-

Abb. 21. Neujahrsgruß des Malers Leutnant K. Gimbel in Baden-Baden an Dr. R. Forrer in Straßburg.

lerische Ausstattung der Neujahrswünsche im XVIII. Jahrhundert eine ziemlich dürftige war. Der rasche Verfall der zeichnerischen Künste, der schon seit Mitte des XVII. Jahrhunderts in Deutschland eintrat und den auch die Erfindung der Schabekunst nicht aufhalten konnte, mag hierbei mitgesprochen haben. Der Rokokoschnörkel eignete sich noch mehr für die Neujahrskarte als die Vorliebe für Urnen und Grabsteine mit Laubgewinden, die Öser und Geßner aufbrachten, als man von den Rokokoarabesken wieder zur „klassischen Einfalt" überging. Die Manier der Buchillustration Ende des vorigen Jahrhunderts spiegelte sich auf den Neujahrskarten wider, aber was dort in seinem Gesamtbilde bei aller Einseitigkeit immer noch recht hübsch und anmutig wirkte, gab sich hier entsetzlich nüchtern, trocken und steif.

Erst in neuerer Zeit hat man die Neujahrswünsche wieder künstlerischer auszugestalten versucht. England ist in dieser Beziehung mit gutem Beispiel vorangegangen. Seine Christmas-Cards, die gewöhnlich auch gleich die Wünsche zum Neuen Jahre — „a merry christmas and a happy new year", — den Freunden übermitteln, unterscheiden sich in Bezug auf geschmackvolle Ausführung gewaltig von der zu gleichen Zwecken in die Welt gesandten deutschen Fabrikware. Trotzdem muß anerkannt werden, daß es nach dieser Richtung hin auch bei uns erheblich besser geworden ist. Es war vieles und Schauderhaftes zu überwinden: vor allem die sogenannte „humoristische Neujahrskarte", deren ganzer Witz zumeist in den nur wenig verhüllten unanständigen Anspielungen lag. Humor und Laune sind ja nun ganz gewiß auch in einem Neujahrswunsche nicht zu verachten; aber Hand in Hand mit beiden muß die Grazie gehen. Und unter den vielen deutschen Neujahrskarten, die mir in die Hände gekommen sind, fand ich doch auch zahlreiche, die eine liebenswürdige, oft schelmische Anmut, hier und da auch eine niedersächsische Derbheit mit erlesenem künstlerischem

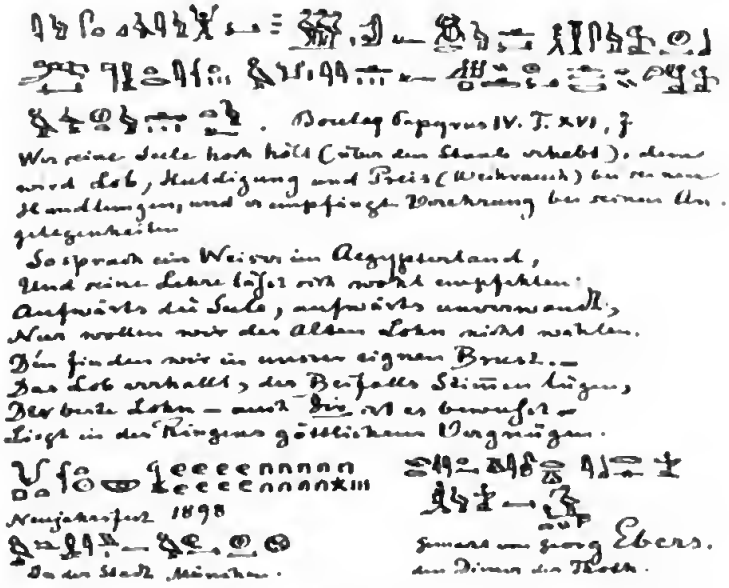


Abb. 22. Neujahrsbrief von Prof. Georg Ebers an Dr. R. Forrer in Straßburg.

Abb. 23. Neujahrsgruß von Carl Koch.

Geschmack verbanden. Ich glaube, daß der Aufschwung, den die illustrierte Postkarte in letzter Zeit genommen, auch auf die Neujahrswünsche von Einfluß gewesen ist.

Am hübschesten ist es freilich, sich nicht mit der Fabrikware zu begnügen, sondern sich nach eignem Geschmack seine Neujahrskarten anfertigen zu lassen. Es ist schon zu öfterem dafür plädiert worden, und ich möchte an dieser Stelle gleichfalls eine Lanze für die mich hübsch und liebenswürdig dünkende Sitte einlegen. Es ist keine Sitte von heute, sondern, wie wir gesehen haben, ein uralte; warum soll sie nicht geradeso wieder aufleben können wie die der Ex-libris und Lesezeichen? In Handwerkerkreisen hat sie sich bis heute erhalten — nur kann man nicht von der Gilde der Schornsteinfeger und von den Milchjungen verlangen, daß sie die für ihre wackeren Berufszweige gefertigten Karten in künstlerisch vornehmer Form ausführen lassen. Wohl aber kann es der einzelne und kann dabei, gleichwie bei den Ex-libris, auch den eignen Geschmack zu Wort kommen lassen, kann in Emblemen und Symbolen auf seine Neigungen hindeuten und kann sich schließlich auch, wenn er zeichnerisches Geschick besitzt, den Entwurf selbst anfertigen, so wie Dr. Forrer in Straßburg dies alljährlich zu thun pflegt. Unter den beigegebenen Abbildungen finden sich mancherlei hübsche Beispiele. Die archaistische Manier bevorzugen Léon Lebègue in Paris (Abb. 7), dessen Neujahrskarte mit entzückender Feinheit ausgeführt ist — ferner Professor Rudolf Rahn in Zürich (Abb. 9), der sich selbst porträtiert hat, seinem Freunde Forrer die Bandrolle reichend, und Professor Ferd. Vetter in Bern (Abb. 8). Dr. Albert Figdor in Wien hat seine Neujahrskarte (Abb. 11) nach einem prächtigen Aquarell von C. Lambotta anfertigen lassen. Ein zweites Neujahrsblatt Lebègues (Abb. 10), Selbstporträt des Künstlers in lustig karikierter Auffassung, wurde im Original versendet.

Ja, wer so glücklich ist, Künstler zu sein, der kann seinen Freunden schon eine ganz besonders erfreuliche Neujahrsüberraschung bereiten! In der Forrerschen Sammlung nimmt ein großer Studienkopf von Gabriel

Abb. 24. Neujahrsgruß von Ewald Thiel.

Max, eine mit Sepia grundierte Federzeichnung, die wir hier in Verkleinerung reproduzieren (Abb. 13), einen Ehrenplatz ein. Die Arbeit ist wohl kaum für den Jahreswechsel geschaffen worden, aber der Glückwunsch unter der Zeichnung charakterisiert auch sie als ein Neujahrsblatt. Sehr fein ist die Gratulationskarte, die Walter Crane, der vielgenannte Londoner Künstler, für Dr. Forrer schuf (Abb. 15); stände auch das Monogramm Cranes nicht auf dem Bilde, man würde aus der Eigenheit der Linienführung doch sofort auf den englischen Zeichner schließen können. Ebensowenig ist die Art Carl Spindlers zu verkennen (Abb. 12), des großen Elsässer Künstlers, der in der kräftigen Strichmanier seiner Bilder — seine Illustrationen zu Alberta von Puttkamers

Abb. 25. Neujahrsgruß des Malers A. Lewy an die Redaktion des „Daheim."

Balladenbuch „Aus Vergangenheiten" schätze ich besonders hoch — zuweilen an Sattler erinnert, ohne daß er dessen Nachahmer ist. Professor A. Crespins Neujahrsblatt (Abb. 14) zeigt die moderne belgische Schule, das Original ist in Aquarellfarben gehalten und wirkt duftig und farbenzart. Gleiches läßt sich von dem vortrefflichen Blatte des Hannoveraners Georg Dieckmann (Abb. 16) sagen, während Otto Hupp (Abb. 17) den kraftvollen Heraldiker auch zu Neujahr hervorkehrt. F. Laskowski in Straßburg hat eine niedliche, stuppsnäsige junge Dame zur Gratulation ausgeschickt (Abb. 19), und auf dem, wie ein Gobelin wirkenden Blatte des verstorbenen Carl Spörri (Abb. 20) schwingt das tapfere Schneiderlein, das die Königstochter heimführt, triumphierend seine Schere. Lustig ist die Glückwunschkarte des englischen Malers Sydney Prentice-Lawrence (Abb. 18). Karl Gimbel hat sich mit seiner Gratulation (Abb. 21) an mittelalterliche Vorbilder angelehnt, die in dieser Form freilich selten zu Beglückwünschungen ausgestellt werden mochten; sehr reizend ist Georg Ebers', des Ägyptologen und Romanschriftstellers, in waschechten Hieroglyphen abgefaßte Neujahrskarte (Abb. 22). Noch einige andere Grüße zum Jahreswechsel seien eingefügt, die befreundete Künstler den Redaktionen dieser Hefte und des stammverwandten „Daheim" zusandten: Bilder von Carl und Georg Koch, Ewald Thiel, Werner Zehme und A. Lewy (Abb. 23 bis 28) und eine vornehm ausgeführte Gratulationskarte des Kupferstechers Carl Leonhard Becker (Abb. 27).

Abb. 26. Neujahrskarte von Werner Zehme.

Abb. 27. Neujahrsgruß des Kupferſtechers Carl Leonhard Becker an die Redaktion der „Monatshefte.“

Es iſt Mode geworden, die Neujahrsgratulationen „abzulöſen“. Man gibt ein paar Mark Almoſen und ſchädigt damit eine ganze Induſtrie. Auch als „unmodern“ bezeichnet man die Überſendung von Neujahrswünſchen. Das ſcheint mir nun ganz thöricht. Aus demſelben Grunde könnte man auch die Beglückwünſchung zu den Geburtstagen fallen laſſen. Ich denke, freundliche Leſerin und verehrter Leſer, es ſchadet nichts, wenn wir in dieſer Beziehung auch im XX. Jahrhundert die Alten bleiben — und deshalb möge das Motto zu dieſen Ausführungen auch das Schlußwort bilden: allerſeits

ein . gut . ſeliges . jar.

Abb. 28. Neujahrsgruß von Georg Koch.

Politische Übersicht über das XIX. Jahrhundert.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

(Abdruck verboten.)

Mit ungeheuren weltgeschichtlichen Stürmen hat das Jahrhundert begonnen, welches kürzlich unter dem Klange der Friedensschalmeien den Versuch machte, auf dem Wege eines Kongresses der Abrüstung und der Völkerversöhnung, ehe es sein Erbe einem neuen Jahrhundert übergab, all seine ungelösten Fragen und schwebenden Gefahren zu beschwören. Die neuere Geschichte kennt keine andere Periode so heftiger, rauher und tiefgreifender Umwälzungen, wie die, in welche das Jahr 1800 mitten hineinfiel.

An Stelle der absolutistischen Regierung aller durch Einen hatte die große französische Revolution von 1789 die Selbstbestimmung der Völker, ihre Regierung durch sich selbst verkündet und hatte es unternommen, durch Vorbild, Theorie und Propaganda die europäische Menschheit aus Unterthanen der Dynastien zu Bürgern von Staaten umzuwandeln. Indem sie so dem XIX. Jahrhundert ein neues Staatsbürgerrecht vorzeichnete, brachte sie dadurch ganz von selber auch den andern großen politischen Gedanken zu Geltung und Bewußtsein, der fortan mit Naturnotwendigkeit leitend werden mußte: den der Nationalität. Für selbstherrliche Dynastien, welche ihre Länder in bunter Willkür hin und her gewinnen und verlieren, erobern, vertauschen, vererben, wie im XVII. und XVIII. Jahrhundert der Inhalt der Geschichte gewesen war, mag es weniger wichtig erscheinen, aus was für Bewohnern sich diese hin und her geschobenen Unterthanen zusammensetzen, wenn sie nur ihre Pachtzinse und Abgaben entrichten und im übrigen gehorchen. Dagegen für Völker, welche als staatliche Einheiten, als organische Körper sich selbst bestimmen, durch zusammengefaßte Kraft und Einmütigkeit sich erhalten und vorwärtsbringen sollen, bedeuten trennende Binnengrenzen der Sprache und des Naturells die schwerste Verwirrung und Hemmnis. Jedes lebendige Staatswesen muß daher nach nationaler Ausgleichung streben, die die inneren Scheidewände beseitigt, ohne daß sie darum zu uniformieren und solche provinzialen Unterschiede einzuebnen braucht, welche die Verständigung und Einmütigkeit des Ganzen nicht stören. Und ebenso natürlich und geschichtlich logisch ist es, wenn abgetrennte Volksteile zu dem ihnen verwandten nationalen Ganzen streben, umgekehrt das Ganze zu seinen Teilen, und wenn ferner national isolierte Volksteile, die an größere fremde Körper angekettet sind, von diesen hinweg zur politischen Selbständigkeit streben. Oft freilich werden solche Bestrebungen wiederum durch so viele geographische Schwierigkeiten, Gesichtspunkte der Staatsraison und der Praxis und durch sonstige Gegenwirkungen durchkreuzt, daß sie dadurch mehr oder minder aufgewogen und auch geradezu zur Unmöglichkeit eines Erfolges verurteilt werden können. Aus lauter derartigem Widerstreit infolge des neu in die Geschichte eintretenden Nationalitätsprinzips entwickelt sich der politische Verlauf des XIX. Jahrhunderts, entspringen all seine die Gemüter bewegenden und erregenden „Fragen“ und deren geschehene oder versuchte Lösungen: die deutsche Frage mit Einschluß der elsaß-lothringischen, welche durch die Lösung der ersteren auch die ihrige fand, die italienische, die orientalische, die niederländische, schleswigholsteinische, irische, polnische, norwegische, finnische, die Zukunftsfragen Österreichs.

Im übrigen tritt durch die Mitarbeit der Völker an ihren Geschicken die ganze äußere geschichtliche Entwickelung in ein verlangsamtes Tempo. Was bloße Kabinettsregierungen durch einen Federstrich verfügen können, braucht Zeit, wenn es zuvor durch die öffentliche Meinung hindurch und aus dieser heraus von dem Selbstbestimmungs-

Aus B. Caiale Atelier zu Berlin-Friedenau.
Links das Doppelstandbild Johann I. und Otto III. von M. Baumbach, rechts Friedrich Wilhelm III. von G. Eberlein.

recht oder Mitbestimmungsrecht des Volkes vollzogen werden soll. — Es war einer der großen optimistischen Irrtümer der französischen Revolution, daß diese Selbstbestimmung schon vorhanden sei, indem man sie proklamiere. Frankreich selbst mußte an der Schwelle unsers Jahrhunderts vor aller Welt erweisen, daß man durch eine neue Lehre, durch bloße Beschlüsse ein bisher unmündiges, nur gehorchendes Volk noch nicht so bald zu einem politisch erwachsenen, zur Selbstregierung reifen, umschaffen könne und daß die Selbstbestimmung auf lange hinaus, ja vielleicht auf immer abhängig bleibe von einer geeigneten, die Wege weisenden Führung. In Frankreich überwog sogar das Bedürfnis nach einer starken Führung derart, daß die Selbstbestimmung durch sie zunächst ganz zurückgedrängt wurde. Das Königtum der Bourbonen hatte seine hundertjährigen Versäumnisse blutig gebüßt und war vorläufig vernichtet, aber das Erbe trat in Wirklichkeit nicht das für souverän erklärte Volk an, sondern ein rücksichtsloser Gewaltmensch, Napoleon Bonaparte.

Er stellte die Monarchie in neuer herrischer Form wieder her. Aber er wurde das Werkzeug, eine Revolution anderer Art in Europa vorzunehmen. Denn da seine geschichtslose, auf das Schwert gestellte Herrschaft nur durch ein fortgesetztes Weiterbekriegen, ein grundsätzliches Zertrümmern alles Alten, durch geschichtliche Legitimität Berechtigten erhalten werden konnte, ward der Korse der Urheber einer ungeheuren politischen Zerstörungsarbeit. Wie die Guillotine die „Aristokraten" geköpft hatte, gleichviel welches ihre persönlichen Gesinnungen waren, so daß nur wenige von ihnen als Genossen der Revolutionsmänner zu einer neuen Rolle gelangten, so zertrümmerte der politische Parvenu die überlieferten Dynastien als seine geborenen Feinde, gleichgültig, ob sie und ihre Staaten sich überlebt hatten oder nicht, und würdigte nur einige der sich demütig beugenden seiner Gunst. Besonders Deutschland ward von dieser Kehrausarbeit heimgesucht. Das vermorschte Reich sank dahin, und mit ihm verschwanden ganze große Kurfürstentümer, dazu viel hundert kleinfürstlicher, geistlicher, stiftischer, reichsgräflicher, reichsfreiherrlicher, reichsritterschaftlicher, reichsstädtischer, reichsdörflicher Minimalexistenzen, um eilfertig zu etlichen mittelgroßen Territorien zusammengeballt zu werden, deren Beherrscher entweder Napoleons Verwandte oder jene von der berechnend-freigebigen Gönnerschaft des Emporkömmlings auserkorenen Dynastien wurden.

Dann aber erdrückte den zu immer neuen Eroberungen ausgreifenden Imperator dasselbe Prinzip, auf dessen Basis der populäre General emporgekommen war und das er seitdem achtlos mit Füßen getreten hatte: das der Selbstbestimmung der Völker. Das Verlangen des deutschen Volkes nach Befreiung, nach Selbständigkeit und Nationalität warf die Fremdherrschaft ab. Führer Deutschlands in diesem Kampfe war der preußische Staat, der gerade in seiner schweren Not es gelernt hatte, seine Zeit zu begreifen und aus der weisen Anwendung dieser Erkenntnis neue Kräfte zu gewinnen. Die Reformen Steins und Hardenbergs begannen das Werk, woran in Frankreich so gut wie gar nicht gedacht worden war: das nach politischer Mitwirkung strebende Volk vorbereitend zu *erziehen*. Sie erhoben den Klassenstaat zum Bürgerstaate, gaben den Städten die Selbstverwaltung, dem erbunterthänigen Bauern die Freiheit seiner Person und Arbeit. Und Scharnhorsts großes Werk der allgemeinen Wehrpflicht nahm fortan jeden Staatsbürger, wes Standes er sei, mit Blut und Leben in Anspruch für den gemeinsamen Staat, machte ihn mitverantwortlich für dessen Schande und Ehre.

Nach der Beendigung der Napoleonischen Gewaltherrschaft trat in Wien ein allgemeiner Diplomatenkongreß zusammen zur politischen Neuordnung der europäischen Verhältnisse. Was diese Versammlung von Würdenträgern überwiegend aus der alten Schule übersah oder geflissentlich übersehen wollte, war: daß Napoleon eben nicht durch die Kräfte der alten Zeit, des XVIII. Jahrhunderts, schließlich zu Boden geworfen war, sondern durch das Ehrgefühl der bürgerlichen Mitverantwortlichkeit für Staat und Thron und durch die neue Bewegung des Vaterlandsgedankens. Der Kongreß glaubte in Napoleon die ganze von Frankreich ausgegangene geistig-politische Umwandlung bis hinter das Jahr 1789 zurück besiegt. Er verkannte, daß es die gesunden Aufstrebungen der Völkeremanzipation waren, welche die nächsten, ungesunden Folgeerscheinungen der

Revolution überwunden hatten. Und er verkannte ferner, daß, wen man aufruft zu mündiger Staatsbürgerpflicht, auch Anspruch hat auf ein Staatsbürgerrecht. So wollte man in Wien vor allen Dingen nur möglichst wiederherstellen und zurückschrauben, im Äußeren wie nach innen.

Zum Glück war eine völlige „Restauration," wie man jene politische Wiederherstellung im Diplomatenwelsch nannte, längst nicht mehr möglich. Die mitberatenden Regierungen hatten selber zu viel des abgeräumten Alten abbekommen und wollten diese Beutestücke behalten oder zum mindesten andere dafür bekommen. So wurden die Napoleonischen Staatenvernichtungen im großen und ganzen nur da rückgängig gemacht, wo er selbst oder seine Verwandten die Empfänger gewesen waren: im nordwestlichen Deutschland und Königreich Westfalen, in den Niederlanden und in Italien. Aber mit allen Territorien ward hin und her geschachert ganz wie ehedem, und die neu aufgetretenen und von Napoleon zum Teil, soweit es ihm paßte, benutzten Gesichtspunkte der Nationalität blieben unerledigt, in vermehrter Spannung der Zukunft vorbehalten.

Frankreich behielt die Grenze von 1790, das heißt das deutsche Elsaß-Lothringen. Dem Kongreß war es wichtiger, mit der Herrschaft der Bourbonen in Frankreich auch das zu „restaurieren," was sie durch Raub an sich gerissen hatten, als das Verlangen des siegreichen Deutschland nach dem ihm durch Recht, Natur und Nationalität Zukommenden zu erhören.

Österreich erhielt zu seiner Musterkarte von verschiedengearteten Völkergebieten noch Dalmatien-Illyrien, Venetien und die Lombardei. Auch der Rest Italiens blieb zerspalten, ward an die Dynastien Sardinien-Piemont, Neapel, Toskana, Lucca, Parma, Modena zurückverteilt.

Zu einem Königreich der Niederlande wurden die katholischen Wallonen und Flaemen Belgiens, die drei Jahrhunderte unter Spanien respektive Österreich gestanden hatten, mit den protestantischen Holländern und den fränkischen Luxemburgern zusammengeschweißt.

Dänemark erhielt das deutsche Lauenburg, das dänisch sprechende Norwegen wurde mit Schweden uniert. Das von schwedischer Einwanderung sprachlich und kulturell beherrschte Finnland kam an Rußland, ebenso das Hauptgebiet des in drei vormaligen Teilungen zerschlagenen Polen.

Preußen fand eine Ausgestaltung im nationalen Sinne. Es erhielt nicht wieder die bedenklichen rein slawischen Bereicherungen der letzten polnischen Teilungen, sondern bewahrte aus diesen nur, was es zur territorialen Verbindung, wie zur militärischen Sicherung notwendig brauchte, die westpreußischen und posenschen Gebiete, welche ohnedies von gemischter Bevölkerung bewohnt und in den Städten gutenteils deutsch waren. Dazu erhielt es, was von Pommern bisher noch schwedisch gewesen war, ferner Gebiete in Westfalen und im Rheinland und einen Teil von Sachsen.

Ein deutsches Reich, dessen schönere Neuauferstehung der Vaterlandssinn der Deutschen erhoffte, blieb ihnen versagt. Statt dessen ward der Deutsche Bund begründet, „die kläglichste Verfassung, die je ein großes Volk getragen hat." Natürlich *ohne* eine Volksvertretung neben dem Bundestage der einzelstaatlichen Bundesgesandten. Man war in Wien keineswegs geneigt, die Erwartungen und schon gegebenen Versprechungen auf eine fernere Mitarbeit des deutschen Bürgertums an den öffentlichen Angelegenheiten zu erfüllen. Die baldige Einführung konstitutioneller Verfassungen in den Einzelstaaten geschah einerseits (z. B. in Weimar) aus dem freien Entschluß der Landesherren, andererseits aus dem Bestreben der durch Napoleons Landschenkungen vergrößerten oder neugeschaffenen Mittelstaaten, durch „Verfassungen" ihre gegenwärtige Existenz nach außen und innen festzulegen. Sie sahen darin das Mittel, die neuen Landesteile rascher zu verschmelzen und sie gegen Rückforderungen sicher zu stellen, denn die Mediatisierten hofften alle noch vom Kongreß und von den konservativen Großmächten, auch Bayern verlangte die badisch gewordene Pfalz. Und ferner sollten die Verfassungen dazu dienen, dem mittelstaatlichen Partikularismus eine gewisse Unantastbarkeit gegenüber dem Deutschen Bunde und seinen Organen zu verleihen. Man konnte ja von vornherein nicht ahnen, bis zu welchem Grade dieser Bund vor allen nationalen und antipartikularen Anwandlungen bewahrt bleiben würde. Die beiden deutschen Staaten, auf die es ankam, Preußen und Österreich, ließen keine verfassungsmäßige Mitwirkung des Volkes zu.

Das Werk des Kongresses dauernd zu machen, war der Hauptzweck der heiligen Allianz, zu der sich die Monarchen von Rußland, Preußen und Österreich verbündeten. Alles jetzt Begründete zu erhalten, ganz besonders das Schoßkind des Kongresses, das Königtum Ludwigs XVIII. in Frankreich, war ihr Ziel, und in ehrlichem, fast schwärmerischem Eifer hofften sie, viel schöner als durch das fragwürdige Glück der Verfassungen die Wohlfahrt der Völker Europas durch obwaltende Liebe und den sittlichen Inhalt der Religion zu erreichen. Aber es währte nicht lange, da gewann anstatt des anfänglich leitenden, in Völkerbeglückung sich gefallenden Alexander I. von Rußland der österreichische Staatskanzler Metternich die Oberhand in dem heiligen Bunde. An die Stelle der allverbindenden Liebe trat sein System, die Fürsten und Regierungen in Angst vor ihren Völkern und deren enttäuschten Stimmungen zu halten, an die Stelle des Erhaltens trat das kahle Niederhalten, die Politik der Negation als Selbstzweck. Es war wesentlich die Sorge vor der Macht des Nationalitätsgefühls, die gerade den Leiter des Donaustaates veranlaßte, für ganz Europa den Stillstand, die politische Kirchhofsruhe als einzig rettendes Prinzip zu verkünden.

Zu allererst sollte der verneinende Oberaufseher des christlichen Europa hierdurch in die eigentümliche Lage kommen, den alten Erbfeind der Christenheit und insonderheit Österreichs, den Großtürken, in zärtlichen Schutz zu nehmen gegen die nationalen Erlösungshoffnungen seiner christlichen Völker. Die Serben hatten 1816 eine weitergehende Selbständigkeit erkämpft, 1821 begannen die Griechen sich gegen das muslimische Joch zu erheben. Die öffentliche Meinung des ganzen Europa jubelte ihnen zu, nationaler Liberalismus, klassische Bildungsfreude und christliche Begeisterung reichten sich die Hand, Fürsten, wie der edle Kronprinz und baldige König Ludwig I. von Bayern, glühten in philhellenischem Feuer, alles wankte um Metternich her. England und Frankreich sandten den Griechen ihre Flotten zur Hilfe, die gleiche Haltung hatte von Anfang an Rußland eingenommen, und dieses führte mit Heeresmacht den Krieg zu Ende, der 1829 den Griechen die Freiheit gab. Es war ein Triumph der öffentlichen Völkermeinung Europas, gleichviel ob die feurig geliebten Nachfolger einstiger Hellenen solcher Begeisterung an sich würdig waren.

Dann kam die Julirevolution von 1830 in Frankreich. Sie warf das Bourbonentum zum zweitenmal beiseite, und nur in der bescheidenen Form eines sogenannten Bürgerkönigtums, das dem Liberalismus alle Gewalt übergab und das Lilienbanner mit der von der großen Revolution erhobenen Trikolore vertauschte, vermochte die gefügige Betriebsamkeit eines Orleans die auf die Straße geschleuderte Krone der legitimen Vettern aufzuheben. Auch im übrigen Europa entfesselte die Julirevolution die Selbsthilfe der mit aufgezwungenen Verhältnissen unzufriedenen Völker. Im Königreich der Niederlande erhob sich der Süden gegen den Norden, Belgien riß sich von Holland los, und der Koburger Leopold konnte den neu errichteten Thron besteigen. Hier war es wesentlich der Gegensatz der Konfession und die nachwirkende Entfremdung durch eine jahrhundertelang entgegengesetzte Geschichte gewesen, was dem Kampfe die Schärfe und Form des Nationalitätsstreites gegeben hatte. Erst nachdem das französisch angetünchte Königreich Belgien eine Weile bestand, besannen sich die den bedeutendsten Prozentsatz und wichtigsten Teil der Bevölkerung ausmachenden Vlaemen, daß sie weder ein romanisches Dialektvolk wie die Wallonen, noch sonstwie künstliche Franzosen, sondern alte salische, niederfränkische Germanen, ein eigner Stamm mit berühmter Geschichte und Kultur seien. Sie begannen zurückzufordern und sie haben ihrer anfänglich sehr unlustigen Regierung durch echt niederdeutsches Beharren eine Anzahl Zugeständnisse abgerungen, womit freilich die belgische Nationalitätenfrage noch keineswegs der Lösung nahe gekommen ist.

Auch in Polen entflammte sich 1830 der Aufstand gegen Rußland, jedoch nur, um zu unterliegen. In Dänemark begann die Bewegung der „Eiderdänen" Erfolg zu erzielen, welche um der nicht deutschen, aber auch nicht wirklich dänischen, jütisch-friesischen Dialektbevölkerung in Nordschleswig willen das ganze Herzogtum bis zur Eider kurzweg mit all seinen deutschen Bewohnern in Dänemark einverleiben, das altverbriefte Recht Schleswigs, mit

Holstein ‚up ewig ungedeeld' zu sein, beiseite schieben wollte. Aber nun erhob sich auch in ganz Schleswig-Holstein die Entrüstung gegen diese unerhörte rechtliche und nationale Vergewaltigung, die die Personalunion Dänemarks mit den Herzogtümern derart mißbrauchen wollte. Überall gewannen infolge jener Juliereignisse die volkstümlichen Strömungen Verstärkung und Zuversicht. Blieben sie in Deutschland während der dreißiger Jahre von Franzosenkriecherei und von Polenschwärmerei verwirrt, so fanden sie sich mit dem Jahre 1840 desto reiner zu den Grundlagen des eignen deutschen Lebens zurück. Alles, auch in Litteratur und Kunst, wurde für die nächste Zeit gut deutsch; damals zuerst erklangen Beckers „Rheinlied," Schneckenburgers „Wacht am Rhein" Hoffmanns von Fallersleben „Deutschland, Deutschland über Alles," die noch in späteren Tagen die Bannerlieder deutscher Tapferkeit und tapferen Deutschtums werden sollten.

Mit dem Jahre 1846 begann es in ganz Europa wieder unruhiger zu gären. Oesterreich hatte in Galizien Polenhändel, Schleswig-Holsteins und mit ihm Deutschlands öffentliche Meinung erhob sich zu zorniger Abwehr gegen den das Landesrecht beugenden Offenen Brief des dänischen Königs. Versammlungen (1847) des gemäßigten Liberalismus zu Heppenheim, des Radikalismus zu Offenburg bereiteten entschlossene Schritte zur Förderung der dort vorwiegend nationalen, hier demokratischen Ziele vor. In München zwang der Aufruhr der Bürger- und Studentenschaft ihren sonst von Herzen geliebten König Ludwig, sein wenig würdiges Verhältnis zu einer politisierenden Abenteurerin James, geb. Gilbert, deren Tänzerinnenname Lola Montez lautete, aufzugeben, und veranlaßte ihn zur schließlichen Abdankung. Und dann war es eine neue Revolution zu Paris, die das allgemeine Glimmen mit der Gewalt des Sturmwindes anfachte. Ludwig Philipp war in den Straßenkämpfen des 22. bis 24. Februar 1848 verjagt worden, die zweite Republik verkündet. In ganz West- und Mitteleuropa begannen die Aufregungen, die Tumulte, die Revolutionen und Bürgerkriege, die Neugestaltungsversuche des tollen Doppeljahres 1848/49. Eine eiderdänische Revolution in Kopenhagen setzte die Vergewaltigung der Herzogtümer durch, die eine eigne stellvertretende Regierung anstatt des unfrei gewordenen König-Herzogs bildeten und die Waffen zum Widerstande ergriffen. In den deutschen Einzelstaaten gab es allerorten Lärm, zum Teil höchst ernsthafter Natur, andererseits nicht ohne einer überlegenen Ironie unerschöpflichen Karikaturenstoff zu bieten. Wesentlich war, daß in Berlin das Militär zwar über den Aufstand am 18. März Herr blieb, aber Friedrich Wilhelm IV. durch die Art seiner Nachgiebigkeit als zurückweichender Besiegter erscheinen mußte, und daß fast an demselben Tage in Wien das System Metternichs zusammenbrach, er selber abdanken, eine Verfassung zugesagt werden mußte. Da die italischen Provinzen und ebenso Ungarn sich loszureißen suchten, gelangte Österreich noch lange nicht zur Ruhe. In Italien scharte sich die Bewegung um den König Karl Albert von Sardinien-Piemont, der die Nation zur Einheit zu führen gedachte. Aber der österreichische Feldmarschall Radetzky warf diesmal den Gegner noch nieder, und gegen die Magyaren fand Österreich die Truppenhilfe des Kaisers Nikolaus. Die politisch-militärische Unterstützung, welche seit dem März 1848 die Schleswigholsteiner aus Deutschland erhielten, erwies sich, besonders die preußische, eher als Hemmnis, denn durch sie wurde ihr Geschick von allen politischen Verlegenheiten und diplomatischen Fehlern ihrer Helfer und Vermittler mit abhängig, und als das Land schließlich auf eigne Faust den letzten Waffengang gegen Dänemark unternahm, waren manche Vorteile dahin, die es am Anfang gehabt hätte; es erlag und sah sich Dänemark ausgeliefert. Fast überall waren die nationalen Erhebungen gescheitert.

Unter der Zeit hatte sich die Revolution überall festgefahren und erwiesen, daß die politische Reife der Völker erst äußerst geringe Fortschritte gemacht hatte, allerdings, wie nicht übersehen werden darf, unter ungünstigen Verhältnissen. In Frankreich ward schon im Dezember 1848 Louis Napoleon, der Neffe des großen Bonaparte, Präsident, um unter dieser Form zunehmend zu monarchischer Gewalt zu gelangen, solche weiterhin durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 zu sichern und am Jahrestage dieses Ereignisses, am 2. Dezember

1852, den Kaisertitel als Napoleon III. anzunehmen. In Deutschland lag im Frühjahr 1848 das Geschick der Nation in den Händen der zu Frankfurt a. M. zusammengetretenen Nationalversammlung. Aber soviel redlichen Willen und gelehrtes Ansehen diese in sich vereinigte, so viel Unklarheit und unvereinbare Gegensätze auch. Mit all ihren Beschlüssen hat sie doch gar nichts Haltbares zustande gebracht, denn das von hir verkündete Deutsche Reich mit seinem Reichsverweser kann als ein Ergebnis nicht betrachtet werden, es war eine in die Luft gestellte Konstruktion. Und die Einzelregierungen, die unter dem Märzschrecken von 1848 die Befugnis der Nationalversammlung anerkannt hatten und auf alles gefaßt gewesen waren, fühlten sich bald gar nicht mehr gehemmt und verpflichtet. Als nach vielem Hin und Her die Kaiserkrone schließlich Preußen dargeboten wurde, wies Friedrich Wilhelm IV. sie (April 1849) zurück und versetzte damit der Nationalversammlung den tötlich wirkenden Stoß. Der Radikalismus kam jetzt in ihr obenauf, die gemäßigten und nationalen Liberalen traten aus, der Rest, nach Stuttgart als Rumpfparlament übergesiedelt, wurde dort behördlich aufgelöst. Unterdes waren wilde Aufstände in Dresden, in Baden und der Pfalz ausgebrochen, die nur durch das Herbeieilen preußischer Truppen niedergeworfen werden konnten.

Preußen selbst erhielt jetzt eine Verfassung durch Verleihung Friedrich Wilhelms. Ferner unternahm es der König, durch eine Verständigung der Regierungen Preußen an die Spitze eines kleindeutschen, d. h. Österreich ausschließenden Bundes, einer mit parlamentarischer Zuthat ausgerüsteten bundesstaatlichen Union zu stellen. Diesen Bestrebungen machten die Drohungen Österreichs und Rußlands durch die Punktation von Olmütz im November 1850 ein Ende, und nun wurde der Deutsche Bund in alter Schönheit wiederhergestellt.

Als eigentlichen Sieger über die Änderungsgelüste in Europa konnte sich Zar Nikolaus I. betrachten, dessen Machtgebot überall mitgesprochen hatte. Nun wollte er 1853 der Türkei die Donaufürstentümer entreißen, um sie zu russischen Schutzstaaten zu machen. Gegen diese einseitige Beerbung des „kranken Mannes“ verbündeten sich mit letzterem Frankreich und England. Der Krimkrieg endete nach dem Falle Sewastopols und dem Pariser Friedenskongreß von 1856 mit einer Ablösung der russischen Vormachtstellung in Europa durch das „Prestige“ Napoleons III. und zugleich mit einer Neubelebung des von letzterem mit Vorliebe verkündeten, weil Popularität verleihenden Nationalitätprinzips.

Dem letzteren zuliebe führte Frankreich im Kriege von 1859 die nationale Politik König Viktor Emanuels von Sardinien und seines Ministers Cavour zum Siege über Österreich. Dieses mußte die Lombardei an Sardinien abtreten, welches freilich bald darauf Savoyen und Nizza an Frankreich geben mußte. (Also zum Teil Gebiete mit italischer Bevölkerung und Sprache; Napoleons Nationalitätsprinzip wußte Ausnahmen gelten zu lassen, wie es ihm auch nicht einfiel, Elsaß und Lothringen an Deutschland zurückzugeben, seine Raubbegierde vielmehr fortwährend auf bayerisches, preußisches, luxemburgisches d. h. lauter deutsches Gebiet am linken Rheinufer gerichtet blieb.) Unter dem Schutz der französisch-sardinischen Verständigung fagten sich in Toskana, Parma, Modena wie in der zum Kirchenstaat gehörenden Romagna die Bevölkerungen von ihren Herrschaften los und schlossen sich an das Königreich Viktor Emanuels an, ebenso Neapel-Sizilien, wo der patriotische Freischarenführer Garibaldi der Revolution Zuzug gegen das ganz besonders unerfreuliche Bourbonenregiment leistete. Am 14. März 1861 ward das Königreich Italien errichtet; das Land war bis auf den Kirchenstaat und Venetien geeint.

In Preußen ward 1858 Prinz Wilhelm Regent für den unheilbar erkrankten König und bestieg nach dessen Tode 1861 den Thron. Er erklärte zur frohen Überraschung der öffentlichen Meinung, seine Pflichten für Preußen fielen mit denen für Deutschland zusammen. Aber er begann zur ebenso großen Verstimmung derselben noch immer in Festreden und Versammlungsresolutionen schwelgenden öffentlichen Meinung mit dem, womit logischerweise angefangen werden mußte, wenn kein neues Olmütz alles von vornherein lahm legen sollte: mit der Verstärkung und Verjüngung des preußischen Heeres. In dem hierüber ausbrechenden Konflikt mit der Volks-

vertretung berief er 1862 den preußischen Gesandten in Paris, von Bismarck-Schönhausen, zum Ministerpräsidenten. Dies war der Mann, der 1848/49 unerschütterlich inmitten der allgemeinen Schwäche gestanden und Friedrich Wilhelm den Mut zur energischen Beendigung der langmonatlichen Wirren gestärkt hatte und daher von dem Radikalismus so bitterlich wie niemand gehaßt wurde. Aber auch der einzige, von dem die unbeirrte Durchführung der Heeresreform gegen die Landtagsmehrheit erwartet werden konnte. Übrigens hatte Bismarck inzwischen, wovon jedoch die Volksvertreter nichts wußten oder wissen wollten, seine Anschauungen vielfach umgebildet, hatte bereits ausgesprochen, daß der beste oder vielmehr einzige wirkliche Verbündete Preußens das deutsche Volk sei und daß nationale Versuche und Schöpfungen lebensfähig würden nur durch mitwirkende (nicht allein dominierende) Volksvertretungen. Aber erst, nachdem er 1863/64 die schleswigholsteinische Frage mit unvergleichlicher Genialität gelöst, begann der vermeintliche Hyperreaktionär Glauben für seine Darlegungen und Vertrauen in seine politische Überlegenheit zu finden. Und dann gelangte rascher, als man es 1864 und noch 1865 ahnen konnte, auch die deutsche Frage zu der einzig möglichen Entscheidung durch „Blut und Eisen"; Preußen im Bunde mit Italien, welchem dies Venetien einbrachte, siegte durch sein verstärktes und verjüngtes Heer. Der kleindeutsche, von Preußen geführte Bundesstaat ward als Norddeutscher Bund verwirklicht, die dieser Verwirklichung feindseligen, vergeblich vor der Unterstützung Österreichs gewarnten Dynastien wurden durch Annexion ihrer Länder an Preußen entthront, welches auch Schleswig-Holstein als Siegespreis gewann. Die besiegten Südstaaten wurden im überzeugten Vertrauen auf ihren späteren nationalen Anschluß unversehrt gelassen, ebenso Österreich im Hinblick auf künftige Bundesgenossenschaft und um „den Schwerpunkt nicht nach Ofen zu verschieben". Immerhin konnte Österreich nicht umhin, den Nationalitätsbestrebungen der Magyaren Rechnung zu tragen, was zu dem „Ausgleich" von 1867 führte, der zwei selbständige Reichshälften schuf. Die deutsche Zukunft lag frei. Und dann brachte die Emser Beleidigung des preußischen Heldenkönigs durch Napoleon III., der die Auffrischung der „Gloire" dringend nötig hatte, im herrlichen Kriege von 1870/71 den Ausbau der deutschen Einigung und ihre Krönung mit Reich und Kaiser. Der gleiche Krieg erlaubte Italien die ungestörte Einverleibung des Kirchenstaates und somit die Vollendung seiner territorialen Einheit. In Frankreich aber nahm die dritte Republik ihren Anfang, welche als beständigeres Paradigma für das übrige Europa fortdauern zu wollen scheint, wie diese Regierungsform viel eher geeignet ist, dem Eigennutz und den schmutzigen Koterien freie Bahn zu eröffnen, als die schönen Devisen und Ideale zur Durchführung zu bringen, mit denen sie sich gerade in Frankreich so pomphaft schmückt.

Bis heute ist die Nationalitätsfrage noch immer eine der meistbewegenden in Europa geblieben. Polen, das sich 1863 wieder einmal gegen Rußland erhoben hatte, ward auch damals niedergeschlagen. Dagegen gelangten die Donau- und Balkanvölker zu vermehrter Selbständigkeit. Der Berliner Kongreß, welcher den dritten russisch-türkischen Krieg des Jahrhunderts (1877/78) abschloß, gab Rumänien, das 1856 aus Wallachei und Moldau geschaffen war, Serbien und Montenegro die volle anerkannte Selbständigkeit; erstere beiden wurden daraufhin 1881 Königreiche. Nordbulgarien wurde unter bloß noch leichten Oberhoheitsrechten der Türkei ein selbständiges Fürstentum; sein erster Fürst, der Prinz Alexander von Battenberg, der die eifersüchtigen Serben glänzend schlug, vermochte das zunächst der Türkei noch verbliebene bulgarische Ostrumelien mit dem Hauptlande zu vereinigen, wennschon seine persönliche Fürstenkrone der Rache Rußlands, dem der bulgarische Schützling zu selbständig geworden war, zum Opfer fiel. Griechenland hatte die 1878 zugesagte Erweiterung in Thessalien und Epirus bald danach erlangt, wurde aber von den militärisch überlegenen Türken gründlich geschlagen, als es 1897 auch die aufständische Insel Kreta an sich zu ziehen suchte. Trotzdem verhalfen die mehr oder minder verhüllten Familienbeziehungen, welche der Politik der großen gegnerischen Mächte, Rußland und England, zuweilen ein gemeinsames Centrum im Kopenhagener Hofe verleihen (dem auch die griechische Königsfamilie entstammt), auch

hier dem Nationalitätsprinzip zum Siege, indem die Insel 1898 unter einem griechischen Prinzen in ein nur noch loses Verhältnis zur Türkei trat.

Norwegen sucht seit längerer Zeit seine Union mit Schweden zu lockern, obwohl die beiden „Brudervölker" sich nicht so unähnlich sind, daß sie sich nicht verständigen könnten. Hier erscheint die Nationalität mehr als der Vorwand, als wirkliche Ursache dagegen die Großmannssucht und das Gelüst norwegischer Parteiführer und Advokaten, nach Pariser Muster ihre Schäflein mit republikanischer Bequemlichkeit zu scheren. Die irische Bewegung, an der England das ganze Jahrhundert hindurch laboriert hat, hat zu allerlei Krisen und zu Versuchen eines gewissen Entgegenkommens geführt, durch welches zeitweise die ganze innere Politik Englands beherrscht worden ist. Einfacher als die Zukunft Irlands liegt die der kleinen polnischen und nordschleswigschen Minderheiten in Preußen; hier scheint die Regierung neuerdings wieder fester entschlossen, den kolonisatorischen und geistigen Fortschritt des Deutschtums und den natürlichen und notwendigen Eingliederungsprozeß eher zu fördern, als seiner agitatorischen Durchkreuzung gleichgültig zuzusehen. Was Österreich betrifft, wollen wir es an dieser Stelle machen, wie die klugen Leute, und thun, als wüßten wir von nichts.

Inzwischen aber ist, zumal in den zwei letzten Jahrzehnten, mit Rapidität zur Wirklichkeit geworden, was einst Columbus kühnlich sprach: it mondo è poco. Der Erdball ist eine kleine Einheit geworden, ja schon zu eng für alle Ansprüche. In hastigen Unternehmungen ist alles aufgeteilt, was noch herrenlos, das heißt, von unzivilisierten, politisch nicht anerkannten Völkern bewohnt war, und Deutschland ist, indem es 1881 in die Reihe der Kolonialmächte eintrat, wenigstens nicht gänzlich zu spät gekommen, wie der Poet in Schillers Gedicht „Die Teilung der Erde". Dann, nachdem auf der Landkarte der fünf Erdteile keine farblose Stelle mehr zu finden war, wo bunte Flaggen gehißt werden konnten, machte man sich flugs auch an die Aufteilung der, wenn auch als Staaten anerkannten „kranken Männer", die sich als Gegenstück zur Türkei auffinden ließen. Japan machte sich an China, zu dem Korea als Anhängsel gehört, und die europäischen Mächte drängen sich mit an das große gelbe Siechenbett. Nordamerika erkor sich zu gleichem Zweck Spanien und erscheint jetzt mit einiger Verspätung bei dem chinesischen Kranken, um ihn für gesund zu erklären, damit die anderen nach Hause gehen. Wer heute etwas hat und es nicht aus eigner Kraft behaupten kann, der hat es verwirkt, das ist die harte Konsequenz des Umstandes, daß Weltverkehr und Welthandel die Welt klein und eng gemacht haben und daß daher nicht Bertha von Suttners Friedensideen, sondern die Gesetze von dem Überleben des Gesunderen und Stärkeren zur unerbittlichen Anwendung kommen. Mit diesen jüngeren und jüngsten Ereignissen aber ist eine hochbeachtenswerte weltgeschichtliche Neuepoche eingetreten. Man spricht plötzlich nicht mehr von europäischen Großmächten und vom europäischen Gleichgewicht, sondern von Weltmächten und von Weltpolitik. Die Geschichte der Zukunft rechnet mit Deutschland, Rußland, England, Nordamerika. Und das neue Gleichgewicht gilt es noch erst zu finden.

Dies ist auch die einzige Rechtfertigung des Kampfes, den England gegen die Buren unternommen hat, wenn ihm überhaupt eine Rechtfertigung zuerkannt werden soll. Die großen Industrie- und Handelsmächte sehen die Zeit kommen, da ihnen alle Thüren verschlossen sein werden, außer denen, zu welchen sie die Schlüssel allein in Händen haben. Immer mächtiger greift Rußland um sich, um seiner Zukunft Asien zu sichern, die nordamerikanische Union bereitet die Abhängigkeit ihres ganzen Erdteils vor und greift gleichzeitig nach Ostasien über, wo sie mit Rußland zusammenstoßen muß. England dagegen hat es unter Festhaltung seiner indisch-australischen Stellung vor allem auf den unerschlossensten, dereinst gewaltig aufnahmefähigen Erdteil Afrika und dessen Gewinnung als zusammenhängendes Herrschaftsgebiet abgesehen. Holland und die niederländischen Kolonialgebiete stehen vor der Gefahr, als der nächste kranke Mann betrachtet zu werden; auch über die Zukunft dieser Nationalität wird ein Teil der Entscheidung auf den Berglanden von Südafrika fallen. Wir Deutsche sind sehr zurück, im Besitz wie im öffentlichen Verständnis; besser als wir selbst wissen es die

übrigen, daß es uns weder an Volkskraft noch Geldmitteln fehlt, die gebührende Stelle neben den älteren Expansionsmächten einzunehmen, und sie räumen sie uns sogar, wenn auch keineswegs aus Freundesgefühlen, ein. An der Regierung und dem Volke der Deutschen liegt es, uns nicht geringer einzuschätzen, als es die übrigen thun.

Alles in allem aber: wir haben noch keinen Grund, unzufrieden zu sein. Wir sind seit 1800 gewaltig voran gekommen, nach außen wie nach innen. Und daß wir nur richtig und unverzagt weiter voran wollen, darauf kommt's an. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und ohne Frage ist dieser Wille im Erstarken. Auch in der Überwindung der deutschen Michelei, der engherzigen Philisterei, die nur zu sparen, nicht auch zu gewinnen weiß, der Erbunterthänigkeit gegen das Ausland sind wir vorangekommen und besinnen uns allmählich auf den Ruhm der Hansa zurück, wo deutsche Städte fremde Nationen meisterten. Manches, was dem Deutschtum aus dem eignen Lande heraus noch vor Jahrzehnten geboten werden durfte, ist unmöglich geworden; die Presse ist ohne Frage gehoben, ihre leitenden Kreise haben gelernt, politisch anstatt doktrinär zu denken, der öffentliche Geist Deutschlands wird von der Presse im großen und ganzen, wenn auch nicht in reiner Treue, so doch unbedingt besser wiedergespiegelt, als von manchen Verhandlungen des Reichstags. In Handel und Gewerbe bedroht unser Wetteifer das berühmteste See- und Industrievolk schon heute in empfindlicher Weise. Vor den Umsturzträumen der Sozialdemokratie soll es uns, bei aller gerechten Aufmerksamkeit auf die Lage und die vernünftigen Bestrebungen des vierten Standes, nicht bange sein. Es sind noch niemals die Bäume in den Himmel gewachsen, auch 1525 und 1848 nicht. Die Monarchie, welche Gerechtigkeit und Frieden hütet, ist innerlich stärker denn je zur Zeit des Absolutismus; sie hat seit den sechziger Jahren ein segensreiches Verhältnis zu den öffentlichen Bestrebungen des Bürgertums gefunden, das sich keineswegs im Konstitutionalismus erschöpft, sondern tiefer fundiert ist in der germanischen Treue, die den Gefolgsherrn und seinen Gefolgsmann verbündet. Es steht nichts Wirkliches im Wege, daß die Monarchie dermaleinst ein solches ethisches Verhältnis auch zu der vorläufig von Halbbildung, Internationalismus und politischen Phantastereien verwirrten, vielfach auch von nichtsozialen Zwecken mißbrauchten Arbeiterbewegung findet.

Aber als „Menschen" — sind wir da nicht schrecklich heruntergekommen? Überwiegen nicht in erschreckendster Weise die Trivialität, die Gigerlei, das „Allerneueste," die Reklame, der Eigennutz? Ganz gewiß. Aber es ist auch manches Gute aufgekommen; die Lust am sich Tummeln im Freien und allerlei Sport wiegten allein viele ungesunde Neuerungen auf. Und dann, man vertiefe sich nur einmal kulturgeschichtlich und litterarisch ganz intim in irgend ein früheres Zeitalter! Auch Schiller und Goethe haben die Xenien und Epigramme nicht gespart, und es gab nicht bloß die Befreiungskrieger, sondern auch die Buben hinter dem Ofen des Körnerschen Flammengedichts, und es gab die Clauren und zu den Sands die Kotzebues. Was ein Zeitalter wertvoll macht, trägt nie die Früchte des raschen Erfolgs davon und wird auf den Straßen sichtbar. Echtes Gold bleibt doch Gold, wenn das dicke Talmi auf den Schutthaufen der Geschichte wandert, die noch immer ein unerbittliches Weltgericht gewesen ist. Es sind auch heute in Deutschland genug redliche und tüchtige Kräfte vorhanden, und wir möchten glauben, was Einsicht in öffentliche Angelegenheiten anlangt, eher in stärkerem Verhältnis gegen das arithmetische Mittel des Gesamtjahrhunderts. Überblicken wir dieses: wir würden am Ende d o c h nicht unsere Zeitgenossen für die irgend einer früheren Periode austauschen wollen, wenn wir alle weggeben und alle in Kauf nehmen müßten!

Idealismus ist keineswegs, wie viele glauben, eine bestimmte Weltanschauung, sondern ist eine Fähigkeit, nämlich die, über sich selbst hinaus zu drängen zum Wahren, Guten und Schönen, zur Dankbarkeit und zum edlen Gemeinsinn. Und diese Fähigkeit lebt auch heute in vielen Tausenden von Alten und Jungen. Auf diese lebendigen, fähigen Zehntausend oder Hunderttausend aber kommt es an, nicht auf die in den Tag hineindämmernden Millionen, die keinerlei Daseinsspur hinterlassen. Jenen aber, ihrem von einer unsichtbaren Hand geleiteten Zusammenwirken wollen wir vertrauen, daß sie auch fernerhin den richtigen Weg in die Zukunft deuten.

Kaiser Wilhelm II. Vom Kostümfest 1897.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Kostümfeste am Berliner Hofe einst und jetzt.

Ein Beitrag zur Jahrhundertwende

von

G. von Tieres und Wilkau.

Mit zwei Einschaltbildern und siebzehn Textillustrationen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Mit goldenem Lichte verklärt uns die Phantasie die versunkenen Jahrhunderte und die Länder jenseits von Bergen und Meeren. Wer je Geschichte studierte, bis er altgermanische Kriegszeit und die Bürger und Ritter des Mittelalters, den wilden Wallensteiner und die Seigneurs und Mesdames der Zopfzeit mit Puderbeuteln und Reifröcken in seiner Einbildungskraft leibhaftig vor sich erblickte, der weiß, wie mächtig der phantastische Wunsch in uns werden kann, auf einen Tag, auf eine Stunde nur jene verklungene Welt wieder auferstehen zu sehen. Dem Maler, dem Dichter drückt der Zauber ferner Welten, die uns so viel poetischer erscheinen als der Alltag um uns her, den Pinsel oder die Feder in die Hand. Die Mächtigen dieser Erde aber lassen mit einem „Es werde" die ganze Herrlichkeit noch viel eindrucksreicher in lebendigen Gestalten wiedererstehen.

Zu allen Zeiten hat man an Fürstenhöfen das Kostümfest vor allem gepflegt, wenn ein besonderer froher Anlaß oder auch nur der Wille des Herrschers einen glänzenden Kulminationspunkt in der prunkvollen, aber doch sich stets wiederholenden Reihenfolge der offiziellen Feierlichkeiten forderte. Auch am Berliner Hofe ist das von jeher Brauch gewesen, und wer die Tradition solcher Feste an ihm verfolgt, sieht, daß die sprichwörtliche preußische Schlichtheit sich je und je mit glänzender Repräsentation wohl zu vereinigen wußte.

Preußens Schutzengel, die Königin Luise, war schon dahingeschieden, Friedrich Wilhelm III. lebte als Witwer inmitten seiner Kinder, als durch Lalla Rookh das „Fest der Rosen" zum erstenmal nach den Befreiungskriegen das Wunderbild einer imposanten Trachtenvorstellung das Schloß an der Spree erfüllte. Der unvergeßlichen Königin Luise älteste Tochter, Charlotte, damals bereits mit dem russischen Thronfolger vermählt, weilte zum Besuch der Ihrigen mit dem Gatten in Berlin. Zu Ehren des preußischen Königskindes, das nun den Namen Alexandra Feodorowna trug, wurde das prunkvolle Kostümfest veranstaltet, das am 27. Januar

Kaiser Wilhelm I. als Prinz im Festspiel „Lallah Rookh"

1821 im königlichen Schloſſe ſtattfand. Der offiziell beſtellte höfiſche Chroniſt, Generalintendant der Muſeen Graf Brühl, meldet in ſeiner Denkſchrift, die, mit zahlreichen Koſtümzeichnungen geſchmückt, in einer beſchränkten Anzahl von Exemplaren im Druck erſchien, „es habe in ſeiner Ausführung alles übertroffen, was man je in dieſer Art Schönes und Phantaſiereiches geſehen".

Der Grundgedanke der farbig heiteren Feier war einer Schöpfung zeitgenöſſiſcher Dichtung entſprungen. Thomas Moore, der iriſche Poet, hatte mit ſeinem größten Werk, dem morgenländiſchen Epos „Lalla Rookh", nicht lange zuvor das Aufſehen der gebildeten Welt erregt. Als bevorzugter Poet des Tages war er auch den im jugendlich heiteren Verein am Berliner Hofe lebenden Kindern Friedrich Wilhelms III. wohlbekannt, und in deren Kreiſe, dem der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. als geiſtig beſonders belebendes Element angehörte, entſtand die Idee, das Buch des Irländers zum Vorwurf für eine großartige Koſtümaufführung zu machen.

Unter Beihilfe der erſten künſtleriſchen Kräfte wurde der Plan innerhalb vierzehn Tagen ausgeführt. Schinkel, der geniale Architekt, nahm ſich der äußeren Ausſtattung an. Spontini, der Komponiſt der „Veſtalin", zur Zeit erſter Hofkapellmeiſter in Berlin, ſchuf die begleitende Muſik. Wilhelm Henſel, der ſpäter ein Schwager Felix Mendelsſohn-Bartholdys wurde, zeichnete die Koſtüme, für welche ſich in einer Sammlung indiſcher Originalgemälde in der königlichen Bibliothek die beſten Vorbilder fanden. Samuel Spiker, der erſte Bibliothekar des Königs, löſte die Aufgabe, die in „Lalla Rookh" eingeſtreuten Romanzen in gekürzter Form für das Feſt umzudichten.

Für diejenigen unſerer Leſer, die mit den Dichtungen der Romantiker am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nicht ganz vertraut ſein ſollten, ſei der Inhalt des Mooreſchen Werkes hier in Kürze wiedergegeben. Lalla Rookh, das heißt zu deutſch „Tulpenwange", die indiſche Königstochter, iſt von ihrem Vater Aurenzgeb, der zu Delhi herrſcht, dem jungen Aliris, Thronfolger der Bucharei, verlobt worden und wird nach morgenländiſcher Sitte mit großem Geleite dem Bräutigam entgegengeſchickt, um in Kaſchmir Hochzeit mit ihm zu feiern, den ſie nie zuvor geſehen hat. Im Troſſe

Aus dem Zug des Feſtſpiels „Lalla Rookh". Nach einer Zeichnung von Wilh. Henſel.

der Prinzeſſin ſchreitet auch Feramors, ein junger Sänger, den angeblich der Verlobte der Schönen entgegenſandte, damit die Kunſt des Liedergewaltigen ihr auf der Reiſe die Zeit kürze. In Ruheſtunden im geſchmückten Zelt, am Quell in der Schlucht und zuletzt im wundervollen Thale von Kaſchmir ergötzen ſie die Weiſen des Improviſators. Im Lauſchen aber hat Lalla Rookh zu tief in die Augen des Improviſators geſchaut, ihr Herz neigt ſich ihm zu, und ſo erlöſt es ſie aus ſchmerzlicher Verwirrung, als ihr bei der Ankunft vor dem Throne zu Kaſchmir die überraſchende Entdeckung wird, daß Aliris, der ihr beſtimmte Gatte, — — ſelbſt der Sänger iſt, der in unſcheinbarer Verkleidung auf der Reiſe, ohne die Blendung fürſtlichen Glanzes, ihre Seele umwarb und gewann.

Die blühende Phantastik dieses Stoffes, der Überschwang dramatischer und gefühlsreicher poetischer Bilder machen es verständlich, daß die romantisch veranlagte Gesellschaft vom Anfang des XIX. Jahrhunderts an der lebendigen Darstellung der Dichtung einen großen Reiz fand. Um die vielgegliederte Erzählung in den Rahmen eines Hoffestes einfügen zu können, mußte man freilich eine Konzession machen: man nahm an, die hier geschilderten Begebenheiten lägen bereits eine Weile zurück, Lalla Rookh und Aliris seien bereits als Gatten vereint und ließen nun im Kreise ihrer Angehörigen, umringt von ihrem Volke, vor ihrem Throne in lebenden Bildern und mimischen Darstellungen die Erinnerungen jener Brautfahrt noch einmal an sich vorüberziehen.

Aus dem Zug des Festspiels „Lalla Rookh". Nach einer Zeichnung von Wilh. Hensel.

Die ganze Reihe der im dritten Stock des königlichen Schlosses gelegenen, mit ihren Fenstern nach dem Lustgarten hinaussehenden Zimmer Friedrichs I. war für die Feierlichkeit geöffnet worden. Die eigentlichen Aufführungen entwickelten sich im Weißen Saal, der altehrwürdigen Stätte hohenzollernscher Gastlichkeit.

Im indischen Fürstenzuge bildeten den Mittelpunkt die strahlenden Erscheinungen des Aliris und der Lalla Rookh. Aliris, den der Großfürst darstellte, trug ein blaues Gewand mit Silbertressen, lange rote Strümpfe, auf dem Kopfe eine breit aufgeschlagene helmartige Bedeckung, im Gürtel die prächtigsten orientalischen Waffen. Die junge Großfürstin als Lalla Rookh war „bedeckt mit Goldglanz und Juwelenpracht, sodaß selbst ihre Schuhe mit Smaragden über und über besät waren. Ein ganz leichter, ganz zarter rosenfarbener Schleier umfloß die erhabene Gestalt." Als die Brüder des Aliris erschienen der Kronprinz und Prinz Wilhelm, unser nachmaliger Heldenkaiser, der zu einem silberfarbigen gestickten Kaftan eine um die Schultern geschlungene rote Schärpe trug und auf dem Jünglingshaupte einen mit Brillanten und Reiherfedern geschmückten Turban. Als liebliche Schwester folgte ihnen die Prinzessin Luise von Preußen, in roten Silbertaffet gekleidet. Prinzessin Wilhelm, die Schwägerin des Königs, neben ihr die Herzogin von Cumberland und die achtzehnjährige Prinzessin Alexandrine von Preußen, die spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, traten auf als die Schwestern des Aurengzeb: Roschinara (das Licht des Verstandes), Dschehanara (die Zierde der Welt) und Suria Baun (die Glänzende). Der Großmogul Aurengzeb wurde durch den Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs, dargestellt; als seine jungen Kinder erschienen in weißen Gewändern, den Turban über der Stirn, die Prinzen Albrecht (Vater des jetzigen Regenten des Herzogtums Braunschweig) und Adalbert von Preußen, Alexander und Karl Solms und Boguslaw und Wladislaw Radziwill. Den Abdallah, Vater des Aliris, verkörperte der Herzog von Cumberland, dessen Gemahlin die Prinzessin Luise Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen. Von sämtlichen Personen des Hofes erschien nur der König nicht im Maskenkostüm.

Hinter der Scene verborgen, begleiteten die ersten Sängerinnen des damaligen Ber-

Frau von Perponcher und Herzog Carl von Mecklenburg als Nurmahal und Dschehangir.
Vom Kostümfest 1821.

liner Kunstlebens die Darstellungen mit ihrem Liede; unter ihnen Anna Milder-Hauptmann, deren wunderbare Stimme weit über die deutschen Lande hinaus berühmt war und für die Beethoven die Partie des „Fidelio" schrieb.

Die Episoden von Nurmahal und Dschehangir, von den Feen und Nurmahal, von der Peri und dem Paradiese wurden auf einer im Weißen Saal aufgeschlagenen von Blütengewinden umkränzten Bühne als Lebende Bilder und Pantomimen vorgeführt. Namen, deren Träger auch heute noch um den Glanz des Hohenzollernthrones geschart sind, finden sich unter den weiteren Teilnehmern des Zuges, der Lalla Rookh umgab.

Den Glanzpunkt des Abends bildete der Augenblick, da nach dem Schlusse des Singspiels „Nurmahal" die Tänzer und Tänzerinnen vom Rosenfest in ihren weißen und rosa schleierduftigen Kleidern von der Bühne aus die in den Saal führenden Stufen herabstiegen, um sich mit den übrigen Frauen und Männern aus dem Zuge der Lalla Rookh zu einem prächtigen Schlußreigen zu vereinigen, indes die Charaktere der Bilder sich auf der Bühne selbst, sowie auf der zu ihr emporsteigenden Treppe in malerischen Gruppen zusammenfanden.

Mehr als viertausend Zuschauer, denen mit Ausnahme des schwarzen Domino und der von den öffentlichen Maskenbällen her nicht im besten Ansehen stehenden chauvesouris (Fledermausmänteln) jede Kostümierung freigestellt worden, waren zu dem morgenländischen Zauberfeste geladen. Dagegen waren am Zuge der Lalla Rookh und den Aufführungen nur 106 Personen beteiligt, eine Zahl, die lange nicht das erreicht, was bei ähnlichen Veranstaltungen in Fürstenschlössern und auch wohl in Privatkreisen heute aufgeboten wird. Ungeachtet dessen fand die reiche und zum Teil auch naive Phantastik dieses Maskenfestes in der schlicht gewöhnten damaligen Gesellschaft die lebhafteste Beachtung, die sich noch lange nachher, ja bis auf den heutigen Tag in mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung fortgepflanzt hat. Spontini gestaltete aus seinen Motiven eine Oper „Nurmahal". Der Romantiker Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Verfasser der „Undine", schrieb auf den Wunsch der Großfürstin die erste deutsche Übersetzung von „Lalla Rookh".

Mit Lalla Rookh hatte auf lange Zeit hinaus der letzte große Maskenball am Berliner Hofe stattgefunden. Friedrich Wilhelms IV. sinnende Art war rauschenden Festen ohnehin nicht geneigt; die Unruhen seiner Regierung ließen solche vollends unangebracht erscheinen. Auch nach der Thronbesteigung Wilhelms I. unterdrückte der Ernst der Zeiten zunächst den Gedanken an heitere Feiern. Die nationalen Erhebungen der Jahre 1864, 1866, 1870/71 füllten das öffentliche Leben aus. Für Scherz und

Spiel war in dieſen großen Tagen und in den ereignisſchweren Zeiten, die dazwiſchen lagen, wenig Raum.

Um ſo glänzender entwickelte ſich das geſellſchaftliche Leben Berlins nach dem Kriege mit Frankreich. Der freudige Aufſchwung aller Daſeinsäußerungen der Nation bewies ſich auch hier: die Blüte in Handel und Wandel, Kunſt und Wiſſenſchaft, die aus dem Lorbeer unſerer Siege entſprungen, die neue Machtſtellung im Rate der Völker, das gab rechte Stimmung für ſtolze Feſte. Fürſten und Prinzen aus ſtammesverwandten Häuſern ſcharten ſich um den preußiſchen Hof; von entfernteren Gliedern des königlichen Hauſes lebten außer den beiden unvermählten Prinzen Georg und Alexander der greiſe Prinz Karl und Gemahlin, ſowie der Sieger von Alſen, Prinz Friedrich Karl, mit ſeiner ſchönen Gattin inmitten der Berliner Geſellſchaft. Alles aber überſtrahlte der Glanz der zwei Hoflager des Kaiſers und des Kronprinzen. Das erſtere wirkte bei aller Schlichtheit im perſönlichen Weſen des hohen Herrn als die Burg der feierlichen Repräſentation, die von der Würde des Deutſchen Reiches unzertrennlich war ... das zweite erſchien mehr als ein auserleſen reiches und prächtiges fürſtliches Privathaus.

In dieſer Hochflut geſellſchaftlichen Lebens, die im Anfang der ſiebziger Jahre begann und in jeder Saiſon von neuem einſetzte, bis die zunehmende Altersla ſt des kaiſerlichen Paares und die herannahenden Leidenstage des Kronprinzen ſie langſam abſchwellen ließen, in dieſer Hochflut tauchen als leuchtende Glanzpunkte wiederum zwei große Trachtenfeſte auf.

Das zeitlich ſpäter liegende war ein prunkvoller Huldigungsakt, den Kaiſer Wilhelm zur Silberhochzeit ſeines Sohnes anordnete. Das erſte, vom kronprinzlichen Paare veranſtaltete trug einen ſo originellen, ſo perſönlichen Charakter, daß man ſich kaum vorſtellen könnte, andere hätten es ins Leben gerufen, als eben dieſe hohen Herrſchaften mit ihrer ſeltenen Begeiſterung für die Kunſt.

Am 8. Februar 1875 fand im kronprinzlichen Palais das „Feſt am Mediceerhofe zu Florenz“ ſtatt, und mit goldenen Lettern iſt es nicht nur in der Geſchichte der Geſellſchaft, ſondern vor allem auch im dankbaren Gedächtnis der Künſtlerwelt Berlins verzeichnet geblieben.

Die Veranſtaltung war gedacht als eine zur Zeit der höchſten Blüte der Renaiſſance, alſo etwa um 1450—1500, am mediceiſchen Hof ſtattfindende Feier zur Ehrung der Künſtler, die in deſſen Umgebung weilten. Hieran ſchloß ſich eine Huldigung von aus weiter Ferne und fremden Ländern herbeigeeilten Sendboten für das hohe Paar. Und wie jene altitalieniſchen Schützer der Muſen die erſten Künſtler der Zeit um ihren Thron verſammelten, ſo hatte man hier auch die erſten lebenden deutſchen Meiſter herbeigerufen, damit ſie durch ihre Perſönlichkeit dem Feſte zu aller äußeren Herrlichkeit noch eine beſondere geiſtige Bedeutung gaben.

Eine Maskenredoute, welche die Säle des Palais mit mannigfaltigen vermummten

Frau von Maltzahn und Frau von Perponcher als Feen Ramuna und Nurmaha. Vom Koſtümfeſt 1821.

Erſcheinungen erfüllte, begann den unvergeßlichen Abend. Um zehn Uhr gab eine Trompetenfanfare das Zeichen zur Demaskierung, und wenige Minuten ſpäter öffneten ſich die Thüren der in die Gedenkhalle des Palais mündenden langen Galerie, die den Schauplatz des nun beginnenden eigentlichen „Feſtes im Feſte“ bildete. In ihrer hinteren Hälfte war mit meiſterhafter Dekorationskunſt „die Halle der Mediceer“ aufgebaut. In der Höhe zunächſt der Decke prunkten die Wappen florentiniſcher Nobili, in ihrer Mitte das der Mediceer mit ſeinen ſechs Kugeln und den goldenen Lilien. An den Wänden und in den Fenſterniſchen leuchteten Trophäen mittelalterlichen Rüſtzeuges, Blumengewinde, Gobelins, purpurne Damaſtvorhänge. Hochſtämmige Blattpflanzen ſchloſſen den Hintergrund der Halle ab. Auf einer Eſtrade ſtanden dort die goldlehnigen Stühle für den Kaiſer, die Kaiſerin und die wenigen anderen fürſtlichen Gäſte, die keine Koſtümtracht angelegt hatten. Rechts und links davor erblickte man die Polſterbänke für den Hof.

Prinzeſſin Radziwill als Peri und Gräfin Mathilde Voß als Engel des Lichts in der Romanze „Die Peri und das Paradies.“ Vom Koſtümfeſt 1821.

Der Kaiſer, die Kaiſerin, Prinz und Prinzeſſin Karl, Prinz Alexander, Prinz Auguſt von Württemberg und mehrere andere Fürſtlichkeiten erſtiegen die Stufen zur hinteren Eſtrade und nahmen Platz. In feierlichen Rhythmen ließen die mittelalterlich gekleideten Muſiker auf der Tribüne den „Marſch aus Herakles“ erklingen, während der mediceäiſche Feſtzug in den Saal trat.

Vier Knaben in altitalieniſcher Pagentracht, in den Wappenfarben der Mediei, mit roten Topfmützen auf dem langen Gelock, ſchritten ihm voran. Es folgte der Oberhofmarſchall Graf Eulenburg in der kleidſamen Gewandung jener Zeit, über dem knappen, dunklen pelzverbrämten Wams den kurzen Hüftmantel bis zu den Schultern emporgeſchlagen. Goldene Stäbe haltend, an deren Spitze ein Dreieckſchildchen mit den „tre palle“ der Mediceer funkelte, umgaben den Hofmarſchall ſechs Camerieri in der gleichen maleriſchen Tracht.

Nun tauchte das fürſtlich mediceiſche Paar auf. Vom Grafen Ferdinand Harrach geleitet, zur Seite ihre lieblichen Kinder Charlotte, Viktoria und Waldemar, erſchien die Kronprinzeſſin im Koſtüm der „Bella di Tiziano“, das wir auf dem Meiſterwerke in der Pittigalerie zu Florenz bewundern. Das perlendurchflochtene Haar ward auf dem Hinterhaupte durch ein Goldnetz gefeſſelt. Über den ſtumpfvioletten Sammetfalten des Kleides, den zartgrünen Seidenpuffen dazwiſchen erglänzte köſtliches Geſchmeide. Dasſelbe Farbenſpiel von Braun und Veilchenblau und einem matten Grün wies die ritterliche Tracht des Grafen Harrach auf, der den Mediceerfürſten darſtellte.

Schwert und Helm ſeines Herrn tragend, in Scharlach und enganliegenden Goldbrokat gewandet, folgte dem edlen Paare als Waffenpage der Maler Emil Döpler d. J., damals eine Jünglingsgeſtalt von idealer Schönheit. Camerieri, die Oberhofmeiſterin und die Palaſtdamen des Hofes bildeten den Übergang zu der nächſten Gruppe des Feſtzuges, welche die fürſtlichen Gäſte der florentiniſchen Herrſcher herbeiführte.

Die Prinzessin Friedrich Karl an der Hand geleitend, nahte der Kronprinz. Seine wundervolle Reckengestalt trug das Kostüm, das Holbein auf dem bekannten Bildnisse des „Earl of Surrey“ malte. Das flache, breite, von Straußfedern überschattete Barett, das geschlitzte Wams und die Schaube leuchteten in kirschrotem Sammet, die Beine bedeckten rotseidene Trikots, Halskrause und Manschetten bestanden aus schwarzweißer spanischer Stickerei. Auf der Brust prangten die Insignien des Schwanenordens, des Ordens vom Goldenen Vließ und des Schwarzen Adlers, am Knie der Hosenbandorden. — Über der Stirn der Prinzessin Friedrich Karl erhob sich die mit funkelnden Edelsteinen besetzte Zackenkrone. Mit gestickten Ornamenten in Schwarz und Gold waren das Prunkkleid aus Purpursammet und das weißseidene Untergewand besät.

Die Kronprinzessin als La bella di Tiziano. Vom Kostümfest 1875.

Den beiden stolzen Gestalten folgte, Paar für Paar, eine glänzende Reihe weiterer erlauchter Gäste. Camerieri und Pagen bildeten das Ende des Zuges, der zweimal den Saal durchwandelte, um dann die Festeshalle der Mediceer mit einer Gruppe von Tizianischer Farbenpracht zu erfüllen.

Der Kunst, den Künstlern ward die Ehre des Vortritts unter den festlich bewegten Scharen, die sich nun huldigend dem Fürstenthrone nahten. Eingeführt von Herolden, kamen im Zuge die damaligen Koryphäen der deutschen Malerei und Bildhauerei heran. Vor ihnen schritten in der Maske altflorentinischer Troubadoure vier sangesbegabte junge Edelleute, sowie, in Faltenkappen und lange Schauben gehüllt, die Sänger des königlichen Domchors. Es folgten die Meister Ewald, Anton von Werner, Richter, Gentz, Berg, Oskar Begas, von Heyden, Paul Meyerheim, Karl Becker, Knille, Döpler der Ältere, Wilberg und der Bildhauer Encke. Charakteristische Köpfe, mit künstlerischer Freiheit und Grazie getragene Gewänder von wundervollem Stil und Schnitt, alles in allem Gestalten von einer Würde der Erscheinung, wie wir sie nur je an den Musterbildnissen altitalienischer Nobili aus dem Cinquecento, der Hochrenaissance des XVI. Jahrhunderts bestaunen. Nachdem der Sang der Trouba-

Professor Anton von Werner.
Vom Kostümfest 1875.
Nach einer Photographie von Reichard & Lindner, Hofphotographen in Berlin.

doure und des Chores verklungen war, sprach Meister Ewald, zum Medicerpaare und dessen vornehmstem Gast, dem Kronprinzen, gewendet, ein lateinisches Huldigungsgedicht. Anton von Werner überreichte der fürstlichen Frau als Weihegeschenk eine Mappe Aquarellen der Künstler. Die edle Herrin aber bot huldvoll eine Gegengabe dar, indem sie jedem der Herantretenden Künstler aus vom Pagen emporgehaltener Schale ein goldumschnürtes Pergamentröllchen darreichte, das in zierlicher Antiqua auf der Innenseite einen Hymnus auf die Kunst trug und auf der äußeren einen Sinnspruch, der die Verdienste des betreffenden Meisters im besonderen ehrte. Unter tiefen Verbeugungen verließen die Künstler den Schauplatz, um jenseits der Damastvorhänge die grünumlaubte Nische zu gewinnen, die sich hinter den Sitzen der Majestäten in der Tiefe der Halle aufthat. Auf diesem Platze standen sie für den Rest der Festspiele, und ihre malerischen Gestalten, das geistige Gepräge ihrer Gesichter, das von der Würde und Bürde des erwählten Lebensberufes Zeugnis ablegte, bildeten hier einen Hintergrund für den Hofhalt der mediceischen Pfleger der Kunst, wie er charakteristischer und beziehungsvoller kaum gedacht werden konnte.

Orientalisches Gepränge erfüllte nun die Scene. Drei in kostbare Gewänder gehüllte Emire, umringt von einer Schar phantastisch gekleideter brauner und schwarzer Knaben und Jünglinge, brachten die Geschenke des Sultans: riesige Elefantenzähne, Geschmeide, Prunkgerät und als kostbarste Gabe ein Kleeblatt wunderschöner Sklavinnen. Von zehn gewappneten Bekennern des Propheten bewacht und umgeben, boten diese herrlichen Erscheinungen (Frau von Winterfeld, Frau von Kurowski und Fräulein von Faber du Faur) ein Bild von fremdartig bezaubernder Schönheit.

Altertümliche Marschweisen ertönten, dröhnenden Schrittes zog ein kriegerisches Fähnlein herzu, hünenhafte Gardeoffiziere in der Tracht mittelalterlicher Landsknechte. Sie salutierten, um dann, die Partisanen in der Faust, sich vor den Zuschauern längs der Wände des Saales aufzupflanzen. Sollte dem Hofe und seinen Gästen doch nun ein neues anmutiges Schauspiel in der Form kunstvoller Tänze geboten werden. Drei Quadrillen, eine altdeutsche, eine italienisch zigeunerische und eine slavische, führte man auf. In der ersten wurden Kranz und Krönlein unter andern anmuthigen Gestalten auch von zwei preußischen Prinzessinnen, den ältesten Töchtern des Prinzen Friedrich Karl, getragen. Die eine war die Prinzessin Marie, später Prinzessin Heinrich der Niederlande und in ihrer zweiten Ehe Prinzessin Albert von Sachsen-Altenburg, die andere die Prinzessin Elisabeth, nachmalige Erbgroßherzogin von Oldenburg. Beide sind sie in der Blüte ihrer Schönheit jung gestorben. Der zweite Reigen brachte ein buntes reizvolles Durcheinander von Glut und Lebenslust, Zigeunerinnen im wallenden Haar und schlanke Weidgesellen, Tambourins und rasselnde Schellen. Die dritte Quadrille ward von Damen und Herren vom Hofe Iwans des Schrecklichen gemessen abgeschritten. —

Um ein Bedeutendes umfangreicher als dies bei aller Pracht und Vornehmheit intime kronprinzliche Fest gestaltete sich die nächste große Kostümfeier am Berliner Hofe. Die historischen Trachtenzüge, die auf Be-

fehl des Kaisers zur Feier der Silberhochzeit des Thronfolgerpaares 1883 im königlichen Schlosse stattfanden, stellten wohl die imposanteste derartige Festlichkeit dar, die jemals unter dem schützenden Fittich des deutschen Reichsadlers vorübergezogen ist. Viel länger zuvor, als man es sonst bei solcher Gelegenheit gewohnt ist, schon sprach man im Publikum davon. Viel länger zuvor als sonst waren tausend fleißige Hände, waren die bei ähnlichem Anlaß so oft schon verdienstvoll gewesenen Künstler, die Professoren Graf Harrach, von Heyden, Döpler der Ältere und Anton von Werner, mit der Zeichnung der Kostüme und der Zusammenstellung aller Einzelheiten beschäftigt. Ein ganz Außerordentliches sollte es werden, eine herrliche Huldigung, für das erlauchte Paar!

Das Schicksal fügte es anders. Am 25. Januar war das Datum der Silberhochzeit. Am 21. Januar versetzte das fast ohne vorhergehende Krankheit erfolgende Hinscheiden des greisen Prinzen Karl, Vaters des Prinzen Friedrich Karl, den Hof und die Armee in Trauer. Die Feierlichkeiten zu Ehren des kronprinzlichen Paares erschienen von Floren umschattet und fielen zum Teil ganz fort. Erst Ende Februar wurde die Hoftrauer auf etliche Tage unterbrochen, um den Empfang der Deputationen der Provinzen und Städte, die Huldigungscour für das Thronfolgerpaar und das Kostümfest stattfinden zu lassen.

Es ist bekannt, daß der nachmalige Kaiser Friedrich eine große Vorliebe für die schönheitsvolle Zeit der Renaissance hegte. Die gleiche Hinneigung wie er zeigte seine hohe Gemahlin für jene Vergangenheit, in welcher der Geist der Antike in der Kunst wieder lebendig wurde. Auf dieser Thatsache entwickelte sich die Trachtenfeier für das Jubelpaar. Die drei großen Jahrhunderte der Renaissance, das XV., XVI. und XVII., sollten in ihren Vertretern aus Burgund und Flandern, aus Vlamland, aus England, Frankreich und Deutschland huldigend an ihm vorüber wallen, und inmitten ihrer sollte mit Trabanten und Hofstaat die Königin Minne einziehen. Der „Verein Berliner Künstler“ durfte sich an das vom Hofe und der Aristokratie gegebene Schauspiel anschließen, indem seine Mitglieder sich ebenfalls in der Tracht der Renaissance dem Throne nahten, um das Jubelgeschenk der Genossenschaft vor ihm niederzulegen.

Am altersgrauen Preußenschlosse das gewaltige Portal III, die weiten Säle, zu denen es den Eingang erschließt, sie haben, so oft sie sich auch schon zu glänzenden Feiern öffneten, doch nur selten so wundervolle malerische Bilder umfangen, als an dem Abend, da das große Fest nun endlich stattfand. Was die nähere und entferntere Umgebung des Thrones zur Zeit nur aufzubieten hatte an Schönheit und Grazie und Jugendblüte, fand sich versammelt in den Vorräumen zwischen dem Weißen Saale und der Kapelle, in denen vor dem Beginn der Feierlichkeit jeder Trachtengruppe ein besonderer Wartesaal angewiesen war.

Den Schauplatz der Aufführungen bildeten die Prunksäle an der Südseite des königlichen Schlosses, sowie der seit kurzem erst elektrisch beleuchtete Wintergarten mit dem Grün seiner Orangerie. An der östlichen Längswand des Weißen Saales erhoben sich der purpurne Thronbaldachin und der Hautpas für den Hof und dessen fürstliche Gäste. — Um neun Uhr ging

Gräfin Mira von Dönhoff, geb. Gräfin Schlippenbach und Prinz Heinrich Reuß XIX. Aus der slavischen Quadrille vom Kostümfest 1875.

eine Bewegung durch die orden- und juwelenblitzende Menge der Geladenen. Von den Klängen des Mendelssohnschen Hochzeitsmarsches geleitet, unter großem Vortritt der obersten Hof- und Hofchargen nahte von der boisierten Galerie her der Zug der höchsten Herrschaften. An seiner Spitze schritt das Jubelpaar: der Kronprinz im weißen Koller seiner Pasewalker Kürassiere, die Kronprinzessin in weißer Seide, Spitzen und Brillanten. In glänzenden Galauniformen, in strahlender Toilettenpracht folgte eine lange Reihe fürstlicher Personen: der Kaiser und die Königin von Sachsen, der König von Sachsen und die Großherzogin von Baden, der Prinz von Wales und die Herzogin von Edinburg, Kronprinz Rudolf von Österreich und die Gräfin von Flandern, der Herzog von Edinburg und die Herzogin von Anhalt, der Großherzog von Baden und die Erbgroßherzogin von Oldenburg und viele andere mehr. Die Kaiserin Augusta fehlte; ihr leidender Zustand hatte ihr nur erlaubt der Generalprobe beizuwohnen.

Das Orchester verstummte. In erwartungsvolle Stille erklangen vom Eingang des weiten Raumes her helle Fanfaren. Vier mittelalterliche Gesellen, über den Sammetwämsern buntfarbige Herolddecken tragend, von denen die einen mit dem doppelköpfigen deutschen Reichsadler, die anderen mit dem englischen Wappen bestickt waren, betraten den Saal und umkreisten ihn zweimal, indessen sie aus Trompeten, von denen lange seidene Schärpen hernieder wallten, schallende Einzugssignale emporschmetterten. Sechzehn in die englischen und deutschen Farben gekleidete ritterliche Herolde, die bebänderte Stäbe in den Händen hielten, folgten und stellten sich in einer Reihe vor dem Hautpas der Fürstlichkeiten auf. Aus derjenigen Gruppe von ihnen, die über den an den Schultern mächtig gepufften blauen Sammetwämsen goldbrokatene Decken trug und auf den Häuptern blumenumkränzte rote Wulstmützen, trat Hauptmann Dietrich von Hülsen, Sohn des Generalintendanten der königlichen Schauspiele, vor, um schwungvolle Wildenbruchsche Huldigungsstrophen an das Kronprinzenpaar zu richten.

„Und siehe, der Jubel, der Deutschland durchrauscht,
Er hat aus dem Schlaf die Entschwundnen geschreckt:
Das Geschlecht der Vergangnen erwachet und lauscht
Und entsteiget der Tiefe, zum Leben geweckt.
Vergangene Zeit, gegenwärtige Zeit
Umfängt euch, ein wogender Liebestraum ..."

Vom Orchester erklangen altertümliche Marschweisen. Der Trachtenzug begann. Ein Leben und Realität gewordenes Doppelbildnis von Rembrandt oder Dürer schritt ihm voran: im Damasttalar, goldstarrender Schulterbinde und Kappe Graf Pourtalés, im Purpurmantel und perlenverschnürtem Mieder die Patronatsdame des Zuges, Gräfin

Charlotte, Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, geb. Prinzessin von Preußen, als Prinzessin von Navarra beim Kostümfest 1883.
Nach einer Photographie von Carl Grimm in Berlin.

Szechenyi. Glänzend im Schmucke der Gewänder und Waffen folgte eine Gruppe stattlicher Kavaliere.

Und nun erschien als der erste aus dem heraufbeschworenen „Geschlecht der Vergangenen“ Kaiser Friedrich I., die von Sagen am meisten umsponnene Gestalt der deutschen Geschichte. Barbarossa in seinen jungen Jahren, zu seiner Seite die Gemahlin aus spanisch-portugiesischem Königshause. Im hermelinbesetzten Fürstenhut, die hohe Gestalt vom langen weitärmeligen Oberrock aus Purpursammet umwallt, so stellte der Großherzog von Hessen den römisch-deutschen Kaiser dar, wie er nach seinen ersten Kreuzzügen im Friedenskleide daherkommt. In stolzer Pracht wandelte neben ihm die Prinzessin Friedrich Karl. Gelbweißer, golddurchwirkter Brokat und tiefroter Sammet, beide köstlich gestickt, umflossen sie. Dem fürstlichen Paare folgte als Oberhofmeisterin die junge Erbprinzessin von Ratibor, umgeben von einer Gruppe von Rittern und Damen.

Neue Reminiscenzen aus dem Born mittelalterlicher Romantik brachte das nächste Bild, der Brautzug Erzherzog Maximilians und der Maria von Burgund. Prinz Albrecht von Preußen, der jetzige Regent von Braunschweig, und seine Gemahlin waren hier die Träger der Hauptrollen. Den jünglingshaften Helden des „Theuerdank“ schmückten Hermelinkragen und rotseidene Schaube über dem goldgestickten Rock. Die kegelförmige Sammetmütze auf dem langen Haar umgab nach der Mode des XV. Jahrhunderts ein goldenes Fürstendiadem. Die Erbtochter von Burgund trug über dem von Smaragden und Brillanten strahlenden Purpurmieder und dem weißseidenen Unterkleide den hermelinbesetzten Schleppmantel aus Brokat. Im Haar erglänzte ihr die spitze Tiara aus Filigran; längliche Perlen hingen davon auf die Stirn herab. Es gingen voran und es folgten dem Brautpaare drei fürstliche Kranzeljungfern und ein höfisches Geleite von Männern und Frauen in den bunten Trachten des späten deutschen Mittelalters.

In Feierlichkeit und Würde zogen drei brandenburgische Herrscher vorbei, die Markgrafen Albrecht und Kasimir und Kurfürst Joachim.

Maler Professor Karl Becker.
Vom Kostümfest 1883.

Und nun kam nochmals der Hofstaat eines fürstlichen Paares: der Herzog und die Herzogin Sibylle von Jülich nahten. Niederländischer Reichtum und niederländische Prachtliebe strahlten von ihren Gestalten wie von denen ihrer Umgebung aus. Ein echter Rembrandt oder van Dyck erschien der edle Herr von Berg und Jülich in seinem Wulsthut und dem sammetnen Talar, den goldene Quasten auf der Schulter zusammenhielten — ein typisches Frauenbild jener Epoche war seine Partnerin, Herzogin Wilhelm von Mecklenburg, in ihren prachtvollen Goldbrokatgewändern und mit dem goldschimmernden Schleier, der von dem Brillantenkrönchen auf ihrem Scheitel niederflatterte. Eine orientalische Gruppe, die sich ihnen anschloß, deutete auf die Ausdehnung des mittelalterlichen niederländischen Handels, der die damals bekannte Welt umfaßte, hin.

War der Trachtenfestzug bis hierher ganz historische Treue, geschichtliche Realität, so brachte seine Hauptgruppe, die nun auftauchte und auf die alle bisherige stilvolle Pracht gleichsam hingeleitet hatte, ein Bild voll duftigen Märchenzaubers. Rosenumblüht

erschien die Königin Minne. Auf goldenem Triumphwagen kam sie heran. Unter purpurnem Baldachin war ihr Antlitz — das Antlitz der Prinzessin Wilhelm, unserer jetzigen Kaiserin — vom Rosenkranz gekrönt, ihr blondes Haar diamantendurchblitzt, ihre von rosenfarbener Seide umspannte Gestalt vom weiten, langen Silberbrokatmantel umwallt. Ritterliche Minnesänger und Harfenschläger und holde weibliche Gestalten in phantastischer Tracht mit wehenden Locken und flatternden Schleiern umgaben sie, während der den Saal. Die englischen Züge und Quadrillen begannen. Sie gaben dem Vorhergegangenen an Pracht nichts nach, aber die malerische Wirkung ging bei ihnen ins feierlich Pomphafte über, das uns die Zeit der Spätrenaissance charakterisiert. Das „Rule Britannia", das während der Dauer des englischen Zuges vom Orchester erbrauste, erhöhte diesen Eindruck des prunkreichen Ernstes. Umgeben von dem steifen Ceremoniell des mittelalterlichen englischen Hoflebens, erschien Maria Stuarts stolze Gegnerin, Königin

Kaiser Wilhelm II. mit Gefolge in Friderizianischer Tracht begrüßt Adolph von Menzel vor dem Schloß zu Sanssouci. 1897.
Nach einer Photographie von Max Ziesler, Hofphotograph in Berlin.

Thronsitz der Herzensherrscherin den Ehrenplätzen des gefeierten hohen Jubelpaares gegenüber anhielt und die sechzehn Pagen, die ihn vorangezogen hatten, sich rund im Kreise auf ein Knie niederließen, so daß die Rosenfestons, welche die Stäbe in ihren Händen paarweise verbanden, ein schimmerndes und blühendes Gehege bildeten um die Königin, die Ritter und die Frauen.

Gefolgt von vierundzwanzig Kavalieren, in deren burgundischen Kostümen die historische Echtheit von neuem Triumphe feierte, verließen endlich der Minnehof und sein Geleite Elisabeth. Gräfin Udo zu Stolberg-Wernigerode stellte sie dar. Hoch über das rötliche, mit Perlen durchflochtene Haar stieg ihr der steife Spitzenkragen. Das Unterkleid von Drap d'argent bedeckte die edelsteingestickte purpurne Schlepprobe, deren starre weiße Ärmelpuffen von juwelenbesetzten Goldschnüren kreuzweis durchzogen wurden. Um die „Queen Beß" aber war ihr reicher Troß: Bläser in mächtigen Halskrausen und schwarzen Baretts, Herolde, auf deren Brust- und Rückendecken der britische Leopard prunkte, Hellebardiere in Scharlachröcken, schöne Pagen

Prinzeſſin Aribert von Anhalt, geb. Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein. Vom Koſtümfeſt 1897.
Nach einer Photographie von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

und noch ſchönere Palaſtdamen und Hofkavaliere mit ſchweren goldenen Gnadenketten.

Dem Zuge der jungfräulichen Königin folgte derjenige ihrer fürſtlichen Gäſte, des Prinzen und der Prinzeſſin von Navarra. Spaniſche Grandezza waltete hier in jeder Linie. Wundervoll charakteriſtiſche Geſtalten boten vor allem die Darſteller des edlen Paares, die Erbprinzeſſin von Sachſen-Meiningen und Prinz Friedrich von Hohenzollern. Sittig und feierlich ſchritten, verkörpert durch die Prinzeſſinnen Sophie und

Herzogin von Ratibor, geb. Gräfin Brunner-Enkevoirth.
Vom Kostümfest 1897.
Nach einer Photographie von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Margarete von Preußen, in steifen weißen Seidenkleidern und hochstehenden Spitzenkragen dahinter die beiden kindlichen Töchter.

Dem britischen Zuge folgten in ähnlicher Gewandung die Paare der englischen Quadrille. Prinz Wilhelm in hellrotseidenem, spitzenbesetztem Kostüm und Lady Ampthyll führten sie an und verharrten, zwei strahlend vornehme Gestalten, stehend den Sitzen der Allerhöchsten Herrschaften gegenüber, während auf dem freien Raum dazwischen die Ritter und die Fräulein sich im Reigen drehten und aus der Musikloge dazu die gesungene Weise eines altenglischen Chorliedes erschallte.

Es folgte der Aufzug des „Vereins Berliner Künstler." Mit Herolden und Bannerträgern kamen auch die Ritter von Palette und Meißel daher. In gelber florentinischer Tracht, Blumenkränze auf den Köpfen, in den Händen altertümlich geformte, lang aufgerollte Notenblätter, zogen singende Chorknaben ihnen voran. Vierzehn Künstler stellten die deutschen Meister zu den Zeiten Holbeins und Albrecht Dürers dar, zwanzig weitere die Meister der italienischen Renaissance. Vierundzwanzig niederländische Meister machten den Beschluß. Den Vorstand des Vereins Berliner Künstler führte der in Tizianische Tracht gekleidete Professor Karl Becker an. Die Mitte dieses Zuges von prachtvollen Charaktergestalten nahm die Jubelgabe der Genossenschaft ein. Auf purpurbedeckter Bahre erhob sich über einer Fülle von Blumen und vergoldeten Palmzweigen und über Kartuschen mit den Wappen von England und Deutschland gleißend ein mächtiger Humpen. Aus Zinn, zu dem die Künstler ihre geleerten Farbentuben gesammelt hatten, war er gefertigt. Professor Ernst Herter hatte die Zeichnung dazu geliefert. Maler Konrad Dielitz, in einer purpurbrokatnen Renaissancetracht mit Hängeärmeln und Schnabelschuhen, weihte mit Julius Wolffschen Strophen die Gabe dem Kronprinzenpaare.

Kaum hatten die Künstler den Weißen Saal verlassen, als vom Orchester aufs neue rauschende Weisen ertönten. Ein buntes strahlendes Gewimmel, das nicht enden wollte, zogen von der Bildergalerie aus die sämtlichen Trachtengruppen noch einmal heran. Zu jubelnden Schlußaccorden brauste die Musik empor, während von ihrem das ganze schimmernde Bild der froh bewegten Menschenmassen überragenden und beherrschenden Thronwagen die Königin Minne herabstieg,

um den Kaiser und das Kronprinzenpaar mit ihren zu mächtigen Sträußen gewundenen schönsten Blüten zu beschenken. —

Wenden wir uns nun dem offiziellen Gesellschaftsbilde nach der Thronbesteigung Wilhelms II. zu. Es war wohl natürlich, daß unter dem neuen Herrn in diese Welt ein frischer und belebender Zug kam. An der Spitze des Reiches stand nicht mehr ein greiser Monarch, dessen hohes Alter nicht selten Enthaltsamkeit von anstrengender Repräsentation forderte. Es ragte dort jetzt ein jugendkräftiger Kaiser, und dieser Kaiser ist ein schöpferischer Geist, der, was er berührt, mit eignen Ideen, eignen Anschauungen durchdringt und dem Großen und dem Kleinen um ihn her das Siegel seiner Persönlichkeit aufdrückt.

Victor, Herzog von Ratibor, Fürst von Corvey.
Vom Kostümfest 1897.
Nach einer Photographie von Erich Sellin & Co. in Berlin

Für unser öffentliches wie auch für das höfische Leben ist die bekannte Vorliebe des Kaisers für das Historische in erster Linie bedeutungsvoll geworden. Selten greift der Kaiser weiter zurück als bis ins XVII., bis ins XVI. Jahrhundert. Überwiegend oft sucht und findet er in der vaterländischen, der preußischen, märkischen, der Hohenzollerngeschichte Dinge und Bräuche, die einst bestanden und die geeignet sind, heut wieder bei uns eingesetzt zu werden als feststehende Gewohnheiten, als redende Wahrzeichen dafür, daß wir die Enkel glorreicher Ahnen sind.

So erinnern die neuen Uniform- und Feldzeichen unserer Regimenter vielfach an vergangene Ruhmestage der Armee. So belebte des Kaisers Wille in der Musik die altpreußischen Märsche von neuem; so lenkte er das Augenmerk der bildenden Künstler auf vaterländische Stoffe; so wandte er dem historischen Drama sein beschirmendes Interesse zu. Im höfischen Leben ließ er u. a. das altertümlich anmutende, prächtige Bild der Leibgarde der Kaiserin erstehen; nachdem fast ein Jahrhundert hindurch die eigentliche Kunst des Tanzes im Verkümmern gewesen war, erfreut auf Befehl des Monarchen den Besucher seiner Feste heut wieder die Zierlichkeit des Menuetts und der Gavotte, wie sie zu Friedrichs des Großen Zeit geübt wurde.

Mit dem Gebiet des Kostümzaubers, des Gelegenheitsschmuckes für ein Gelegenheitsfest, haben solche durch des Kaisers Willen wieder ans Tageslicht gehobenen Perlen der Vergangenheit allerdings kaum etwas gemein. Sie hängen im Gegenteil mit dem

heutigen Hofleben organisch zusammen als Bräuche von einst, die durch des Herrschers Wort zu traditionellen Bräuchen von jetzt geworden sind.

Die erste eigentliche Kostümfestlichkeit unter Wilhelm II. war ein courtoisievoller Scherz, durch welchen der Kaiser einen von ihm hochgeschätzten Künstler persönlich ehrte. Altmeister Menzel erhielt ein Schreiben des kaiserlichen Hofmarschallamtes, die ihn zu einer Abendunterhaltung ins Schloß von Sanssouci befahl. Wer aber beschreibt Menzels Erstaunen, als ihm schon im Treppenflur des Königshauses eine leibhaftig gewordene Gestalt aus seinen eignen Werken, im Dreispitz und in der Uniform der Offiziere Friedrichs des Großen der Kaiser selbst entgegentritt, um in markigen Versen den Gast „im Namen" des genialen Preußenkönigs in dessen Schlosse zu begrüßen! Die vor den Thüren der kaiserlichen Gemächer begonnene Überraschung setzte sich innerhalb der letzteren wirkungsvoll fort. Im kerzenerhellten Saal des Philosophen von Sanssouci bot sich dem greisen Künstler die lebendige Verkörperung seines berühmten Bildes „Konzert bei Hofe 1750" dar. In geschichtliche Tracht gekleidet bildeten die Kaiserin und ihre Damen, die Gräfinnen Brockdorff und Keller und Fräulein von Gersdorff, Graf Eulenburg und Flügeladjutant von Scholl mit ihren Gemahlinnen und einige andere Persönlichkeiten aus der nächsten Umgebung der Majestäten die berühmte Gruppe um den historischen Flügel. Etliche wenige ferner stehende Gäste, darunter Finanzminister von Miquel, der ebenfalls das Kostüm jener Zeit angelegt hatte, Hofprediger Frommel, sowie die in der heutigen Hoftracht mit Kniehosen und Escarpins erschienen Professoren Anton von Werner und Reinhold Begas fügten sich dem bewegten lebenden Bilde ein, das während der nun folgenden musikalischen Spenden Meister Joachims und anderer erlesener Kräfte die von Menzels Pinsel einst festgehaltene künstlerische Vision in immer neuen Variationen auferstehen ließ. —

Ein künstlerisch ersonnenes und zugleich ein Fest so reich an historischem Interesse, wie nur je eins am Berliner Hofe stattgefunden hat, war auch die noch in aller Erinnerung stehende Kostümveranstaltung der Centennarwoche des Jahres 1897. Zur Vorfeier der 100jährigen Wiederkehr des Tages, an dem der Neubegründer des Deutschen Reiches das Licht der Welt erblickt hat, rief der Befehl des Kaisers jene alte Zeit selbst zurück, indem er zwischen die Marmorwände des Weißen Saales ein Hoffest zauberte, dessen Trachten und Gebräuche genau denen entsprachen, die im Geburtsjahre Wilhelms I. üblich gewesen waren. Ein echt vaterländischer, der Begeisterung jener nationalen Gedenktage entsprechender Zug ging durch das Fest. Die Diplomatie war nicht gebeten worden, ausschließlich dem einheimischen Adel gehörten die 450 geladenen Gäste an. Viele von ihnen wußten, daß anno 1797 ihr Ahn in der Umgebung desselben Hohenzollernpalastes zu Berlin geweilt hatte. Die Zeit, zu der das Fest gedacht war, lag noch nicht so weit zurück, daß es nicht allerlei Familientraditionen der einzelnen neu belebt hätte. Tausend persönliche Fäden spannen sich von der Idee gerade dieser Feier zu ihren Teilnehmern. Alte Urkunden wurden durchstöbert, damit man genau die Trachten, die Uniformen wählen konnte, welche die Vorfahren einst an derselben historischen Stätte getragen hatten. Ererbte Juwelen, Orden, antike Waffen und Stoffe, welche die Ureltern in eben diesem königlichen Schlosse vordem geschmückt hatten, zierten jetzt dort die Enkel.

Lalla Rookh, das Fest der Rosen, war ein Phantasiebild gewesen, ein morgenländischer Traum, dessen Programm bei aller fürstlichen Pracht und angestrebter Echtheit doch starke Anforderungen an die Einbildungskraft der Mitwirkenden wie der Zuschauer gestellt hatte. Die großen Feiern der Jahre 1875 und 1883 im kronprinzlichen Palais und im königlichen Schlosse bedurften, bei aller Stilgerechtheit in ihren Einzelheiten, als Ganzes doch besonderer erklärender Veranstaltungen, Aufzüge und Aufführungen, damit ein innerer Zusammenhang bei ihnen verständlich werde. Das Kostümfest von 1897 aber durfte jeden theatralischen Zuges ermangeln. Im ganz modernen Wirklichkeitsdrange und ebendeshalb im besten und treuesten historischen Stil gab es das, was sein Titel besagte: ein altpreußisches Hoffest!

Die schimmernden Wände des Weißen Saales füllten sich mehr und mehr mit

Freifrau Helene von Hammerſtein, geb. Freiin von Senden, und Herr von Roon
in der „Gavotte de Veſtris“. Vom Koſtümfeſt 1897.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Gestalten vom Schlusse des XVIII. Jahrhunderts. Keine einzige Erscheinung in neuzeitlicher Tracht tauchte unter ihnen auf und störte das einheitliche Gesamtbild. Imposante Frauengestalten wurden umwallt von kurzgegürteten, schleppenden Gewändern von edler Einfachheit im Schnitt und Faltenwurf. Das hier freiwallende, dort im griechischen Knoten am Hinterhaupt zusammengefaßte Haar schmückten diademartiger Putz und hochragende Straußenfedern oder turbanartig angeordnete Schleier. Und zwischen die vornehmen Frauen- und Mädchengestalten mischten sich die Kavaliere in Dreispitz und Perücke, in preußischer Hof-, in ungarischer und polnischer Magnatentracht und in den wechselnden Farben der verschiedenen Regimenter, deren Offiziere sich 1797 im Königsschlosse an der Spree zusammengefunden haben mögen: Ansbacher Dragoner, kurfürstlich sächsische Reiter, brandenburgische Infanterie, Zietenhusaren in adlerfittichgezierten Pelzmützen, Leopardenfelle über der linken Schulter, Bosniaken in silberbesetzten Kaftanröcken.

Gräfin Mary von Beroldingen.
Vom Kostümfest 1897.
Nach einer Photographie von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Nicht mit mittelalterlich reichem Gepränge, in altpreußischer Einfachheit, nur unter dem Vortritt eines Oberhofmarschalls und zweier Ceremonienmeister, schritt in stolzer Majestät und Anmut die Landesmutter der Hohenzollern, die Kaiserin, herein, nach ihr ein Geleit von Fürstlichkeiten in Kostümen vom edelsten Stil jener Epoche. Trommeln und Pfeifen ertönten, als die hohe Frau und ihre vornehmsten Gäste unter dem Schatten des purpurnen Thronbaldachins verharrten. Die ruhmreiche Fahne mit dem brandenburgischen Aar über ihren Häuptern wehend, mit schweren Musketen bewaffnet, in ihren alten Uniformen mit den hohen silbernen Grenadiermützen, marschierten die Leibkompanie des ersten Garderegimentes und hinter ihr die Leibwache der Kaiserin herzu, Se. Majestät selbst führte sie der Gemahlin vor. Zum erstenmal seit einem Jahrhundert, im Kostüm ihrer Ursprungszeit, gelangten die schönsten alten Tänze, deren Touren ja vielfach schon seit einigen Wintern in der großen Welt aufs neue geübt worden waren, am Berliner Hofe zur Wiedergabe: die schwierige Gavotte de Vestris, das Menuett Don Juan, die alte Française, der Walzer der Königin Luise und zuletzt ein altertümlicher Schlußreigen.

Das war in großen Umrissen das Bild der Jahrhundertkostümfeier, über die vor noch nicht lang vergangener Zeit so vieles und so viel Zutreffendes geschrieben und gedruckt worden ist, daß wir uns wohl versagen können, auf ihre Einzelheiten näher einzugehen.

Eine Wiederholung des Festes fand im Juni desselben Jahres im Garten des Marmorpalais bei Potsdam statt. Nur eine beschränkte Anzahl von Personen aus dem Gästekreise der ersten Veranstaltung nahm

Freiin Elisabeth von Senden und Herr von Hindenburg.
Aus der „Gavotte de Vestris" vom Kostümfest 1897.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

daran teil. Wenn aber jemals eine Kostümveranstaltung am preußischen Königs- und am deutschen Kaiserhofe voll Stimmungszaubers gewesen ist, so war es diese letzte des XIX. Jahrhunderts. Historische Gestalten wandelten hier durch die Parkwege des stolzen Baues am Heiligen See, der, als eine Schöpfung Friedrich Wilhelms II., 1796 vollendet, den zeitgeschichtlich denkbar treuesten Hintergrund gerade für diese Trachtenfeier abgab. —

Durch ein Jahrhundert haben wir die glänzendsten Feste am Berliner Hofe verfolgt. Wir sahen an ihren wechselnden Bildern, wie auch auf diesem Gebiet die allgemeine Geschmacksrichtung emporwuchs vom naiv poetischen Empfinden zum reinen künstlerischen Stil, und wie daneben insbesondere die letzten Veranstaltungen bei aller historischen Treue ganz von der modernen Tendenz zeugten, mit den natürlichsten, einfachsten Mitteln ästhetisch einwandfreie Wirkungen zu erzielen. — Noch ein bedeutsameres kulturelles Moment spiegelt die Reihenfolge dieser für den Nachdenklichen in so tiefen Beziehungen zum inneren Leben der Nation stehenden Feiern wieder: die überall in der Öffentlichkeit sich regende stolze Steigerung unseres vaterländischen Empfindens gelangt auch hier zu einer schönen Äußerung.

Im Jahre 1821 suchte man, trotz der vorangegangenen Befreiungskriege, doch eine orientalische Märchenform auf, als man den Hintergrund für ein über den Alltag hinausstrahlendes Fest gewinnen wollte. Die Kostümfeiern von 1875 und 1883 griffen, charakteristisch für die ersten Decennien nach der Wiedergeburt des Reiches, beide zurück in die letzte mittelalterliche Zeit, in der die Krone des römischen Reiches deutscher Nation funkelte, bevor sie auf Jahrhunderte versank, vermochten aber für die Darstellung jener wildbewegten Epochen des Hereinspielens fremdländischer, romanischer und slavischer, vlämischer und britischer Elemente nicht zu entbehren. Heute weiß das seit drei Dezennien fest in sich ruhende deutsche Kaisertum für seine frohen Feste keinen besseren Inhalt als das Hineintauchen in seine eigne ruhmreiche Vergangenheit, die als brandenburgische und preußische und deutsche Geschichte in Jahrhunderten unaufhaltsam zu der stolzen Höhe emporstieg, auf der wir sie nun mit frohem Patriotismus betrachten.

Intermezzo.

Von

Ludwig Soyaux. Mit einer Zeichnung von **Emil Brack.**

Er ſpielte die Violine,
Das ſchöne Lichtchen Klavier;
Es ward eine Sonatine
Gemeiſtert von ihm und ihr.

Es war bei der ſtrengen Tante
Beim Sonntagnachmittagthee,
Als das holde, ſüße Andante
Dahinſchmolz in Wonne und Weh.

Die Tante liebte das Lichtchen,
Der Veſſe liebte es auch,
Das Lichtchen, ſagt das Geſchichtchen,
Den Vetter nach Baſenbrauch.

Das Lichtchen war ein Figürchen
Wie aus Meißener Porzellan
Auf einem Rokoko-Lehrchen,
So dachte ihr junger Galan.

Es war ein Sehnen und Schmachten,
Ein Seufzen zwiſchen dem Paar;
Die Augen der Tante wachten,
Als drohe der Lichte Gefahr.

Streng ſah ſie auf Etikette,
Auf Anſtand zwiſchen den zwei'n
Durch eine ſcharfe Lorgnette
Aus gelblichem Elfenbein.

Nun ward es dunkel im Zimmer;
Das Spiel der Töne verklang,
Und der letzte ſonnige Schimmer
Lief zitternd die Wände entlang.

Da fiel der wachſamen Tante
Aus der ſchmalen Hand das Lorgnon;
Der junge Veveu, der galante,
Sprang pfeilſchnell durch den Salon.

Erſt war des Fräuleins Geſichtchen
Erſtaunt ob der Situation,
Doch dann verſchwand auch das Lichtchen
Aus der oberen Region.

Das war auf dem glatten Parkette
Ein Suchen nun hin und her,
Als wenn die alte Lorgnette
Vom Boden verſchwunden wär'!

Die Tante wartet unſchuldig
Zuerſt eine lange Zeit,
Dann wurde ſie ungeduldig
In banger Verlegenheit.

Sehr höflich, voll zarter Sitte,
Klang's da aus dem Unterreich:
„Geduldе dich nur noch, bitte!
Wir haben ſie ſicher gleich!"

Ganz ſtille ward's für Sekunden
Der Tante ſchien's ſtundenlang.
Dann klang ein helles „Geſunden!"
Warum's nur ſo ſelig klang?

Streng forſchte der Tante Miene,
Doch ſcheinbar nichts von Gefahr!
Korrekt da capo al fine
Spielte ſein Stück unſer Paar.

Die gute, die wachſame Tante
Saß wieder mit dem Lorgnon.
Das kleine ſüße Andante
Klang ſchelmiſch durch den Salon.

Weltende.

Eine Geſchichte aus dem Jahre 1000.

Von

Jeanne Bertha Semmig.

(Abdruck verboten.)

Tauſend Jahre nahten ſich ihrer Vollendung, ſeitdem das Kind in der Krippe von Bethlehem ſeine großen, göttlichen Augen geöffnet. Und die Menſchen jener Zeit dachten, es ſei nun genug des Lebens und Liebens, des Leidens und Sterbens. Allüberall ſehnten ſich die gläubigen Gemüter nach dem Ende, und vom Himmel herab antwortete die obere Welt durch feurige Zeichen. Der Leibeigne faltete bei dem Anblick der flammenden Himmelsſchwerter die ſchwieligen Hände: ihm bedeuteten ſie Frieden. Der Edelherr empfand ein unerklärliches, peinigendes Gefühl und gedachte dabei mancher Gewaltthat, die kräftige Sühne heiſchte. Am wenigſten aber wünſchten gerade die das kommende himmliſche Gericht, deren Sinn am meiſten dem künftigen Jeruſalem entgegenſtreben ſollte. — Sie hatten es ſich nach jahrhundertelanger Verfolgung ſo traulich und heimlich auf der Erde zu machen gewußt, die geiſtlichen Herren; es war ſchade um das ſchöne Kloſtergut mit all ſeinen Wieſen und Teichen, wenn das alles jetzt ſchon im lodernden Gerichtsfeuer untergehen ſollte. Doch wer wußte ſo genau die Zeit des Tages der Schrecken? Nutzet die Stunde, dachten ſie klüglich, und ſo tröſteten ſie die Gewiſſen, die ſich belaſtet fühlten, und nahmen ihnen als geringe Buße in freiwilliger Gabe die läſtigen irdiſchen Güter ab — mundi termino appropinquante. —

„Mundi termino appropinquante — da das Ende der Welt herannaht" — ſo tönte es quälend in den Ohren des jungen Bretonen Yves im fernen Finisterre, und er ſah fragend, ängſtlich den Abt des nahen Kloſters an, der von ſeinen Mönchen umgeben in Yves weitem Gehöfte ſtand. Es war doch ſein Hof, rechtlich ererbt von der frommen Mutter, deren Sterbeglocken kaum verklungen waren. Doch der Abt mußte es beſſer wiſſen, und das graue Pergament, das er mit eintöniger Stimme verlas, ſagte es mit dürren Worten: des Kloſters eigen war Haus und Hof, jede Hufe Landes, darauf Yves trat, und er durfte darinnen bleiben als Novize des Kloſters, — das Pergament empfahl es mit warmen Worten, — oder durfte ſich einen Dornenſtock aus der Hecke ſchneiden und wandern, ſoweit der Himmel blau. — Die Stimme des Abtes ſchwieg, die Mönche ſtimmten einen lateiniſchen Geſang an; und Yves lehnte noch immer wie verſteinert an der niedrigen Thür des Hauſes, das er ſein eigen genannt. Er gedachte der Verſtorbenen, der er kindliche Thränen nachgeweint, — und es fiel ihm plötzlich ein, daß ſie in der letzten Zeit oft gedrückt einherſchlich, ihn wie mit abbittender Zärtlichkeit behandelte. Das geſchah ſeit dem Tage, wo ſie zuerſt den greiſen Pilger aus dem heiligen Lande predigen hörte, der in den Dörfern herumzog und das jüngſte Gericht verkündete, — ein Geſicht hatte es ihm geoffenbart. — Sterbend noch ſchien die Mutter reden zu wollen, aber der Todesengel ſchloß ihr den Mund und führte ihre gewiß beruhigte Seele vor den Thron des verſöhnten Richters. Ihr ſchönes Bauerngut, den Stolz ihres Herzens, hatte ſie zur Sühne für die Sünden eines ganzen, ſchwachen Lebens geopfert — da das Ende der Welt herannahte.

Der Geſang verhallte, die Mönche ordneten ſich zum Zuge, der Abt trat an ihre Spitze. Er ſchritt dem alten, ummauerten Brunnen zu, ein dienender Bruder ließ den Schöpfeimer hernieder, und aus dem klaren Brunnenwaſſer ſchöpfte der geiſtliche Herr mit einem ſilbernen Becher und that den erſten Trunk. An Yves vorbei ſchritten ſie durch die Thüre nach dem traulichen Herde; einige Scheite Holz wurden in den Kamin geworfen und entzündet. Die neuen Eigentümer öffneten und ſchloſſen alle Thüren des Hauſes, der Abt ſchaute aus einem der geöffneten Fenſter, und nachdem er im Hofe einen Spatenſtich in die

Erbe gethan, konnte das Erbe des armen Yves, eins der schönsten an der Bucht von Donarnenez, nach altem bretonischem Recht als unbestrittenes Eigentum des Klosters gelten.

Nun, nachdem der letzte Segen gesprochen war, kam der Abt Corentin auf den enterbten Jüngling zu. Sie standen einander gegenüber, der rotwangige geistliche Herr mit dem klugen, beherrschenden Blicke und der junge bretonische Freibauer, dessen lange Haare um die gewölbte Stirn wehten. In seinen Augen grollte es leise, nur leise, denn was die Klosterherren thaten, die ihm am Altar den Leib des Herrn reichten, das mußte doch in der Ordnung sein. — Aber sie gefiel ihm nicht, diese Ordnung.

Jetzt sprach der Abt.

„Yves, mein Sohn, — deine Mutter hat im Sterben das gute Teil erwählt. Du kennst ihren letzten Wunsch. Willst du bei uns eintreten? Wir öffnen dir unsere Arme."

Yves warf einen forschenden Blick auf die Mönche, und der weltfremde Ausdruck auf manchen Zügen erschreckte ihn. Er wußte nicht, wie es kam, aber plötzlich sah er sich im Geist an der Meeresbucht sitzen und hörte das Lied einer glockenhellen Mädchenstimme.

„Du hast ja keine Verwandten," sprach der Abt weiter, als Yves noch schwieg. „Hier findest du Brüder und Freunde."

Und wieder war es dem Jüngling, als riefe es ihn mit vertrautem Tone — „Bruder Yves" und zwei Kinderarme umschlangen seinen Nacken. Er raffte sich zusammen.

„Hochwürdiger Herr, gewährt mir eine Frage."

„Du darfst sie stellen."

„Meine Mutter gab Euch unser Hab und Gut, um sich das ewige Leben zu sichern, jetzt gerade, bevor die Welt untergeht?"

„So ist es, mein Sohn, und ihr Thun war recht und billig."

„Naht es denn so bald, das Ende der Welt?"

Die Frage war gefährlich, doch der Abt war wirklich ein Kind seiner Zeit und trotz seiner Weltklugheit von der allgemeinen Stimmung jener Tage berührt.

„Es kann kommen, — heute, morgen, der Herr allein kennt Seine Stunde."

„Und wenn es heute käme, was nützte dann mein Gut dem Kloster?"

Jetzt sprach die bretonische Hartnäckigkeit aus dem Jüngling, doch er war bei allem Schmerz zu harmlos und in der Dialektik zu unerfahren, um den Vorteil zu erfassen, den ihm das verdutzte Schweigen des Abtes bot. Einfach, fast mit Würde fuhr er fort:

„Seht, hochwürdiger Herr, ich denke so. Wäre das Gericht gestern gekommen, als ich noch dort drinnen schlief, so hätte der himmlische Herr mich auch so genommen, wie ich bin. Kommt es etwa heute nacht," er sah nach dem drohenden Gewitterhimmel, „und findet es mich als künftigen Mönch — heilig kann ich doch nicht so rasch werden, ich glaube, das würde bei mir sehr lang dauern. Laßt mich nur so sterben, wie ich bin; wenn alle geistlich werden wollten, so wäre es ja kein Verdienst mehr."

Die Mönche hatten seine Worte keck gefunden und hatten sich leise Bemerkungen zugeraunt. Der Abt Corentin aber überhörte mit wohlwollendem, doch halb gekünsteltem Lächeln die kindliche Philosophie des Jünglings und streckte die Hand zum Segen über den Knieenden aus.

„Thue, wie du willst, mein Sohn, doch unser Kloster steht dir offen, wenn du wieder anklopfen wolltest — und dazu noch Zeit ist."

Wehmütig schüttelte Yves den Kopf, doch die Thränen hielt er zurück. Sie brauchten nicht zu wissen, wie schwer es ihm ward, sein Bündel zu schnüren und den Wanderstab zu ergreifen. Und wie er nun so bald gerüstet dastand und mit einem letzten Blicke alles umfaßte, was bis jetzt für ihn Heimat, Liebe, Glück bedeutet hatte, da war es ihm, als beginne schon das Ende. Die Welt seiner Kindheit ging unter, und durch den ersten kindlichen Glauben an die Menschen ging ein tiefer Riß.

Der alte Thorhund bellte ihm wie fragend nach, er beschleunigte den Schritt; nur nichts hören von vertrauten Klängen, nur nichts sehen von Wiesen und Feldern, deren Halme ihm allein zugenickt als dem rechten Herren! Fort, nur fort, — oder daß jetzt plötzlich sich die dunkle Wolkenwand niedersenke und daß ein feuriger Regen her-

abſprühe und mit flammender Welle alles überflute! Und ſie waren doch ſo ſchön, ſeine Kleewieſen, ſo golden ſtand das Korn, es war ſchade darum: aber was kümmerte es ihn noch? Er beſaß ja von ſeiner Vergangenheit nur noch den Namen, er hatte nichts mehr zu verlieren, er konnte bloß noch gewinnen, wenn der Herr nun bald die Armen zu ſeinen goldenen Tiſchen lud. — O daß es doch heute wäre! Aber einen Wunſch hatte er noch. Als der Abt ihn zur Einkehr in das Kloſter geladen, da hatte ihn die Erinnerung an eine liebe Stimme zurückgehalten. Wie er jetzt den Weltuntergang herbeiwünſchte, da ſchien es ihm doch ſo ſüß, noch einmal die Lippen zu küſſen, die ſo weich zu reden wußten: er dachte an Yvonne Sper-Gwenn, das Fiſcherkind von der Meeresküſte, deren Mutter ihn großgezogen, weil die ſeine an ſchwerem Siechtum daniederlag. Und ſo machte er ſich denn auf den Weg, der zu der Stätte ſeiner erſten Jugend führte.

Sein Weg nach dem Meere ging durch die Heide, durch den gelben Ginſter, der feſt an den Boden ſich klammerte, über den der Seewind ſtrich. — Alles ſtill, kaum das Zirpen einer Grille im Graſe. — Sein eigner Fußtritt hallte unheimlich wieder, und ab und zu ſah er ſich ſcheu um, als folge ihm ein geſpenſtiſcher Wanderer, der Ankou, der dem Bretonen den Tod ankündet. Doch die Heide war von den Menſchen verlaſſen, wie er ſelbſt es war. Jeder ſuchte den Schutz des Hauſes vor dem heranziehenden Wetter. Es drohte am Himmel wie ein großer, wallender Vorhang, den die Engel vor die Flammenpforte des Jenſeits gezogen. Yves ſchritt vorwärts. Mitten in der Heide erhob ſich ein plumpes Bauwerk, ein Rätſel von Stein. Wer waren die Rieſen geweſen, welche dieſe Granitblöcke aufeinander getürmt zur gewaltigen Grabkammer? Als Kind hatte er oft neugierig hineingeſchaut, hatte in ſchauernder Luſt Namen hineingerufen. Jetzt kam es ihm zum erſtenmale zum Bewußtſein, daß er hier vor dem Malzeichen eines untergegangenen Geſchlechtes ſtand. Von welcher Sturmflut mochten ſie verſchlungen worden ſein? Wann war der Todesengel mit der klingenden Sichel durch ihre Reihen geſchritten? Als die letzten dieſes Geſchlechtes das trotzige Haupt zum Todesſchlafe neigten, da wähnten ſie auch, daß die Welt zu Ende gehe. — Allein es war nur *ihre* Welt, und eine neue erſtand über ihr, um wiederum zu altern. Daß doch die Steine Antwort geben könnten, aber ſie ſchwiegen und hüteten ihr Geheimnis treu.

— Was war das? Als Yves jetzt hart an dem drohenden Dolmen vorbeiging, drang wirklich eine Stimme heraus aus dem Gewölbe. Er fuhr erſchrocken zuſammen und ſchaute beklommen nach dem dämmernden Eingang. In dem dunklen Rahmen kniete ein Greis in der Mönchskutte, die Augen glühten aus dem abgezehrten Antlitz, abriſſene Sätze klangen von ſeinen Lippen, die hageren Arme reckte er zum Himmel empor.

Dieſe Züge kannte Yves. Es waren die des Wanderpredigers, der das erſte Wort vom Ende in die Gemeinde am Meer geſchleudert hatte. Noch ſah Yves im Geiſte jene Verſammlung von atemloſen Lauſchern, welken Greiſen, ängſtlichen Weibern, halb trotzigen, halb erregten Männern, die der Abt Corentin mit ſcharfem Auge beobachtete. In der Wüſte, ohne Zuhörer, kniete jetzt der Eiferer, der das heilige Land geſehen, und hielt Zwieſprache mit dem Himmel.

„Herr, ich rufe dich — was ſäumeſt du ſo lange?

„Zerreiße die Wolken wie ein Gewand, das vom Feuer verzehrt wird. Brich hervor, daß ſich die Stolzen verbergen und die Armen frohlocken.

„Herr, dein Knecht ruft, laß mich nicht zu Schanden werden. Gedenke an mich, wie du mich fandeſt im Staube der Wüſte, wo die Geier über mir kreiſten.

„Die Heiden ließen den kranken Sklaven liegen. Du aber nahmſt dich meiner Seele gnädig an.

„Du ſtärkteſt meine Glieder, du gabſt mir Kraft zum Wandern, der Tag mußte Finſternis um mich ſein, wenn die Ungläubigen nahten — ſo machteſt du mich frei.

„Aus dem Schatten des Todes heraus ſah ich von nun an alles menſchliche Weſen, und dem Tode ſchien es mir verfallen.

„Den Antichriſt ſah ich im heiligen Lande, Krieg, Peſtilenz und teure Zeit allüberall, wohin ich kam, und ein Seufzen der Kreatur nach Erlöſung! Rings auf dem

Weltrunde die Zeichen der Zeit und nur wenige da, um sie zu deuten.

„Da habe ich dein Nahen verkündigt, dieses Geschlecht habe ich zur Buße bereitet, ihren Weibern habe ich den Schmuck, ihren Männern das Schwert entrissen — Herr, nun löse dein Wort ein.

„Ich halte es dir vor aus deiner göttlichen Offenbarung, die das letzte Gericht verkündet. Gedenke daran, daß mich deine Stimme aus dem Tode rief, den Tod zu predigen.

„Deine Gerechtigkeit habe ich zum Pfande eingesetzt, löse sie nun ein, zerbrich diese Welt mit deinem Grimm, Herr, ich rufe dich! Komme nicht morgen, komme heute, jetzt, in dieser Stunde! Ich rufe dich — hörst du, Herr, ich rufe dich! Laß die Posaune dröhnen —."

Und die hagere Gestalt des Greises reckte sich hoch empor, sein loderndes Auge schaute weltfremd hinein in ein anderes Leben. Weit breitete er die Arme aus und wartete —.

Er schien Yves nicht zu gewahren, der mit hastigem Schritte seewärts eilte, hastig, um nicht zu spät zu kommen in dem Augenblicke, wo selbst der Kuß der Liebenden im Schrecken der nahenden Zukunft erstarrt. Sein erregtes Gemüt war diesem letzten Geschehnis nicht gewachsen gewesen. Zu viel hatten ihm die letzten Tage gebracht; den Tod der Mutter — die Enterbung durch die Kirche, und zu diesen Ereignissen trat noch der Aberglaube jener Tage. Das Gebet des Alten, ein Gebet innerer Verzweiflung, hatte seinen Sinn vollständig verdüstert, die Überzeugung des Tieferregten gestärkt. Jung, unerfahren, im Innersten fromm, wähnte er, die letzte Stunde sei gekommen, und er eilte nun angstvoll seinem letzten Erdenglück entgegen.

— An der zerklüfteten Küste von Plogoff saß Yvonne Sper-Gwenn. Sper-Gwenn — Weißdorn hatte man sie genannt, weil ihre Mutter sie auf einer Pilgerfahrt unter einer Weißdornhecke geboren hatte. Der Schiffer, dessen Leben die Wallfahrt erhalten sollte, war nicht heimgekehrt. Gott allein wußte, wo er im Grunde des Meeres lag, die neidischen Wellen hatten ihn nicht an die „Bucht der Abgeschiedenen" getrieben. Dennoch, ob sie auch dem Meere grollte, blieb die Witwe Gonidec an der Küste und leistete einer wohlhabenden Fischersfrau Magddienste. Den kleinen Yves hatte sie seinerzeit mit ihrem Töchterlein groß gezogen, doch wollte sie nicht auf den Hof seiner Mutter, ließ auch das heranwachsende Mägdlein nicht gern dorthin gehen. Yves grollte ihr fast darum, auch dann noch, als sie starb und Yvonne bei der grämlichen Fischersfrau bleiben mußte, denn auch seine Mutter wollte nichts von der Übersiedelung des Waisenkindes auf den Hof wissen. — Wie thöricht doch alle Menschen waren, sie wußten eben nicht, wie hold Yvonne Weißdorn war. Denn sie war anders als die Mädchen des Landes, es lebte in ihr etwas von dem Wesen des Meeres, dessen Wellenschlag in ihre ersten Träume geklungen hatte. Wild war sie und kühn und wieder scheu wie das Meer, das in der Ebbe sich von dem sehnsüchtig eroberten Strande zurückzog, und lieblich, o sehr lieblich.

Heute saß sie am Strande und arbeitete an einem alten Fischernetze. Ab und zu ließ sie die gebräunten Hände lässig in den Schoß sinken und sah träumerisch hinaus in das Weite. Es grollte in der Ferne, hinten am Horizonte ein Schäumen und Schaukeln, vor ihr ein langsames, aber stetes Näherrücken der grünlichen Wellen und über dem drohenden Vorgebirge des Raz Wolken über Wolken. Sie schaute in die Wogen, als suche sie drunten in der Flut etwas Geheimnisvolles, als müsse sie in der Tiefe die Zinnen der stolzen Stadt Ys erspähen, die vor Jahrhunderten hier untergegangen war. So mochte der Himmel gedroht haben, als die schöne, sündige Tochter des Bretonenkönigs Grallon den letzten Wirbeltanz mit dem roten, gespenstischen Tänzer begonnen. Yvonne schloß die Augen und sah, wie ihr der Teufel die Schlüssel zu den Schleußen der Stadt entriß — die Meerdrachen im Hafen heulten, die Wogen türmten sich, der greise König entfloh, jammernd irrte Dahut, die Königstochter, durch die Straßen der Stadt, ein Wehklagen erhob sich gewaltig, erschütternd gen Himmel: — Die Welt geht unter —! Doch nur Ys, die stolze, verging — und nun streckte Dahut aus der Tiefe die weißen Arme, um die jungen Fischer zu fangen, die sich des Sonnenglanzes freuten. — Yvonne schaute wieder in die Wellen und sang leise das alte Liedchen:

„Schau mir nicht über des Bootes Rand —
Dahut — sie winkt mit der weißen Hand —
Sie hat dich erkoren —, o weh!

Die Stadt in der Tiefe, die ist ihr Reich —
Sie küßt ihre Liebsten kalt und bleich —
Du bist verloren — o weh!

Und ich will dich haben für mich allein,
In die grüne Tiefe schau nicht hinein,
Liebster, mein Liebster, o weh!"

„Liebster, mein Liebster — o weh!" Sie wiederholte die letzten Worte. Da schrak sie zusammen. Der erste Blitz durchbrach die Wolken, und neben ihr stand im feurigen Scheine Yves, ihr Jugendgespiel.

Sie sah ihn an, als wundere sie sich nicht, ihn bei sich zu sehen.

„Dachtest du an mich, Yvonne?"

„Ich glaube nicht," gab sie zögernd zur Antwort. Sie forschte in seinen erregten Zügen.

„Ich habe dir etwas zu sagen, Mädchen." Yves hatte sich neben die Gespielin niedergelassen, er überhörte zunächst ihre Antwort. Sein Atem ging schwer, er suchte nach Worten. Plötzlich faßte er heftig ihre Hand.

„Yvonne, fürchtest du dich? Die Welt geht unter."

Das Mädchen sah ihn erstaunt, doch furchtlos an.

„Meinst du wirklich? — Yves — ich glaube doch, daß ich vorhin an dich dachte —."

„Warum sagst du das jetzt?"

„Weißt du's nicht, so sag' ich's nicht. Sprich, woher weißt du das von der Welt?"

Sie sah nachdenklich auf das bewegte, immer näher rollende Wasser.

„Meine Mutter ist gestorben — das weißt du doch?" — Leise streichelte sie seine Hand.

„Die Fischersfrau ließ mich nicht zu dir, Yves."

„Ich weiß schon —," seine Stimme klang gepreßt. „Nun sieh, meine Mutter hat all ihr Gut dem Kloster vermacht — weil die Welt untergeht und sie selig werden wollte. Ein heiliger Mann aus Jerusalem hat es gepredigt, der Abt Corentin hat es gepredigt, und wie ich über die Heide ging, hörte ich den frommen Pilgerbruder aus dem heiligen Lande davon reden und von heute sprach er. Ist dir's nicht auch so, als müßte jetzt etwas geschehen?"

Sie nickte stumm. Die Schwüle über dem Meere war immer drückender geworden, ein dumpfes, ununterbrochenes Rollen in den Wolken; bläuliches Licht flammte in Zwischenräumen über die verlassene Bucht.

„Und du kannst zu mir, Yves, um mir das zu sagen?"

„Ich meinte — du hast doch auch niemand und nichts mehr —."

„Du hast recht. Es ist beinahe schön so, — ich hätte nicht zu dir auf den Hof gedurft, jetzt dürfen wir bei einander sein."

„Aber um zu sterben, Yvonne! Fürchtest du dich denn gar nicht?"

„Ich weiß noch nicht, es gefällt mir bloß, daß du hier bist." — Sie schwieg ein Weilchen, dann — wie beschämt:

„Aber wenn wir jetzt vor den lieben Gott kommen, ich habe ja meinen alten Kittel an — und ich habe für die heilige Messe noch alles von der Mutter."

Die kindliche Frage gab dem verstörten Yves seine sonstige Überlegenheit wieder.

„O Yvonne, das sieht ja der liebe Gott gar nicht."

„Wenn du denkst. —"

Jetzt bespülte das Wasser den kleinen Felsenvorsprung, auf dem sie saßen. Noch waren es nur die ersten Vorstöße der Flut, aber hinter diesen Wellen erhoben sich gewaltige Wogenkämme und liefen schäumend, eroberungslustig an die Küste an.

„Komm," sagte Yves, und die beiden liefen eilig dem festen Lande zu. Sie eilten nach links, wo die Felsenwand des Raz die Bucht einfaßte. Dort lehnte sich an das Gestein, halb in einer Höhle, eine Hütte. Das Meer hatte sie noch nie erreicht, wenn auch der Wellenschaum bis über den steinigen Pfad gespritzt war. Die beiden, die jetzt sich hier zu verbergen suchten, hatten dort als Kinder „Schiffer und Frau" gespielt. Jetzt diente die Hütte nur ab und zu einem Wächter, der nach den bedrohten Schiffen ausspähte, an denen die rauhen Küstenbewohner Strandrecht zu üben gedachten. Heute stand die Hütte einsam.

Die beiden großen Kinder traten hinein, mit beklommenem Herzen, und doch im Leichtsinn der Jugend froh, daß sie in der höchsten Stunde bei einander waren. Schon

schlugen die ersten schweren Tropfen auf das Vordach der Felsenhütte, und ein dumpfes Heulen entstieg dem Abgrunde des Meeres. Die Wogen hatten die Klippen von Plogoff überspült und stimmten ihr Triumphlied an. Yves hatte einen Haufen Seegras aus dem Hintergrunde der Höhle zusammengerafft und ihn an dem Eingange aufgeschüttet. Seinen groben Mantel legte er darüber, und nun saßen die beiden Waisen beisammen und faßten sich bei den Händen.

„So sehen wir gerade in den Himmel hinein!" sagte Yves. — „Wird dir jetzt bange, Yvonne?" „Bloß ein wenig — o sieh!" In dem Augenblicke teilte sich das Dunkel, ein Flammenmeer wogte am Himmel, und sein Wiederspiel zuckte in der schäumenden See, wo die Klippen von Plogoff in ihrem roten, unterirdischen Höllenlicht strahlten. Der Donner rollte über das Weite und brach sich in vielfältigem Echo an dem Vorgebirge.

Die Kinder von Armor waren Gewitterstürme gewohnt, aber der Aberglaube ihrer Zeit verwirrte den beiden die Sinne, und schauernd schlossen sie sich enger zusammen. Blitz auf Blitz, der niederfuhr, schien ihnen das Ungeheure vorzubereiten, vor dem ihnen graufte und dem sie doch mit kindlicher Neugier entgegenschauten.

„Yves," sagte das Mädchen, während die Elemente eine Weile ruhten, „wir müssen doch auch unsere Sünden bekennen. — Fällt dir alles ein?"

„Ich war vor meiner Mutter Begräbnis zur Beichte, aber jetzt kommt noch manches dazu, — daß ich dem Abte Corentin meinen Hof nicht gönnte —."

„Ob das schlimm ist?" fragte sie.

„Ich weiß nicht, ich denke nur, der liebe Gott gäbe seinen Himmel auch nicht gleich her."

Sein kühner Beweisgrund machte ihn ordentlich verwirrt. Er lenkte ab.

„Weißt du auch alles genau?"

„Manches habe ich gewiß vergessen," sagte sie ehrlich. „Aber ich habe stets die Kuh ordentlich gemolken, die Kinder der Bäuerin habe ich bloß einmal geschlagen, da hatten sie meine Perlenschnur zerrissen — die gelbe von Glas."

„Die hatteſt du von mir."

„Ja. Das Schlimmste wird wohl sein, daß ich die Bäuerin nicht leiden konnte."

„Warum denn nicht?"

Yvonne schwieg ein Weilchen, dann sah sie ihn nachdenklich an. „Schließlich wirst du es doch bald wissen. — Ich konnte sie nicht leiden, weil sie mich nicht zu dir und deiner Mutter auf den Hof ließ."

„Wolltest du gern hin?"

Sie nickte. — „Einmal hat sie mir die Schuhe versteckt, als sie meine Absicht merkte. Barfuß wollte ich nicht hingehen, das schickte sich doch nicht. Da habe ich hier am Meere gesessen und mich gefragt, warum sie mich nicht ließ. Ich kam auf so dumme Gedanken — und konnte doch keinen richtigen Grund finden — weißt du einen?"

Sie hatte seine Hand gefaßt und sah ihn ängstlich an. Wieder blitzte es über das ganze Himmelsrund, und in dem Scheine leuchteten ihre Gesichter wunderbar auf. Sie sahen sich, als sähen sie sich zum erstenmal in einem andern Licht —, und als das Licht wieder erlosch, da lehnten sie zitternd, mit heißen Wangen aneinander.

„Du hast mich lieb, Yvonne?"

„Ja."

Sie hatten es sich nie gesagt, nun war es ihnen, als hätten sie eine unendlich große Entdeckung gemacht.

„Aber das ist doch nur gut?" fragte sie wieder, und er nickte lächelnd und schweigend mit dem Kopf und dachte nach, während draußen der Aufruhr tobte. Ein einziger, fast verzärtelter Sohn, war er bis jetzt von der Mutter sorglich gehütet worden. Das Rätsel des Lebens, das rings um ihn in jedem Menschenpaare sich immer wiederholte, hatte ihn noch nie gequält; jetzt, wo sein Leben, noch kaum begonnen, sich schon dem Ende zuneigte, dämmerte in ihm eine Erkenntnis auf, die ihn beglückte und quälte.

Auch Yvonne schien nachzudenken.

„Wenn zwei sich lieb haben, so gehen sie in die Kirche und werden Mann und Frau. — Nicht wahr? — Und wir, wir müssen sterben. — Es ist schade."

Ein Windstoß fuhr durch den Bretterverschlag und pfiff schneidend über ihre Köpfe hinweg. Yvonne kauerte sich zusammen.

„Du bist wohl recht müde," sagte er.

„Ja, ich möchte sehen, ob ich schlafen kann. Willst du mich wecken, wenn ein Engel kommt, um uns zu rufen oder —" sie konnte in ihrer Müdigkeit nicht vollenden, ihr Haupt sank lässig auf seine Kniee, und mitten im Sturme schlief sie ein. Er aber wachte und schaute mit brennenden Augen hinaus in den Aufruhr der Welt. Draußen der Sturm, in dem seine alte Welt zu Grunde gehen sollte, in seiner Seele der Sturm, in dem eine neue Welt erstand. Mit jedem neuen Anprall der wütenden Brandung meinte er das Ende gekommen; schon krachte es in dem Gebälk der Schutzhütte, und das zackige Vorgebirge selber schien zu beben. Er hörte in seiner Erregung klagende Rufe, die Chöre gebannter Geister, die auf Erlösung harrten. Aus dem Wellenschaum schienen die Ertrunkenen in gespenstischem Chor zu steigen, und es graute ihm bei dem Gedanken, daß er und sie, die neben ihm leise atmete, mit der Farbe des Lebens auf den Wangen sich zu den Leichengesichtern gesellen sollten. Auch diese Frage quälte ihn: sollten sie lebend den großen Gerichtstag schauen oder mußten sie, wenn auch für noch so kurze Zeit, durch das Thal der Todesschatten gehen? Frist auf Frist verging, — doch die Drommete des Zornes dröhnte nicht, kein Richtschwert flammte am Himmel auf. Da fing er an zu grübeln und zu rechten. — War denn schon alles auf Erden durchlebt worden, was des Menschen Brust erfüllen kann in Leid und Lust? War der Glückstraum, der leise in ihm erblühte, etwas so Alltägliches, daß er nicht mehr Raum zu finden brauchte, nicht wert war, gelebt zu werden? Und ihm schien er doch so neu, wie die Liebe der ersten Menschen im Garten Eden. Kraftvoll war sein Arm, der jetzt die Geliebte der Jugend schützte, selbst der Kampf in der Natur schreckte ihn nicht: indem er ihm die Stirne bot, fühlte er, daß er lebe, und seine Todessehnsucht sprang plötzlich in das Gegenteil über, — nicht sterben, leben wollte er! Ob arm, ob verachtet, wie es auch sei: wenn nur diese Wolkennacht sich teilte, wenn diese Welt nur noch nicht unterging, bis er ihr Schönstes durchlebt! — O Welt, bleibe noch stehen — o Herrgott im Himmel, laß mich noch Mensch sein — wir möchten leben!

Seine Augen wurden ihm schwer, er fröstelte, er konnte nicht länger der Erschlaffung widerstehen, die seiner übergroßen Spannung folgte. Langsam schlossen sich seine Lider, sein Haupt neigte sich auf die Stirn der Schläferin an seiner Seite — so schlief er ein, seine große Bitte im jungen Herzen!

* * *

Silbergraue Schleier wogten über dem Meere. In dem Schlage der Wellen zitterte noch die Erregung der letzten Stunden nach. Nun färbten die Wolkenstreifen sich rosenrot, und plötzlich leuchtete ein goldener Sonnenstrahl über der meergrünen Tiefe, es war Morgen geworden. In der Schutzhütte schlug Yves die Augen auf: Himmel und Erde über und unter ihm, wie ehedem; der Frost der Nacht in seinen Gliedern, die herbe Luft der Morgenfrühe um seine nassen Locken. Und eine tiefe, gewaltige Freude durchzuckte sein Herz: ja, noch lebte er, und auch sie, die neben ihm schlummerte. Zitternd fuhr er mit der kalten Hand über ihre Wangen.

„Yvonne."

Sie fuhr empor.

„Ich bin gleich bereit," sagte sie halb schlaftrunken. „Hat der Engel gerufen?"

„Sieh dich nur um —," sie sollte selbst die Entdeckung machen. Ihr Auge sah zunächst nur nach oben, tief in den blauen Himmel hinein, der von Sonnenlicht durchstrahlt jetzt über ihr sich aufthat.

„O so schön," flüsterte sie — und senkte die Augen und sah, was er gesehen.

Sie erschrak leise, und um sich zu überzeugen, berührte sie seine Haare, seine Stirn, ihre eignen Hände.

Fast ängstlich klang ihre Stimme.

„Yves, ist denn das möglich? Sind wir nicht im Paradiese? Die Sonne scheint doch viel schöner."

Er faßte ihre Hände: „Wir sind im Paradiese, und doch leben wir noch — scheint dir das ein Unglück?"

„Nein," sagte sie zögernd und errötend. „Aber du sagtest doch so gewiß —."

„Laß das sein — wenn ich an alles zurückdenke, sehe ich so viel Häßliches, was ich vergessen möchte" — seine Stirn furchte sich — „und vergessen muß, wenn ich unter die Menschen will. — Aber jetzt will ich

nur daran denken, daß wir bei einander sind, du und ich."

Sie sahen sich stumm in die Augen, ihre Wangen wurden heiß.

„Weißt du, Yvonne," begann er stockend, „als ich meinte, die Welt ginge unter, da habe ich fast dem lieben Gott gegrollt."

„Warum?"

„Weil mein Leben gerade schön werden wollte, trotz allem, was vorher geschehen, — und nun —."

„Nun?"

„Wir wissen ja nicht, wann der Herr die Weissagung dieser Tage erfüllt — aber bis dahin — bleib bei mir, Yvonne. — Willst du mich?"

„Ja, ich will!"

Sie zitterte und schwankte, da hielt er sie auf und berührte zum erstenmal ihre reinen Lippen, und sie knieten und falteten die Hände in ihrer unschuldigen Freude, dann schritten sie wieder hinab in die alte Welt, die mit all ihren Mängeln noch bestand wie vor alters.

So sind sie denn hinabgegangen unter die Menschen und haben die Erinnerung an jene Nacht des Schreckens und der Seligkeit als verschwiegenes Kleinod in ihren Herzen bewahrt.

Die Angst, die bei jedem Ungewitter damals sich der Seelen bemeisterte, hatte hier und dort die Bewohner der Bucht zum Gebete vereint, doch nachdem der Schrecken wieder vorübergegangen, hatten sie ruhig ihr Tagewerk wieder begonnen. Einem einzigen war das Ende seiner Welt geworden — dem wahnerfüllten Propheten der Heide. Am Eingange des Dolmen fanden sie ihn, vom Blitz erschlagen, — sein Gebet hatte sich an ihm erfüllt.

Yves kehrte nicht in seinen Hof als Klosternovize zurück. Es geschah, wie Yvonne in jener wunderbaren Stunde des Erkennens gesagt: sie gingen in die Kirche und wurden Mann und Frau.

In Dürftigkeit, in viel Arbeit und Mühe errangen sie sich ihr Erdenglück, doch wenn sie allein waren und sich in die Augen sahen, so leuchtete immer wieder jener Strahl der ersten Liebe auf, die sie über den Klippen von Plogoff erkannt. — Und sie warteten nicht mehr ängstlich auf das Weltende. Wohl schien es Yves einmal, als bräche seine Welt zusammen, da kämpfte sein Weib um ein junges Leben, indem sich ihr eignes erneute, aber ihr Auge öffnete sich wieder nach bangem Harren, und die Sonne schien wieder über dem Meere des Lebens.

Doch endlich kam ein Tag, da lag er selbst als Greis auf dem letzten Pfühle, und er fühlte, wie mit den schwindenden Kräften alles Irdische um ihn versank. Wie damals aber rang sich aus seinen vergehenden Sinnen die Bitte: „Laß mich leben, o Herr!" Seine brechenden Augen schauten in die seiner Yvonne, nun mit Recht Yvonne Weißdorn im schneeigen Haar, und was er in ihren Augen las, mußte eine Verheißung enthalten — denn selig schloß er die Augen, — noch ging die Welt nicht unter.

Die drei Reiter.

Von

Börries von Münchhausen.

Drei Reiter reiten zum Hofthor heraus,
Sie lagen zu dritt in des Bauern Haus.
Da mässigt der eine des Pferdes Schritt:
„Halt! Sah ich ain Kraiz von Silber do drinnen,
Ich dreh noch mal um und nehm' es mit!"
Der zweite lachte: „Was für ain Beginnen?!
Mainst du, ich vergässe maine Portion?
Hab's schon!"
Der dritte ist stillvergnügt weitergetrabt,
Er fasste bedächtig den Mantelsack an
Und korrigierte den anderen Mann:
„Hoft du gehabt!"

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wie der „Gothaische Hofkalender“ entsteht.

Von

August Niemann.

(Abdruck verboten.)

Der Gothaische Hofkalender ist wohl mehr als irgend ein anderes Buch das Spiegelbild der außerordentlichen Entwicklung aller irdischen Dinge im Laufe des letzten Jahrhunderts. Wer alle Jahrgänge zur Hand hat, von den kleinen, zierlichen Bänden an, die im vorigen Säkulum „zum Nutzen und Vergnügen“ des Publikums erschienen, bis zu den gewichtigen, über 1200 Seiten zählenden Ausgaben, die jetzt alljährlich vor Weihnachten in den Fenstern der Buchläden erscheinen, der kann, wenn er historischen Sinn hat, lesen, studieren und mancher Betrachtung über den Wandel der Dinge und die staunenswerte Entfaltung menschlicher Kräfte und staatlicher Ordnungen sich erfreuen.

Übrigens gibt es keinen Menschen, der sich rühmen könnte, alle Ausgaben zu besitzen. Nachzuweisen sind bis jetzt 136 Jahrgänge, die sich jedoch auch in keiner Bibliothek, selbst nicht in der Bibliothek des Geographischen Instituts von Justus Perthes, wo der Hofkalender erscheint, vollständig gesammelt vorfinden. Vor diesen 136 Jahrgängen sind aber auch schon jährliche Ausgaben erschienen, die zwanzig, dreißig Jahre weiter zurückreichen. Von diesen gibt es nur vereinzelte Exemplare, sie gleichen den schwer aufzufindenden Faserwurzeln eines Baumes, denn wie der Baum aus Wurzeln, so ist der jetzige Hofkalender unter unaufhörlicher endloser Zuführung neuer Säfte, d. h. neuer Quellen, aus verborgenem Anfang emporgewachsen.

Sehr gefährdet war das Buch zur Zeit Napoleons I. Obwohl es sich damals hauptsächlich durch reizende Modekupfer und Genrebilder von Chodowiecki Hand auszeichnete, also ungemein harmlos aussah, mischte es sich doch insofern in die Händel der Großen, als es nicht nur die Genealogie der regierenden Häuser, sondern auch eine Geschichtschronik brachte. Die politischen Ereignisse waren aber so brutal und überstürzten sich derartig, daß der Hofkalender zuweilen nicht recht folgen konnte oder machte, so daß im genealogischen Teil wohl solche Fürstenhäuser aufgeführt standen, die bereits ihrer Souveränität beraubt waren oder neue Titel erhalten hatten, und so entschlaß sich Napoleon, der das Buch mit demselben Interesse las, wie heutzutage alle Fürsten es lesen, einen Jahrgang zu konfiszieren und der Redaktion bestimmte Weisungen für die Zukunft zu geben. Die Weltgeschichte sollte so berichtet werden, wie der große Eroberer sie als geschehen betrachtete. Das Ansehen des Werkchens hat darunter nicht gelitten, ist im Gegenteil gewachsen. Es galt von jeher als zuverlässige Quelle auf den Gebieten der fürstlichen Genealogien, der Zeitgeschichte aller Staaten, der kirchlichen und weltlichen Hierarchien, der Statistik von Heeren, Flotten, Finanzen, Handel und Verkehr, und diese Geltung besitzt es heute noch und zwar in einem viel weiteren Kreise als früher, weil die Kenntnis seines Bestehens und seines Inhalts sich natürlich in den anderthalb Jahrhunderten seines Daseins immer mehr verbreitet hat. Es liegt nicht nur auf dem Schreibtisch der Fürsten, der Minister, der Gesandten, Konsuln und großen Kaufleute der ganzen zivilisierten Welt, sondern ist auch in manchen halbbarbarischen und barbarischen Ländern das einzige Buch, das der Sultan oder Häuptling außer seinem Koran besitzt. Und zwar ist im Auslande die französische Ausgabe des Hofkalenders, der rot eingebundene Almanach de Gotha weit mehr verbreitet als die deutsche Ausgabe, der eigentliche Gothaische Hofkalender, der auch genealogisches Taschenbuch genannt wird. Natürlicherweise bringt die Ehre, die dem Buche damit erwiesen wird, daß die hohen Herren es lesen und für wichtig halten, eine große Verantwortung und große Mühe und

Sorge für die Redaktion mit sich. Die Schwäche der menschlichen Natur hat zur Folge, daß wir persönliche Angaben über uns und unsere Familie sehr ernst nehmen. Eine irrtümliche Mitteilung über die Größe unseres Hauses, Gartens oder Gutes berichtigen wir nach mit verhältnismäßiger Gelassenheit, wer aber unsere Namen falsch schreibt oder gar über uns und unsere Familie unrichtige Angaben drucken läßt, der erregt unseren Ärger und Zorn. Ein Fürst, der im Hofkalender eine Nebenlinie seines Hauses als successionsberechtigt aufgeführt findet, während er der Ansicht ist, sie sei nicht berechtigt zur Thronfolge, der vermerkt das gemeiniglich sehr übel. Da aber nicht alle Verhältnisse in allen Fürstenhäusern vollkommen klar und unbestritten sind, gibt es verschiedene Ansichten über manche Punkte, und die Redaktion des „Gotha“ hat auch bei dem ehrlichsten und eifrigsten Bestreben, nur Wahres und Richtiges zu bringen, manchen Kampf zu bestehen.

Um hierbei möglichst sicher zu gehen, schickt die Redaktion in jedem Frühjahr an jeden Chef eines fürstlichen Hauses auch an jeden Chef einer besonderen Linie den gedruckten Artikel des letzten Jahrgangs, sein Haus und seine Familie betreffend, und bittet um Berichtigung und Ergänzung für den neuen Jahrgang. Kaisern und Königen und anderen hohen Personen, die zu vornehm für eine direkte Zusendung sind, wird der Artikel durch das Hausministerium oder den Kabinettschef unterbreitet. Trotzdem sind Schwierigkeiten und Konflikte nicht zu vermeiden, wie durch die Vorrede des Jahrgangs 1899 bewiesen wird, worin die Redaktion schreibt, daß auch in diesem Jahre (1898), wie schon oft, mannigfache Versuche — zum Teil unter Drohungen — gemacht worden seien, die Redaktion von ihren altbewährten Grundsätzen abzubringen und den Hofkalender Sonderbestrebungen dienstbar zu machen.

Unter diesen altbewährten Grundsätzen ist wohl der vornehmste der, daß die Redaktion stets bemüht sein muß, die Wahrheit zu sagen, nämlich wirklich geschehene Dinge und bestehende Verhältnisse nicht zu verschweigen, auch nicht zu verhüllen, und andererseits keine Angaben zu machen, die mehr dem Wunsche der Beteiligten als der Wirklichkeit entsprechen. Es kann nämlich nicht ausbleiben, daß bei einem solchen Werke, das sich des Ansehens der Authenticität erfreut, oft Beeinflussung versucht wird, nicht allein im genealogischen, sondern auch im politischen Teile. Staaten, die gern selbständig sein möchten, während sie noch in Abhängigkeit von einem anderen Staate sind, sprechen Wünsche aus, die dahin zielen, ihre politische Stellung und Verfassung anders erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit sind. Das geschah unter anderem mehrfach zu der Zeit, als die Vasallen- und Tributärstaaten der Hohen Pforte nach Unabhängigkeit trachteten. Ähnliche Bestrebungen machen sich wohl geltend, wenn irgend ein Staat von schwachem Kredit eine neue Anleihe plant und deshalb einen günstigen Eindruck in der Welt, die den Hofkalender studiert, hervorrufen möchte. In solchen Fällen, wie auch gegenüber den Wünschen hochgestellter Personen, die den genealogischen Teil beeinflussen möchten, muß die Redaktion, wenn das Ansehen des Werkes hochgehalten werden soll, ihre Unabhängigkeit bewahren. In der Genealogie gibt es bestimmte Grundlagen und Grundregeln, die dem Staatsrecht, Fürstenrecht und den Hausgesetzen hoher Häuser entnommen sind. Der Hofkalender hat seit seinem Bestehen diese Grundregeln und nicht persönliche Wünsche zur Richtschnur genommen. Der historischen Entwickelung entsprechend, hat die Redaktion den genealogischen Teil des Werkes, der mehr als ein Drittel des Ganzen ausmacht, in drei Teile geteilt. Im ersten Teil werden die Genealogien der europäischen Regenten nebst allen zur Nachfolge berechtigten Zweigen ihrer Häuser und auch der seit Anfang des XIX. Jahrhunderts entthronten europäischen Fürsten aufgeführt. Die zweite Abteilung enthält die Genealogie der deutschen Standesherren, nämlich der deutschen, vormals reichsständischen, jetzt standesherrlich untergeordneten fürstlichen und gräflichen Häuser, denen das Recht der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Fürstenhäusern zusteht. Die dritte Abteilung endlich enthält die Genealogien anderer, nicht souveräner europäischer, namentlich deutscher, österreichischer, belgischer, französischer, spanischer, englischer, italienischer und russischer Fürstenhäuser.

So ganz einfach und ohne Kampf ist diese Einteilung nicht durchzuführen gewesen. Besonders war es nicht ganz leicht, diejenigen Linien der souveränen Häuser, die nicht successionsfähig sind, in die dritte Abteilung zu bringen. Als z. B. die fürstliche Familie Battenberg aus der ersten in die dritte Abteilung versetzt wurde, war die Königin von England sehr unzufrieden und ließ nicht allein durch ihren deutschen Sekretär ihr Mißfallen über den neuen Platz ausdrücken, den ihre Tochter, Prinzessin Beatrice, erhalten hatte, sondern schickte auch noch einen besonderen Abgesandten an die Redaktion, der die Rückversetzung der fürstlichen Familie Battenberg in die erste Abteilung verlangte. Ebenfalls gab es scharfe Auseinandersetzungen mit mehreren deutschen Regierungen, die über die Successionsfähigkeit bestimmter Linien anderer Ansicht waren als die Redaktion. Daß die Fürsten unter sich auch verschiedener Ansicht über Successionsfähigkeit, Ebenbürtigkeit und Titel sein können, ist ja bekannt. Hinsichtlich der Titel herrscht oft eine Art von Rivalität, so daß ein Familienchef, der die jüngeren Familienmitglieder und damit das ganze Fürstenhaus vornehm zu machen anfängt, indem er dem Streben nach höheren Titulaturen nachgibt, die Eifersucht anderer Fürstenhäuser erregt. Im allgemeinen geht ja der Drang auch in dieser Hinsicht nach oben. Im Verlauf der Zeiten werden aus den edlen Herren Durchlauchten, aus den Durchlauchten werden Hoheiten und so weiter, ähnlich wie ja auch in der bürgerlichen Gesellschaft das Fräulein und die Frau gnädig geworden sind und der Wohlgeborene immer mehr nach dem Hochwohlgeboren drängt.

Die meisten Schwierigkeiten in der Genealogie entstehen der Redaktion jedoch aus den unebenbürtigen Heiraten, sowie den Scheidungen und Wiedervermählungen. Hier stehen oft Hausgesetz und Landesgesetz, sowie die Landesgesetze verschiedener Staaten und die konfessionellen Be-

stimmungen miteinander in Konflikt. Klassisch war in dieser Beziehung der Fall der Gräfin Valentine von Riquet Caraman Chimay. Die Gräfin vermählte sich nach belgischem Gesetz und katholischem Ritus mit dem französischen Prince Paul de Bauffremont. Sie wollte sich scheiden lassen, und da das in Frankreich und Belgien nicht möglich war, wandte sie sich an einen deutschen Landesfürsten und wurde nach protestantischem Ritus geschieden. Alsdann heiratete sie nach griechisch-katholischem Ritus den Fürsten Georg Bibesco. Nun behauptet aber der General Fürst Bauffremont, die Gräfin Valentine wäre gesetzmäßig seine Frau geblieben, und er sowohl wie der Fürst Bibesco verlangten ein jeder von der Redaktion des „Gotha" die Anerkennung und Eintragung ihrer Gemahlin.

Die Redaktion kann in solchem Falle nur einfach die Thatsache registrieren, und das thut sie auch in solchen Fällen, wo z. B. ein Familienchef schreibt, demnächst würde die Nachricht von der Vermählung seines zweiten Sohnes mit der Tänzerin C. eingehen; diese Vermählung sei ungültig, da sie dem Hausgesetz zuwiderlaufe, und im Hofkalender dürfe keine Notiz davon genommen werden. Wenn dann der junge Prinz anzeigt, er hätte sich vermählt, so läßt sich die Redaktion den Trauschein schicken und trägt auf Grund dieses Dokuments die Vermählung ein, ohne sich um den Protest des Familienchefs zu kümmern.

Um sicher zu gehen, verläßt sich die Redaktion hinsichtlich der Genealogie nicht allein auf die Angaben der Familienchefs und der Familienglieder selber, obwohl diese die erste und vornehmste Quelle bilden, sondern sie hat auch Korrespondenten, Liebhaber und Kenner der Genealogie und Heraldik, sowie Fachzeitschriften, die Nachrichten bringen. Bei zweifelhaften Punkten sucht persönlicher Schriftwechsel eine sichere Kontrolle herbeizuführen. Dieser Schriftwechsel ist nicht unbedeutend, besonders die Feststellung von Tagen, Monaten und Jahren ist oft nicht leicht, und auf diesem Gebiete bereiten namentlich die Daten dem gewissenhaften Forscher Schwierigkeiten, indem sie hinsichtlich ihres Geburtstages oder Vermählungstages vergeßlich und zerstreut sind. Ganz besonders scharfer Kontrolle bedarf es bei der Aufnahme neuer Familien. In die erste und zweite Abteilung können neue Familien nicht aufgenommen werden. Diese Abteilungen stehen fest. Aber in die dritte Abteilung wünscht die Redaktion der Erweiterung und Vervollständigung wegen neue Familien aufzunehmen, und andererseits wünschen viele Familien darin aufgenommen zu werden. Soweit es nun das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und England betrifft, bietet die Aufnahme keine Schwierigkeiten. In diesen Staaten ist die Neuernennung eines Fürsten ein leicht und sicher wahrzunehmender Akt, während die älteren Fürstenhäuser allgemein bekannt und großenteils von historischer Bedeutung sind. Anders aber ist es in den anderen Ländern, und hauptsächlich italienische und russische Fürstenhäuser nimmt die Redaktion mit großer Vorsicht auf. Es gibt im Auslande viele Fürstenhäuser von alter, höchst vornehmer Abstammung, die ihre Tradition nicht rein bewahrt haben. Diese aufzufinden und ihren Stammbaum daraufhin zu prüfen, ob sie auch jetzt noch würdige Figur im Hofkalender machen, ist nicht leicht. Dann gibt es Abkömmlinge uralter berühmter Fürstenhäuser, die sich darauf besinnen, daß sie wohl im Hofkalender aufgeführt werden müßten, die aber unter ihren Vorfahren ganz heruntergekommene Persönlichkeiten und in ihrem Stammbaum bedenkliche Lücken haben, während sie selber ihren Anspruch auch nur auf den ererbten Namen, nicht mehr auf große Stellung stützen können. Endlich gibt es auch Leute, die aus erheirateten Titeln, zweifelhaften Verwandtschaften und erdichteten Ahnen mit Hilfe neu fabrizierter Wappen und Diplome ein künstliches Gebäude errichten, das sie mit erworbenem Reichtum stützen und nun im Hofkalender zu gesellschaftlicher Anerkennung bringen möchten. Höchst elegante Herren treffen öfters aus Paris ein, treten zuversichtlich in die Redaktionsräume, deren Luft sie mit den modernsten Odeurs erfüllen, überreichen Visitenkarten mit Herzogs- und Fürstenkronen und legen prachtvoll gebundene Schriftstücke vor, die sehr sorgfältig geprüft werden müssen. Von solchen Schriftstücken, über deren Wert oft jahrelange Forschung nicht entscheiden kann, liegen die Regale der Redaktion voll. Doch nicht nur solche Leute kommen persönlich mit ihren Anliegen. Auch andere Herren von zweifelloser Durchlauchtigkeit sind nicht selten so besorgt um die genaue Befolgung ihrer Wünsche, daß sie in Person erscheinen und der Redaktion Sorgfalt empfehlen.

So erinnere ich mich aus der Zeit, wo ich die Redaktion des „Gotha" leitete, eines Vorfalls, der ein Beispiel dafür bietet, welchen Wert die Aristokratie auf die Angaben dieses Werkes legt. Der Graf von Béarn, Militärattaché der französischen Botschaft in Berlin, kam zu mir und legte mir herrliche Bände, in Purpur und Gold, vor, die die Geschichte seines Hauses und gewisse Dokumente enthielten, woraus hervorgehen sollte, daß der vom Hause Talleyrand-Périgord geführte Titel Prince de Chalais nicht diesem Hause, sondern dem herzoglichen Hause Béarn zustehe, das ihn vor Jahrhunderten, ja schon früher geführt habe, als Heinrich IV. aus dem Hause Béarn König von Frankreich geworden sei. Der Fall war durch Vererbungen in der weiblichen Linie verwickelt geworden, und ich schrieb zur ferneren Aufklärung an den Herzog von Sagan, Chef des Hauses Talleyrand. Die Antwort des Herzogs bewog mich, bei meinem nächsten Aufenthalt in Berlin, wo ich genealogische Nachforschungen im Archive des Ministeriums des Königlichen Hauses anzustellen hatte, persönlich zu ihm zu gehen. In seinem Palais an der Ecke des Pariser Platzes empfingen mich zwei sechsfüßige Lakaien mit einer gewissen Herablassung, und der eine von ihnen trug gemessenen Schrittes meine Visitenkarte hinein, während ich auf dem Vorplatz wartete. Diese Lakaien schienen vom Gothaischen Hofkalender noch keine genügende Kenntnis zu besitzen. Aber einige Minuten nachher hörte ich es lebendig in den Zimmern werden, der Lakai kam im Sturmschritt zurück, und hinter ihm erschien ein kleiner eisgrauer

Herr, in ein Damenplaid gehüllt. Es war der Herzog selbst, der damals über siebzig Jahre zählte und den ich anscheinend bei der Toilette gestört hatte. Es war halb zwölf Uhr vormittags. Er kam bis auf den Vorplatz heraus, faßte mich am Arm, scheuchte den ihm folgenden Kammerdiener zurück und leitete mich mit beiden Händen durch mehrere Säle hindurch, indem er mich schützend ermahnte, mich nicht an den gepolsterten Lehnsesseln zu stoßen. Endlich in einem kleinen Gemach, das mit herrlichen Aquarellen und Pastellen geschmückt war, drückte er mich in einen kleinen blauen Diwan, setzte sich mir gegenüber, zog sein Plaid eng um sich zusammen und beschwor mich, ihm nicht den ältesten und vornehmsten Titel zu nehmem, der sich in seiner Familie fände. Er erzählte mir beinahe zwei Stunden von den Talleyrands und den Bécrus und führte mich dann wieder bis zur Treppe, schützend, als wäre ich ein zerbrechliches Gefäß, dessen kostbarer Inhalt verschüttet werden könnte. Und so kam ich mir wirklich vor, nachdem ich all diese intime Kenntnis in mich aufgenommen hatte. — Der alte Herzog ist jetzt tot, der Titel Prince de Chalais ist, seitdem ich nicht mehr Redakteur bin, verloren gegangen, wie es scheint. Ich weiß wenigstens nicht, wo er geblieben ist.

Dies intime und persönliche Verhältnis der hohen Herrschaften zu dem „Gotha" hat auch zur Folge, daß es nicht leicht möglich ist, ein anderes Werk derselben Art ins Leben zu rufen. Das ist wohl versucht worden, aber immer nur auf kurze Zeit und sehr unvollkommen geglückt. Wenn ein Unbekannter sich an die hohen Herrschaften wendet und sie um Nachrichten über ihre Familien bittet, so bekommt er entweder gar keine Antwort oder wird auf den Hofkalender verwiesen, wo ja alles drinstände. In den siebziger Jahren wurde in Paris ein energischer Versuch gemacht, das französische Publikum von dem in Deutschland erscheinenden Werke abwendig zu machen und den Almanach de Gotha durch einen Almanach de Paris zu ersetzen. Das neue Werk hatte dasselbe Format, dieselbe Dicke, denselben Einband, nämlich Rot mit Gold, wie die französische Ausgabe des Hofkalenders. Die Redaktion des Almanach de Paris fing damit an, daß sie den ersten Jahrgang genau vom Almanach de Gotha abschrieb. Es war ein richtiger Nachdruck, und das war wohl auch nicht anders möglich, denn woher hätte die Redaktion sich wohl das notwendige Material beschaffen wollen, wenn nicht aus dem „Gotha"? Der Käufer dieses Almanach de Paris kaufte einfach einen „Gotha", der schon alt geworden war. Den zweiten Jahrgang hat die Pariser Redaktion ähnlich so herzustellen versucht, wie die Gothaer Redaktion es thut, indem sie nämlich die Artikel des vorigen Jahrgangs zur Korrektur und Erneuerung versendet. Aber das Resultat war so dürftig, daß wiederum der Hauptsache nach auf den „Gotha" gegriffen werden mußte. Fünf Jahre lang erschien der Almanach de Paris, jedesmal ein veralteter Almanach de Gotha, und dann gaben die Leute es auf. Eine englische Ausgabe des Hofkalenders gibt es nicht, sondern außer der deutschen nur noch die französische, und diese hat eine viel größere Auflage als die deutsche.

Weniger aufregend, aber noch mühsamer als die Redaktionsarbeit des genealogischen Teils ist die am politischen Teil des Hofkalenders, der etwa 800 Seiten umfaßt. Er hat den Titel „Diplomatisch-statistisches Jahrbuch" und enthält ein Verzeichnis der obersten Civil- und Militärbehörden der wichtigsten Staaten der Welt einschließlich der diplomatischen und konsularischen Beamten, sowie statistische Nachrichten über alle Länder.

An der Spitze des Artikels, der einem bestimmten Lande, z. B. dem Deutschen Reiche, gewidmet ist, findet sich eine Übersicht über die Verfassung und werden die Reichs- bezw. Landesfarben, Kriegsflagge, Handelsflagge, Wappen ꝛc. beschrieben. Alsdann werden die verschiedenen Ministerien, Reichsämter ꝛc. mit ihren Beamten, das Parlament unter Angabe der Stärke der verschiedenen Parteien, Generale, Admirale ꝛc., Kolonialbeamte und endlich die Botschafter, Gesandtschaften und Konsuln der fremden Mächte aufgeführt. Hieran schließt sich eine Statistik des Flächeninhalts und der Bevölkerung, der Religionsbekenntnisse, Ergebnisse der Berufszählung, Auswanderung, Bewegung der Bevölkerung, des Budgets, des Handels, des Seeverkehrs, des Eisenbahn- und Postverkehrs, der Armee und Flotte und der Kolonien.

Um hier zuverlässige Angaben zu bringen, verfolgt die Redaktion denselben Weg wie beim genealogischen Teil. Sie schickt nämlich die im letzten Jahre gedruckten Artikel zur Korrektur an die Behörden. Das ist jedoch nicht so einfach wie in der Genealogie, sondern es müssen, da die eine Behörde nicht über die andere Auskunft geben kann, verschiedene Abschnitte an verschiedene Adressen gehen. In der Regel wird jedes einzelne Ministerium um die zu seinem Ressort gehörigen Auskünfte angegangen, und hinsichtlich der Vertreter des Auslandes wird an alle Botschaften und Gesandtschaften geschrieben. Das hundertjährige Ansehen des Hofkalenders und die Tradition bringen es mit sich, daß, mit den seltensten Ausnahmen, jeder Beamte die erbetenen persönlichen und statistischen Angaben macht. Ja, noch mehr: in der Erkenntnis, daß der „Gotha" ein internationales Staatshandbuch ist, das allen Behörden und Beamten der ganzen Welt nützt, sind viele Ämter und Beamten eifrig bemüht, auch ohne vorherige Bitte, über ihr Ressort Mitteilungen zu machen, und manche weniger bekannte Länder, die im „Gotha" das wichtigste Organ zu Kundgebungen über ihre Zustände erblicken, beeilen sich, sobald eine Veränderung, sei es in der Abgrenzung ihres Gebietes, sei es in der Bevölkerungsziffer oder auch hinsichtlich ihrer Verfassung und Regierung, eingetreten ist, Nachricht davon nach Gotha zu schicken. Ebenso schicken diese exotischen Länder die neuen geographischen, statistischen und andere wissenschaftliche Werke, die von ihren Beamten verfaßt werden, an die Redaktion des Hofkalenders, die infolgedessen nicht allein in der Lage ist, neue, sonst nach völlig unbekannte Daten zu geben, sondern auch eine höchst interessante Bibliothek zusammeln

Digitized by Google

kann, die dem geographischen Institut Justus Perthes und damit der Wissenschaft überhaupt zu gute kommt. Hauptsächlich sind es die kleineren Länder in Südamerika und Centralamerika, die in solcher Weise vorgehen. Und es zeigt sich in diesen Ländern wie in den uns näher liegenden bekannten Staaten dieselbe Erscheinung, daß nämlich die Minister wohl wechseln, aber die Räte der Minister bleiben. Diejenigen Beamten, welche die wichtigste und regelmäßige Arbeit thun und ihren Chefs, den Ministern, das Material zur Ausübung ihres vornehmen Amtes liefern, die werden sehr selten entlassen und bleiben, viele Ministerien überdauernd, im Amte. In den Akten des Gothaischen Hofkalenders pflegen die Handschriften der Korrespondenten konstant zu bleiben.

Je weiter ausgedehnt ein Reich ist, desto schwieriger ist es natürlich, über alle Teile der großen Herrschaft unterrichtet zu bleiben, und wenn sich nicht z. B. im britischen Weltreiche überall, an allen Ecken und Enden der bewohnten Erde, Behörden und einzelne Beamten fänden, die sich für den „Gotha“ interessierten, würde es unmöglich sein, hier das gewünschte Ziel zu erreichen. Doch die Kontinuität der hundertjährigen Publikation hat überall gewissermaßen den Boden gelockert, hat überall Männer der Wissenschaft und Behörden geneigt gemacht, der Redaktion gefällig zu sein. Besonders sind es die statistischen Ämter, die sich für den Hofkalender interessieren und, wie sie ihn für ihr Teil bedienen, auch für solche Gebiete, die ihnen fremd sind, gern benutzen. Man weiß allgemein, daß die statistischen Angaben des „Gotha“ offizieller Natur sind, und so bedienen sich die Statistiker ihrer als der Veröffentlichung von Kollegen in anderen Ländern. Allerdings sieht, wer in Statistik arbeitet, daß hier, wie auf anderen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Forschung die unbedingte Zuverlässigkeit, die der Laie wohl einer Publikation zutraut, nicht vorhanden ist. Der Redakteur z. B., der wissen möchte, wie viele Geschütze eine bestimmte Marine auf ihren Panzerschiffen stehen hat, und der, um ganz sicher zu gehen, nicht allein das Marineministerium, sondern auch noch die Admiralität und drittens seinen Marinekorrespondenten befragt, der wird drei Antworten bekommen, die voneinander abweichen, und wird bei näherer Nachforschung den heimlichen Wunsch nicht unterdrücken können, er hätte sich mit einer einzigen Anfrage bei einer einzigen Behörde begnügt. Wenn das aber so bei Schiffskanonen geht, die doch groß und schwer genug sind, um bei der Zählung nicht unbemerkt bleiben zu können, wie viel leichter werden dann Irrtümer mit unterlaufen, wenn man zählt, wie viel Menschen in einem Lande wohnen, welchem religiösen Bekenntnis sie angehören, welchen Beruf sie haben und wie sie in Bewegung sind. Wie viel leichter, wenn man die Handelsartikel zählt und berechnet, die die Grenze und den Hafen passieren, und die Pfunde, Franken oder Mark, die hin und her rollen in der Welt. Die Redaktion des „Gotha“ gibt sich die Mühe und muß sich die Mühe geben, sorgfältige Kontrolle zu üben. Sie kontrolliert sowohl die Nachrichten über Personelles, wie die statistischen Tabellen, indem sie zwei, drei, oder mehr Quellen über eine und dieselbe Sache benutzt und miteinander vergleicht. So z. B. um zu wissen, wie die Namen des diplomatischen und konsularischen Corps des Auslandes im Deutschen Reiche sind, nimmt sie zunächst die Liste zur Hand, die das deutsche Auswärtige Amt ihr bietet, zweitens nimmt sie die Listen der fremden Mächte, worin deren Diplomaten und Konsuln verzeichnet sind, und drittens läßt sie sich von jedem Gesandtschaftsbureau in Berlin, München ꝛc. eine Liste schicken, worin alle Mitglieder des diplomatischen und Konsularcorps des betreffenden einzelnen Staates verzeichnet stehen. Dann gibt es eine Masse von Widersprüchen, es wird brieflich nachgeforscht, und das Wahrscheinlichste wird ausgewählt. Die Widersprüche entstehen zumeist durch den fluktuierenden Charakter der Stellenbesetzung. Die Liste des deutschen Auswärtigen Amtes z. B. soll am 1. August abgeschlossen worden sein. Am 1. August aber nimmt vielleicht Spanien eine Neubesetzung von zwei Dutzend Posten vor, und die Liste aus dem spanischen Ministerium zeigt schon die neuen Namen. Endlich teilt der spanische Gesandte eine Liste mit, worin die alten und neuen Namen vermischt sind, weil einige Herren sich bei ihm schon gemeldet haben, andere aber noch nicht. Viele Widersprüche oder Irrtümer entstehen auch dadurch, daß die Ausländer die ihnen fremden Namen falsch schreiben. Deutsche Namen richtig zu schreiben, fällt einem Romanen schwer, noch schwerer als es einem Deutschen fällt, spanische Namen richtig zu schreiben. Deshalb wimmeln die Staatshandbücher und andere Verzeichnisse von Fehlern, sobald es sich, wie beim Konsularcorps und den Listen der Ordensmitglieder, um Ausländer handelt.

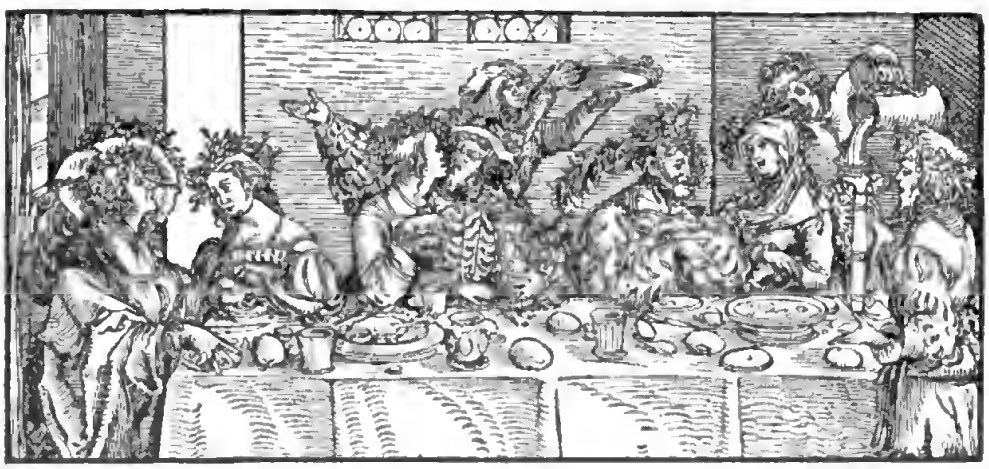
Überhaupt aber entstehen hinsichtlich der hunderttausend Namen, die im Hofkalender, abgesehen vom genealogischen Teile, verzeichnet stehen, große Schwierigkeiten dadurch, daß die Besetzung der Stellen im beständigen Fließen ist, während doch die einzelnen Druckbogen, die das ganze Werk ausmachen, zu irgend einer Zeit einmal gedruckt werden müssen. Da ist ein Bogen glücklich fertig, zehnmal korrigiert und liegt bereit, in die Druckerei geschickt zu werden. Plötzlich liest der Redakteur, das Ministerium in Wien habe die Absicht, zu demissionieren. In diesem Druckbogen, der bereit liegt, steht das ganze österreichische Ministerium mit allen Sektionschefs, Räten ꝛc. Der Redakteur hält den Bogen zurück und wartet. Es kommt die Nachricht, das Ministerium bleibe. Er zaudert, er schreibt nach Wien. Alles ist ungewiß. Der Druck soll weitergehen, man kann nicht ewig warten. Der Korrespondent in Wien schreibt, alles bleibe beim alten, die Zeitungen melden, die drohende Krise sei beseitigt — der Bogen wird gedruckt. Zwei Tage nachher kommt eine Depesche aus Wien: neues Ministerium, und richtig stehen jetzt in dem unglücklichen Druckbogen fünfzig bis sechzig Namen, die nicht mehr hineingehören. Denn der Wechsel der Minister zieht den Wechsel manches anderen Beamten nach sich. So muß der Redakteur seine Zuflucht zu den Nachträgen nehmen, die jede neue

In der Sandgrube. Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel.

Ausgabe begleiten, aber das thut er ungern, weil das Publikum nicht bei den Nachträgen zu lesen anfängt.

Die Ökanamie sowohl hinsichtlich der Zeit als des Raumes bei der Redaktian des etwa 83 Druckbogen umfassenden Werkes ist eine wichtige Sache. Weder zu früh nach zu spät darf gedruckt werden. Das enarm große Material muß mit berechnender Sargfalt varbereitet, zugerüstet und endlich als abgeschlassen in die Druckerei gesandt werden. Bis zum letzten Augenblick werden die Bogen zurückgehalten, in denen die Genealogien der regierenden Häuser verzeichnet stehen. Sie pflegen Mitte Navember in die Druckerei zu wandern. Aber zu derselben Zeit werden auch die Bagen gedruckt, welche die in der alphabetischen Ordnung zuletzt kammenden Staaten behaudeln, und bis zu diesem Zeitpunkt häufen sich viele jener Bagen an, die wegen der Unsicherheit der palitischen Verhältnisse zurückgehalten warden sind. Als ideal schwebt der Redaktian natürlich die Maßregel var, das ganze Buch im letzten Augenblick zu drucken. Aber das Material ist zu graß, die Karrekturen häufen sich ins Unendliche, die Arbeit ist in kurzer Zeit, auch abgesehen van der technischen Schwierigkeit, die der Druckerei entstehen würde, nicht zu bewältigen. Sa ist die Redaktian zufrieden, wenn der Druck innerhalb eines Vierteljahrs aar sich geht, nachdem ein halbes Jahr gründlich vargearbeitet wurde.

Sind der Haskalender und sein ryter französischer Bruder zu Ende Navember glücklich nach Leipzig spediert warden, um van dort nach vor Jahresschluß an alle Interessenten, auch die in fernen Ländern, gelangen zu können, so entsteht zunächst noch kein Friede bei der Redaktion, sandern im Gegenteil gespannte Erwartung. Was werden die nächsten Tage an Briefen bringen? Welches Kuckucksei ist diesmal wahl der Redaktian ins Nest gelegt warden? Welcher Kabold wird dies Jahr wahl seinen Schabernack gespielt haben? Welche Bambe wird wahl nächstens platzen? Denn daß irgend etwas los geht, was man nach nicht sieht, das ist ganz gewiß. Die Zeit var Weihnachten vergeht niemals ohne die Entdeckung irgend eines ganz heimlich versteckten Irrtums, der nun mit großem Getöse ans Licht der Welt kammt. Er sitzt immer gerade da, wa er am wenigsten erwartet wurde, und er hat die höchsten Häupter geärgert und empört. Ist aber der erste Sturm der Briefe nach dem Erscheinen des Buches gnädig aber ungnädig varübergegangen, sa läßt die Redaktian sich's wahl sein und hält ihren Winterschlaf bei gemächlicher Erledigung der laufenden Geschäfte. Erst wenn der Frühling einzieht, wird es reger. Dann beginnen die Tausende van Briefen in die Welt hinauszuziehen. Und je weiter der Saamer varrückt, desta heißer wird die Arbeit in den Redaktiansräumen, bis im Herbst die Flut der Briefe, der Karrekturen und des ganzen Betriebs am höchsten schwillt.



Treue.

Von

Georg Busse-Palma.

Der greise Kanzler steht auf und spricht:
„Ich trink' auf die Treue!" — Wer trinkt da nicht?
Da klingen die Becher der Ritter ringsum,
Doch der König Olaf bleibt still und stumm.

König Olaf hat ein strenges Gesicht
Und Eberzähne — schön ist er nicht.
Sein lodernder Blick hat die Fürstin bewacht,
Die keinen Tropfen herab gebracht.

Denn der König ist alt und die Königin jung.
Der Saal wird voll Schwüle und Dämmerung,
Und der Page, der ihnen die Becher bot,
Bleich wie der Tod ....

Die ewige Burg.

Roman aus dem Odenwald von

Rudolph Stratz. (Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Der Waldbauer war überhaupt noch trotz seines gekrümmten Rückens und faltigen bartlosen Gesichts zu allen Späßen aufgelegt. Bauernwitz und Bauernschlauheit zwinkerten aus den hellen kleinen Augen, und er hatte eine besondere Gabe, sich, wenn er wollte, so dumm zu stellen, daß nicht nur die Leute in der Stadt dem traurigen kleinen Waldgesellen auf den Leim gingen, sondern selbst die Honoratioren auf dem Lande sich von ihm bethören ließen, wenn er, in seinem fadenscheinigen schwarzen Tuchrock, mit der zitterigen Faust auf den Knotenstock gestützt, in der Küchenecke stand und der feilschenden Hausfrau leise und kläglich etwas von den teuren Zeiten vorhüstelte.

„Ich brauch' kei' Geld!" sagte der Alte heiter zu dem Doktor. „Ich verdien's mir! Do brauchst du dich net darum zu schäme! A jedes schafft, solang' es kann. Wann du dei' sechzig Jahr' uff 'em Buckel hoscht, kannst aach net ausspanne un bei Fraa un Kinnern hocke, sondern laafst aach noch akkerat, wie jetzt durchs Dorf herum zu den kranken Leut' . . ."

„Da bist du letz, Vatter!" sagte sein Sohn. „Bis dahin bin ich ein reicher Mann!"

Das Waldbäuerlein lachte und bewegte befriedigt die zahnlosen Lippen, als habe der andere einen besonders guten Witz gemacht. „Sell möcht' ich erlebe!" nickte er. „No wunner' ich mich über nix mehr. Du und e reicher Mann! Vielleicht gleich da oowe uff'm Schloß, an Stell' vum Grafe! Wünsch' dir's norr! Das Wünsche koscht nix! Do kaun m'r biete, solang' als m'r will!"

„Warum denn net?" sagte sein Sohn. „Möglich is alles uff der Welt, Vatter!".

Das erhöhte die Heiterkeit des Butterhändlers. „No — dann läßt mich auch emol im Chaisewägelche in die Stadt fahre. Die werre Aage mache, wann ich mit mei'm Sach' zu Wage ankomm'! Oh mei' — oh mei'! Was hawwe die Leut' heut' für Gedanke! Meint der, er gehört noch emol zu den reiche Leut' — zu den Grafe — Willst net gleich Ferscht werre? 's kummt auf eens 'raus!"

„Vatter, Vatter!" Der Doktor setzte sich neben ihn auf das Kanapee. „Du schwätzst daher und überlegst net. Meinst, es bleibt alles in der Welt, wie's is! Fehlgeschosse! Es wird immer und ewig alles neu. Von unnen 'rauf wird's neu, aus dem Bode 'raus, von wo alles Leben kommt und wir die Herren sind, wir, die Bauern und Bauernsöhn'! Und was oowe is, stirbt ab. Der ersch', der vor undenklicher Zeit das Schloß da oowe gebaut hot, des war kei Simpel, wie der Graf jetzt — dees war e Kerl wie ich! Sonst hätten's doch die annere net gelitte. So awwer hat er gethan, was er gewollt hat, und sich genommen, was er gewollt hat. Denn er war eben der stärkste Mann. Und nach dem kommt wieder emol e Mann, der is stärker wie die annere! Und steigt 'nuff vum Thal in die Höh'! Und annere mit ihm aus dem Bauerngrund, wo wir hier unne hocke, und 's gibt e neue Welt. Und die wird aach emol vergehn. Es dreht sich alles im Kreis!"

„Jo, bawwel' du norr!" sprach das Bäuerlein ahnungslos und behaglich. „Schau du norr, zu was du's bringst. Ich hab'

mei' Schuldigkeit geihan. Dämals, wie die Erbschaft von mei'm Bruder aus Amerika gekumme is. Viel war's ja net und net uff emol. Alle halwi Johr 'mol so e bißche. Jetzt', was damit mache? Do hawwe sie mir zugeredd': Loß du dein Bub' schtudiere. Der Bub' is klug — dees sieht m'r. Der weiß, was er will. Und wann der geischtlich wird — no — du hoscht dann uff'n Doktor gelernt und mir is es aach recht und die Wies', und das Kartoffelstück und was wir uns im Anfang von der Erbschaft hawwe kaufe wolle — das is längst verschmerzt und vergesse und 's ist gut zehn Johr, daß die Mutter net mehr darüwwer klagt. Aber du und e reicher Mann — ach, du lieber Gott ja!"

Er brach ab und seufzte. „Jo — ich wüßt' schon e Mittel!" fuhr er dann plötzlich, listig mit den Augen zwinkernd, fort. „Ich kumm' doch viel unner die Leut'! Überall uff'm Weg zwischen mei'm Dorf und der Stadt. Do is mehr als eine, in den Wirtshäusern und Mühlen und Höfen und was es so Besseres hot — die möcht' nix als e Frau Doktor werre! Wie die Weiwer heutzutag' sind! Die wolle hoch hinaus. Die wolle e gebildete Mann, der net uff'm Acker schafft. Do halt' dich dran! Ich kenn' mehr als eine Gelegenheit! E reichi Heirat — domit bringi e Mann was hinner sich!"

Er sah den Sohn erwartungsvoll an. Der stand auf und lachte. „Jetzt hör' aber uff, Vatter!" sagte er. „Damit is es genug!"

Das Waldbäuerlein war verdutzt. „Willst du denn gar nei heirate?" forschte er.

„Ich weiß noch nicht!" Der Doktor trat an die Thüre. „Vielleicht doch! Dann wirst du dich wundern, sag' ich dir. Aber jetzt sei 'mal still! Es kommt wer die Treppe 'rauf!"

Der alte Butterhändler verstummte und rieb sich nachdenklich mit der braunen Hand das Stoppelkinn. Durch ihr Schweigen klangen von unten leise Tritte und Gemurmel die Stufen empor.

XXIII.

Unten in der Wirtsstube schauten Kaltschmidt und die Männer vom Kriegerverein, die seit dem Überfall durch den schwarzen Jäger halb verdutzt, halb wütend bei einander saßen, mit großen Augen auf den Flur hinaus, als trauten sie selbst ihren von schlechtem, italienischem Rotwein umnebelten Sinnen nicht recht. Niemals seit Menschengedenken hatte einer der Schloßbewohner seinen Fuß in die Räume des „Baums im Odenwald" gesetzt. Das war ein völlig unwahrscheinlicher, ein unfaßbarer Gedanke.

Und doch standen da die Gräfin selber und der General, bleich und verstört in dunklen Mänteln, und verhandelten halblaut mit der Wirtin. Die nickte lebhaft und führte sie dann die Treppe hinauf zu den Gastzimmern.

Die Bauern sahen sich an. Sie wußten, daß auf der Burg eines krank lag. „Dees schaui bös aus!" meinte nachdenklich der Mannheimer Dragoner und biß die Spitze von einer neuen Pfälzer Cigarre ab. „Jetzt hole sie gar schon den Kaplan. Wenn der schon gehen muß und das Bürschli versehe . . ."

„Zum Kaplan laufe sie doch net selwer!" widersprach sein Nachbar. „Do hätte sie geschickt. Die sind zum Doktor 'nuff!"

„Der kummt doch erst recht ohne dees!" Der Dragoner schüttelte den Kopf. Die Frage war schwer zu lösen. Und auch der Diener, der den Herrschaften mit der Laterne durch die Nacht geleuchtet hatte und nun wartend unten im Flur stand, ließ sich auf keine Auskunft ein. „Der junge Herr is arg krank!" sagte er kurz und bekümmert und leerte schweigsam, nach oben horchend, sein Bierglas.

Dort oben, im Zimmer des Arztes, hatte das Waldbäuerlein beim Eintritt der Gäste schleunigst seinen Butterpack und den geheimnisvollen Sack aufgeladen und sich still zur Thüre hinausgedrückt. Daß sein Sohn noch so spät nachts Besuch von so vornehmen Leuten bekam, verwirrte ihn. Da wollte er nicht stören.

Die anderen blieben einen Augenblick stumm voreinander stehen. Der Arzt bot den beiden mit einer Handbewegung Platz an. Wera schüttelte den Kopf.

„Wulfi ist krank!" sagte sie schnell. „So krank, daß wir das Schlimmste fürchten müssen . . . ohne Arzt . . ."

Er blickte fragend auf. „Und der Physikus?"

„Er kommt nicht! Mein Mann ist drüben in der Stadt — das hat man von

unserem Ufer aus gesehen — aber er scheint ihn dort umsonst zu suchen. Vielleicht ist er über Land, vielleicht selbst krank — jedenfalls bleibt alles dort drüben stumm und still, und hier verrinnt die kostbare Zeit ..."

„Und nun soll ich ..." Er brach ab und trat einige Schritte von ihr hinweg ans Fenster.

„Ja. Sie."

„Ich weiß alles, was Sie mir sagen können!" fuhr sie fort, ehe er etwas erwiderte. „Gewiß, kein Arzt braucht derlei zu vergessen oder kann es überhaupt ... Sie so wenig wie irgend ein anderer ..."

„Das sagen Sie mir?"

Sie ging auf ihn zu und sah ihm ins Gesicht. „Ja. Eben ich! Jedem anderen Menschen auf der Welt können Sie es abschlagen — müssen Sie es vielleicht, weil Sie es Ihrer Selbstachtung schuldig sind — aber mir nicht!"

Er antwortete nicht. Der General, der bisher im Schatten der Thürecke gestanden, warf einen Blick auf die beiden und verließ leise das Zimmer. Man hörte, wie draußen die Bohlen des Hausflurs unter seinem Tritt knarrten, während er vor dem Gemache auf und nieder schritt.

Innen war es kurze Zeit still. Dann hob der Arzt den Kopf.

„Sie sagen — Ihnen darf ich es nicht abschlagen?" fragte er. „Ich habe ja aber alles gethan, was ich konnte. Ich habe meine Pflicht erfüllt, bis ..."

„Gestern," sagte Wera, „lehrten Sie mich: Es gibt keine Pflicht gegen andere. Nur gegen uns selbst. Ich hörte Ihnen zu und konnte es nicht verstehen. Und als ich nach Hause kam und vor der Wahl stand, mein Kind preiszugeben, um mich selber frei zu machen — da merkte ich, daß Sie unrecht hatten. Nein, lieber Freund ... Wir leben nicht uns! Mit unserm Besten wurzeln wir in anderen Menschen. Das zu erkennen, das ist die Probe auf das Exempel, von der Sie gestern sprachen, die Abrechnung mit sich. Gott sei Dank — ich habe die Prüfung bestanden."

„Sie haben es mir geschrieben!" sagte der Doktor. „Aber ich ..."

Sie ließ ihn nicht ausreden. „Jetzt sind Sie in der großen Prüfung darin, die gestern über mich gekommen ist — daß man mit sich selbst kämpfen muß und sich selbst bezwingen!"

„Ich weiß sehr wohl, was ich von Ihnen verlange!" fuhr sie fort, da er schwieg. „Das arme kleine Wesen da oben ist das Kind Ihres Feindes, es ist sein Werkzeug, mich da oben in Gefangenschaft zurückzuhalten und uns beide für immer zu trennen. Solange mein Kind lebt, verlasse ich es nicht. Solange es lebt, ist es das Verhängnis auf Ihrem Weg. Und doch sollen Sie es am Leben erhalten. Gerade Sie, als der Mann, zu dem ich, seit ich ihn kenne, emporschaue und der einen Einfluß auf mich geübt hat wie nie ein Mensch zuvor. Vor mir können Sie sich nicht erniedrigen und klein machen, Ihr eignes Bild in mir zerstören! Sie sollen hinaufgehen und das Kind Ihres Feindes retten und keinen Dank davon haben. Das sage ich, ganz hart und grausam. Das habe ich gestern durchgemacht, und was ich tragen kann, das können Sie erst recht!"

„Die Mutterliebe trägt viel! Aber was soll mich dabei halten?"

„Die Pflicht! Das, was Sie nicht anerkennen, lieber Freund, und was doch Ihr ganzes Leben ausmacht, die Pflicht gegen andere! Man hat Leben und Tod in Ihre Hand gegeben, in einem Vertrauen, das man kaum einem anderen Beruf auf der Welt schenkt — nicht, damit Sie nach Gutdünken Leben und Tod austeilen, sondern nach bestem Wissen und Gewissen — ohne Ansehen der Person — ob es ein Bettlerkind am Wege ist oder mein Wulfi dort oben — Sie müssen helfen."

„Und wenn ich wieder herunterkomme und der Kleine ist glücklich außer Gefahr — dann sehen wir uns nicht wieder?"

„Nein! Aber klagen wollen wir jetzt nicht darüber. Es ist nicht die Zeit dazu. Wir sind jetzt beide in der großen Lebenswende darin, in der es sich zeigen muß, wieviel an uns ist — und wollen das an dem Krankenbettchen dort oben tapfer miteinander durchkämpfen als zwei starke Menschen. Dazu haben Sie mich gemacht. Sie haben mich gestählt. Nun bin ich's und verlang' es auch von Ihnen, meinem guten Freund und Kameraden. Denn das sind und bleiben Sie, was auch kommen mag und wie ferne wir auch voneinander sind!" Sie trat zur Thüre. „Nehmen Sie zusammen, was Sie brauchen. Ich eile vor-

aus . . . ich halte es nicht aus vor Angſt und Sorge, wieder oben zu ſein . . . Zurückhalten wird Sie oben niemand . . . die Dienerſchaft iſt angewieſen . . . kommen Sie bald . . . bald . . .“

Er fühlte den heißen, verzweifelten Druck ihrer Hand, das Zittern von Leidenſchaft und Angſt und Not, das ſie mühſam die ganze Zeit bezwungen hatte.

Dann riß ſie ſich los. „Kommen Sie bald!“ ſtieß ſie noch einmal, in der geöffneten Thür ſtehend, hervor. „Nicht wahr — es iſt noch Zeit? Sie können Wulfi noch helfen? Sie können ja alles, was Sie wollen!“

„Erſt muß ich ihn ſehen und unterſuchen!“

Sie ſah ihn an und nickte ernſt. Dann ſtieg ſie ohne ein weiteres Wort des Abſchieds mit dem ſtumm grüßenden General die Treppe hinab, auf der eben die Wirtin die Lampe auslöſchen wollte. Die letzten Gäſte hatten ſich entfernt. Das bisher ſo lärmende Haus lag ſtill und ruhig da und ebenſo im Dunkel der weit vorgeſchrittenen Nacht das Dorf. Nur vom Schloſſe oben leuchteten in ungewohnter Zahl die hellen Fenſterſcheiben.

Der Doktor packte ſein Gerät zuſammen und nahm Hut und Mantel — ganz mechaniſch, als ſei es das Selbſtverſtändlichſte auf der Welt. Eine ihm unbewußte Macht trieb ihn hinaus in die Nacht, um ſeinem Feinde die größte Wohlthat und ſich ſelbſt das größte Leid zu erweiſen . . .

Geſenkten Hauptes ging er hin durch das Dunkel, als führe ihn ein fremder Geiſt an der Hand ſacht aufwärts zum Schloß empor, und begriff es nicht. Er verſuchte ſtehen zu bleiben und zu überlegen. Aber es ließ ihm keine Ruhe. Vielleicht ſind die Minuten da oben koſtbar! — drängte etwas in ihm — vielleicht kommſt du zu ſpät, wenn du hier unnütz ſtehen bleibſt! Eil' dich! Eil' dich! Sonſt iſt am Ende der kleine ſchwache Leib da oben erſtarrt, wenn du eintrittſt — und du biſt ein freier Mann und Sieger und das darf nicht ſein . . . Du mußt ja mit eigner Hand all deine Hoffnung einſchaufeln . . .!

Aus unſerer Studienmappe:

Gebirgsſee im Engadin.
Nach der Liebhaberaufnahme von Alfred Enke in Stuttgart.

Du mußt? Wer befahl es ihm denn? Sein eigner Wille doch nicht. Im Gegenteil! Aber sein Wille, der sonst so eisenharte, war wie aus ihm geschwunden. Etwas anderes war da, was ihn langsam und unerbittlich zu den hellen Fenstern da hinauf geleitete, und er merkte endlich: dies Etwas war ihm nicht fremd. Das kam aus seinem Innersten und war der Inhalt seines Daseins — die Pflicht!

Der Mond trat aus den Wolken. Da lag, dicht vor ihm, das Schloß. Grau und riesenhaft mit seinen zerbröckelten Türmen und Mauern, von den gleitenden Silberschatten des Himmels überspielt, glotzte es als ein plumpes Gebilde der Vorwelt hinab in das arbeitsame Thal, als ein Ding von gestern, das am lichten Tage so wenig Daseinsberechtigung mehr hatte, wie ein Mammut oder ein Drache, ein vergessenes Überbleibsel versunkener Zeit. Früher, schon in seiner Kindheit hatte sich in ihm der Zorn beim Anblick all dieser alten Waldburgen geregt — das unbewußte Gefühl des Bauernsprossen gegen die Zwingherren von einst. Später hatte er es gleichgültig betrachtet, allenfalls mit kühlem Interesse, wie der Mann der Wissenschaft wohl sonst ein nutzlos und thöricht gewordenes Glied in der Entwickelungskette der Dinge prüft. Er wußte ja: die Natur schafft nicht sprungweise. Alles entsteht allmählich und stirbt allmählich wieder ab, und so konnte auch dies graue Fossil da oben nur langsam, fast unmerklich, in Staub und Stein vergehen. Es war ja schon so ewig da. Solange da unten im Wiesengrund die Wasser um die Hütten sprangen, saß da oben auf dem Wodenstein die Sippe und herrschte — anfangs durch Kraft und Mut, dann, siech und alt geworden, durch den Bann von Gesetz und Recht. Die wilde Reckenschaft von einst hatte sich versteinert in starren Urkunden und Gesetzesparagraphen, und unter deren Schutz und Schatten hauste jetzt in der alten Zwingburg weltfremd, dem Kampf ums Dasein entrückt, ein unfrohes, unnützes Geschlecht — entgegen dem Gebote der Natur, die ruhig alles Greisenhafte vernichtet, um Raum für junges Leben zu gewinnen.

Und für die Bewahrung dieses zwecklosen Daseins sollte er sein eignes Glück, das Schicksal eines ganzen Mannes opfern! Wieder stieg der Grimm in ihm empor. Er ging nicht weiter. Die buschigen Brauen furchend sah er zu dem hochgetürmten Bollwerk des Mittelalters empor. In ihm da unten lebte die Neuzeit, das zwanzigste Jahrhundert mit jugendfrischem Trotz und Kampfesmut. Durfte das vor dem Schatten da oben sich beugen?

Seine Hand griff in die Tasche und wog ein achtkantiges, bräunliches Fläschchen, das er hervorgeholt. Das war der Inbegriff des Jahrhunderts der Wissenschaft, der Sieg des modernen Menschengeistes über die Natur. Geheime Kraft lag in diesen wenigen Tropfen, eine Waffe, die man, furchtbarer als die rostigen Schwerter und Morgensterne oben in den Ahnenschlössern, heute in den Werkstätten der Gelehrten schmiedete. Und nicht dem Tode galt sie, wie die plumpen Werkzeuge der schloßgesessenen Herren von einst — sie diente dem Leben. Sie rettete jährlich Zehntausende und Hunderttausende vom Tode.

Ein paar Tropfen des Heilserums weniger, ein paar achtlos auf den Boden verschüttete Tropfen, und das Schicksal all derer da oben in der mondscheinumspielten, epheuumrankten ewigen Burg war besiegelt. Sie gingen davon. Ihr letzter, der zarte goldlockige Sprosse aus Wodans Geschlecht, schloß, ehe die Sonne wieder sank, für immer die blauen Kinderaugen, und mit ihm schwand die Hoffnung des Stammes, der seit den Tagen büffelhorngeschmückter und von Bärenfell umkleideter Germanen bis zum ersten schrillen Pfiff der Eisenbahn sich unendlich, wie die alten Eichen in jedem Frühjahr wieder sprossen, durch die Jahrhunderte erneuert hatte.

Der Tod! Leben und Sterben der tausendjährigen Eiche wog der da unten, der Mann aus dem Volke, der Abkömmling der Mühsamen und Beladenen im Thale, die bis vor kurzem noch die Eisenfaust von da oben schwer im Nacken empfunden, nachdenklich in seiner Hand. Das war die neue Kraft, die neue Kunst, das neue Wissen! Die da oben waren wehrlos geworden hinter ihren dicken Mauern, in ihren waffenstarrenden Ahnenhallen. Der Bauernsohn aus dem Thale, der Nachkomme ihrer Hörigen, mußte hinaufsteigen und ihr Leben fristen.

Er mußte! Ob ein Bettlerkind am Wege, ob ein Reis aus Wodans sagenumsponnenem Stamm — für ihn war es

gleich. Seine Pflicht war, zu helfen, wo es not that.

Er schob das Fläschchen in die Tasche und stieg mit langen Schritten hinauf zu dem unheimlich stillen hellerleuchteten Gemäuer. Der Regen hatte aufgehört. Hell stand der Mond am Himmel. Die Sterne glitzerten durch die feuchte Luft. Am Boden dampfte es von würzigem weißem Hauch, ein leises Frühlingswehen, ein Erwachen des Lebensodems ging durch die einsame, von weitgedehnten schwarzen Höhenzügen umrahmte Bergwelt, in deren Kessel silbergrau und riesig, mit seinen Schlängelmauern das Thal weithin umwindend und umstrickend, Schloß Wodenstein wie ein Drache auf der Lauer dalag.

An den drei Wisentköpfen des Parkportals vorbei ging er, den lärmenden Doggen wehrend, zum Eingang. Der alte Schotte empfing ihn scheu und stumm und geleitete ihn hinauf in das Krankenzimmer.

„Gott sei Dank!" Er hörte ihre flüsternde Stimme, wie sie, ohne aufzustehen, im Halbdunkel kaum zu erkennen, neben dem Bettchen saß, und sah die Hand, die sich ihm aus der Dämmerung entgegenstreckte.

Er nahm sie. „Vor allem schaffen Sie Licht," sagte er kurz, „sonst kann ich nichts erkennen. Noch eine Kerze! So! Und nun versprechen Sie mir ruhig und gefaßt zu sein, wie auch die Untersuchung ausfällt. Wollen Sie?"

„Ja," sagte sie mit erstickter Stimme.

„Denn Sie müssen mir zur Hand gehen!" Er musterte, bereits mit dem prüfend-ruhigen Blick und dem unbeweglichen Gesichtsausdruck des Arztes am Krankenbett, die zarten, fiebergeröteten Kinderzüge. „Sonst wird unser kleiner Patient noch unruhiger, als er schon ist! Also seien Sie tapfer!"

„Ich bin tapfer! Aber sagen Sie mir um Gottes willen . . ."

„Ich sage gar nichts, denn ich weiß nichts! Wenn ich soweit bin, werde ich Ihnen die volle Wahrheit sagen!"

Er hatte an dem Lager Platz genommen und begann die Untersuchung. Sie stand, bereit zu helfen, den Kopf des Kindes zu stützen, ihm beruhigend mit der Hand über die Stirne zu streichen, neben ihm. Durch die tiefe Stille klangen ihre angstgepreßten, mühsam gedämpften Atemzüge. Sie zitterte, daß die Kerze in ihrer Linken zuweilen hin und her schwankte. Dann sah er mit einem mißbilligenden Stirnrunzeln zu ihr auf und vertiefte sich wieder in sein Werk. Nichts von Erregung ließ sich an ihm bemerken. Er war ganz der kaltblütige ernste Berater, den die Gewohnheit des Kampfes gegen die Feinde der Menschheit gleichgültig gegen den Ort gemacht zu haben schien, wo dieser Kampf sich abspielte.

Endlich erhob er sich. Ruhig wie bisher. Sie stand vor ihm, stumm und vor Angst bebend, und merkte doch durch das Stocken ihres Herzschlags mit einem freudigen, ungläubigen Schrecken, daß er keine Bewegung machte, um unauffällig neben sie zu treten und sie nötigenfalls zu halten, was er doch als Träger einer schlimmen Botschaft gewiß gethan hätte.

„Es war unverantwortlich, das Kind solange ohne Arzt zu lassen!" sagte er. „Ich bin sehr spät gerufen worden. Aber zum Glück nicht zu spät. Es ist noch Zeit!"

Sie schloß die Augen. Ein Lächeln wie von einem glücklichen Traume lief über ihr Gesicht.

„Ich kann noch helfen!" fuhr er fort. „Ich denke, daß Sie den Kleinen gewiß behalten werden."

Da lachte sie auf, mit Thränen in den Augen, fassungslos zwischen Jubel und Weinen. Sie ergriff seine beiden Hände und preßte sie in krampfhaftem Dank.

„Was soll denn das?" frug er kühl. „Sie sollen mir nicht danken — dazu ist gar kein Grund — sondern so vernünftig und ruhig sein wie möglich und mir hier helfen!"

Sie kniete fügsam neben dem Bettchen. „Wie denn?" flüsterte sie, mit nassen Augen zu ihm aufschauend.

„Warten Sie einen Augenblick!" sagte er statt aller Antwort und ging aus dem Zimmer hinüber in den großen Saal.

Der war trotz der späten Nachtstunde noch hell erleuchtet, und in ihm saßen, stumm und sinnend, die drei alten Herren. Seit einer Stunde hatten der Kleriker und der Pariser kein Wort gesprochen, und auch als der General den Raum betreten und mit einem seltsamen Zittern in der Stimme gemurmelt hatte: „Der Doktor kommt!" — selbst da war nur ein erleichtertes Auf-

räuspern, ein wohlgefälliges Nicken das Zeichen ihrer gewaltigen inneren Erregung gewesen. Sie hatten in ihrem langen Leben, jeder auf seine Weise, auf dem Exerzierplatz, am Altar, wie am Spieltisch, die äußerste Selbstbeherrschung gelernt. Kein Zucken der faltenreichen Gesichter verriet ihre Gedanken, wenn ihr Blick zu der langen Reihe der Vorfahren an den Wänden und dann wieder nach der Thüre schweifte, nach jener Richtung, wo drüben im Kinderzimmer der letzte Lebenshauch des alten Helden- und Priestergeschlechts unsicher wie ein Licht im Winde auf und nieder flackerte.

Als der Arzt erschien, standen sie stumm auf und reichten ihm die Hand zum Gruß. Er nahm die Frage vorweg, die auf den welken Lippenpaaren schwebte.

„Ich werd' ihn durchbringen!" sagte er und fuhr, den Dank der anderen abschneidend, fort. „Aber ich bitt' Sie um zweierlei, meine Herren: erstens, daß, wenn der Herr Graf zurückkommt, jede Begegnung zwischen mir und ihm vermieden wird — das ist ja wohl selbstverständlich? — und zweitens, daß Sie um sechs Uhr, sowie der Telegraphenverkehr offen ist, meinen Kollegen, den Physikus, noch einmal durch eine dringliche Depesche herüberrufen, damit er mich ablöst. Ich will keine Minute länger hier verweilen, als unbedingt nötig ist. Also abgemacht? Gut! Auf Wiedersehen!"

Er ging wieder hinüber. „So," sagte er beim Eintreten in das Krankenzimmer. „Jetzt ist alles andere erledigt. Jetzt heißt's nur noch, an den kleinen Patienten denken."

Er zog einen Stuhl heran. „Ihr Mann," murmelte er, seine Geräte ordnend, „denkt ja allerdings, ich sei ein Mörder. Nun muß er sich vom Gegenteil überzeugen! Wenn einer ein Mörder ist, dann ist's er! Er wird eine böse Nacht haben, wenn er jetzt dort drüben herumirrt und umsonst den Physikus sucht und sich sagen muß: ‚Unterdessen stirbt dein Kind!' Wenn er zurückkommt, findet er, daß ich's ihm gerettet hab'! Die Welt ist eigentlich komisch, nicht? Da sind wir nun beisammen und könnten für immer beisammen bleiben und thun und hoffen doch nichts anderes, als was bestimmt ist, uns für immer zu trennen! Bei Ihnen begreift sich's! Sie sind Mutter. Aber ich . .?"

„Sie sind das, wofür ich Sie gehalten habe!" sagte sie, „Gott sei Dank: ich hab' mich nicht in Ihnen getäuscht."

Er erwiderte nichts. Stumm mühten sich die beiden Gestalten an dem Krankenlager. Stunde um Stunde. Zuweilen nur durchbrach sein gedämpftes Raunen, ihr leises „Ja", als Zeichen, daß sie seine Weisung verstanden, das Schweigen. Er war nicht anders, als wie wenn ein Arzt und eine barmherzige Schwester zusammenwirkten, um dem Tode eine Beute zu entreißen, zwei Menschen, die einander innerlich ganz fremd und fern, durch die gleiche Pflicht des Berufes und der Nächstenliebe geeint, eine Nacht hindurch am Siechenbette gute Kameradschaft halten und, wenn der Morgen graut, mit flüchtigem Gruße auseinander gehen.

Und der Morgen graute allmählich durch die sich erhellenden Scheiben. Ein fahles Leuchten im Osten, ein undeutliches Nebeldampfen auf den Höhen, im Thale unten noch tiefes Dunkel. Die ersten Flimmerpunkte des erwachenden Lebens blitzten dort, hundertfach zersprenkelt, aus den Häusern im Grund. Das Kapellenglöckchen mahnte mit klagendem Wimmern zur Frühmesse, vom Bahnhof her funkelten rote und grüne Sterne, und gleich darauf flammten daneben die Scheiben der Fabrik in dem kalten, bläulichen Glanze des elektrischen Lichtes auf. Wie ein Geisterschloß stand der hochragende Bau mit seinen vielen, mondhell von innen bestrahlten Fenstern vor der schwarzen, unbestimmt rauschenden Masse des Bergwalds, in dem noch die Fledermäuse irrten und die Käuzchen jammerten und johlten, bis das Leben des hellen Tages sie vertrieb.

Das Leben war da! Unten im Thal und oben am Krankenbett. Die neue Zeit, gegen die die mittelalterliche Welt da oben sich so fremd und feindlich abschloß, hatte ihr Wunder gethan und mit den paar Tropfen in dem kleinen Glasfläschchen dem Dasein erhalten, was schon der Vernichtung verfallen schien. Der Arzt sprach es nicht aus, aber sie merkte es deutlich an den ruhigeren Atemzügen, dem veränderten Gesichtsausdruck ihres Lieblings, daß das heilkräftige Elixir seine Wirkung übte und zusehends die Macht der Krankheit brach, wie sich im Laufe der Stunden der Morgen in den vollen Tag und der wieder in den Nachmittag verwandelte und aus den im Westen sich lösenden Wolken der erste helle Sonnen-

Aus unſerer Studienmappe:

Studienkopf von Michelangelo.
Original in der Uffizien-Galerie zu Florenz.

ſtrahl — der erſte ſeit vielen grauen Regentagen — durch das Epheugeranke des Fenſters das Zitterſpiel ſeiner goldenen Flecken und Kringel auf dem Teppich, dann auf dem Bette ſelbſt und dem von anderem Lockengold umrahmten Geſichtchen des ruhig ſchlafenden Kindes ſpielen ließ.

Der Doktor ſtand auf und trat zum Fenſter, um den Vorhang vorzuziehen. „Es iſt gut!“ ſprach er plötzlich mit lauterer Stimme als bisher. „Jetzt kann ich es Ihnen ſagen: Er iſt außer Gefahr! Die kritiſchen zwölf, fünfzehn Stunden liegen hinter uns. Ich ſeh' jetzt die Demarkationslinie im Hals und ſeh': daß alles gut iſt.“

Sie ſah ihn ſtumm und andächtig an und faltete die Hände. Ihre Augen wurden feucht.

„Ich verrat' es Ihnen deswegen gerade jetzt . .“ fuhr er fort. „. . weil's jetzt heißt: ‚Ablöſung vor!‘ Da fährt Ihr Wagen unten in den Hof.“

Sie ſprang auf. „Mit meinem Mann?“

„Nein. Gott weiß, wo der bleibt! Der Phyſikus ſitzt allein darin. Er hat die Depeſche bekommen, die die alten Herren heute morgen an ihn geſchickt haben.“

Gleich darauf trat der Kreisarzt in das Zimmer. Ein ältlicher Junggeſelle mit weingerötetem Geſicht, bekannt wegen ſeiner ſonderbaren Grillen, ſeiner Grobheit und nicht minder wegen ſeiner geſchickten und gewiſſenhaften Behandlung, blieb er am Ein-

gang verdutzt stehen. „Da ist ja der Kollege!“ sagte er. „Warum ruft man denn mich, Frau Gräfin?“

Sie ging ihm entgegen. „Mein Mann wollte es! Haben Sie ihn denn nicht drüben getroffen?“

„Ahbah! Ich war die ganze Nacht und den halben Tag draußen, bei 'nem kranken Hofbauern, und bin wegen dem Dreckwetter auf 'nem Umweg heimgefahren. Und wie ich an der Post vorbeikomm', hebt einer die Depesche da hoch und schreit: ‚Heute morgen is die für Sie gekomme! Wir suche Sie überall!‘ — No — ich les' die und bin gar nicht erst nach Haus — denn da hätten mei' Schwester und all die Weibsleut' ein gottesjämmerliches Geschrei gemacht, wenn sie gehört hätten, daß es heut' über'n Necker geht — sondern ich bin gleich 'runter zum Fluß, hab' vier tüchtige Fischer zusammengetrommelt — zahlen haben sie sich ordentlich lassen, die Schoten! — und nix wie 'nüwwer! Drüben war dann schon der Wagen! Da hat mir der Fährmann freilich erzählt, der Herr Graf sei heute nacht auf die andere Seit', aber gesehen hab' ich nichts von ihm!“

„— Das ist ja so ganz natürlich —“ sagte der Doktor. „Die Hauptsache ist, daß Sie da sind und die weitere Behandlung übernehmen, denn zu mir hat der Herr Graf kein rechtes Zutrauen! Ich hab' aber doch eingreifen müssen. Denn jetzt, wie Sie gekommen sind, wär's schon zu spät gewesen. Also hören Sie 'mal!“

Er zog ihn in eine Ecke und erläuterte ihm in einem kurzen gedämpften Gespräch den Stand der Krankheit. Dann trat der alte Physikus an das Lager des Kleinen und nickte nachdenklich. „Gut is!“ sprach er zu der Gräfin. „Wenn der kleine Prinz wieder gesund 'rumläuft, soll er sich nur bei dem Onkel da drüben artig bedanken. Ich kann mir kaum mehr ein Verdienst daran zuschreiben!“

„Ich glaub' fast, der Kollege gönnt mir das bißchen Verdienst gar nicht!“ Der Kassenarzt griff gleichmütig nach Hut und Stock. „Na — das nächste Mal sind Sie an der Reihe, Herr Physikus! Guten Morgen, Frau Gräfin.“

Er ging hinaus. Sie eilte ihm nach und schloß die Thüre hinter sich. Draußen, auf dem einsamen Flur, erfaßte sie seine beiden Hände und schaute ihm stumm ins Gesicht.

Er nickte. „Ja —ja,“ sagte er. „Jetzt haben wir beide unsere Prüfung hinter uns. Sie und ich! Sie haben recht. Wenn es an einen kommt, muß man's durchfechten, wie wir's heute nacht als zwei tapfere Kameraden gethan haben, daß keiner sich vor dem anderen zu schämen braucht. Ich will jetzt auch bald ganz fort von hier. Der Ort ist mir verleidet — und gar, wenn Sie nicht mehr hier sind! Gott weiß, wann wir uns wiedersehen! Aber ich lass' nicht ab — das dürfen Sie mir glauben, und bis dahin: Leben Sie wohl!“

XXIV.

Es war am Abend vorher gegen zehn Uhr geworden, als der Graf und Wegmann die Fähre am Neckar erreichten. Zuweilen wenn die Mondsichel aus den zerrissenen Wolken trat, glänzte der Schwall der lehmgelben Flußwellen, sonst war ringsum eine rauschende Finsternis, ein unsichtbares Gurgeln und Schäumen, ein leises, zitteriges Plätschern am Ufer und weiter draußen das eintönige, mächtige Brausen des erzürnten Stromes.

Da draußen hatte das Hochwasser seine volle Gewalt. Die rieselnden Schneerinnsale des Schwarzwaldes, die Frühlingsgüsse vom Himmel, die eilfertig von allen Höhen in Württemberg, Baden und Hessen niederhüpfenden Wildbäche, einten sich da zu einem ungestümen, rastlos sich erneuenden Wirbel, der immer wachsend seit dreißig Stunden das schmale Bergbett des Flusses überflutete.

Alles über den Haufen schwemmend, drängte Welle auf Welle nach Westen, dem Rheine zu. Ihnen entgegen pfiff das Thal hinauf der Märzwind. Wenn sein Hauch über die schwarze Wasserfläche hinstöhnte, schwoll das Rauschen mächtig an, die Wogen stauten sich zornig zischend gegen den Sturm und drückten sich ihm, durch die nachflutenden Massen gepreßt, in weißen Gischtkämmen entgegen — weiter — weiter — nach dem Rheine, nach dem fernen Ocean.

„Sie kutschiere ja direkt ins Wasser 'nein!“ Der alte Fährmann hielt die vor dem Flusse scheuenden Pferde mit seinen knochigen Fäusten am Kopfgestell, während Wegmann fluchend auf dem Bock sich zurück-

werfend, die Zügel an den Leib riß. „Sie wolle sich wohl umbringe und den Herrn da drinne und die Peerd'!"

„Dees is doch noch net der Necker!" schrie der Jäger und blickte mißtrauisch auf den Tümpel nieder, in dem die Vorderräder, die Hufen der Schimmel und die hohen Schmierstiefel des Fergen standen.

Der lachte: „Der Necker wird Ihne lang frage! Der hott net' emol den Herrn Amtmann gefragt, ob er üwwerlaafe derf! Aber freili, wann Sie's 'em sage — do macht der Necker, daß'r hamkummt. Uff Ihne hawwe m'r g'rad' gewartet!"

„Da ist wirklich schon der Neckar!" Graf Pius bog sich, aus seinem Brüten erwachend, über den Kutschrand.

„Jo, Herr! Deesmol is bees! 's laaft zuviel 'runner von den Berge un vum Himmel. Und er wächst alleweil noch! Mei' Haus is unner Wasser ... die Straß' is unner Wasser ... m'r möcht' rein die Kränk' krieche vor Ärger. Basse Se norr uff, wann der Mond wieder 'rausschaut, was der Fluß alles mit sich hott — m'r glaabt's net!"

„Also Sie glauben, daß wir noch Mondschein kriegen?"

„Ha — bei dem Wind bleiwe die Wolke net gern beisamme! Sehen Se net da owwe die geele Streife? Dohinner schteckt er, der Mond! Awwer 's badd' nix! Rüwwer kann doch keins!"

„Sie wollen mich nicht überfahren!"

Der vierschrötige Fährmann lachte. „Liewer Herr ... ich hab' e Fraa daheim und finf Kinner. Ich werr' mich hüte."

„Aber Sie sind doch dazu verpflichtet!"

„Sunst freilich! Ich dhu', was ich kann. Ich fahr' Ihne durch's Treibeis durch mit'em ganze Kahn voll Marktweiwer — ich haww' Ihne schon Rinne ins Eis gehau'n — jedde Morge neu — und bin hin- und hergefahre mit'em Kahn. Warum? Weil's mei' Brot is. Ich zahl'n dheuri Pacht — sag' ich Ihne, die will verdient sein. Aber bei dem Hochwasser — do schaff' ich keines 'nüwwer!"

Der Graf hörte die letzten Worte nicht mehr. „Was war denn das, Wegmann?" fragte er. „Es gab hinten so einen Stoß gegen den Wagen, wie wenn jemand abspränge!"

„Ich hab's aach g'hört, Herr Graf!" Der schwarze Jäger spähte mit seinen Katzenaugen ins Dunkel. „Awwer m'r sieht ja kaum die Hand vor den Aage!"

„Alleweil!" schrie der Fährmann und wies, seinen ölgetränkten Wetterhut gegen einen Sturmstoß festhaltend, mit der freien Hand nach oben. „Sie .. Herr! Alleweil guckt der Mond 'raus!"

Die beiden anderen achteten des Geräusches am Wagen nicht mehr und sahen nicht die schwarze Gestalt, die vorsichtig geduckt hinter ihnen dem Hause des Fährmanns zuschlich. Sie starrten hinaus auf die rastlos gleitende Wasserwüste, die jetzt der bläuliche Schein des Mondes enthüllte. Zwischen ihnen und den paar Lichtpunkten des Städtchens weit am anderen Ufer wälzte es sich erdfarben, dick wie weißschäumender Erbsenbrei in einem regellosen Schwall, hier glatt dahinschießend, da in tief ausgedrehten Wassertrichtern kreisend, dort wieder aufstarrende Felsen und Dämme mit Spritzfluten überschüttend und in breiten, vorüberstürzenden Wellenkämmen gegen den Sturm sich bäumend.

Weit draußen, mitten in den Wogen, zeigten noch krampfhaft nickende, kahle Obstbaumkronen und die spitzen, gleich mächtigen Hundehütten über den Flußspiegel aufstarrenden dreieckigen Dächer kleiner Bauernhäuser die eigentlichen Grenzen des Neckarbettes an, das jetzt in weiten Lachen und Tümpeln bis an den Waldrand hin spülte.

Allerhand Gegenstände trieben in der trüben Flut. Massenhaftes welkes Laub und Gras, Stallstreu und dürre Äste, Holzscheite, Planken, die Balkentrümmer eines Scheunenfirstes, dazwischen große dunkle Ballen, von denen man in dem unsicheren Licht nicht unterscheiden konnte, ob es ertrunkenes Vieh, weggespülte Fässer oder abgerissene Nachen waren.

Dann wieder tönte ein schrilles Kläffen. Ein Karren schwamm, sich fortwährend drehend, vorbei, und auf ihm stand, angstvoll mit eingezogenem Schweif in die Nacht hinein jammernd, ein kleiner Schifferspitz. Hinter ihm her schoß eine ungefüge Masse. Ein großes, mit den roten Sandsteinquadern der Odenwalder Steinbrüche bis zum Rande vollbeladenes Neckarschiff wurde von den Wellen dahingerissen, mit blinder Wucht und Schnelligkeit alles vor sich her zermal-

mend, die Baumkronen knickend, die Ecke eines Stalldaches mitnehmend, wie eine Kanonenkugel auf ihrer Bahn jedes Hindernis zerschellt.

„Gnad' Gott, wem selles Fahrzeug begegnet!" murmelte der Jäger nachdenklich.

Sein Herr erwiderte nichts, sondern blickte auf den Fluß hinaus. Dies rastlose Strömen im Zwitterschein des Mondes auf den gelbschäumenden Wogen, dies gleichmäßige, feierliche Brausen einer entfesselten Naturgewalt, dies mahnende Stöhnen des Sturmes — ringsum die schwarzen niederen Wellenlinien der Berge und gegenüber wie trügerische Irrlichter blinkend die Lichtpunkte des Städtchens — das alles war von einem eignen Grauen erfüllt, von dem unheimlichen Gegensatz zwischen der gewohnten lachenden Lieblichkeit des Neckarthales und dieser plötzlich entstandenen finsteren Wasserwildnis.

„Herr Graf!" sagte Wegmann plötzlich, ohne ihn anzuschauen. „Ich mein', 's is besser, wenn wir bald fahre!"

„Ja!" Der andere wandte sich der Flutgrenze zu. „Vorwärts!"

„M'r müsse e Weilche warte, Herr Graf! Alleweil schiebt sich wieder e Wolke vor den Mond. Wann die fort is, stoße m'r ab! Unnerdes hol' ich beim Fährmann den Schallbaum un die Ruder. Das Boot hot'r gleich hinnerm Haus in dem Hohlgässel angehängt. Komme Se mit, Herr Graf, ins Zimmer!"

Außer der Frau des Fergen und ein paar in der Ecke schlafenden Kindern saßen dort noch mehrere Männer, durch das Hochwasser abgeschnitten, verdrossen beisammen in halblautem Gespräch.

„.. 's schteigt als noch!" brummte der Forellenfischer. „Ich wollt' bloß, 's thät' die Fawrik owwe in Grund und Boden reiße!"

„Jo — die schteht fest!" lachte der alte Schäfer, der in seinen blauen Wettermantel gewickelt, den langen Krummstab neben sich, an dem rotglühenden Ofen saß und emsig wie eine alte Frau mit seinen braunen Hornfingern an einem Wollstrumpf strickte, „Do kannscht lang warte!"

„Awwer die Fisch!" Der andere schlug mit der Faust auf den Tisch und schob sich die blaue Schifferkappe ins Genick. „Die Fisch' — die derfe kaput gehn! Do frägt keins danach! Jetzt rührt's Hochwasser wieder den ganzen Dreck vum Bode! Die ganze Bach is voller Dreck und der Necker aach. Wann den die Fisch' in die Kieme kriege, no könne sie net mehr schnaufe! No müsse sie derschticke! Guckt norr 'naus! 's schwimmt jetzt schon alles voll doter Fisch'! Oh mei'! Was sinn dees für Zeite! Un wann's net der Necker is, so is es die Fawrik mit dem neumodische Giftzeug, oder der Schleppdampfer schmeißt mit seine Welle den Laich ans Ufer, daß er austrockne muß .. so oder so .. hin müsse die Fisch'! Ich möcht' schon bald lieber Schteine kloppe uff der Schosseh!"

„Jo — jo!" sagte der Holzhändler neben ihm finster und versank wieder in Brüten. Die anderen sahen ihn mit bedauerndem Kopfnicken an. Das Hochwasser hatte ihm einen Posten alter, zu Schiffsmasten bestimmter Schwarzwaldtannen vom Lager weggespült. Jetzt schwammen die mächtigen Stämme schon auf eigne Gefahr zerstreut nach Holland hinunter, und ihr Eigentümer hatte die größte Not, die da und dort ans Ufer getriebenen Bäume aufzusuchen und für sich mit Beschlag zu belegen. Und manchen fand er wohl überhaupt nicht mehr. Der war schon heimlich und in aller Eile irgendwo als gute Beute mit Axt und Säge zerkleinert und weggeschafft oder sonst auf unbekannte Weise verschwunden.

„Im Owwerland hot's e halbes Dorf mitgenomme ..." sagte, wie um den Holzhändler zu trösten, ein Leinwandhausierer aus der Ecke. „Drei Mensche sin tot."

Die übrigen erwiderten nichts, sondern rauchten still und gedrückt ihre Pfeifen. Aus der Scheune nebenan klang das klägliche Blöken der dort über Nacht eingesperrten Schafherde und von draußen, eintönig und endlos das Rauschen der Flut.

Der Jäger packte inzwischen das Nötige zusammen — ein paar derbe Handruder, eine lange Hakenstange und ein Seil — und zündete die Laterne an. Erst jetzt, als deren Licht im Winkel aufflammte, wandten sich die Köpfe der um den Tisch Sitzenden nach der Gruppe in der Ecke, und unverhohlenes Erstaunen malte sich auf all' den wettergebräunten Gesichtern.

Der alte Schäfer, der den Grafen erkannte, hatte seinen Strickstrumpf aus der

Hand gelegt und war ehrerbietig aufgestanden. „Ha — wo wolle denn die Herre jetzt hin?“ fragte er, und es zwinkerte ihm ungläubig-zweifelnd in den hundert Fältchen um die Augen und den Mund.

„Oh mei', halt's Maul!“ sagte Wegmann unwirsch und klappte die Laterne zu. „Wammer jedem Red' schtehe wollt', do könnt' ich lang bawwele!“

Auch der Forellenfischer schüttelte nachdenklich den Kopf, daß die Ohrringe blitzten. „In so ner Nacht?“ murmelte er zweifelnd. „In so 'ner Nacht!“

„Dens is e Nacht wie e anneri! Wer von euch will mitfahre? Der Herr Graf zahlt's 'em gut!“

Auf dies höhnische Angebot des Jägers trat tiefes Schweigen ein, und der dunkeläugige Geselle lachte geringschätzig! — „Schteigt mir den Buckel 'nuff!“ sagte er. „Wann ihr net mitfahre wollt, so redt't auch nix! Herr Graf!“ Er wandte sich zu dem totenbleich und fröstelnd in der Ecke lehnenden Schloßherrn. „Jetzt hawwe m'r bald wieder den Mond! Dann norr gleich druff, solang 's hell is.“

Einer der Männer schaute prüfend durch die Scheiben hinaus in die Nacht. „Ich möcht' norr wisse,“ sagte er nach einer Weile, „was dees für'n schwarzer Kerl is.“

„Wo dann?“

„Ha — da draußе tappt so 'n schwarzer Kerl 'erum — schon e ganze Weil'. M'r kann en net recht sehe!“

„Den habt ihr mitgebracht!“ meinte der Fährmann mit seiner tiefen Stimme. „Mir gedenkt's ganz deutlich, wie's uff eenmol gescheppert hot — hinne uff'm Wage, wie wann da eins abschpringe thät'! Der hot hinnerm Herrn Grafe gehockt und net emol ‚dank schön!‘ gesagt!“

„Wer wär' denn dees awwer?“

„E Stromer!“ Der Ferge blinzelte ebenfalls durch das Fenster. „E Handwerksborsch oder e Zigeuner. Im Frühjahr hot's 'ere viel! Do hot m'r sei' Plag' mit dem Volk. Ohne 'n Hund im Hofkammer net beschtehe!“

„Do geht's wieder draußе ums Haus!“ sagte der Fischer. „Alleweil so was Schwarzes! M'r meint, der hot Ängst, daß er net gesehe wird!“

„Der wird schon wissen, warum er net bei geht!“ lachte der Fährmann. „Vielleicht is schon a Schandarm hinter'm her. Der möcht' auch übern Neckar un kann net!“

Der Jäger machte, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, auf den Fußspitzen ein paar Schritte nach der Thür. „A Schandarm!“ flüsterte er, als gelte es, ein Wild zu beschleichen. „Ich muß dees Bürschle da draußе doch emol anschaue!“

„Wie willst dann dees anschtelle!“ Der Fährmann hielt ihn zurück. „Der schpringt doch, wann er bloß die Thür' aufgehe sieht. Jo, ihr Männer ... 's is e Kreuz! Letztes Johr hot mir aaner nachts den Nache abgehenkt un is damit bis Mannem gefahre. Der hot's eilig gehott, der Schote!“

„Hawwe se'n kriegt!“

„Ahbah! Krieg' du 'mol eins, wo erscht uffm Rhein is! Der läßt beschtens grüße un meint, Holland wär' aach e schön's Land!“

Aus unsrer Studienmappe:

Ölstudie von Peter Janssen.

Die brausende Finsternis draußen erhellte sich mit bläulichem Schein. Der Mond trat hervor, und alle standen schweigend auf.

„Adjee, Ihr Leit'!“ sagte der schwarze Jäger. „Wann es jetzt ent . . .“

Er brach ab. Das wütende Gekläff eines Hundes drang hinter dem Hause hervor, dazwischen ein undeutliches Klirren und Rumpeln.

„Was hot denn mei' Scholli!“ rief der Fährmann und stülpte sich den Wetterhut auf. „'s is hinne im Hohlgässel, wo's Boot liegt! Na wart'! Dir kumm' ich!“

Er lief hinaus. Die anderen hinterher. Der mit feinem Sprühregen erfüllte Wind umbrauste sie, daß sie blinzelnd die Augen zukniffen und sich im Halbdunkel längs des Hauses hintasteten.

Der Ferge, der Schritt und Tritt kannte, war weit vor ihnen. Bis zu den Knieen in dem leise plätschernden Uferwasser stehend, hielt er mit beiden Händen den Rand des Neckarbootes, das frei, einige Schritte von dem Lande entfernt, auf den Wellen trieb, und zerrte es zurück.

„Himmeldunnerwetter noch emol!“ fluchte er durch das wütende Kläffen des Spitzes. „Hot der Kerl da draußе mir richtig schon den Nache losgemacht. Mit 'nem Feldstein hot er 's Vorhängschloß zerschlage! Wann der Scholli net uffgebaßt hätt'!“

Der „Joli“, ein rüder, kleiner Bauernköter, winselte noch einmal auf und kroch dann, seufzend wie im Bewußtsein erfüllter Pflicht, in seine Hütte zurück. Die Männer standen dicht beisammen, an der mit lehmiger Flut erfüllten Gasse, die sonst zu dem jetzt tief unter Wasser befindlichen Landungsplatz der Fähre hinabführte, und sahen sich drohend nach allen Seiten um.

„Wo is er dann hin, der Kerl?“ rief der Forellenfischer. Der alte Schäfer neben ihm deutete nachdenklich mit dem Krummstab irgendwohin in die Ferne, während die weißen Haarsträhne im Wind um das faltige Antlitz flogen. „Der hot sich lang weggemacht!“ meinte er. „Sobald daß e Hund laut wird, so sieht so aaner, daß 'r letz is, und laaft, was 'r kann!“

„Vorwärts!“ Der schwarze Jäger stieß ihn ziemlich unsanft beiseite und sprang mit einem Satz in das Boot, daß das auf dessen Boden hin und her spülende Regenwasser hochaufspritzte. „Ihr schwatzt mir lang gut! Wir müsse die Zeit nutze, Herr Graf! Der Mond bleibt net ewig draußen!“

Er half seinem Herrn hinein. „Den Schallbaum bei!“ schrie er. „Die Latern'! So! Die schtecke wir da vorne hin — Sie setze sich unterdes dahin, Herr Graf! Ich schtoß' den Nache, solang' ich Grund krieg'! Nachher heißt's ruddere! Alleh! Alleh!“

Die eiserne Spitze der langen, in seinen starken Armen sich biegenden Stange knirschte auf dem überschwemmten Steinpflaster. Der Hochwasserkahn, ein plumper, wohl zwanzig Fuß langer Kasten, in dessen hinterem Teil die abgehobenen Sitzbänke und Bodenbretter als eine dunkle, wirr aufgetürmte Masse durcheinander lagen und emporstarrten, setzte sich langsam in Bewegung und schwamm durch das flache, unruhig im Schein der Laterne zitternde Wasser dem offenen Fluß zu.

„Sie sollte das Fahrzeug e End 'uffwärts schtoße!“ murmelte der Fischer, ihnen mit sachkundigem Blicke nachschauend. Aber der Fährmann widersprach. „Sell leid't die Schtrömung net!“ meinte er. „Die hot dir e Gewalt — da muß alles mit! Alleweil sind sie draußе! Do guck' norr, wie's die Latern' gleich 'nunnerzu's reißt!“

„Dees geht wie uff' der Eisebahn!“ Der Schäfer schüttelte den Kopf. „Awwer sie halte fescht dawedder! Wann norr der Mond bleibt!“

Er hatte es kaum gesprochen, da wurde es wieder stockfinster um sie. Eine massige Wolkenwand deckte, vom Westwind gebläht, rasch den ganzen Himmel, und stärker und stärker rauschte in schiefgewehten Güssen der Regen hernieder. Man sah nichts mehr in der tiefen Dunkelheit, als ferne, wie in endloser Weite, eine Reihe zerstreuter Feuerpünktchen am anderen Ufer und dazwischen den unruhigen Glanz der Bootslaterne, der bald rasch nach abwärts glitt, bald wieder schaukelnd auf der Stelle sich blitzgeschwind zwei, dreimal im Kreise drehte.

Die Männer am Flusse verfolgten den Schein stumm, mit unverwandtem Blick. Er mußte jetzt schon ziemlich in der Mitte des Stromes sein. Seine Schwingungen wurden immer ungestümer und wilder im Wirbel der Wellen.

Zuweilen verschwand der Lichtstrahl für längere oder kürzere Zeit, wenn die mit

Blech verkleidete Rückseite der Laterne sich der Abfahrtrichtung zudrehte. Dann blinkte es wieder auf, ängstlich, zitterig, und verlosch abermals in der Nacht.

Jetzt war es wieder da, mitten in der unsichtbar rauschenden Wasserwüste. Und ein halblauter Ruf fuhr aus dem Mund der Zuschauer. Das Licht schwankte nicht mehr wie bisher! Es kämpfte nicht mehr mit dem Strom! Es glitt rasch mit den Wellen abwärts, als hätten die im Boote zu rudern aufgehört und überließen das Fahrzeug seinem Schicksal.

Und in der That stand der schwarze Jäger am hinteren Ende des Bootes aufrecht in Ruhe da und überlegte. Dann stieg er mit katzenartigen Schritten das Gleichgewicht wahrend, durch das am Boden schaukelnde Wasser auf die Bank zu, wo sein Herr saß und mit seinen schwachen Kräften ein Ruder in die Fluten tauchte.

Graf Pius sah beklommen die dunkel und unheimlich heranplätschernde Gestalt. „Was ist denn los, Wegmann? fragte er unsicher. „Warum hören Sie denn mitten im Fluß zu rudern auf?"

„Mitten im Fluß!" wiederholt der Waldläufer, vor ihm stehen bleibend mit einer ganz ungewohnt tiefen, rauhen Stimme. „Jo, Herr Graf — dees is der rechte Ort für das, was wir zwei mitenanner jetzt vorhawwe!"

„Was denn?" Sein Herr klammerte sich erschrocken an die Bank. „Was haben Sie denn vor? Was soll denn das?"

„Was dees soll?" klang es wieder wie ein Echo. „Dees soll heiße, daß die Zeit kumme is, wo wir abrechne — hier stört uns keiner! Hier sieht uns keiner! "

„Ja — was wollen Sie denn?" Die Stimme des Schloßherrn erstarb im Schrecken.

„Was ich will? Ich will net nach Mann'em vors Schwurgericht kumme und nach Bruchsal ins Zellegefängnis! Dohin kummt m'r norr, wann Zeuge do sin. Hier sin ka Zeuge. Mitten uffm Necker. Do kann keiner vorm Gericht uff mich weise und schwöre: Der hot's gethan!"

„Was denn? ... Mensch ... was ... was ... ist denn?"

„Hab' ich Ihne net treu gedient, Herr Graf? Wie sich's gehört? All' die Jahr!?"

„Nun ja — und ..?"

„Un wie hawwe Sie mir's gelohnt? Wie e Schuft! Betroge hawwe Sie mich un beloge un um mei' Beschtes gebracht. Un gemacht, daß die Leut' hinner mir her gelacht hawwe, un ich hab' nix gemerkt — weil ich mir alles andere in der Welt gedenkt hab' — bloß nix Böses von Ihne. Awwer jetzt weiß ich's ...

„Nein. Das ist ein Irrtum ... Es ist ..."

„Halte Sie's Maul! Die Elis' selwer hot's mir gesagt! Sell is jetzt sicher wie's Amen in der Kirch'! Sie sin mir in den Weg 'kumme! Wer mir in 'en Weg kummt, den mach' ich kalt! Sie sin der Erschte net!"

„Zurück, Mensch!" Die Todesangst gab dem Grafen einen plötzlichen Mut. „Unterstehen Sie sich ..."

Der Waldläufer lachte wild auf. Wie zwei Stahlklammern krallten sich plötzlich seine sehnigen Fäuste in die schwächlichen Arme des anderen und hielten sie fest, während er ihn gleichzeitig mit dem Fuße hart an den Bootsrand, schon über ihn hinaus gegen den Wasserspiegel drängte. Der Mond war geschwunden. In der tiefen Dunkelheit, die die beiden ringenden und keuchenden Gestalten verhüllte, legte sich der Kahn schwer zur Seite, sein Rand netzte schon die Flut, und über ihn bog sich der schwarze Jäger, mit stählerner Kraft sein Opfer in die Tiefe zwängend und selbst mit dem zurückgestemmten rechten Bein sich sein Gleichgewicht in dem Verzweiflungskampfe wahrend.

Da plötzlich krachte es am Boden auf. Der Kahn war an eine Klippe gestreift und schwang sich schwer zur Seite rollend über sie hin. Der unvermutete Stoß warf den Büchsenspanner nach vorn, gegen das Wasser. Noch suchte er, während er den Halt verlor, mit dem Arm nach einem Stützpunkt. Aber schon packte ihn die freigewordene Rechte des anderen, der unter dem Anprall in die Wellen niederglitt, an der Brust und riß ihn mit sich in die Tiefe. Einen Augenblick strudelte und plätscherte es neben dem Kahn. Dann ertönte nur noch rings das einförmige Brausen der Wogen, und als der Mond wieder sein Silberzittern über den Wasserspiegel warf, da floß der Flutschwall glatt und leblos dahin. Nichts regte sich in dem rastlos zum Rheine rollenden Wellenzug als der Kahn, der steuerlos des Weges trieb.

Steuerlos, aber nicht leer. Hinten, wo die Bohlenbretter und Sitzbänke in wirrem Haufen aufgestapelt lagen, kauerte eine hagere, unheimliche Gestalt. Bei dem Stampfen und Keuchen des Kampfes war Bazaine aus seinem Versteck hervorgekrochen und hatte mit dem lauernden Ausdruck eines gejagten Raubtiers das Ringen seiner Todfeinde beobachtet. Jetzt lief ein verstörtes, schadenfrohes Lachen über sein Gesicht. Er kletterte nach vorn, wo die Ruder lagen, und tauchte sie in die Flut. Der Kahn gehorchte dem Druck. Er wendete sich zur Seite und strebte langsam dem Ufer zu.

„Jetzt schaffe sie wieder!“ sagte auf der anderen Seite des Flusses der greise Fährmann zu der ihn umdrängenden Gruppe von Männern. „E Zeit lang hawwe sie's Boot rein treibe losse. Warum, dees mag unser Herrgott wisse!“

„Der Wegmann wird halt müd' gewese sein!“ meinte der Forellenfischer. Aber der Schäfer lachte. „Jo — der und müd'! Dees gibt's bei deem net! Der hot irgend e Anstand mit dem Grafe gehabt ... daß der net recht wohl geworre is vor Angst oder so was. Für den Mann is so e beese Fahrt nix!“

„Hab' du 'mal e krankes Kind!“ Der Ferge sprach das in verweisendem Ton und blinzelte in die Ferne. „Und er zwingt's ja, der Graf! Do guckt norr 'nüwwer!“

Die Männer blickten auf. Jawohl — jetzt war der Lichtpunkt auf den Wellen schon nahe am Ziel. Man sah deutlich, wie er in ruhigeres Wasser kam und endlich stehen blieb.

„Die Latern' is drüwwe!“ Der Schäfer hatte unwillkürlich seinen Hut abgenommen.

„Awwer gewackelt hot's!“ Der Fischer schüttelte anerkennend den Kopf. „Jo — der Wegmann! ...“

Neben ihnen klang Hufgetrappel und Pferdeprusten. Ein großer, schwarzer Schatten, Roß und Reiter, tauchte aus der Dunkelheit.

„Guten Abend!“ sagte vom Pferd herab eine Stimme mit fremdartiger Betonung. „Ich soll fragen, ob der Herr Graf glücklich über den Fluß gekommen sind. Ich bin der Kammerdiener vom Schloß.“

Der Fuhrmann wies hinüber. „Do is die Latern'! Sehn Sie, wie das Lichtpünktche in die Höh' steigt? Do steige sie am Ufer 'nuff — der Herr Graf und der Wegmann!“

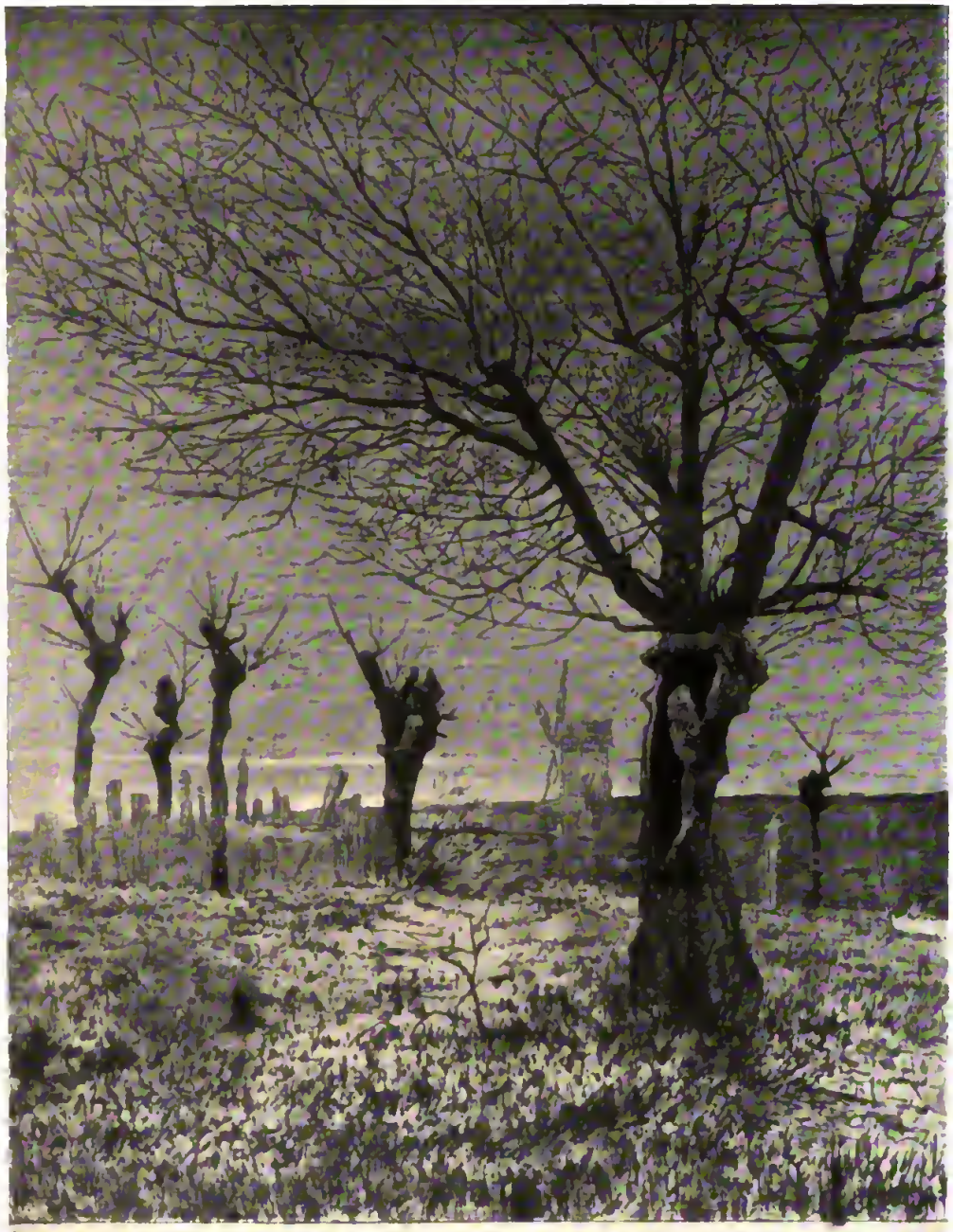
„Danke!“ Der alte Schotte wandte sein Pferd um und ritt sofort zurück.

Am jenseitigen Ufer suchte inzwischen Bazaine mit der Laterne die flußabwärts führende Straße. Das dunkel gewordene Boot hatte er gleich mit einem Fußstoß wieder in die Strömung hinausgeschnellt. Jetzt ließ er ihm, sowie er den festen Grund der Chaussee unter den Schuhen spürte, die ausgelöschte Laterne in weitem Bogen folgen, um alle Spuren seiner Überfahrt zu verwischen. Wenn er die Nacht durch rastlos lief, konnte er bei Morgengrauen in Mannheim sein. Dort kannte er sich aus und fand wohl einen holländischen Rheinschiffer, der ihn für Geld und gute Worte mit sich stromab und über die Grenze nach Rotterdam nahm.

Der finstere Geselle rannte, was er konnte. Er hatte Angst, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben. Und nicht vor Menschen, sondern vor solchen, die es gewesen waren. Immer wieder glaubte er in der stillen Nacht leise Schritte zu hören, er glaubte, den Kopf umwendend, zu sehen, wie der Graf und sein schwarzer Jäger mit bleich gewordenen Gesichtern und von Wasser triefend, hinter ihm her schlichen und ihm winkten. Er wußte genau: es war unmöglich, daß ein Mensch lebend in der Nacht diesen eiskalten Fluten entrann, er hatte selbst gesehen, wie die beiden, sich umschlungen haltend, für immer untergingen und nicht wieder in die Höhe kamen. Aber trotzdem warf er von Zeit zu Zeit scheue Blicke auf die pfeilschnell zu seiner Rechten im Mondglanz hinschießende Spiegelflut und verdoppelte dann, ein halbvergessenes, französisches Gebet vor sich hinmurmelnd, seine Schritte.

XXV.

„Was, Doktor?“ sagte der Fabrikant und schaute, sich in seinem Schreibtischsessel umdrehend, dem Besucher verblüfft ins Gesicht. „Du willst von hier fort? Jetzt gleich — sowie ich einen anderen Kassenarzt für dich gefunden habe? — Womöglich schon heute an diesem schönen Märznachmittag? Wo du dich eben hier häuslich eingerichtet und dein Laboratorium begründet hast? Mensch — Freund — Doktor — was ist in dich gefahren?“



Märkische Landschaft. Nach der Radierung von H. Hirzel.

Der andere erwiderte nichts. In Hut und Mantel, wie er vom Schloß gekommen, stand er da und brannte sich stirnrunzelnd eine Cigarre an.

„Fort will er!“ wiederholte der nervöse Fabrikherr. „Es ist nicht zum ... aber recht hast du! Ich thät's auch! Wenn ich nicht an diesen Kasten da drüben gekettet wäre ... Daisy!“ Er wandte den Kopf nach dem Nebenzimmer und verstärkte seine Stimme. „Daisy ... Weib meines Herzens ... hast du gehört ...? Die letzten Menschen wandern aus diesem Jammerthal aus und lassen uns allein in Sibirien zurück!“

„Ach — er geht ja doch nicht!“ rief die hübsche Amerikanerin aus ihrem Boudoir herüber, wo sie in einen englischen Roman vertieft saß. „Ich weiß schon, warum!“

Ihr Mann lachte, und sein Gast öffnete die Thüre. „Wir werden's ja sehen!“ sagte er. „Jetzt muß ich fort und Krankenbesuche machen!“

„Jetzt erst?“

„Ich war von zwei Uhr nachts bis jetzt auf dem Schloß. Der kleine Stammhalter war todkrank.“

Der Fabrikant pfiff durch die Zähne. „Sieh 'mal an! Und jetzt geht's besser!“

„Natürlich ist er außer Gefahr!“ sagte der Doktor beinahe grob. „Glaubst du etwa auch schon, daß ich die Leute umbringe? Wegen mir kann der kleine Graf neunzig Jahre alt werden und da oben auf dem Schloß sitzen. Um das räucherige Eulennest und die Tannenwälder herum beneide ich ihn doch nicht. Die gönn' ich ihm und seinen Nachkommen gerne'“

„Dich versteh heute der Kuckuck!“ Der Fabrikbesitzer schüttelte den Kopf. „Um was beneidest du ihn denn dann?“

Aber der andere war schon wieder auf dem Flur. „Guten Morgen!“ sprach er kurz und ging das Dorf hinab in der Richtung nach dem Hause Irions.

Als er sich dem niederen Gebäude näherte, sah er einen Mann am Eingang stehen und schob prüfend den Zwicker zurecht. „Wahrhaftig!“ sagte er dann. „Sie sind's, Irion! Seit wann sind denn Sie wieder im Land!“

Der Monteur zuckte die Schultern. Sein hektisches Gesicht war noch bleicher wie sonst, und das resignierte, fanatische Lächeln trat noch deutlicher hervor. „Sie hawwe mich halt heute morge verhört, gleich nach der Einlieferung, und dann laase lasse, so daß ich gerad' noch den Zug hierher hab' erwische könne! Ich hab's dem Gendarm gleich gesagt: 's is e Unfug, e Mann von seiner Arweit und seiner kranke Frau wegzuhole! Jetzt freilich ... vor Gericht komm' ich doch!“

„Wissen Sie, Irion!“ Der Arzt trat mit ihm in die Wohnung. „Ich an Ihrer Stelle thät' jetzt Ruhe geben mit Ihrem Zukunftsstaat! 's wird doch nichts draus! Glauben Sie mir!“

Da lachte der hagere Maschinenschlosser. „Ich und uffhöre!“ sagte er. „Do kenne Sie den Irion noch lange net! Do wär' ich der Rechte! Hier bleib' ich und hier thu' ich weiter agitiere — und wann sich der Gendarm grün und geel ärgert! Der Gendarm lebt aach von meinem Geld als Steuerzahler.“

„Und wie viel Feinde Sie sich dabei machen, das ...“

„Feind' hin, Feind' her — sell is mer egal! Der Direktor kann mich net entlasse. Er braucht mich. Bei dem hab' ich mei' Lohn und Brot! Und wer sonst kummt, der ... ich weich net! Ich hab' mei' Ziel. An dem halt' ich fest! Lasse Sie nur noch mehr Fawrike hier 'rum gründe — für alles andere sorg' ich, der Irion! Ich lass' net locker! Ich agitier'!“ Er hustete kurz auf. „Und vielleicht leb' ich noch so lange, daß mich die Männer hier in 'n Reichstag schicke! 's kummt die Zeit, Herr Doktor! 's kummt die Zeit, Herr Doktor!“

„Ach, Unsinn!“ sagte der andere barsch. „Jetzt will ich 'mal nach Ihrer Frau sehen!“

Aber während er allein an dem Krankenbett neben der ruhig Schlafenden saß, gingen ihm die Worte des Monteurs immer wieder durch den Sinn. „Ich weich' net! Ich hab' mei' Ziel! An dem halt' ich fest!“ Hatte er nicht auch sein Ziel hier in dem engen Thal — seine Arbeit — das Laboratorium da drüben? Sollte er das alles im Stich lassen? Und warum? Er begriff plötzlich die Anwandlung von Schwäche nicht mehr, die ihn vorhin bei dem Fabrikanten übermannt, und ging, wieder ruhig und fest geworden, auf die Straße hinaus, wo der Irion mit dem Pilgerle und seinem Weiblein stand.

Die beiden runzeligen, alten Leutchen

hatten schwere Sorgen. Nahm ihnen doch das Hochwasser ihr gewohntes Brot, die tägliche Fahrt mit dem Karren nach der Stadt. Aber sie lächelten freundlich wie immer. Denn sie wußten ja ganz genau durch den Herrn Kaplan: Alles Ungemach im Leben war eine göttliche Prüfung, die man nicht nur ertragen, nein, über die man sich noch dankbar und demütig freuen mußte! Und so verschwand, mochte auch Leidenschaft und Sorge ringsum im Thale nisten, eine stille, hoffnungsvolle Heiterkeit nie von den beiden welken, von weißem Haar umrahmten Kindergesichtchen.

Jetzt eben zog das Pilgerle respektvoll den Hut tief bis zur Erde. Seine beiden Freunde und Gönner im Leben kamen vorbei, sein vornehmer Umgang, auf den er so stolz war, der Herr Kaplan, und zu seiner Linken der Stabhalter vom Grenzhof.

Beim Anblick Irions blieb der greise Bauer stehen, ohne daß sich in seinen streng gefurchten, lederharten Zügen etwas regte. Offenbar wollte er nicht an dem verhaßten Menschen vorbei. „Jetzt kehr' ich um, Hochwürden!" sprach er gedämpft. „Sonst wird mir der Weg zurück zum Hof zu streng! Ja — lache Sie norr ... ich werd' alt und wie ich Ihnen gesagt hab': ich mag nix mehr wisse von der Welt! 's wird Zeit, daß man sich auf sei' ewiges Leben vorbereitet! Mir is als nachts, als hört' ich mei' selige Fraa und die spricht: ‚Du kummst bald zu uns! Mach' dich bereit, Mann!' Sell will ich jetzt! Ich will mich zur Ruh' setze und kei' weltliche Sorge mehr hawwe. Alleweil liegt mei' Sohn noch und schnarcht. Aber emol muß er doch sogar e' ‚Kriegervereinsrausch' ausgeschlafe hawwe, und dann geh' ich mit 'em uffs Amt, und wir mache alles richtig, daß er den Grenzhof übernimmt. Do mag er dann mit seine Mann'emer Dragoner alle Tag' die Wacht am Rhein spiele losse und Hurra dazu kreische, wann's ihm Bläsier macht. Mich geht das nix mehr an. Ich versteh' das neue Wesen net!"

Der Kaplan nickte.

„Ich bin e katholischer Christ!" fuhr der alte Hofbauer fort, und der feierliche Zug, der in letzter Zeit sich in den tausend Runzeln des glattrasierten, an alte Römerköpfe erinnernden Antlitzes eingegraben hatte, verstärkte sich noch. „Und darum, Hochwürden — wann Sie jetzt nach Afrika gehn wolle und den armen Heiden das göttliche Licht bringe — was *ich* dazu thun kann, dees geschieht. Ich bin froh, wann ich an sellem heiligen Werk mithelfe darf! Dees nutzt mir im Himmel, was ich hier noch in der letzten Stund' zur Vergebung meiner Sünden thu'! Also was *dees* betrifft, do könne Sie sich auf mich verlasse, Herr Kaplan!"

Er drückte ihm die Hand und wanderte mit langen Schritten, auf seinen Stock gestützt, heimwärts. Das Spiel des Windes bauschte die Schöße seines altmodischen langen Rockes und ließ seine langen Haarsträhne flattern. Er sah nicht, wie sonst der Bauer thut, prüfend nach den Feldern rechts und links. Den müden Blick geradezu gerichtet, dem Leben im Thale schon völlig entrückt, stieg er empor zur Höhe und verschwand im Wald.

„Lauf' doch nicht so, Kaplan!" rief inzwischen der Kassenarzt dem jungen Priester zu, der, die Augen auf dem Boden und sogar ohne den schüchtern-ehrerbietigen Gruß des Pilgerle zu beachten, allein seinen Weg fortsetzte. „Ich geh' mit dir!" Und zu Irion gewendet, fuhr er fort: „Ich denk', Ihre Frau kann bald wieder aufstehn! Aber in die Fabrik läuft sie mir vors erste nicht! Guten Morgen!"

Er gesellte sich zu dem Kaplan. „Also wirklich?" frug er ernst. „Du willst wirklich nach Afrika, Hochwürden?"

Der andere nickte. „Ja. Jetzt ist's entschieden. Wo's noch fehlt, hilft mir der alte Kaltschmidt aus. Du hast's ja gehört!"

„Und wenn du am Fieber stirbst, da drüben?"

Der Kaplan sah wider seine Gewohnheit in die Ferne. Sein derber, junger Bauernkopf schien sich in den letzten Tagen durchgeistigt zu haben. Er war bleich geworden, und in den Augen lag ein schwärmerischer, fanatischer Glanz. „Lieber Doktor!" sagte er. „Ob wir leben oder sterben ... 's is ein und dasselbe. Das begreifst du natürlich nicht. Denn deine Aufgabe ist es eben, die Menschen am Leben zu erhalten, meine aber, sie auf den Tod vorzubereiten, und am ersten natürlich mich selber! Das hab' ich jetzt gethan und hab' was durchgemacht ... was Großes!"

„Ich auch!“ sagte der Doktor. „Bloß daß ich deswegen nicht gleich zu den Wilden lauf' und mich vor mir selber versteck'! Ich bleib' hier in seinem Laboratorium wie der Soldat auf seinem Posten. Aber daß ich dir nicht Unrecht thu' — ich hab' auch vorhin so eine dumme Anwandlung gehabt... Unsinn! Vorbei ist's! Geh' du zu den Negern und ich zu den Bacillen! Du hast recht! 's is ein und dasselbe! Wir sind nicht zum Vergnügen auf der Welt!“

Hinter ihnen tönte rasch näher kommendes Räderrasseln. „Herr Kaplan!“ rief eine rauhe Stimme. „Halten Sie doch, Kutscher, zum Donnerw... Verzeihung, Hochwürden! Ich danke Gott, daß ich Sie treffe!“

Die altmodische Karrosse hemmte ihren Lauf, und aus ihr stieg die hagere Riesengestalt des Freiherrn von Froningen etwas steif geworden zu Boden. Als er den Arzt erblickte, verfinsterten sich seine ohnedies ernsten Züge. Er grüßte ihn flüchtig und hochfahrend und drückte dann dem Kaplan die Hand.

Der sah ihn betroffen an. „Was ist denn, Herr Baron? Es ist doch kein Unglück geschehen?“

Der alte Odenwälder Junker zuckte die Achseln. „Hoffentlich nicht! Waren Sie heute schon oben im Schloß?“

„Ich nicht! Aber der Doktor! Die ganze Zeit!“

„Ihr Enkelkind ist jetzt außer Gefahr!“ sagte der Kassenarzt. „Wenn Sie also das hergetrieben hat...“

„Das auch — obwohl ich nicht ahnte, daß es so ernst war. Aber eine Frage: Ist mein Schwiegersohn oben?“

„Nein! Der Herr Graf ist mit seinem Jäger heut nacht nach der Stadt gefahren. Seitdem hat man von ihm merkwürdigerweise nichts mehr gehört. Aber der Diener und die Leute an der Fähre wollen deutlich gesehen haben, daß die Laterne...“

„Ja... das Boot ist freilich drüben!“ Der greise Junker strich sich verstört den buschigen, grauen Schnurrbart. „Das wissen wir! Herrgott... wenn das wirklich wahr wäre...“

Er brach ab. „Ach was!“ sagte er nach kurzer Pause energisch und mit lauter Stimme: „Ein Landstreicher! Wer kann auf das Geschwätz eines Landstreichers etwas geben! Sie haben nämlich solch einen Kerl heute in aller Gottesfrühe, fünf Stunden von hier unterhalb, am Neckar auf dem anderen Ufer festgenommen, weil ein Steckbrief auf ihn paßt, und ihn, weil das Individuum vorgab, nur französisch zu verstehen, zu meinem Vetter geführt, der dort Oberförster ist, damit der aus dem Menschen klug wird...“

„Nun, Herr Baron — und da?“ drängte der Kaplan.

„Da fängt der Kerl — ein gewisser Bazaine von einem hiesigen Grenzhof, wenn mir recht ist — fängt der an, immer auf französisch zu heulen und zu schwören: daß er Deserteur sei, wolle er zugeben! Aber köpfen dürfe man ihn nicht. Denn den Mord habe er nicht begangen! Ganz gewiß nicht. Er sei zwar versteckt mit im Boot gewesen, aber gestritten hätten sich die beiden miteinander ganz allein — weswegen, wisse er nicht, weil er kein Deutsch verstehe — und hätten mit einander gerungen und schließlich einer den anderen ins Wasser gestürzt. Und dort seien sie in der Nacht umgekommen. Aber nicht durch ihn, obwohl es seine Feinde gewesen seien, die ihn bei der Behörde angezeigt und von dem Grenzhof vertrieben hätten.“

„Also kennt er sie?“ Die Stimme des Kaplans bebte vor Erregung. „Kannte er die Namen?“

„Der Graf von Wodenstein und sein Jäger!“

Die beiden anderen sahen sich an. Es war einen Augenblick tiefe Stille.

„Mein Schwiegersohn!“ fuhr der alte Odenwälder fort. „Wie das mein Vetter, der Oberförster, hörte, glaubte er es nicht, aber er hielt es doch für geraten, mir Nachricht zu geben. Ich wohne ja ziemlich gerade gegenüber, und ein Fischer wagte es und fuhr auf mein Ufer herüber und brachte mir den Brief. Da dacht' ich: ‚Es ist am besten, du siehst selbst nach!‘ und ließ anspannen! Na... und da bin ich nun!“

„Aber es ist ja undenkbar!“ sagte der junge Priester. „Ein so treuer Diener wie dieser Wegmann! Ich kenne ihn wohl!“

„Natürlich ist's Unsinn! Aber andererseits — wie kommt dieser Vagabund dazu, derlei zu erfinden? Er müßte doch einen Grund haben! Und es gibt nur einen Grund... er hat die That doch selber begangen... aus Rache... und sich dann

die Geschichte von dem Zweikampf zurechtgelegt . . ."

„Wenn das so wäre . . ." Der Kaplan schüttelte verstört das Haupt „. . . ja . . . aber was nun thun!"

„Wir müssen vor allem aufs Schloß um dort Erkundigungen einzuziehen . . . telegraphieren . . . irgend etwas! Ich bin darum so froh, daß ich Sie treffe, Hochwürden. Ich bin ungeschickt in derlei Sachen. Ich kann mich vor meiner Tochter nicht verstellen. Sie kennt mich zu gut. Sie merkt sofort, daß was los ist! Aber Sie, Herr Kaplan . . . und Sie . . . Herr Doktor . . . ich möchte Sie heute doch bitten, mitzukommen! Sie haben doch den meisten Einfluß auf sie!"

Der andere bejahte. Stumm und eilig stiegen die drei, der Arzt, der Priester und der Junker, die Höhe zu der Burg empor. Als sie sich dem Park näherten, zwinkerte der päpstliche Kämmerer zweifelnd mit den Augen.

„Das ist doch meine Tochter!" murmelte er „. . . die da am Eingang steht. Sie muß uns gesehen haben und uns entgegengegangen sein . . ."

„. . . und wie sie aussieht . . ." fügte er nach einigen hundert Schritten hinzu. „. . . ganz starr im Gesicht . . . gerade als ob sie schon wüßte . . ."

Sie hatte seine letzten Worte gehört. „Ich weiß es auch, Papa!" sagte sie ruhig und tonlos. „Er ist tot. Wegmann hat ihn umgebracht . . ."

Die drei Männer traten erschrocken zurück.

„Er hat es ihm gestern abend geschworen!" fuhr sie fort. „Nach einem Gespräch . . . eben hier . . . mit Elise — und ist dann gleich mit ihm hinaus gefahren in die Nacht und zum Neckar. Es konnte sich nicht besser für ihn treffen. Als Elise aus dem Park kam, waren sie schon weg. Da sprang sie in ihrer Verzweiflung ins Wasser. Jetzt erst, vor einer Viertelstunde ist sie zu sich gekommen und hat es mir gestanden! Zu spät! Nicht wahr, Papa — es ist zu spät!"

„Ja," sagte der alte Odenwälder und senkte den grauen Kopf.

Sie wendete sich von den Männern ab und ging langsam an den Rand der Parkmauer. Dort blieb sie stumm stehen, den Blick in die Ferne gerichtet, wo hinter den Bergen die unsichtbaren Wogen des Neckars schossen.

Nach einer Weile trat der Arzt neben sie. Sein Freund wollte ihm folgen, aber der Junker hielt ihn zurück und führte ihn sachte abseits. „Lassen Sie nur, Hochwürden!" sagte er. „Lassen wir die zwei! Jetzt, wenn's so von oben her in unser Leben eingreift, ist doch jedes Wort überflüssig. Selbst das Ihre!"

Und auch die beiden an der Parkmauer sprachen nichts. Sie schauten hinaus in die blaue Weite. Im Sonnenglanz, von wolkenlosem Himmel überwölbt, lag rings die Waldwelt — in jener ersten, jungfräulich herben, ahnenden Frühlingsstimmung, in der nach langer Dämmerzeit das ewige Wunder sich erneut, der Tod lebendig wird, ein neues Dasein sich stürmend, lachend und unbekümmert seiner selbst froh aus den Tiefen zum Licht des Lenzes emporringt.

Unter den Ulmen auf der anderen Seite des Parkes gingen die drei Greise ihren gewohnten Weg. Sie wußten noch von nichts. Und ebenso ahnungslos schlummerte da oben, wo der Märzwind leise mit den Fenstern des Kinderzimmers spielte, der kleine Kranke der Genesung entgegen. Als sei nichts geschehen, sproßte ringsum das Land und blühte der alte Stamm, der es seit Jahrhunderten überschattet, in jungem Grün. Ein welker Ast nur war zu Boden gefallen, ein abgestorbenes Menschenschicksal hatte sich vollendet, ohne eine Lücke hinter sich zu lassen, und weiter und weiter rollten ruhig die Tage und rollten dort drüben die Fluten des Neckars.

Sie griff, ohne ihn anzusehen, nach seiner Hand und hielt sie fest. Er nickte ihr zu. Sie verstanden sich, ohne die Erinnerung an den, der nicht mehr war, durch Worte zu entweihen.

„Aber recht haben Sie doch gehabt!" sagte er endlich. „Keiner von uns lebt sich selber. Wir alle drei haben um das Kind da oben schwer mit uns gerungen und ihm das Beste geopfert, was wir hatten — der dort sein Leben, wir beide unser Lebensglück. Und gerade weil wir's opferten, haben wir's zurückbekommen, und wissen jetzt, daß wir ein Recht haben, glücklich zu sein . . ."

Goethes Fauſt in der franzöſiſchen Kunſt.

Von

Dr. Alexander Tille,

Dozent an der Univerſität Glasgow.

Mit einem Einſchaltbild und dreizehn Textilluſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter den großen Bilderkreiſen zu Goethes „Fauſt,“ welche noch in Goethes eigne Tage fallen, ragen nur zwei als bedeutſame Werke der Kunſt hervor, die zwölf Doppelfolioblätter des berühmteſten Zeichners der Zeit, Peter Cornelius, und die ſiebzehn Lithographien des franzöſiſchen Romantikers in der Malerei, Eugène Delacroix. Beide hat Goethe gekannt, wie er die Fauſtbilder von Nauwerck, Retzſch und Nehrlich kannte, und zu beiden hat er mit ſeiner ganzen künſtleriſchen Perſönlichkeit Stellung genommen. Es iſt eine ſeltſame Aufgabe für einen Dichter, über die zeichneriſche Verkörperung ſeiner eignen Wortſchöpfungen zu Gericht zu ſitzen. Das Maß von Aufmerkſamkeit, das der Maler dem Dichter erweiſt, indem er ſich an ſein Werk anlehnt, wird nur allzuleicht eine freundliche Voreingenommenheit auf Seiten des ſo Geſchmeichelten erzeugen, die ihm den Blick für eine unbefangene Würdigung der Bilder trübt. Ja noch mehr. Wo ſeine eignen Abſichten zufällig ganz getroffen ſind, da wird er ſelbſt künſtleriſch Mittelmäßiges leicht ſchön finden, wo ſie verfehlt ſind, da wird er auch der höchſten Kunſtleiſtung nicht willig die volle Anerkennung zollen, die ſie verdient. Goethe war nicht ſo leicht geſchmeichelt, und ſeine eignen künſtleriſchen Neigungen, die ihn noch als jungen Mann in Zweifel hielten, ob er eigentlich von der Natur zum Maler oder zum Dichter beſtimmt ſei, die ihn ſein Lebenlang zu furchtloſen Verſuchen mit dem Stifte anreizten und die ihn ſich zeitweiſe als ſelbſtändigen bildenden Künſtler fühlen ließen, bewahrten ihn vor reinen Stümperurteilen auf dem Kunſtfelde. Cornelius und Delacroix hatten ſich beide zum Ziele geſetzt, der Tragödie Erſten Teil zu illuſtrieren; beider Bilder traten dem Dichter zuerſt durch Freunde nahe; von beiden ſah er zuerſt nur Proben und ſchließlich die vollſtändige Reihe; mit beiden hatte er mehrfach Gelegenheit ſich zu beſchäftigen, bei beiden ſpielte das Urteil über das bereits Geleiſtete und die Erwartung auf das Künftige eine Rolle; bei beiden konnte der Dichter das endlich Vollendete an den Bildern meſſen, die ihm jahrelanges Warten unter dem Eindruck des früher Geſchauten in ſeinem

„Was grinſeſt du mir, hohler Schädel, her?“
Von Eugène Delacroix.
Nach: Fauste, ins Franzöſiſche von M. Albert Stapfer übertragen. Ch. Motte et Sautelet, Paris, 1828.

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?
Von Eugène Delacroix.
Nach: Faust, ins Französische von M. Albert Stapfer übertragen. Ch. Motte et Sautelet, Paris, 1828.

eignen Hirn erzeugt hatte. Die Eindrücke, welche die beiden Bilderkreise auf ihn machten, waren also gleich eindringend. Und doch welch ein Unterschied zwischen beiden!

Als der Kölner Kunstherold Sulpice Boisserée im Mai 1811 Goethe ein paar Faustblätter seines Freundes Cornelius vom Rheine mitbrachte, da empfand Goethe wohl das zeichnerische Genie, das aus diesen lichtdurchglänzten Aktstudien sprach — aber gegen das Zuviel an Lichtheit, Helle und Klarheit in den Bildern zu seiner düster-verwegenen Tragödie bäumte sich seine Natur auf. Dieser ernste, ruhige Philister Faust schien ihm wie eine Übersetzung der Sturm- und Drangsage vom Doktor Faust ins Rationalistische. Dieser Faust war nicht der Mann, der durch die ganze Welt menschlicher Kenntnis gewandert war, sondern ein Fachgelehrter, für den jenseits seines Wissensgebietchens die Welt mit Brettern vernagelt war. Seines Lebens Grenzen waren nicht die Grenzsteine eines halben Jahrtausends. Er träumte nicht von der Einheit der Natur, war unberührt von Spinozas Zweifeln und nichts weniger als schrankenlos in seinem Streben. Das trübe Lampenlicht des Alltagdaseins schien hier aus jeder Ecke wieder, erhellte jeden Winkel im Studiergemach, in Wald und Flur. Für einen gespenstischen Pudel und all den romantischen Zauberspuk der Hexenküche, für den Blocksberg und den Erdgeist war in diesem Bilderkreise kein Raum. Ja das trübe Lämpchen schien selbst bis in die Brust der Personen und ließ keine Falte in ihrem Herzen, kein Sehnen und kein Zittern, kein Ahnen und kein Suchen in ihrem Inneren unentdeckt. Wie jeder Beinmuskel nach sorgfältigen Studien herausgearbeitet war, als ob er der Hauptinhalt des Bildes sein sollte, so standen die Figuren der Menschen des Faust da auf dem Hintergrunde einer alltäglichen Staffage. War das die Umwelt, in der Faust gegrübelt hatte, verzweifelt war, gebraust, gerast, geliebt und gelitten hatte? Kostümtreue, soweit die Zeit mit ihren unvollständigen kulturgeschichtlichen Kenntnissen eben solche kannte — sie allein that's nicht. Und gegen diese Art von Alltagsmenschentum bäumte sich das Faustische in Goethe hoch empor. In einem freundlichen Briefe verwies er den Künstler auf Dürers Gebetbuch, das ihn ungemein angezogen hatte und in dem Cornelius wohl lernen könnte, was ihm fehlte. Altdeutscher Geist, meinte er, sei sicher das Richtige, aber in Tracht und Haltung wünschte er mehr Freiheit.

Zehn Jahre waren seit dem Erscheinen der vollständigen Faustbilderreihe von Cornelius vergangen. Immer entschiedener war die Welt ins Zeichen der Romantik getreten. In Frankreich wetterleuchtete es schon von romantischem Unterfangen im politischen Leben. Da brachte im November 1826 der Oberbaudirektor Coudray Goethe zwei Steindrucke aus Paris mit, die der damals siebenundzwanzigjährige Delacroix gezeichnet hatte, dessen Stern sich eben im Aufgehen befand. Sie waren als Probeblätter für eine ganze Bilderreihe zu Faust ausgegeben worden. Es war der

Ritt am Rabenstein und Auerbachs Keller. Goethe zeigte sie Eckermann, und Eckermann hat uns den Eindruck aufbehalten, den Goethe von ihnen erhielt. „Faust reitet ein schwarzes Pferd, das in gestrecktestem Galopp ausgreift und sich so wie sein Reiter vor den Gespenstern unter dem Galgen zu fürchten scheint. Sie reiten so schnell, daß Faust Mühe hat, sich zu halten; die stark entgegenwirkende Luft hat seine Mütze entführt, die, von dem Sturmriemen am Halse gehalten, weit hinter ihm herfliegt. Er hat sein furchtsam fragendes Gesicht dem Mephistopheles zugewendet und lauscht auf dessen Worte. Dieser sitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Wesen. Er reitet kein lebendiges Pferd, denn er liebt nicht das Lebendige. Auch hat er es nicht von nöten, denn schon sein Wollen bewegt ihn in der gewünschten Schnelle. Er hat bloß ein Pferd, weil er einmal reitend gedacht werden muß: und da genügt es ihm, ein bloß noch in der Haut zusammenhängendes Gerippe vom ersten besten Anger aufzuraffen. Es ist heller Farbe und scheint im Dunkel der Nacht zu phosphoreszieren. Es ist weder gezügelt noch gesattelt, es geht ohne das. Der überirdische Reiter sitzt leicht und nachlässig, im Gespräch zu Faust gewendet; das entgegenwirkende Element der Luft ist für ihn nicht da, er wie sein Pferd empfinden nichts, es wird ihnen kein Haar bewegt."

Goethe hatte an dem geistreichen Bilde seine helle Freude und scheute sich nicht zu bemerken: „Da muß man doch gestehen, daß man es sich selbst nicht so vollkommen gedacht hat." Er sah in Delacroix ein großes Talent, das gerade am Faust seine rechte Nahrung gefunden habe. Die Franzosen tadelten an ihm seine Wildheit, allein hier komme sie ihm recht zustatten. Er werde, wie man hoffe, den ganzen Faust durchführen, und Goethe freute sich besonders auf die Hexenküche und die Brockenscenen. Er glaubte in den Bildern zu lesen, daß der Maler das Leben recht durchgemacht habe, „wozu ihm denn eine Stadt wie Paris die beste Gelegenheit geboten." Eckermann machte die nicht allzu geistreiche Bemerkung, daß solche Bilder zum besseren Verstehen des Gedichts sehr viel beitrügen,

„Was weben die dort um den Rabenstein?"
Von Eugène Delacroix.
Nach: Fauste, ins Französische von M. Albert Stapfer übertragen. Ch. Motte et Sautelet, Paris, 1828.

Am Brunnen.
Stich von Leop. Flameng nach dem Gemälde von Ary Scheffer.

und Goethe antwortete: „Das ist keine Frage, denn die vollkommenere Einbildungskraft eines solchen Künstlers zwingt uns, die Situationen so gut zu denken, wie er sie selbst gedacht hat. Und wenn ich nun gestehen muß, daß Herr Delacroix meine eigne Vorstellung bei Scenen übertroffen hat, die ich selbst gemacht habe, um wie viel mehr werden nicht die Leser alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!"

Den lebendigen Eindruck, den Goethe durch die beiden Probeblätter erhalten hatte, schwächte die Zeit nicht ab. Im folgenden Jahre ließ er seine Meinung darüber drucken. Die Blätter, sagte er, seien zwar bloß flüchtige Skizzen und noch etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effekt berechnet. „Wahrscheinlich gelingen dem Künstler die übrigen wilden, ahnungsvollen und seltsamen Situationen gleichfalls, und wenn er sich dem Zärteren auf irgend eine Weise zu fügen versteht, so haben wir ein wundersames, in jenes paradoxe Gedicht harmonisch eingreifendes Kunstwerk nächstens richtig zu erwarten." Wieder verging ein Jahr, da erschienen endlich die siebzehn Bilder Delacroix's in der Stapferschen Faustübersetzung. Goethes Auge weilte mit Wohlgefallen auf diesen dunklen Blättern, und er faßte sein Urteil über sie dahin zusammen, dieser Künstler habe alles ursprünglich Düstere im Faust ebenso aufgefaßt und den unruhig strebenden Helden mit gleicher Ungeduld des Griffels begleitet; er habe hier in einem wunderlichen Erzeugnis zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohestem und Zartestem, und zwischen welchen Gegenständen noch weiter Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben möge, sich heimatlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen.

Eugène Delacroix war in der That ein seltsames Talent, bei dem die Fähigkeit, grandios zu zeichnen und der Hang zum Ideellen einen wunderbaren Bund geschlossen hatten. In ganz ungewöhnlichem Maße

Das büßende Gretchen in der Kirche.
Stich von C. W. Mieling te's Hage nach Ary Scheffer.
Lithographie aus Kunst-Kronijk. Zevende Jaargang.
Gravenshage, 1846.

ließ er sich von Dichterworten inspirieren. Sein erstes Bild war an die Göttliche Komödie angelehnt gewesen. Dante und Virgil auf dem Sumpfe der Zornmütigen hinfahrend — das war sein Gegenstand. Jetzt hatte er sich in den Faust eingelebt, und das Grauenvolle, Dämonische in ihm empfunden, wie seitdem kein anderer Maler wieder. Mit dem schwarzen Stift hat er seine Bilder gezeichnet. Nur bei der „Erscheinung des Mephistopheles“ 1827 hatte er die lebendige Farbe zu Hilfe gerufen, wie er dann auch später auf sie zurückgriff. Sein Gemälde „Gretchen in der Kirche“ erregte 1846 im Salon dieselbe Teilnahme, wie zwei Jahre später sein „Tod Valentins“. Auf diesen Bildern ist Leben, heißes, heftiges, fieberhaftes, strudelndes Leben. Die Herzen schlagen, die Hände verschlingen sich, die Degen durchbohren Herz und Rippen. Packende dramatische Wirklichkeit und ein Hauch von Ironie über dem Ganzen; bei den Ölgemälden hart zusammenstoßende Farben und eine eigenartige Energie der Körperhaltung, durch die das Bild sich dem Beschauer unwiderruflich in den Sinn bohrt; bei den schwarzen Lithographien ein verwegenes Aufschreien gegen alle Vernunft, eine Grobheit, gegen die die Arbeit der Radiernadel wie ein zimperliches Dämchen neben der robusten Marktfrau erscheint, und eine innere Unruhe, die das Auge immer von einem Bilde zum nächsten fliegen macht — das sind die Hauptzüge dieser Bilder.

Faust, Mephisto und Gretchen. (Walpurgisnacht.)
Nach dem Gemälde von Ary Scheffer.

Gleich Delacroix' erstes Bild zeigt seine Eigenart. Der maßvoll schöne Prolog im Himmel ist kein Gegenstand für ihn. Nur Mephisto, der Teufel mit Krallen, reizt ihn darin. Und ihn zeichnet er, wie er sich nach dem Gespräch mit Gott niederstürzt auf die Erde, unter ihm eine friedvolle Stadt mit Schloß und Münstertürmen, über der am Horizonte der volle Mond steht, davor stilles Wasser, in dem ihre Schatten sich strecken — schimmernde Helle neben tiefem Dunkel.

Delacroix ist der erste Faustillustrator überhaupt, der es gewagt hat, sich an den gedankenschweren Eingang der Tragödie zu machen, und uns in Fausts einsames Arbeitszimmer führt. Einer Hängelampe Licht fällt auf den Tisch, auf dem, zwei Bücher krönend, ein Totenschädel liegt. Faust stützt die Hand auf den Tisch und starrt dem Schädel in seine leeren Augenhöhlen. Sein Gesicht erscheint fahl, fast fleischlos. Ein schwindsüchtiger Ausdruck liegt auf Wangen und Augen, noch verstärkt durch die scharfen Grenzlinien des dünnen, dunklen Bartes. — Während am Ostertage Burschen und Mädchen draußen den Reihen tanzen, sitzt er mit seinem Famulus an der Wegseite. — Eben ist die Sonne unter den Gesichtskreis gesunken. Noch erhellt ihr Wiederschein einen Teil des Himmels. Es dunkelt. Da beginnt der Pudel seine Kreise zu ziehen, während die beiden Gelehrten dem Abend zu über die Höhen wandeln. Die Pudelaugen leuchten wie Feuer, während sich das Tier dicht hinter Faust niederduckt. — Faust hat den Pudel mit nach Haus genommen, und die Beschwörung hat ihre Kraft bewiesen. Als des Pudels Kern tritt ihm ein fahrender Scholar entgegen, oder vielmehr ein fahrender Ritter, dessen langes

„Hast nichts von Bärbelchen gehört?"
Stich von Bd. Langlois nach Tony Johannot.
Nach: Le Faust, ins Französische von M. Henri Blaze übertragen. Dutertre et Michel Lévy Frères. Paris, 1847

Schwert diesem bis zur Mitte der Brust ragt. Faust im akademischen Kleid, der sich halb erschreckt, den Blick noch dem Beschwörungsbuch zugewendet, vom Sitz erhebt, ist hier eine edle Erscheinung. Er hat das Äußere eines vornehmen französischen Advokaten, und man könnte meinen, er hielte eben mit französischer Lebhaftigkeit ein Plaidoyer ab, während der Angeklagte, Mephisto, zur Unzeit seine Unschuld beteuerte. — Das Bild, auf dem Mephisto den Fuchs hänselt, ist zu roh ausgeführt, um eindrucksvoll zu sein, aber um so besser ist die Scene in Auerbachs Keller, an der schon Goethe sich freute. Aus dem Tisch gezapft, spritzt der Zauberwein auf den Boden und flammt augenblicklich auf. Die Zecher wittern Teufelsspuk und ziehen die Messer. Mephisto sitzt mit übergeschlagenem Knie und gekreuzten Armen höhnisch auf dem Tisch. Sein Gesicht ist nur von Konewka übertroffen worden, auf dem Bilde, wo er, auf die Stuhllehne gestützt, sein Flohlied singt.

Die Hexenküche, von der sich Goethe soviel versprochen hatte, fehlt ganz. Überhaupt ist die Verjüngung Fausts stark vernachlässigt; nur der Bart ist Faust etwas gestutzt. Er selbst macht einen wenig anziehenden Eindruck. Die Unähnlichkeit zwischen ihm und Mephisto ist nicht bedeutend. Er ist ein mittelalterlicher Abenteurer wie im Volksbuch, wo der Professorenmantel dem Helden auch nicht sitzt und der lose Schalk allenthalben aus dem Kleide hervorlugt. Und damit beginnt das Liebesleben des Faust, die Gretchenepisode, aber nicht diejenige unserer deutschen Dichtung, sondern eine andere, die mit unserer wenig gemein hat. Das ist nicht der im Grunde doch edle Mensch, der innerlich zittert, wenn er in die Nähe der Geliebten tritt, dem bei der Berührung mit dem reinen Mädchen ein süßer Schauer durch alle Adern rinnt. Nach seinem Aussehen zu urteilen, ist er in Liebeshändeln stark erfahren. Wer Delacroix' Bilder sähe, ohne Goethes Faust zu kennen, könnte leicht in den ersten Monolog schauen, um zu erfahren, seine wievielste Geliebte ihm solchen Schmerz bereite. Er sollte vor dem reizenden Mädchen, das ihm begegnet, den Hut ziehen und ihm den Arm bieten? Als Liebestölpel und Hans Liederlich legt er ihr gleich den Arm ums Mieder und die Hand auf ihre Hüfte. Hier wird es noch deutlicher als in Auerbachs Keller und beim Ritt am Rabenstein, daß der Künstler wirklich „das Leben durchgemacht" hat, wie Goethe sich ausdrückt, und doch wohl auf Kosten nicht nur des geistigen Elementes, sondern auch der feineren Empfindungsschattierungen, der Zartheit und des Taktgefühls. Auch dieser Faust fordert von der Erde jede höchste Lust, und zwar ungeduldig, mit den Füßen stampfend, als sein gutes Recht; aber des Himmels schönste Sterne läßt er ruhig droben hangen. Was ihn über andere erhebt, ist höchstens seine Leidenschaft — seine Ungeduld, wie Goethe es nennt, — aber nichts erinnert an ihm selbst daran, daß es Leidenschaft um Erkenntnis sein könnte. Wahrscheinlich wußte Delacroix recht gut darin Bescheid, wie man sich bei einem alten Weibe einführt, bei dem man ein junges Mädchen zu treffen hofft. Mephistos erster Eintritt bei Martha ist ausgezeichnet. Der Teufel verneigt sich mit aller Höflichkeit, deren

man in der Hölle fähig ist. Das junge Mädchen erhebt sich und erwidert züchtig seinen Gruß. Frau Martha hingegen bleibt ruhig sitzen und behält die Schmuckstücke in der Hand. Laßt doch erst zusehen, welchen Ranges der Fremde ist. Es ist wohl nicht das erste Mal, daß sie vornehmen Herrenbesuch erhält. Gretchen ist eine schlanke, große Erscheinung, aber ohne die jungfräuliche Lieblichkeit, mit der sie Goethe ausgerüstet. Die bestrickende mädchenkeusche Unberührtheit fehlt ihr. Sie hat eine Tendenz zur Halbwelt. Seltsam, daß ein Faust sie auf den ersten Blick lieben kann! Aber dieser Faust liebt sie schwerlich überhaupt. Er betrachtet das ganze Abenteuer mit ihr von vornherein nur als eine kleine Liaison, auf die er sich in sechs Wochen nur noch undeutlich wird besinnen können. Er könnte nimmermehr in ehrlicher Überzeugung zu seinem Freunde aus der Hölle sagen:

Wenn ich empfinde . . .
Und diese Glut, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Er ist sich von vornherein darüber klar, daß er das arme Mädchen nur betrügen will.

Gretchen am Spinnrad kommt dem deutschen Empfinden noch am nächsten. Neben dem Bett steht Rocken und Rad. Auf einer Truhe sitzt Gretchen an die Wand gelehnt. Über ihre Kniee läuft noch der Faden, den sie weiterzuspinnen unterlassen hat. Wie im Traume liegen ihre Finger noch darauf. Aber was sich in diesem Gesichtchen unter dem holländischen Häubchen spiegelt, das ist nicht nur mehr die Sehnsucht nach den fernen Geliebten. Das ist ein mattes Insichzusammensinken. Dieses Mädchens Widerstandskraft ist gebrochen, und in diesem Hirn dämmert schon das dumpfe Sichergeben in die Schuld.

Zwischen mondumglänzten Giebelspitzen auf nächtlich stiller Straße, wo nur ferne Türme und nahe Erker Zuschauer sind, rennt Faust, während Mephisto ihm das Haupt schützt, dem Bruder der Geliebten das Rapier durch die Brust. — Dann fliehen die Mörder, während eine Kerze dem Sterbenden ins Angesicht leuchtet und seine Schwester schmerzbebend die Hände vors Gesicht schlägt. — Am Betpult kniet sie im Dom während der Messe, und der böse Geist, der in leibhaftiger Gestalt erscheint, flüstert ihr das Schreckenswort ein. — Indessen steigen Faust und Mephisto zum

Zusammentreffen Fausts mit Gretchen. Von James Tissot.
Nach: Les Chefs d'œuvre d'art au Luxembourg. Ludovic Baschet. Paris

Blocksberg auf. Das Blocksbergbild hält nur zum Teil, was Goethe sich davon versprochen. Es stellt den grauenhaften Augenblick dar, in dem Faust das Phantom der Geliebten erblickt. An den Haaren hält ein Teufel die Gretchengestalt mit dem Schnitt durch den Hals empor. Selbst Mephisto faßt sich bei solchem Anblick düster unters Kinn, und preßt die Rechte aufs Auge. — Der Ritt am Rabenstein ist ohnegleichen. Es ist, als sähen wir die Geister am Galgen zittern, als hörten wir das Schnauben und den Hufschlag der Rosse, das Flattern der Gewänder, die windverwehten Worte. — Die Kerkerscene ist von packender Gewalt. Mephisto im Zorne an der Thür, als ging's ihm selbst an den Kragen, wenn Faust sich nun nicht losrisse; Faust, wie er die Geliebte mit beiden Armen um den bebenden Leib faßt, um sie mit Gewalt mit fortzureißen, der fahle Morgenschein, der die Scene erhellt — dieses Bild schließt die Reihe der Steindrucke, in der dem Teufel ein weiteres Feld zugestanden ist als in der deutschen Urdichtung.

Als die harmlos lichten Umrißzeichnungen von Moritz Retzsch den Weg nach Frankreich fanden und Trueb und Branche sie in unvergleichlich feinen Stichen wiedergaben, da ließ der französische Kunstgeschmack die dem deutschen Künstler etwas hölzern geratene Gottesgestalt auf dem Bilde zum Prolog im Himmel aus und ließ die Engel einen unsichtbaren Allerhöchsten verehren. Dieser Stich, welcher ahnen läßt, statt zu zeigen, in dem als Sinnbild der Gottheit in dunklem Wolkenrahmen ein Meer von Licht erglänzt, ist nicht nur eine Verbesserung, sondern auch eine Veredlung der deutschen Vorlage. Ein deutscher Faustkritiker hat daraus folgern wollen, das Abstrakte sei nun einmal die Natur der Franzosen. Aber mit welchem Unrecht! Wenn in der französischen Faustillustration das Abstrakte überhaupt eine Rolle spielt, dann ist es auf den Bildern von Ary Scheffer, in dem ein so starkes holländisches Element lebendig war, daß er bedingungslos zum deutschen Stamme gezählt werden muß. Vorfahren, Eltern waren Holländer. In Dortrecht war er 1795 geboren. Sein Vater ein holländischer Porträtmaler, seine Mutter die Tochter eines holländischen Landschaftsmalers, dessen Bilder durch ihren Stimmungszauber noch heute nicht ganz vergessen sind. Ist auch der persönliche Einfluß des früh verstorbenen Vaters nicht hoch anzuschlagen, so fällt die Erziehung durch die schöne, sinnige, selbst künstlerisch begabte Mutter doch um so schwerer ins Gewicht. Einem jungen französischen Maler aus der Provinz wäre bei der Übersiedelung nach Paris mit sechzehn Jahren die Welt der Farben und Linien aufgegangen. Nicht so Ary Scheffer. Weder der brausende Geist der Romantik, noch die Leidenschaft ihrer

Gretchen. Stich von Ch. Courtry nach James Tissot. Imp. Lemercier et Cie.

Farben rührte ihn. Mit seinem Mitschüler Delacroix hat er just den Zug gemein, der uns an dem Romantiker Delacroix am unverständlichsten ist: daß er die Anregung zu künstlerischem Schaffen gern der Poesie entlehnte. Seiner eignen Bestimmung, seiner persönlichsten Richtung ward sich Ary Scheffer erst 1829 bei einem Besuche in der Heimat bewußt, die ihn zum Studium älterer und jüngerer niederländischer Meister führte. Erst sie gaben ihm die Richtung auf das Unausgesprochene im menschlichen Empfinden, auf das, was der Mensch sich scheut in Worte zu kleiden, oder was nur erst so dunkel in ihm wiederklingt, daß seine Stimme wohl einen musikalischen Ton dafür findet, aber sein Denken keine Fassung in Silben, in Worte. Das wehmütige, fragend verhaltene Innenleben, die Seelenstimmung von Menschen, die sich stumm, wortlos, thatlos gegenüberstehen, ward sein eigenstes Bereich. War es Delacroixs Einfluß gewesen, was ihn zuerst auf Bürgers Lenore führte? Genug, er wand sich bald aus dieser Spukwelt los, in der sein Mitschüler sich so heimisch fühlte, und seine Mignonbilder bringen das Träumerisch-Verlorene zum Ausdruck, das wie ein großes Fragezeichen vor der Welt steht und aus unergründlich tiefen Augen nicht verwundert genug über das eigne Dasein dreinzuschauen vermag.

Mit dieser Geistesrichtung oder vielmehr Stimmungsrichtung kam er zu dem Buche, das ein Menschenalter lang seine bildnerische Phantasie festgehalten hat und dessen Gestalten er in zehn großen Bildern dem Auge zu verwirklichen bestrebt gewesen ist. Aber welchen Gebrauch macht er von solcher Vorlage! Wo ist der Himmelstürmer hin, der in unersättlichem Streben nach Befriedigung freudig das Höllengeschenk einer zweiten Jugend ergreift, um sich doch zu ersättigen? Ist dies das Leben gewesen? Wohlauf! Noch einmal! Wo ist das Mädchen hin, das, von namenlosem Sehnen gezogen, dem Geliebten im Glückstaumel in die Arme sinkt, um sich willenlos ganz zu vergessen, um sein zu werden, um dann die eine Stunde, gelebt im Paradiese, mit dem Tode zu zahlen? Ein unselig schwermütiger Denker steht auf diesen Bildern, kein Mann der That, ein Brüter und ein Grübler, und daneben ein selbstvergessenes Mädchen, das

„Was ist das! Gott im Himmel! Schau!“
Von A. Devéria. Lithographie.

unter hypnotischem Banne zu handeln scheint. Sorgsältig geht der Meister Augenblicken aus dem Wege, wo das freudige Aufblitzen eines Gedankenjuwels dem Denker das Gesicht verklärt, er in fröhlichem Zecherkreise weilt, in Zauberspukumgebung sich zu raschem Handeln aufrafft oder gar eine kleine Hexe fröhlich im Reigen schwingt. Auch den Auftritt der Leidenschaft vermeidet sein Pinsel. Bei ihm zieht kein Faust einen Mephisto zur Rechenschaft, ringt kein Gretchen die Hände vor der Mutter Dolorosa, reißt kein Faust im Kerker die Geliebte an sich. Gedämpfte Stimmungen klingen bei ihm in gedämpften Farbentönen wieder. Nur das Innenleben ist es, was er darzustellen sucht, und auch das nur in seinen weicheren Tönen. Zeit und Ort sind ihm gleichgültig. Keine Abendsonne vergoldet bei ihm einen Osterspaziergang, seine menschlichen Gestalten füllen seine großen Bilder oft so aus, daß kaum ein Rand bleibt, den Krug und den Wasserstrahl am Brunnen zu zeigen, und neben Faust, Mephisto und der Gretchenerscheinung auf dem Blocksberg eben noch Platz ist für einen krächzenden Raben. Die Menschen mit ihren Stimmungen sind ihm alles, ihre Umgebung ist ihm nichts.

Studierzimmer des Faust. Stich von A. Lalauze.
Première Partie. A. Quantin 1880. A. Quantin Imp. Edit., Paris.

Als Ary Scheffer 1831 seinen Faust und seine Marguerite ausstellte, lebte Goethe noch. Aber keine Kunde ist auf uns gekommen, daß er von diesen Bildern gehört hätte. Faust blättert sitzend mit gedankenschwerem Blicke in einem Buche. Hinter ihm steht Mephisto mit einem bitteren Lächeln. Es ist nicht der offene Hohn, der Goethes Mephisto eignet. Selbst des Teufels Kern ist hier abgedämpft. Das träumerisch-gedankenverlorene Gretchen ist nicht das lebensfrohe Kind, das in Marthas Garten fröhlich auf den fremden Mann losplaudert und ihm von den kleinen Leiden und Freuden ihres Daseins erzählt. Und doch was für Stimmung, welcher Zauber und welche Melancholie liegt auf diesen feinen Wangen, über die die hellen Thränen rollen! Welches Seelenleben spricht aus diesen zitternden Nasenflügeln! Wenn Gustav Planche das Bild eine einfach-schöne Elegie genannt hat, so hat er den Allgemeineindruck treffend geschildert. Auch bei Gretchen mit dem Schmucke (Scène des bijoux) ist der sentimental-melancholische Zug das, was sich dem Beschauer zuerst aufdrängt. Gretchen in der Kirche von 1832 und Gretchen am Kirchenausgang von 1838, die Begegnung im Garten, die Gretchenerscheinung der Walpurgisnacht und Ary Scheffers letztes Bild Gretchen am Brunnen, sie alle sind nur Variationen dieser einen Gefühls-

melodie, und Faust auf dem Blocksberg und Faust mit dem Giftbecher reihen sich als Trauerstücke in Dur diesen Mollmelodievariationen an.

Von der Historienmalerei her kam ein anderer Faustmaler, der Illustrator Walter Scotts, Tonny Johannot. Er schuf seine zehn Vignetten zu Faust mit der Radiernadel, aber diese Nadel trug in sich die Fähigkeit, bis zu malerischen Wirkungen zu gelangen. Sein halb griechisch gekleidetes Gretchen, seine jugendlich frische Martha, sein theatralischer Mephisto, der Frau Martha kühn ums Mieder faßt, muten uns etwas seltsam an, aber sein Gretchen und Lieschen am Brunnen mit Felsen, Kirche und Giebeln im Hintergrunde wird immer eine reizvolle Zeichnung bleiben. Das Schreckensgesicht Gretchens im Gefängnis hat vielleicht nur Makart übertroffen. Seine Apotheose Gretchens ist mit Genuß betrachtbar, was sich weder von Retzschs noch von Seibertzens dem gleichen Stoffe geweihten Bildern behaupten läßt. Johannot war ein jüngerer Zeitgenosse Scheffers, dessen Schaffen am Faust schon ganz jenseits der Tage des greisen Goethe stand. So wenig sich seine Radierungen mit Scheffers großen Faustgemälden messen können, so sehr können es die Ölgemälde des dritten großen Faustmeisters in

Bei der Hexe Stich von A. Lalauze.
Première Partie. A. Quantin 1880. A. Quantin Imp. Edit., Paris.

der französischen Kunst, James Tissot, der zwei Jahre nach Scheffers Tode, 1860, mit seinem ersten Faustbilde hervortrat und im Salon von 1861 drei große Faustgemälde ausgestellt hatte. Hatte Scheffer wie sein deutscher Nachfolger Liezen-Mayer im wesentlichen, seiner Gemütsart angemessen, einen Gretchencyklus geschaffen und war nur mit ein paar weniger glücklichen Bildern in Fausts einsame Kreise getreten, so faßt Tissot, der historisch denkende Künstler mit der socialen Weite des Gesichtskreises und der vollen antiquarischen Bildung seiner Zeit, der Sohn der Stadt Nantes mit ihren altertümlichen Giebelhäusern, zwischen denen man sich in das alte Nürnberg oder alte Amsterdam versetzt meinen möchte, den Fauststoff in seiner ganzen Weite und Tiefe, ja man möchte sagen, über diese hinaus. Ihm fließt — und das ist wohl seine hauptsächlichste Ungeschichtlichkeit oder Untreue gegen die Wirklichkeit — der Begriff des Deutschen mit dem des Flandrisch-Holländischen zusammen. Aus den flandrisch-holländischen Meistern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hat er seine Anschauungen über historische Tracht und historischen Hausrat gezogen. Aus niederländischen Bildern aus dem Bürger- und Bauernleben hat er altmodische Manieren gelernt und sociale Begriffe in sich aufgenommen. Seiner ganzen Richtung nach auf das Durchschnittliche, auf die weite und breite Umwelt, auf die Daseinsbedingungen des Einzelwesens gehend, kann er sich nicht dazu vermögen, auch den größten Menschen als ein isoliertes Monument zu betrachten. Um ihm überhaupt künstlerisch näher zu kommen, muß er ihn in den Fluß der Erscheinungen hineinstellen, muß er ihn nur als eine Einzelwelle im großen Menschenstrome ansehen können. Wenn er den Faust illustriert, dann gibt er große sociale Bilder aus dem sechzehnten Jahrhundert, historisch treu bis auf das Schnitzwerk des Betstuhls und die Knöpfe am akademischen Pelze. Und auf diesen Bildern, auf denen das Alltagsleben des sechzehnten Jahrhunderts hin und her wogt oder sich ruhig ausebbt, da erscheinen zufällig, wie verloren, und doch heimisch neben den anderen Menschenkindern, auch ein paar Gestalten aus unserer großen deutschen Nationaldichtung. Bisweilen erkennen wir sie wieder. Bisweilen auch nicht. Nach diesem seltsamen Gesichtspunkt kann man Tissots Faustbilder geradezu in zwei Gruppen trennen. Da ist ein großes Kirchengemälde von 1860 „Die Vesper," als deren Mittelpunkt Gretchens Bruder Valentin gedacht ist, der gedankenvoll der kirchlichen Feier folgt. Ohne Kommentar würde ihn niemand als eine Gestalt aus Goethes Faust erkennen. Da ist der „letzte Spaziergang" von 1863, ein Spätherbstbild mit fallenden Blättern, während es schon halbwinterlich durch das dürre Laub säuselt, ein Stimmungsbild, das vom Vergehen und Entschwinden erzählt und wohl ahnen läßt, daß zwischen dem Paare, das da wandelt, nicht alles klar und rein ist, aber nimmermehr dem Beschauer selbst verraten würde, daß das Paar ein Geschwisterpaar ist, Valentin und Gretchen, und daß es der letzte Gang ist, den die beiden zusammen thun, da der eine bald degendurchbohrt in blutiger Lache liegt und die andere am Hochgericht ihr junges Leben lassen muß. Es sind Bilder, die ja mit Goethes Dichtung noch in einem künstlichen fernen Zusammenhange stehen, aber doch keine Illustrationen zu ihr mehr sind. Anders ist dies bei „Fausts Begegnung mit Gretchen" (1860), bei „Faust und Gretchen auf der Gartenbank" (1861), bei „Gretchen am Brunnen" (1861), bei „Gretchen auf dem Walle" (1862) und dem „Amt im Dom" (1862). Die Begegnung ist ein altholländisches Genrebild. Es stellt einen Straßenwinkel dar, auf den die Kirchentreppe mündet. Zwei große Paare stehen im Vordergrunde. Das eine ist das Bürgermädchen und der gelehrte Doktor. Sie ist eine züchtige Niederländerin, er weder ein jugendlicher Geck noch ein vergrübelter Denker, sondern eine eindrucksvolle, reife Männergestalt. Die Steinquadern des Kirchenrumpfes, das hölzerne Schnitzwerk des Treppendaches, die Gosse in der Straßenfläche und der Baum am Wege sind mit gleicher Liebe behandelt wie die Stickerei auf Gretchens Schürze und Fausts altmodisches Schuhwerk. Mephisto fehlt. — Auf der Gartenbank befragt Gretchen das Blumenorakel um eine Antwort über ihre Liebe. Faust schaut ihr zu, aber nicht als stürmischer Liebhaber an ihre Seite gedrängt, sondern aus einiger Entfernung. — Was Seelenmalerei überhaupt zu leisten vermag, das hat Tissot auf dem Antlitz Gretchens am Brunnen geleistet.

Gretchen. Gemälde von J. Salles.
Nach: Sté. génle. des Applications photographiques, Paris.

Der weitgebauschte Mantel hält den Beschauer beim ersten Anblick von ihr fern. Aber nachdem der Blick ihn überwunden hat, dann ist er auch imstande, den Schmerz zu lesen, der in diesen Zügen geschrieben steht. Beim „Amt im Dom" ist die Seelenmalerei, wenn möglich, auf eine noch höhere Stufe der Vollendung gehoben. Es ist dieselbe Scene, die Delacroix und Ary Scheffer dargestellt haben. Aber während sich Scheffer in der gesamten Anlage des Bildes an Delacroix anlehnte, steht Tissot ganz unabhängig da. Die Nachbarin mit ihrem Fläschchen fehlt so gut wie der böse Geist. Wie das ungeheure Leid, das sie zu tragen hat, dieses Gretchen niederbeugt auf das Altargitter, wie dieses reine Gesicht in seinem unnennbaren Weh doch schön bleibt, das sind zwei Triumphe, die der Pinsel des genialen Malers der ganzen wunderseltsamen Umgebung abgerungen hat. So fremd auch die Welt, in der sie steht —: was dort am Gitter beinahe zusammenbricht, das ist Goethes, das ist unser Gretchen. Das Seelenwehe ist es, was die Brücke von der uns vertrauten Gestalt zu jenem Mädchen hinüberschlägt.

In der Hexenküche.
Radierung von Champollion nach J. Paul Laurens.
Nach: Fauste, ins Französische von Albert Stapfer übersetzt.
Librairie des Bibliophiles, Paris. 1885.

Delacroix, Scheffer und Tissot sind die Könige unter den französischen Faustillustratoren. Die Heerscharen, über die sie hervorragen, sind aber trotzdem stattlich und zahlreich. Welche Wirkungen die feine Radierung hervorzubringen vermag, das haben in den achtziger Jahren namentlich Lalauze und Laurens in ihren Faustcyklen gezeigt, die sich beide ungefähr denselben Rahmen gezogen haben wie Johannot. Lalauzes vornehmer greiser Faust, mit dem Schädel in der Hand, sein Aufflug auf Mephistos Mantel, seine feuerscheinerhellte, reichbewegte Hexenküche, sein sterbender Valentin, der seiner weinenden Schwester flucht, sein Hexensabbath und seine Kerkerscene, das sind alles Zeichnungen voll Kraft und Leidenschaft, die ihren Urheber an Eigenart und Sinn für das Dämonische als Enkel an Delacroix' Seite stellen. In freundlicheren Auftritten bleibt er dagegen glatt und ausdruckslos. Laurens' Können aber versagt, sobald er sich ans Übersinnliche wagt. Erzengel glaubhaft zu machen oder auch nur zu zeichnen, ist er unvermögend. Sein schwellender Pudel in Fausts Gemache, sein Blick in den Zauberspiegel und sein Faust vor Gretchen im Kerker sind gelungene Bilder, wenn auch an Liebreiz keins an das Gretchen mit der Sternblume heranreicht, das leider keine ebenbürtige Faustgestalt gefunden hat.

Wie sich in der deutschen Kunst den Faustbilderkreisen von Retzsch und Cornelius, Kaulbach nnd Seibertz, Kreling und Liezen-Mayer, Max und Konewka zahllose Einzelbilder anreihen, so auch in der französischen Kunst. Und wie bei uns, so steht auch dort die Gestalt Gretchens beherrschend im Mittelpunkte. Aber was die Gestalt selbst betrifft, so bestehen tiefgreifende Unterschiede. In Deutschland hat die Bühne überaus stark auf den Gretchentypus der bildenden Kunst gewirkt, und zwar noch weniger durch Goethes als durch Gounods Faust. Die zahlreichen Photographien von Pauline Lucca als Gretchen bilden hier den Ausgangspunkt. Die schöne Sängerin will sich

auf der Bühne in einer Kleidung zeigen, die ihrem Wuchse vorteilhaft ist, ja sie will auch Sammet und Seide, Gold und Steine zur Geltung kommen lassen. In diesem Streben schreckt sie auch vor dem einfachen Bürgermädchen Gretchen nicht zurück. Sie zwingt ihm Prunk und Pracht auf, und der Regisseur traut sich nicht, bei der Diva dagegen Einspruch zu erheben. Ja, der Geist des Jahrhunderts kommt ihr darin entgegen. Die Hebung des Frauenideals seit Goethes Tagen ist eine nicht zu bestreitende Thatsache. Das einfache, liebeumstrickte, gegen den Geliebten demütige Mädchen genügt der Zeit nicht mehr als Fausts Geliebte. Sie verlangt nach einer vornehmeren, stolzeren Erscheinung. So hebt sich die Gestalt Gretchens auf der deutschen Bühne wie auf den deutschen Bildern von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. In Frankreich, wo Faustaufführungen naturgemäß erheblich seltener sind, tritt dieser Einfluß zurück. P. C. Mullers Gretchen mit der Sternblume ist wohl das vornehmste Gretchen, das die französische Kunst hervorgebracht hat. Auf dem Bilde Faust und Gretchen von Diaz mit den beiden Hunden hat Gretchen vielleicht einen zu frauenhaften Ausdruck, aber in der Sphäre der einfachen Bürgerstochter bleibt sie doch durchaus. Devérias Gretchen mit dem Schmucke ist ein recht herziges, liebes, harmloses Bürgerkind, das der Gretchengestalt Goethes nahe kommt, und wenn Léon Commerres Aquarell Gretchen uns eher wie eine verwitwete Geheimratstochter anmutet, so ist J. Salles mit seinem Gretchen am Spinnrad in Erfassung des Gretchentypus außerordentlich glücklich gewesen. James Bertrands Gretchen vor der Mater Dolorosa mit den Blumen hat seinen Ruhm gleichfalls in vollem Maße verdient. Verblättert fallen die Blüten zu Boden gleich dem Traume von Gretchens Mutterglück.

Es gibt keine französische Dichtung, die in gleichem Maße befruchtend auf die Einbildungskraft französischer Maler gewirkt hätte, wie Goethes Faust. Und dies ist eine doppelt seltsame Thatsache bei einem Volke, das sich gegen litterarische Einwirkungen von Deutschland so spröde verhält. Aber gerade darin, daß der fruchtbare Same, der aus den Blüten deutscher Dichtung vom Winde davongeführt worden ist, drüben hinterm Wasgenwalde auf dem Waldboden des malerischen Könnens beinahe so reich aufgegangen ist wie daheim im Vaterlande der blauen Mädchenaugen und blonden Zöpfe, liegt das Siegel auf der Weltbedeutung von Goethes Faustdichtung. England hat sich im wesentlichen mit deutschen Faustbildern begnügt. Erst neuerdings hat dort Gregory mit seinen Aquarellen zum Faust einen Erfolg erzielt. Frankreich dagegen hat sich seinen eignen Faust und sein eignes Gretchen geschaffen, und die Bilder zu Goethes Faust könnten kaum eine schwerere Einbuße erleiden, als wenn ein unholder Geist aus ihrer Reihe die Delaeroixs, die Scheffers und die Tissots striche, von denen keine Reihe in Deutschland so bekannt geworden ist, wie sie es alle drei verdienen.

Lob und Tadel.

Von

Frida Schanz.

Die Zeit stellt vieles an richtige Stelle. —
Der Ruhm ist meist eine flüchtige Welle,
Die die unnötig trunken macht, die davon kosten.
Von seinem stillen Beobachterposten
Sieht man das ganze Treiben gelassen,
Das tolle Loben, das tolle Hassen,
Das ganze wilde Sichüberschlagen.
„Liebe Kinder," möchte man manchmal sagen,
Seines sicheren Friedens froh,
„Liebe Kinder, habt euch nicht so!"

Der Sylvesterball.

Eine niedersächsische Dorfgeschichte von

Karl Söhle.

(Abdruck verboten.)

„Fertig!“ Der Zugführer schrillt in drei scharfen Rissen den Abfahrtspfiff. Ohrenbetäubendes Aufzischen, wütiges Stöhnen und Schnauben — das eiserne Roß legt sich wieder ins Geschirr. Holterpolter saust der Zug von dannen. Gleich wird das rote Laternenauge im Schneewirbel erloschen sein. Vor der abgelegenen Heidestation bleibt es trotz des Unwetters noch lebendig. Sylvesterurlauber sind ausgestiegen. Weichensteller, Bremser, Wagenschieber bleiben draußen, mit ihnen sogar der dicke Stationsvorstand: solch schmucke Soldaten sieht man nicht alle Tage.

„Nu kiek mal einer an: Bärnbaster Lührs Willem! Minsch, in ein und denselwigen Zug hewwt wi seten? Den Deuker, nah Berlin bi de Franzergrenadiers hewwt sei dick hensteken? Äh wat, lat dat Hannühr man blieben — hier in use Haid sünd wi wedder Buren unner sick. Na, wo gaht't dick denn süs bi'n Kommiß?“

„Wo sall't gahn? As du sühst — ein Kopp, ein Ors. Äwerst du, Fritz — stah mick bi: Wachtmester bi de Lüneborger Dreiguners? Alle Dunner hal!“

Aus dem Wartezimmer kommen noch vier andere Urlauber zum Vorschein. Die waren schon vor einer halben Stunde mit dem hannoverschen Zuge angekommen. Als sie die Hünengestalt des Wachtmeisters erblicken, wird säbelrasselnd Tritt gefaßt und mit energischem Ruck die gespitzte Honneurhand erhoben. In ehrfurchtsvoller Scheu flüsterte einer dem anderen zu: „Au verflixt, hei is 't sülwst, Wesemanns Fritz, de Wachtmester bi de Lüneborger Dreiguners — so'n Kirl, nä, wo is't minschenmöglich!“

Sofort erkennt sich alles untereinander wieder. Alle sechs Urlauber, wie sie dastehen, sind stramme, rotbäckige Bauernsöhne und die meisten sogar einstige „Schaulkollegen“ aus dem Kirchspiele Fichtenhagen. Aus Korten-Stünckells Jehann ist ein Celler schwerer Artillerist geworden, aus Appel-Drallen Christoffer ein hannoverscher Königsulan, der lütje, nachdenkliche Grewen-Piep hat's freilich nur bis zum simplen Füsilier bei den Celler Siebenundsiebenzigern gebracht, weshalb man ihn sehr von oben herunter behandelt. Der krausköpfige Capen-Schult endlich, wer hätte das von ihm gedacht, steht bei den Goslarer grünen Jägern — „dat mag dat Lork woll passen bi sine korten Bein' un langt Babenliew,“ bemerkt der baumlange Franzergrenadier über ihn.

Atemlos hastiges Fragen und Erzählen. Keiner läßt den anderen ruhig ausreden. Von all' dem, was man aus der Heimat Neues gehört hat, berichtet jeder, was er weiß, und aus der Kaserne, von den Vorgesetzten — von den verschiedenen guten und bösen „Kapralen“, „Schasanten“ und Hauptmännern. Doch allemal, wenn der Wachtmeister seinen sonoren Kommandierbaß erhebt, schweigt alles mitten im vollsten Rawweln und Wichtigthun, wie klapps auf den Mund geschlagen, sogar der großmäulige hannoversche Königsulan, dem noch kein Mädchen widerstehen konnte.

Endlich gehen sie in den Wartesaal an den Schenktisch. Man gießt im Stehen ein paar Runden Bier hinunter. Der Appel-Dralle gibt sie aus, und er kann sich's leisten, der einzige Sohn und Hofesanerbe des großen Vollkötners Appel-Dralle in Alt-Isenhagen bei Fichtenhagen. Darauf schnallt man die Koppeln und Tornisterriemen ein Loch enger, schlägt die Mäntelkragen in die Höhe, bringt die Helmschachteln bequem in Griff, stimmt das schöne Lied an:

„Unser Hauptmann steigt zu Pferde,
Und wir folgen ihm.
Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen,
Sterben als ein tapfrer Held“

— und bricht auf.

Durch den fußhohen Schnee wandern die Urlauber in stramm soldatischem Eiltritt der Heimat entgegen. Was ein Fichtenhagener Soldatenherz jede trübselige Kasernennacht nur immer Liebstes, Schönstes träumt — in Erfüllung geht's noch heute. Hei, wie sie's hille haben, wie die zweimal sechs Beine ausgreifen — ha, so'n Civilist soll dagegen schon zurückbleiben! Durch den

Oereler Balken kommen sie — jetzt sind sie schon im Hahrsahl — na, da werden sie auch bald auf dem hohen Felde sein und zum Steinsink hinuntersteigen. Hurra, in die Heimat geht's, in die traute Heideheimat! Näher rückt sie mit jedem Schritte. Ach was da, kalter Schnee? — Rosige Heideblüten streut ja die Heimat aus!

Eile thut fürwahr not, wenn die Urlauber zum Fichtenhagener Sylvesterball noch zurecht kommen wollen.

Vom Fichtenhagener Sylvesterball, Leser, hast du ohne Zweifel gehört. Das ist nun einmal wahr: unter den drei größten weltlichen Festen im Jahre für die ganze Heidewelt zwischen der Aller und dem Stadischen, dem Fichtenhagener Sylvesterball, dem Hahnebütteler Schützenfeste und dem Alt-Isenhagener Fastelabend, ist und bleibt der Fichtenhagener Sylvesterball das schönste und herrlichste, und man kann's deshalb den Soldaten nicht verdenken, wenn sie wegen des Sylvesterballes immer lieber Neujahrsstatt Weihnachtsurlaub nehmen.

In berauschenden Farben malen die Urlauber sich aus, was das diesmal für ein Leben werden soll und wie sie die Hauptpersonen sein werden. Alle Donner noch mal zu, was sie aber auch für Kerls sind! Jeder der beste in der Kompanie — nein, solche Soldaten, wie sie, gibt's sonst keine weiter! Prachtvoll eng sitzen ihnen die Extrahosen, die Extraröcke und -mützen, und die mit doppeltem Fleiß geputzten Knöpfe funkeln — großartig! Und auch vor allen Dingen die Schnurrbärte! Sind sie doch gewichst und ausgezogen, genau nach dem Muster des prachtvollen Kaiserschnurrbartes auf dem schönen, bunten Öldruckbilde in der Kantine — verrückt müssen die Mädchen werden! Nur zwischendurch schleicht so von hinten herum auch mal der Gedanke an den väterlichen Hof sich ein: Was die Pferde wohl machen und die beste Kuh und wie viele lebendige Ferkel die prämiirte Sau wohl das letzte Mal geworfen haben mag und wie hoch die Kartoffeln und der Roggen wohl im Preise stehen mögen. Vater, Mutter, Brüder und Schwestern, das ist gewiß, die findet man im Pasemannschen Stammgasthause „Zum vier Linden" heute Abend alle wohlgemut beisammen. Deshalb beschließen die Urlauber einstimmig, praktischermaßen gleich direkt den Sylvesterball im Sturm zu nehmen.

Der Weg zieht sich gut vier Stunden in die Länge. Immer gleichmäßig fort schüttet Frau Holle aus. Gegen den Spätnachmittag ist der Wind heftiger geworden und die laute, lustige Unterhaltung allgemach verstummt — in beständigem Plänkelkampfe mit dem Wetter bahnt sich jeder schwitzend seinen Weg. Aber nachdem man endlich glücklich über das langgedehnte hohe Feld und zum Steinsink hinuntergekommen ist, wo schon die ersten Lichter der Heimat herübergrüßen, da erwacht die alte Munterkeit wieder. Der Appel-Dralle stimmt in seiner Vorfreude auf den Sylvesterball das Lied von den schwarzbraunen Mädchen an. Doch kaum sind drei Töne aus seiner Kehle, so schnauzt ihn der Wachtmeister an: „Halt's Maul, Gefreiter Dralle!"

Aber schnell ist des Wachtmeisters Zorn wieder verraucht und weich und gutmütig, seinen langen, blonden Wachtmeisterbart streichend, spricht er: „Nich för ungaud, Kam'raden — gaht vörup — täuwt nich up mick — ick kam alleene nah."

Hm, dem Vorgesetzten hat der Soldat zu gehorchen.

Erst dann, als man sich schleunig über Hörweite entfernt hat, kommt die Unterhaltung flüsternd wieder ins Tröpfeln und allmählich in Fluß. „So glupsch uns anzubrüllen, wie die frischen Rekruten auf dem Kasernhofe. Erst war er doch ein ganz gemeiner Mensch — aber dann gleich, den ganzen Weg über hat er nicht gick und gack gesagt, als ein richtiger, alter, muckscher Dahlkopp?"

Endlich setzt sich Korten-Stünkells Jehann in Redeposítur — die anderen bleiben stehen und bilden einen Kreis um ihn: „Jeja, jeja, hei denkt an de olen Tieden, un da sünd Geheimnissen dahinner, worüm hei dummtaumel sick freiwillig annehmen laten dhäh. Use Schaper hat mick dat man vertellt. Un de Sak is man nich so recht lutwöhrig worr'n. Äwerst dat seggt sei alltauhop: 'n Mäken stickt dahinner — Nachtwächter Druwen Jehanne. Mit ör hat hei ja woll äwer Johr un Dag gahn. De ole Wesemann woll äwerst nix nich davan weiten — hei harr in Lütjen-Höfseringen all längst för'n Fritz eine stahn, 'ne Dirn ut'n grooten Maierhoff mit veel Geld, mit 'n bannig grooten Kistenwagen: de Olen harr'n unner sick all allens aff-

makt. Musche Fritz äwerst sä: ick will leiwerst van Hus un Hoff, as van Jehanne laten. Un'n scheußlichen Krach hat 't sett't — bi de Bost hewwt sei sick tau saten tregen, Vader und Sähn, jeja, jeja. — Na, Kinners, de ole Bur is ja ok 'n ganzen ollen obsternatschen Sagebock! Jeja, jeja, wat de nich will, will hei nich. Un nu sitt hei mudderseelen alleene up de Olendeilerdönz in de Schüne, nüms mag girn mit öm wat tau dhaun hewwen — den Hoff hat hei verpacht. Un wat dat Mäken is, süh de is justement so lange weg ut'n Dörp, as de Wachtmester ok, glicks nah öm. Kinners, un dat kann ick jück versichern: sei is ne ganz staatschöse Dirn und hellschen grissig up de Arbeit. Mal vertellen sei, iei harr in Ülzen 'n Proseschonisten freit — dat is äwerst nich an dem. Nee, in Hannover hat sei ja woll 'n ganz kaptalen Deinst."

Alles sieht sich schnell noch mal nach dem Wachtmeister um. Am Steinsink steht er noch immer. An eine Wegbirke lehnt er sich, wild flattern die Mantelschlippen im Winde. Endlich aber kommandiert der Gefreite Appel-Dralle: „Kehrt-Marsch — gradut an Fanehl-Heinemanns Gor'n lang, den Karkhoff hendahl und bautz rinn in'n Sylvesterball!"

* * *

Es wühlt und wogt in des Wachtmeisters Brust. Das Wiedersehen schon allein der heimatlichen Feldmark draußen — wie kann's nur einem starken Manne so das Herz zusammenreißen, das hätte er nicht gedacht, und heute noch dazu, wo alles tief im Schnee begraben liegt?

Sechs lange Jahre! Sah er damals vom Steinsick aus das Heimatsdorf nicht zum letztenmale? Ganz nahe der Birke, auf eine Heuhocke hatte er sich gesetzt. Der Blick von hier auf Fichtenhagen, auf die Kirche und die großen Meierhöse mit ihren stolzen Eichen rund um sie herum. Ein klarer Septemberabend war's. Überall war der Grummet schon gemäht, und die Hocken verbreiteten würzigen Dust. Wie schwer ihm der Abschied doch wurde! Der eigne Vater stieß ihn hinaus. In Haß war er gegangen, und niemals wieder heimzukehren hatte er sich vorgenommen. In Fichtenhagen war für ihn ja nun doch alles aus. Ja, wahrhaftig, elend ging's ihm darauf die erste Zeit! Doch er hatte sich gut gemacht, und so schnell, wie er, war noch keiner avaneiert im Regimente — wer hat nicht Respekt vorm Wachtmeister Wesemann von der ersten Eskadron! Freilich, satt und müde hat er das Soldatenleben doch auch nachgerade, und gern käme er bald um seinen Abschied ein. Auf die Dauer hält der freie Bauernsohn der Heide so ein Leben nicht aus. Auf den Acker, an den Pflug, an den Erntewagen hat der Herrgott seinen Platz bestimmt, dahin gehört auch er von Natur und Rechts wegen. Einmal sollen sie ihn aber daheim sehen in seinem vollen Glanze als Wachtmeister: heute auf dem Sylvesterballe und Neujahrstag in der Kirche, und ärgern soll sich der Alte.

Der Wachtmeister rafft sich zusammen und folgt den Urlaubern langsam ins Dorf.

Im Fichtenhagener Stammgasthause „Zum vier Linden" geht's schon lange lustig her. Das ganze Dorf ist im Saale auf den Beinen, und voll ist's, man kann sich kaum rippeln und rühren. Die Urlauber haben sofort erzählt: Wesemanns Fritz, der Lüneburger Dragonerwachtmeister, wäre auch mitgekommen. Darob ungeheure Aufregung. Man schuppst und drängt sich vor Neugier an den Fenstern, daß die Mädchen laut aufkreischen. Die Musikanten hatten erst weiter spielen wollen, jedoch nach einigen Takten den Tanz abgebrochen: nur ein paar eben konfirmierte Hofjungens waren miteinander als blinde Paare herumgesprungen. Kein Mädchen hatte gewollt. Erst muß alles den Lüneburger Dragonerwachtmeister ordentlich nahebei gesehen haben.

„Wohrhastigen Gott, hei is all up'n Vörbhän — hürt jü nich sine Spurnstäbel klürr'n? Nu kummt hei rinn. Au, dat is 'n Kirl! Kiek de Unneform — wat för 'ne schöne hellblage Kallühr, und de safrangelen Upsläg' un de sülwern Tressen da up. Slohwitte, nagelneie Handschen hat hei an, un kiekt doch man blot mal sine lange Plempe. Na, wenn hei de mal scharp trecken dhat — wo de henn haut! Nee, wo öm dat ok einmal hübsch lett, un wo akkerat öm allens an'n Liew sitt — ok tau schön, scheußlich schön!"

Vergessen sind alle die anderen Urlauber, vollständig an die Wand gedrückt, und das ist das größte Unrecht, denn bis auf den kleinen, krummbeinigen Grewen-Piep von

den Celler Siebenundsiebzigern, sind's doch Kerls, die sich sehen lassen können! Ein Goslarer grüner Jäger, ein Celler schwerer Artillerist, der den Knopf hat, ein Berliner Franzer-Grenadier, na und ein Gefreiter von den hannoverschen Königsulanen — das ist denn doch wahrhaftig nichts Geringes für Fichtenhagen! Finster grollend haben sich alle fünf an den Schenktisch zurückgezogen, ihren Ärger zu vertrinken.

Den Wachtmeister umringt auf Schritt und Tritt ein dichter Schwarm, daß ihm fast der Atem ausgeht.

„Dunner noch mal tau," knarrt Plettenpüwels Vater, der Schmied, mit seiner Frachtwagenstimme, „ick verstah mick da up as 'n ollen Verdener Hulan: so'n richt'gen, berütt'n Wachtmester van't Pärvolk kann ganz barbarschen wat bi sick laten, in sinen langen Lieknahm. Platz da, rann an'n Träsen, hei hat ja noch nich Natt un Drög bi us hat, un ick mein man jümmer: mit'n leddigen Panzen is slecht danzen. Pasemann, Schorse, bring mal furns 'n Enn Wost raun', so'n Pundner drei, un tapp äm den grooten Gen'ralsuperdenten vull, ick betahl!"

Großer Streit entsteht. Jeder will extra einen ausgeben und mit dem Wachtmeister anstoßen, einer sucht dem anderen zuvorzukommen, und die Bestellungen hageln nur so auf den Wirt ein.

Ach du lieber Gott und die Mädchen! Schier rappelig sind sie vor Entzücken über den Wachtmeister. Die Gesichter glühen wie die Feuerlilien, wie die Pfingstrosen, und die weit offenen, kugelrunden Staunenäuglein funkeln mit des Wachtmeisters Uniformknöpfen um die Wette. „O Viechen, Dortjen, Stine, Lischen, Trinlenken, wenn hei doch ok mal mit mick danzen dhäh!"

Dem Wachtmeister aber ist durchaus nicht eroberungslustig zu Mute. Er macht fortwährend verzweifelte Anstrengungen — doch es gelingt ihm nicht, in die richtige Sylvesterballstimmung zu kommen. Seine Fröhlichkeit ist gemacht, stammt nicht ehrlich aus dem Herzen.

Der Sylvesterball kommt gewaltig in Schwung. Lange kann der Wachtmeister sich nicht zum Tanzen entschließen. Er muß seine Augen immer wieder abwenden von dem bunten Trubel im Saale. „Ach, was da, weg mit den dummen Gedanken! Musikanten, spielt auf, los, streich deinem alten Brummbaß feste über'n Bauch, Elvers Christoffer, immer querüber, querüber; Mohwinkel, Luft in die Backen, ordentlich 'reintuhten — durchdringen muß deine Klarinette! Tanzen, tanzen — einen Rutscher, Musikanten! Komm' mal her, Wilhelm Meuke, halt' meinen Säbel."

Der Gerufene läßt auf der Stelle sein Mädchen fahren. Stolz, heroisch steht er mit dem Wachtmeistersäbel da. Gewaltigen Schwunges fliegt der Wachtmeister mit Fanehl-Heinemanns Karline durch den Saal.

Nein, so einen wüst lustigen Sylvesterball wie diesen hat man in Fichtenhagen noch nicht erlebt! Grog, Ülzener Braunbier, Sanfter Heinrich-Likör, den die Mädchen gerne trinken mögen, Kümmel, alter Refardtscher Korn fließt in Strömen — alles dem Wachtmeister zu Ehren — und mit dem teuren Rotspohn saugen die reichen Vollkötner unmoralisch frühzeitig an. Die Bauern zeigen sich und lassen was springen. In wildem Taumel schwenkt der Wachtmeister ein Mädchen nach dem anderen, wie sie ihm in den Griff kommen.

Seinen alten Lieblingstanz: „Wo gaht de Weg nah Halle" stimmen die Musikanten an, und der Wachtmeister winkt sich in landesüblicher Weise ein Mädchen heran. In der Tanzpause kommt er zufällig dicht an der sperrweit offenen Saalthür vorbei. Den alten Mann da, im Gedränge der gaffenden Hänslings- und Tagelöhnerweiber sollte er kennen —? Ja, er ist's, ihr Vater, Nachtwächter Druwe! In seinem Schnuckenpelz, die Pudelmütze über den Ohren, Horn und Spieß in der Hand, steht er da. Wie, verfolgt er ihn nicht mit sonderbar fragenden Blicken, als wollte er mit ihm reden, — was mag er nur wollen?

Nach guter, alter Fichtenhagener Sitte macht der Nachtwächter in der Sylvesternacht, wenn's zwölf geschlagen hat, die Runde im Dorfe und singt vor jedem Gehöfte, bis zum kleinsten Brinkbesitzer herunter, den ersten Vers von Gesangnummer 85 des lüneburgischen Kirchengesangbuches:

„Das alte Jahr vergangen ist,
Wir danken dir, Herr Jesu Christ,
Daß du uns in so groß'r Gefahr
Bewahret so viel Zeit und Jahr."

Und ein dreimaliges, kräftiges Tuten bildet den Schluß. Im Pasemannschen

Gasthause „Zum vier Linden", mitten im lautesten Jubel des Sylvesterballes, unterm Kronleuchter, vom Stuhl herunter, wird seit Menschengedenken der Anfang damit gemacht. Das Singen unterbleibt hier allerdings, von wegen der Profanation. Statt dessen hat der Nachtwächter um so herzhafter zu tuten und sechsmal, statt dreimal.

Es schlägt zwölf. Der atte Druwe macht seine Sache. „Prost Neujahr!" schallt's aus hundert Kehlen zugleich. Ein wüster Spektakel bricht los, von Tisch und Stühten springen sie mit fürchterlichem Gepolter ins neue Jahr hinein. Die Musikanten stimmen vorschriftsmäßig „Radidadidada", die berühmte große Tampete, an. Draußen bollern die Hofjungens aus selbstgemachten Schlüsselbüchsen — andere schmieren mit Kreide in langstaligen Ziffern die neue Jahreszahl an Haus- und Scheunenthüren.

Der Wachtmeister lehnt sich an einen Fensterpfosten. Er fühtt sich rein wie zur Hölle verdammt. Wie die Posaune des jüngsten Tages hat des Nachtwächters Blasen in sein Gewissen gedröhnt. Luft! Er öffnet das Fenster und lehnt sich hinaus. Da flutet voll und tief das Sylvestergeläute ihm entgegen. Von ganz nahe her tönt es durch die schneehelle Nacht. Deutlich sehen kann man die Kirche. Klar zeichnet sich ihr stumpfes Turmdach vom Himmel ab. Sogar das mittlere, spitzbogige Schallloch im Turm, durch welches man bei Tage die große Glocke schwingen sehen kann, ist zu erkennen.

Es hat aufgehört zu schneien. Sterne blinken am Himmel. Im tiefsten nächtlichen Frieden liegen die Gehöfte da. Wie stille, feierliche Inseln heben die glattkantigen Flächen der Schneedächer sich aus dem Dämmer heraus.

Komm, komm,
Komm herein,
Daheim kehr' ein.
Vergessen, vergeben
Lern' im Leben.
Im Vaterhaus
Ruh' aus.

So singt es aus den tiefen, langgezogenen Schlägen der großen und dem eifrigen Zwischengebimmel der kleinen Glocke.

Seine Seele erschauert unter den Klängen. Hinaus zieht's ihn unwiderstehlich, mit magnetischer Kraft.

Auf dem Kirchplatze, unter der alten winterkahlen Kirchenlinde steht lange der Wachtmeister. Ihm ist, als überblicke er wie aus der Vogelschau sein ganzes Leben, weit zurück bis in die verschwommenen, blauen Fernen der Kindheit, wie er so ins schwarze Schallloch starrt. Seine frühverstorbene Mutter, die Geliebte rücken vor sein träumendes Auge. Eilig kommt sie gegangen. Fort aus Fichtenhagen will sie. Ihr Gesicht ist noch blaß und verhärmt von dem Schimpf, den ihr sein Vater bereitete. Die Dorfstraße wendet sie sich hinauf. Was säumt sie an der Biegung oben? Das Gehöft, vor dem sie stehen bleibt, sollte er kennen —? Unwillkürlich tritt der Wachtmeister einen Schritt vor, um genauer hinzusehen. Die Bewegung ermuntert ihn völlig. Wahrhaftig, alles Wirklichkeit — da ist die Scheuneneinfahrt, der Lattenzaun, die Eichen, doch Johanne ist verschwunden, wie weggehaucht!

Noch eine gute Weile bleibt er unschlüssig stehen und kaut an seinem Barte. „Ja, ansehen, nur mal von weitem herumgehen!"

Die Straße hinauf und an die Scheuneneinfahrt ist er gelangt, er weiß selber nicht wie. Nichts hat sich da verändert. Die tranten Namen überm Thorbogen, in blauen und roten altertümlich verschnörkelten Buchstaben: „Joachim Gabriel Wesemann — Wilhelmine Sophie Dorothee Wesemann, geborene Dörge"; und im Zwickel: „Erbauet mit GOTTES hütfe am 28. may 1742." Und der Hausspruch darüber am langen Balkenfries:

„Mein Kapithal ist arbeit bloß,
Die leg ich in der erde Schooß
In GOTTES namen nieder.
Dies Kapithal bringt Allemal
Die Zinsen sampt dem Kapithal
Viel Hundertfältig wieder."

Manchmal hat er als Kind ihn buchstabiert und stolz seine Lesekunst daran bewiesen, daß die Knechte Respekt bekamen.

Über der niedrigen Nebenthüre springt, ganz wie früher, das weiße Pferd im himmelblauen Felde, und auch die lilientragenden Engel rechts und links scheinen sich nicht im geringsten verändert zu haben.

Geschlossen sind Thor und Thür. Doch da ist's ja auch noch — das Trittüberbrett im Lattenzaun vor den Runkelbeeten.

Der Wachtmeister kommt ohne sonder-

liche Anstrengung auf die innere Hofstatt. Nun steht er vor dem düsteren, verräucherten, alten Bauernhause. Alles ist sich auch hier gleich geblieben, die Geschirrpflöcke im Vorschauer, der Hühnerwiehm, die rote Pferdestallthüre mit dem Guckschieber, der hohe, schwer befrachtete Ziehbrunnen vorm Hause — alles ganz wie sonst. Aber tot Haus und Hof, wie ausgestorben. Eiszapfen, spitz und grimmig wie Drachenzähne, hängen vom Dache weit über die kleinen, zugefrorenen Fensterruten herab.

Das Geläute ist längst verstummt. Der Wachtmeister horcht in die kühle, kirchenstille Schneenacht. Kein Lüftchen regt sich. Nur manchmal ist's, als atme die schlummernde Erde unterm Schnee ganz sachte tiefer auf, wie im Traum. Das Wetter hat sich zum Frost gewendet und der Schnee knirscht unter seinen Füßen, als er nun langsam ums Haus herumgeht. Sich darauf der Scheune zuwendend, bleibt er nach ein paar Schritten überrascht stehen. Woher der Lichtschein — aus der Altenteilerdönz — was macht er so spät?

Die Fenster sind frei. Man kann durch die Balsaminen- und Geranienstöcke den ganzen Stubenraum ungehindert überblicken.

Der Wachtmeister beugt sich vor und fährt im selben Augenblick tödlich erschrocken zurück: „Gott im Himmel, krank? Ein Mädchen, städtisch gekleidet, pflegt ihn —? Sie beugt sich über ihn, sie gibt ihm zu trinken — wer ist sie?"

Plötzlich legt sich von hinten eine Hand auf seine Achsel. Es ist der alte Druwe. Er hat sein Herumsingen beendet und sich sachte herangeschlichen.

Wie ein hilfloses Kind läßt der Heimgekehrte sich ins Haus führen. Die Pflegerin des Vaters wendet sich ihm zu, und da erkennt er sie, wie vom Blitz getroffen in freudig-schmerzlichem Erstaunen. Doch sie winkt ihm Schweigen und deutet auf den schlafenden Kranken.

Da Johanne nicht zu sprechen vermag, so legt sich denn endlich der alte Druwe in seiner leisen, kurz angebundenen Art ins Mittel. Er winkt den Wachtmeister in eine Fensterecke, und da erfährt dieser den ungefähren Zusammenhang der Begebenheiten. Schon bald nach Lichtmeß hat der Bauer zu kränkeln angefangen. In seinem Geiz hat er sich statt an einen ordentlichen Arzt an einen homöopathischen Quacksalber gewandt, Schuster Kohrs in Alt-Isenhagen. Dieser hat's ziemlich mit sämtlichen Kügelchengläsern seines wunderthätigen Apothekenkastens versucht — doch nichts wollte diesmal anschlagen. Als dann um Jakobi die Füße dick wurden, hat Kohrs gesagt: „Ah, dat heww ick mick woll dacht: hei hat't in't Gebläut — nu kratzt hei aff, nu helpt öm kein Gott un kein Deubel mehr." Darauf ist's denn auch täglich schlimmer geworden. Am ersten Adventssonntage, nachmittags nach der Kirche ist der Bauer am Stocke beim Nachtwächter angehumpelt gekommen, ganz verstört und wie gebrochen, und hat gesagt: „'t hat sick wat mit'n Gebläut — ick weit nu sülwst Bescheid, bi't Anklatern hüt' morgen heww ick 't markt: ick bün äwerwussen un kann nich lange mehr lewen — anderthalw Faut klafftert die Arme mehr utnanner. Un dat woll ick dick man noch seggen: ick heww jüm beid' unrecht dhan, min Kind un din — 't wormt mick, dat dat so is, un ick kann so nich ruhig starwen. Äwerst ick will allens wedder gaudmaken un öm den Hoff nu doch noch tauschriewen laten, un an'n Amtsgerichtsrat Töpel in Isenhagen heww ick all Odd'rschrewen, dat hei herkamen sall un'n anner Testament upsetten." — Und von seiner Tochter Johanne erzählt der Alte, daß er sie von Hannover hergerufen habe, als bald danach der Bauer zu liegen gekommen wäre und nun doch ordentliche Pflege hätte haben müssen.

Der Kranke erwacht und richtet sich auf. Er erkennt den heimgekehrten Sohn und die Braut an seiner Seite. Ein zufriedenes Lächeln gleitet über seine harten Züge. Sie müssen ihm die Hände reichen. Sanft fügt er sie ineinander und seine Lippen flüstern in abgerissenen Silben: „Aewer Johr is de Pacht afflopen ..... denn hürt juck de Hoff .... denn fiert tausam Sylvesterball, as Mann un Fru."

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Alle Welt blättert gegenwärtig, sei es zu flüchtigem Zeitvertreib, sei es zu ernster Gewissensprüfung, in einem gewaltigen Hauptbuch. Im Hauptbuch des Jahrhunderts. Die Frage, wie es mit dem Soll und Haben unserer Epoche steht, hat für jedermann Interesse, denn tua res agitur, es handelt sich da um ein Facit, an dem jeder vom heutigen Geschlecht beteiligt ist. Jeder hat in dem dicken Buch mit seinen fast 37 000 Tagesseiten sein Konto, ob nun der Betrag in die Zehner oder in die Tausende geht. Eifrig an der Arbeit sind alle diejenigen, die berufen sind oder sich berufen fühlen, das Facit der Rechnung zu deuten und ins rechte Licht zu stellen, unter ihnen nicht in letzter Reihe die Romanschreiber. Wie es scheint, ist man von den Summen, die den wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und technischen Fortschritt des Jahrhunderts versinnbildlichen, allgemein befriedigt, weniger von den Zahlen, in denen sich das, was man Idealismus zu nennen pflegt, wiederspiegelt: die Entwickelung der Menschlichkeit und des ethischen Feinsinns. Aber das war an jedem Jahrhundertende so. Auf diesem Gebiete ist der Fortschritt ein so kaum merkbar allmählicher, auch vollzieht er sich so wenig an der Oberfläche, daß sich leicht der Zweifel einstellt, ob überhaupt ein Emporgang stattgefunden hat. Ohne Zweifel hat auch heute noch die Ausbildung der Menschlichkeit, die Verfeinerung des Durchschnittsempfindens mit ungemein starken Widerständen zu kämpfen, aber man braucht sich nur klar zu machen, wie es um 1600, 1700 und 1800 mit der allgemeinen Friedensliebe, mit der staatlichen Fürsorge für die Schwachen, mit der Erziehung, mit dem Strafrecht und selbst mit den Sittlichkeitsanschauungen stand — und man wird die idealen Ergebnisse unseres Jahrhunderts ohne optimistische Überschätzung, aber auch ohne pessimistisches Absprechen würdigen müssen. Offenbar war es eine Erwägung oder eine Stimmung dieser Art, die Adolf Hausrath beseelte, als er sich daran setzte, sein Erzählungsbuch „Unter dem Katalpenbaum“ (Leipzig, S. Hirzel) niederzuschreiben. Für alle Lobredner der guten alten Zeit ist dieses Buch ein harter Bissen, um so unbequemer, als Hausrath sicherlich einer unserer gründlichsten Geschichtskenner ist, dem nicht nur das äußere, sondern vor allem das innere Leben der Vergangenheit bis ins tiefste vertraut ist. Sein Buch ist nur 200 Seiten stark, aber es umspannt einen reichen, nachdenklichen Inhalt, und es ist glänzend geschrieben, mit behaglicher Laune in den Kapiteln, die den Rahmen des Erzählungswerkes bilden, mit lebendiger Schilderungskraft in den Bildern aus der Vergangenheit. Diese Bilder verdanken wir der ungewöhnlichen Traumfähigkeit des Rektors Timotheus, der, seit er sein Schulamt niedergelegt, still und zurückgezogen in einem kleinen Landhause lebt. Was noch an Herzensbedürfnissen in ihm ist, das wird vollauf durch die Teilnahme an den Leiden und Freuden seines engsten Familienkreises befriedigt, geistig aber hat der alte eingefleischte Humanist von jeher sein Interesse auf Textverbesserungen klassischer Schriften und sonstige Philologica konzentriert. Es ist daher verständlich, daß ihn jeder schrille Laut, der gelegentlich aus der Welt da draußen in seine Stille klingt, unangenehm berührt; am verhaßtesten ist ihm das politische Treiben der Gegenwart. Das müssen die drei Herren erfahren, die ihm eines Tages ins Haus rücken, der Pastor Marcus, der Rittmeister Scipio und der Baron von Mucius; sie kommen, um in dem Rektor einen Wähler für die konservative Partei zu gewinnen. Er aber lehnt ihr Ansinnen in ziemlich barscher Weise ab, da er gar keine Lust hat, sich für die Tagesfragen nach irgendwelcher Richtung hin zu erregen. So verstimmt ist er über die Aufdringlichkeit der Herren Politiker, über diese echt „neuzeitliche Aufdringlichkeit“, daß er sich in eine Begeisterung für die liebe patriarchalische Zeit von anno dazumal hineinredet, in der das Bürgertum von allem Mitregieren verschont war. Und von solcher Stimmung erfüllt, schlendert Rektor Timotheus seinem Gärtchen zu und setzt sich auf die Bank unter dem Katalpenbaum, auf der er sein Mittagsschläfchen zu halten pflegt. Betäubend umweht ihn der Duft der Blüten, so daß sein Geist schnell und unvermerkt ins Laub der Träume hinübergleitet.

Im Traume ist Timatheus der Gegenwart entrückt und ein Kind der gepriesenen patriarchalischen Zeit geworden. Als Pfarr- und Schulamtskandidat bewirbt er sich bei dem hochwohlgebarenen Herrn von Mucius um das erledigte Pfarramt, das der Gutsherr und Kirchenpatron zu vergeben hat. Als er sich jedoch weigert, die Maitresse des Barons zur Pfarrerin zu machen, wird er auf sehr unsanfte Weise aus dem Bereich des Gutsherrn hinausbefördert. Aber das ist nur der Anfang argen Mißgeschicks. Nicht ohne Mitwirkung des Baeans fällt Timathens gleich hernach in die Hände eines preußischen Werbeoffiziers, des Herrn von Scipia, der den Unglücklichen durch eine List verschleppt und unter die Soldaten bringt. Alle Bitten und Proteste helfen dem Gepreßten nichts, je mehr er klagt, desto schlimmer ergeht es ihm als Rekrut; ein Gesuch an den Landesfürsten hat weiter keine Folge, als daß Timatheus zu drei Wochen Lattenarrest verurteilt wird. Glücklicherweise gelingt es ihm, aus dem Gefängnis zu entfliehen, aber in kurzem sind die Verfolger auf seiner Spur. Schon glaubt er, in ihre Gewalt zu fallen, da erwacht er aus seinem Traume, in dem die drei Wahlschlepper, außer Scipio und Mucius auch der Pfarrer Marcus als verknöcherter Staats- und Feldprediger eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Trotzdem aber der Rektor mit der Vergangenheit so böse Erfahrungen gemacht hat, kann er sich nicht entschließen, die Gegenwart freundlicher zu beurteilen. Etwas erträglicher ist sie ja — wie er meint — als die Blütezeit der kleinen über Recht und Sitte sich hinwegsetzenden Despoten des vorigen Jahrhunderts, aber mit ihrem lauten Parlamentarismus, ihrer Juristerei und Zeitungsklatscherei bedeutet sie gegen die älteren Zeiten, z. B. das Mittelalter, doch einen Rückschritt. Damals herrschte ein friedliches Behagen überall, wenigstens der Gelehrte wurde durch nichts in seinen Studien gestört, und die Kirche sorgte dafür, daß eine Unterdrückung durch Tyrannen unmöglich war. Unter solchen Gedanken schläft Timatheus wieder einmal auf seiner blütenüberströmten Ruhebank ein. Im Traume wird er zum frommen Miniaturenmaler, der im mittelalterlichen Köln mit seiner Familie ein bescheidenes, aber zufriedenes Dasein führt. Dieses Behagen ist jedoch nicht von Dauer. Maecus, ein angesehener Priester, der es auf die Tochter des Meisters abgesehen hat, weiß durch seine Ränke das Familienglück des braven Timatheus so gründlich zu untergraben, daß der Vater schließlich einsam und allein in der Welt steht und für sich selbst gezwungen ist, das Kreuz zu nehmen, um einem schimpflichen Tode zu entgehen. Auch dieser Traum aber ist nicht imstande, den Rektor vollständig zu bekehren; wenn es mit dem Mittelalter nichts war, so glänzt um so heller die Zeit des Altertums. Ein dritter Traum belehrt ihn jedoch, daß es in den Tagen, als die alten Götter die Welt regierten, für einen Schulmann erst recht unbequem zu leben war. Damals war der Pädagoge ein rechtloser Sklave, wie ein Hund von der Willkür irgend eines Ritters, ob er nun Mucius oder Marcus genannt war, abhängig. Und mit ihm in der Sklaverei befindet sich seine ganze Familie, immer gewärtig, daß eine Laune des Herrn die Glieder auseinander reißt. Beim kleinsten Vergehen aber winkt dem Sklaven das Kreuz, das aller seiner Väter „Ruhestatt“ war. Von Entsetzen geschüttelt, wacht Timotheus auf, und er bekennt sich nun endlich zur Gegenwart. „Drei Stationen der Geschichte bin ich zurückgefahren; schon auf der ersten war es entschieden ungemütlich, die zweite war traurig, die dritte abscheulich ... Hundert und hundert Generationen mußten ringen, kämpfen, leiden bis nur der mäßige Zustand des Rechtsgefühls, der Sittlichkeit erreicht wird, dessen wir uns heute erfreuen. Ich schöpfe daraus den Trost, daß auch die, die nach uns kommen, besser sein werden, als wir es sind und werden konnten.“ Da aber dies Bessere ohne neue Kämpfe nicht erreichbar ist, so sieht der Rektor ein, daß keiner das Recht hat, sich ganz von der Welt zurückzuziehen, sondern, mag ihm auch das Tagesgeschrei die zarten Ohren beleidigen, das Seine zu einem gesunden Fortschritt des Volkes beizutragen hat. Hausraths Buch erinnert im Stoff und in der Tendenz an die Versdichtung des Grafen Schack „Nächte des Orients“. Aber mag dies Werk auch in der Form machtvoller erscheinen, so wirkt doch „Unter dem Katalpenbaum“ feiner, überzeugender und lebensvoller. Schon deshalb, weil es, im Gegensatz zu den „Nächten“, Stufe für Stufe rückwärts, aus dem Gutbekannten ins immer Unbekanntere führt.

Während in diesem Traumbuch die Aufgaben der Gegenwart nur knapp angedeutet werden, stellt sie Friedrich Spielhagen in den Mittelpunkt seines neuesten Romans „Opfer“ (Leipzig, L. Staackmann). Immerfort ist hier die Rede von jenen Zeitaufgaben, ohne daß man jedoch recht einsieht, wie sich der einzelne zu ihnen zu stellen hat. Nur das eine wird klar, daß kaum etwas Liebenswerteres, aber auch kaum etwas Thörichteres denkbar ist, als sich mit der Gegenwart so abzufinden, wie es dem Helden des Romans für seine Person beliebt. Ein mehr leidender, als thätiger „Held“ von der Art, wie sie dem weichen Empfinden Spielhagens von jeher sympathisch waren; eine Hamletgestalt, die bei aller Lust, die Welt einzurenken, dem ersten rauhen Luftzug erliegt, der ihr aus dieser Welt entgegenbläst, ein neuer Werther, der noch mehr am Mitleid, als an der Liebe zu Grunde geht, ein Romantiker, der viel zu spät oder auch viel zu früh geboren ist, eine problematische Natur, in der Gemüt und Verstand, Wille und Willenskraft im Verhältnis von 10 : 1 miteinander gemischt sind — kurz, alles, was man will, nur das eine nicht: ein rechter Mann, ein lebenssaftiger Sproß am Baum der Gegenwart. Spielhagen kommt immer wieder auf diesen Menschentypus zurück, auf diese Nachzügler vom großen Heer der „Interessanten“, die, ebenso schön wie ideal, von hundert Frauen geliebt werden und die bald als polnische Grafen mit dem großen Schmerz ums Vaterland, bald als Märtyrer der Freiheit, bald als schwindsüchtige Propheten durch die Welt der Romane gehen. Es würde eine Wohlthat sein, wenn dieser Typus das Jahrhundert nicht überlebte und einem Menschenschlag mit gesundem Kraftgefühl und sonnigee Daseins-

freude den Platz einräumte, auch im Roman. Vorläufig aber ist er noch da, und Spielhagen hat zum so und so vielenmal eine neue Abart des Typus geschaffen, diesmal den socialistisch angehauchten Edelmann. Graf Wilfried Falkenburg ist der Sproß eines alten Fürstengeschlechts, persönlich nicht sehr begütert, aber als Neffe und Schoßkind einer Millionentante in allem Luxus aufgewachsen. Auch sonst hat er über nichts zu klagen, die Gesellschaft verzieht ihn, und ohne sich viel zu bemühen, hat er die gepriesenste Schönheit der Residenz zur Braut gewonnen. Komteß Ebba ist freilich ein kokettes, kapriziöses Ding, dem jede Gefühlsinnigkeit, jedes ernstere Lebenstrachten abgeht, aber Wilfried sieht nur ihre Frische und Grazie, und das andere entbehrt er kaum, da er selbst vom Leben noch nichts kennen gelernt hat, als die schillernde Oberfläche. Eines Abends aber erlebt er ein kleines Abenteuer, das große Folgen für ihn hat und seinem Dasein eine neue Gestalt gibt. Einer jener Jungen, die sich auf den Straßen Berlins als Verkäufer von Wachszündern herumtreiben, ist von einem Radler über den Haufen gefahren. Schnell entschlossen nimmt der Graf, sobald er gesehen, um was es sich handelt, eine Droschke, hebt den Jungen hinein und fährt mit ihm der Wohnung zu, die der Verletzte als elterliches Heim bezeichnet. Kaum hat der Graf dies Heim betreten, das mehr ein Unheim ist und überall die Spuren jahrelangen Elends aufweist, da fühlt er, daß seine Aufgabe mit der Ablieferung des Knaben nicht beendet ist. Er hat stets ein weiches Herz gehabt, aber von einem Jammer, wie er ihm jetzt entgegentritt, hat er nie etwas geahnt. Der Vater des Jungen ist ein Trunkenbold, die Mutter leiblich und seelisch in Schmutz verkommen, eine der Schwestern zur Straßendirne herabgesunken. Trotz seiner Weichheit würde Wilfried wahrscheinlich das Mitleid dem Ekel opfern, wenn nicht die zweite Schwester, die holde Lotte, wie ein lichter Engel die Verworfenheit ringsum überglänzte und durch ihren Anblick alle edlen Entschlüsse in der Seele des Grafen bestärkte und steigerte. Lotte Schulze ist ein Wesen wie es nur Spielhagen in Berliner Kellerwohnungen zu entdecken weiß, ein Ideal von Schönheit, Tugend, Lebensklugheit, Innerlichkeit und Willensenergie. Und kaum mit ihr in Verkehr gekommen, entdeckt der Graf noch weitere Mustermenschen, die zur Nacheiferung geradezu herausfordern. In erster Reihe Frau Dr. Brandt, die Gattin des Arztes, den Wilfried zur Behandlung seines kleinen Patienten herbeiruft, eine ebenso praktische wie hochherzige Frau, nebenbei überzeugte Socialdemokratin. Mit ihr an Opferfähigkeit wetteifert der Pastor Römer, der getrost als christlichsocialer Heiliger gelten darf. Diesen Mustermenschen gegenüber kommt Wilfried zu dem quälenden Bewußtsein, daß er bisher sein Leben zwecklos und sinnlos vergeudet hat; noch aber ist er jung, noch kann er eine neue Bahn einschlagen und mit in die Schar derer eintreten, die sich unter Preisgabe aller Selbstsucht, unter Verachtung all der Nichtigkeiten, die der Durchschnittsmensch für Daseinsnotwendigkeiten hält, dem Menschheitsdienste widmen. Freudig faßt Wilfried, nachdem er zunächst die Familie Schulz aus dem Elend gerettet hat, den Entschluß, dem Beispiel der Frau Brandt und des Herrn Römer zu folgen. Ohne Frage kann auch ein Mann, der im Wohlleben aufgezogen und aus fürstlichem Blut entsprossen, sich mit Erfolg an socialen Bestrebungen beteiligen und in seiner Weise für die Befreiung und Erlösung der Menschheit wirken. Er kann das, ohne sein anerzogenes Feingefühl, ohne seine individuellen Instinkte und Neigungen rücksichtslos in die Schanze zu schlagen. Aber Wilfried stürmt wie ein Blinder dem neuen Ziele zu, er wählt sich keine Aufgabe, die seiner Natur entspricht, er sucht sein Heil da, wo er es unmöglich, nach Anlagen und Erziehung, finden kann. Er *muß* mit dieser Blindheit behaftet sein, weil er sonst nicht für Spielhagen brauchbar wäre; denn Spielhagen will eben den Beweis erbringen, daß so ein altadliger Luxusmensch eigentlich in die Gegenwart gar nicht mehr hineingehört; wenn er den Bann seines Standes durchbricht und den Schwachen und Mühseligen sich zuwendet, dann vermag er doch nichts Rechtes zu leisten. Vergebens bringt er sich zum Opfer dar, vergebens springt er in den Abgrund, der zwischen den Gesellschaftsschichten klafft, er selbst kommt um, der Abgrund aber schließt sich nicht, denn der Einzelne, belastet mit dem Erbe der Vergangenheit, kann nicht wettmachen, was viele Geschlechter gesündigt haben. Um diesen Satz zu erweisen, muß Graf Wilfried das Unsinnigste thun, was er seinem Wesen nach thun kann, er mischt sich in den politischen Tageskampf und wird zum socialdemokratischen Agitator. Als ob nur im Dienste der Politik Menschheitsdienst zu leisten wäre. Natürlich überwirft sich der Graf in Bälde mit all denen, die ihm bisher nahe standen; gesellschaftlich wird er halb und halb versemt und die Erbtante sperrt ihm die Geldquelle ab. Das verwöhnte Schoßkind muß sich, um leben zu können, bei einem Justizrat als Schreiber verdingen. Auch Komteß Ebba, die Braut, gibt dem Verarmten ohne weiteres den Abschied. Darüber tröstet sich jedoch Wilfried noch leichter, als über alles andere hinweg. Hat er doch seine Lotte, deren Liebe ihm alles ersetzt. Grade weil ihn jedoch Lotte ebenso liebt, wie er sie, will dieser Ausbund von Edelmut nichts von einer Heirat wissen; sie hält es für gewiß, daß zwischen Graf und Plebejerin kein dauerhaftes Glücksverhältnis möglich sei. Und um seinem Drängen zu entgehen, legt sie den Ocean zwischen sich und den Geliebten, sie entwischt nach Amerika. Der naturgemäße Schluß wäre nun, daß der Graf, der weder auf den kalten Höhen der Vornehmheit, noch in den Niederungen der Armut sich heimisch fühlt, in seiner Einsamkeit, von äußerer Not bedrängt, langsam verblutet. Aber dieser Schluß widerstrebt dem ästhetischen Empfinden Spielhagens, das von der Modernität weit weniger „angekränkelt" ist, als nach den Stoffen, die der Dichter zumeist wählt, vermutet werden sollte. Er sieht es gern, wenn seine Helden ritterlich, am liebsten mit der Waffe in der Hand zu Grunde gehen. Und in dieser Weise findet daher auch Wilfried den Tod. Eines Tages nennt ihn ein alter Gegner, ein Gegner im Kriege um die Frauengunst, öffentlich einen Salonsocialisten. Es ist schwer faßlich, daß der Wilfried, der sich mit der

Zeit zu einer philosophischen Lebensanschauung emporgerungen hat, in diesem Warte und in dem Verhalten jenes Gecken eine unerträgliche Beleidigung sieht. Aber um so „schön" zu sterben, wie es sein Schöpfer Spielhagen verlangt, thut er es doch; und er fällt dann richtig im Duell und wird unter „zahlreicher" Teilnahme begraben. Nach seinem Tode bekennen auch seine Verlästerer, daß er doch eigentlich ein prächtiger Kerl war, und die Erbtante ist tiefgerührt. Zu einer weitergehenden Kritik verlockt der Roman nicht. Seine Tendenz zeugt für das gute Herz und den unentwegten Freisinn des Dichters, und künstlerisch enthält er einzelne hinreißende Stellen. Im großen Ganzen aber läßt sich über das Buch nur dasselbe sagen, was schon hundert- und tausendmal über den Erzähler Spielhagen gesagt worden ist. Wenn man will, hat man in „Opfer" das Normalwerk des Dichters; den meisten der Gestalten, von dem ebenso gutmütigen wie leichtherzigen und leichtsinnigen Leutnant Falka bis zu der jüdischen Bankiersfamilie, von Kamteß Ebba bis zu dem Justizrat, von Latte Schulz bis zu Wilfried selbst, — ihnen allen glaubt man, schon früher, wer weiß wie oft, bei Spielhagen begegnet zu sein. Und nicht anders ist es mit dem Stil und der Sprache. Man kennt nachgerade die Eigenart dieses Satzbaus, der bald ganz realistisch zerhackt erscheint, bald in langgezogenen Relativsätzen an die Weise des alten Goethe erinnert. Man genießt sie aber man nimmt sie hin, aber man kritisiert sie nicht mehr.

Was Spielhagen im Grunde nur negativ leistet, die Aufgaben der Gegenwart an einem lebenden Beispiele zu kennzeichnen, das sucht Peter Rosegger in den „Vertraulichen Sonntagsbriefen eines Bauernknechtes", denen er mit Fug den Gesamttitel „Erdsegen" (Leipzig, L. Staackmann) gibt, positiv durchzuführen. Seine Tendenz ist mit einem Worte ausgedrückt: Die Kultur muß wieder zur Scholle zurück, die Geistesarbeit sich mit der Ackerarbeit verbinden, wenn die Menschheit nicht versumpfen soll. Ein Wiener Journalist hat in fröhlicher Weinlaune die Wette gemacht, daß er der Mann dazu sei, sich für ein ganzes Jahr als Bauernknecht zu verdingen und treulich alle Arbeit zu thun, die man von ihm heischen werde. Die Wette wird angenommen, und Hans Trautendorffer macht sich mitten im Winter auf den Weg, um eine Knechtsstelle ausfindig zu machen. Lange sucht er jedoch vergebens, bis ihn endlich ein armes Bäuerlein im Gebirge in „Brot und Verpflichtung" nimmt. Schwer ist die Arbeit, die der gute Hans zu leisten hat, und schwer sind die Leiden, die er mit der Familie seines Hausvaters durchmacht. Aber in der Beschäftigung mit der Scholle, in der Einfachheit und Schlichtheit seines neuen Lebens streift er all die Schlacken ab, mit denen die Großstadt sein Denken und Empfinden umkrustet hat. Frische Säfte regen sich in ihm, sein Gefühl wird rein und stark, wie in frühen Jugendtagen, und Leben, Welt und Mitmenschheit, alles gewinnt für ihn eine neue Bedeutung. Anfangs wird es ihm manchmal des Mühens und Entbehrens allzuviel. Als er aber erst merkt, daß er seiner Umgebung nicht nur körperlich ein schätzenswerter Beistand ist, sondern ihr auch seelisch ein Helfer und Tröster ist, da ist er für alle Folgezeit gestählt und über alle Anfechtungen hinaus. Schließlich gewinnt er das Land und die Menschen so lieb, daß er die Tochter seines Hausvaters heiratet und für immer ein Bauer wird, freilich Bauer und Geistesarbeiter zugleich. Die Erfindung hat nichts Unwahrscheinliches; allen Anzeichen nach liegt die Sache in der Luft. Mir selbst ist mehr als ein Schriftsteller bekannt, der auch ohne Welte aufs Land hinausgezogen ist, tagsüber sein Feld bebaut und abends den Musen huldigt. Rosegger hat kein rosiges Schäferidyll gemalt; er verhehlt nichts von der Mühsal der Schollenarbeit und nichts von den Schwächen und Kleinlichkeiten, die dem heutigen Bauer anhaften. Aber diese Schwächen werden nur angedeutet; im großen und ganzen gewinnt denn doch das Landleben in Roseggers Darstellung ein fast verklärtes Ansehen, und die Menschen, die an erster Stelle in den Gesichtskreis des Lesers treten, der alte Adamshauser, seine Frau und seine Tochter sind wahre Sonntagskinder, die über den bäuerischen Durchschnitt hoch hinwegragen. Von diesem Durchschnitt, von seiner Arbeit und von seinen Lebensinteressen haben uns andere Schriftsteller der Gegenwart, — ich nenne nur F. von Zobeltitz und W. von Polenz, — ein Bild entworfen, das alles andere als verlockend erscheint und sich mit den Schilderungen Roseggers schwer zusammenbringen läßt. Gleichwohl hat jeder in seiner Weise recht. Polenz und Zobeltitz schrieben aus schlichter, absichtsloser Beobachtung, Rosegger aus der Sehnsucht heraus. Das Wahre an der Sache ist, wie mir scheint, daß der Geist, der sich von der Scholle loslöst und sich der Arbeit in freier Natur entfremdet, Gefahr läuft, allerlei Schemen nachzujagen, statt dem ewig Wesenhaften, und im tiefsten Sinne unfruchtbar zu werden, daß aber auch die Arbeit an der Scholle der ständigen Berührung mit dem Geiste bedarf, wenn nicht der Sinn des Arbeiters allzu eng und dumpf werden soll. Das Wort Kultur hat seinen Ursprung in der Feldarbeit; so wäre es wohl in der That ein Heil, wenn die Tochter, die in die Städte geflüchtet ist, sich von neuem mit der Mutter zu inniger Gemeinsamkeit verbände. Künstlerisch nimmt der „Erdsegen", dessen Lebensfülle mit dem Begriff Roman nicht gut zusammenstimmt, unter den Werken Roseggers eine der ersten oder vielleicht auch geradezu die erste Stelle ein. Als Erzähler braucht der noch immer jugendlich frische Steiermärker so leicht keinen Vergleich zu scheuen. Sein geistiger Horizont ist nicht unbeschränkt, immerhin umspannt er eine ausreichende Weite. Durch die Fülle des Gemüts aber, durch die Herzensglut, die jedes Wort durchwärmt, durch die freudige Zukunftsgläubigkeit beweist Rosegger an seinem eignen Teil, was ein ständiges Leben in und mit der Natur für die Seelenstimmung und die Blutfrische bedeutet. Von Schilderungen, die wie Frühlingsmorgenluft erquicken, bietet das Buch einen sprudelnden Reichtum; man glaubt die braunen Bäche, die den weißen Winter zu Thale führen, durch die Bergwiesen herniederrauschen zu hören, und ein andermal sieht man wie „leibhaftig" im Sonnenlicht das Getreide wogen und glänzen. Am höchsten

aber wirkt das Buch, wenn sich Naturgefühl mit religiöser Weihestimmung vereinigt, wie in der Betrachtung, die sich dem Bauernknecht Hans Trauteudarffer am Pfingstsanntage aufdrängt. Würdiger läßt sich eine Anzeige des „Erdsegens“ nicht schließen, als mit der Anführung dieser Stelle: „Am Pfingstsanntag bin ich früh aufgestanden, bin hinausgegangen durch das nasse Gras. Dieses urgewaltige Bergland, ich habe es angebetet wie einen Pfingstaltar. ... Freilich, freilich, man soll ja Gott nicht nach außenhin suchen im unbeschränkten Raum, sondern in der eignen Brust. ... Aber mein Inneres ist überall, wohin ich denken kann, ist in allem, was das Ohr hören und das Auge sehen und das Gemüt fassen kann. Alles, wovon ich weiß, alles ist mein Leid, ist mein Wesen. Als an diesem Morgen mir solche Gedanken kamen, da jauchzte es plötzlich: Mensch, Welt, du bist ja erlöst! Mensch, du bist Weltall geworden! Weltall, du bist Mensch geworden! Du bist eins, du bist ewig, und dein Geist heißt Gott! Und da gibt's ja kein Leiden mehr, keine Unvollkommenheit, und wen sein Gürtel drückt am Menschenleib, der lege ihn ab und umgürte sich mit dem Sonnenkreis!“

Ein Gegenwartsbuch wie „Opfer“ und „Erdsegen“ ist Gabriele Reuters jüngster Roman „Frau Bürgelin und ihre Söhne“ (Berlin, S. Fischer) nicht; hier handelt es sich nicht um die großen Fragen, welche alle Welt bewegen, nicht um ein typisches Zeitgeschick. Und wenn auch hier und da modernste Empfindungen zum Ausdruck kommen, so ist doch das allgemeine, das wesentliche Grundgepräge der Erzählung ein zeitloses, d. h. die Geschichte konnte sich in ihren Grundzügen ebensogut vor dreitausend Jahren wie heute abspielen. Frau Bürgelin hat ihren Mann verlassen, um ihre beiden Söhne seinem Einfluß zu entziehen und sie ganz nach dem Ideale zu erziehen, das ihr als das Höchste gilt. Am letzten Ende aber muß sie erleben, daß gerade der Sohn, von dem sie nichts Besonderes erwartet hat, in anderer aber noch größerer Weise, als sie selbst geträumt, Gewaltiges leistet, und eben dieser Sohn hat am meisten vom Wesen des Vaters geerbt. Hier und da blüht in dem Werke eine zarte oder auch berauschende Stimmung auf, und immer wieder erfreut ein feines Gedanken-, ein reifes Empfindungsleben. Tieferen Eindruck aber hinterläßt der Roman als Ganzes nicht; man gewinnt zu ihm höchstens ein kühles Achtungsverhältnis, aber er reißt nicht zum Mitjubel, zum Mitängsten hin, wie das Erstlingswerk der Dichterin, der Roman „Aus guter Familie.“ Man kommt weder an die Vorgänge noch an die Gestalten der Erzählung recht heran, sie behalten etwas Schattenhaftes und gleichgültig Fremdartiges. An und für sich ist ja der Charakter der Frau Bürgelin mit seinem grenzenlosen Mutteregoismus künstlerisch reich und sicher durchgeführt; er ist aber derart individuell gehalten, ja ganz mit schroffen Besonderheiten ausgestattet, daß man in ihm mehr eine Kuriosität, als eine halbwegs verwandte, verständliche Menschennatur sieht und immer froh aufatmet, wenn er für eine Zeitlang in den Hintergrund der Geschichte tritt. Auch der Aufbau des Romans läßt keine harmonische Befriedigung aufkommen; er verzettelt sich in lauter Einzelheiten, die bald ins breiteste sich ausdehnen, bald flüchtig hingeworfen erscheinen, ohne daß man überall begreift, was hier den Überfluß und dort den Mangel veranlaßt.

Nicht viel besser ist es um den Bau, um die technische Gliederung des Romans „Planetenfeuer“ (Stuttgart, J. G. Cotta) bestellt. Max Haushofer hat in das Buch alles hineingepackt, was er über die Gegenwart zu sagen hatte, was er sich für und gegen das Wallen, Denken und Fühlen unserer lieben Zeitgenossen von der Seele schreiben wollte. „Über die Gegenwart,“ sage ich mit Absicht, obwohl die Erzählung auf dem Titelblatt als Zukunftsroman bezeichnet ist und als Zeit der Handlung gleich im ersten Kapitel das Jahr 1999 angegeben wird. In hundert Äußerlichkeiten stimmt das denn auch; wenigstens kann man sich recht gut vorstellen, daß die technischen Fortschritte, die gesellschaftlichen Zustände, die staatlichen Einrichtungen um 1999 derart sind, wie sie Haushofer schildert. Im Grunde aber, in allem Wesentlichen handelt es sich um Charaktere, Vorgänge, Strebungen und Empfindungen der heutigen Zeit mit ihrem Idealismus sowohl, wie mit ihrer Fin de siècle-Weisheit und ihrem Dekadententum. An farbiger Buntheit läßt der Roman nichts zu wünschen übrig. Üppige Sinnlichkeit wechselt ab mit ethischer Idealität, hier geraten wir in ein Weltanschauungsgespräch über die tiefsten Menschheitsfragen, dort müssen wir einen antisocialistischen Vortrag über uns ergehen lassen, und zwischeninne erleben wir eine Kriminalgeschichte echtester Art. Alles das aber hat etwas Bruchstückartiges, es zieht in raschen flüchtigen Bildern vorüber und drängt mit Macht der Schlußwirkung, einer gewaltigen Erdkatastrophe zu. Haushofer scheint von der alttestamentarischen Ueberzeugung durchdrungen zu sein, daß die Menschheit dann und wann von einem grausigen Weltverhängnis erschüttert werden muß, um sich zu einem neuen idealen Herzens- und Geistesfluge zu erheben. Im Jahre 1899 sind wir, dem Propheten Falb zum Trotz, vom Weltuntergangsschrecken verschont geblieben; 1999 aber bricht all das Schauerliche über die Erde herein, was die Ängstlichkeit für den vergangenen November befürchtet hatte. Zwei Planeten unseres Systems sind zusammengeprallt und in Stücke zersplittert; mit ihren Resten geraten sie in die Erdbahn und überschütten nun Mutter Erde mit einem Fels- und Feuerregen, treiben die Meeresfluten weit ins Land hinein und vernichten Millionen Leben. Die Schilderung dieser Katastrophe ist in großem Stil gehalten; sie hat etwas furchtbar Prächtiges. Von den Gestalten des Romans nimmt nur die eine, Ortrud von Haag, die Sünderin mit der tiefen Liebessehnsucht, ein starkes Interesse in Anspruch: an dieser Gestalt und an jener Schilderung offenbart sich der echte Dichter, der sonst nicht überall in den flüchtigen Zeichnungen des Werkes deutlich sichtbar wird.

Zu unſern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Zweimal tritt dem Leſer in dieſem Heft der Name H. Hirzel entgegen, als der des Zeichners der Karte, mit der wir unſeren Abonnenten unſere Glückwünſche zum neuen Jahr darbringen, und als der des Radierers des ſchönen, zwiſchen Seite 576 und 577 eingeſchalteten Blattes „Märkiſche Landſchaft.“ In kurzer Zeit hat ſich H. Hirzel — ein geborener Schweizer, aber ſeit Jahren in Berlin lebend — in die erſte Reihe der deutſchen Schwarz-Weiß-Künſtler geſtellt; als Zeichner von vollendetem Linienfluß und auserleſenem Geſchmack, ganz auf dem Boden der modernen Kunſt fußend, hat er eine große Vielſeitigkeit entwickelt: er erfand reizende Umſchläge für Bücher und Muſikalien, ſchöne Bücherzeichen, Verlagsſignete u. ſ. w. Als Radierer pflegt er, in der Stimmung häufig an die Warpsweder erinnernd, beſonders die Landſchaft. —

Über Profeſſor H. Zügel, den großen Münchener Tiermaler, iſt in dieſen Heften wiederholt eingehend geſprochen worden. Mit welch' ſchlichten Mitteln er ſeine Wirkungen in unfehlbarer Treffſicherheit zu erreichen weiß, davon legt ſein Gemälde „In der Sandgrube“, von uns zwiſchen Seite 560 und 561 wiedergegeben, wieder einmal beredtes Zeugnis ab. —

Das kräftige, durch des Kaiſers Initiative unzweifelhaft hervorragend geförderte Aufblühen der Berliner Bildhauerſchule hat in der Reichshauptſtadt auch die Technik der Marmorbearbeitung weſentlich gehoben. Zwar gehen noch immer — man möchte wohl ſagen: leider — bedeutende Aufträge unſerer Bildhauer nach Italien, wo die Marmortechnik von altersher hoch entwickelt iſt, aber die Berliner ausführenden Ateliers arbeiten heute bereits nicht nur ebenſo gut, ſondern anerkanntermaßen ſolider, als die italieniſchen. Neben den älteren reindeutſchen Firmen iſt in neuerer Zeit beſonders das Atelier von V. Caſal hervorgetreten; unſer Bild zwiſchen Seite 520 und 521 gibt einen Blick in dieſe große Werkſtätte, in der gerade zur Zeit mehrere der Denkmäler für die Siegesallee in Arbeit ſind. — Aus dem Atelier eines jüngeren Berliner Bildhauers ging auch die ſchöne Bronzeſtatuette „Huldigung“ hervor, die wir zwiſchen Seite 504 und 505 reproduzieren; der Künſtler, Conſtantin Stark, iſt einer der Meiſterſchüler von Reinhold Begas. —

Wanduhr.
Ausgeführt von den Vereinigten Werkſtätten für Kunſt im Handwerk in München.

Profeſſor Friedrich Preller — zur leichteren Unterſcheidung von ſeinem großen Vater und Lehrer, der den gleichen Vornamen trug, trotz ſeiner 62 Jahre meiſt „der Jüngere“ genannt — iſt gleich jenem ein Meiſter der heroiſchen, der Stillandſchaft, die er aber doch weſentlich freier und meiſt unter Zugrundelegung wirklicher Naturausſchnitte, ſoweit er dieſe für ſeine Zwecke paſſend fand, behandelte. Früh von Weimar nach Dresden übergeſiedelt, hat er hier eine reiche künſtleriſche Thätigkeit entwickelt. Die Dresdener Galerie enthält einige treffliche Gemälde von ihm (das „Hannibalfeld“, „Gaſſ von Bajä“); er war auch an der Ausſchmückung des Dresdener Hoftheaters und beſonders der Albrechtsburg in Meißen hervorragend beteiligt; das von uns zwiſchen Seite 496 und 497 eingeſchaltete Bild „Der licht-

Wanduhr.
Ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten.

bringende Prometheus" ist nach dem im letzten Sommer in Dresden ausgestellten Entwurf für ein 1897 entstandenes Gemälde der Leipziger Universität reproduziert: Aus der himmlischen Höhe, von der er der Menschheit das Feuer holte, steigt Prometheus auf die Erde nieder und eilt, fackelschwingend, über düstere, wild zerklüftete Berge der menschenbewohnten Niederung zu.

Von den kleinen, in unserem Heft enthaltenen Abbildungen seien hier zunächst die beiden charakteristischen **Studienköpfe der Historienmaler A. Kampf und Peter Janssen** (S. 493 u. 573) erwähnt, denen sich als dritter gleich der wundervolle Studienkopf von Michelangelo (S. 569) anreihen mag. — Prof. Max Liebermann ist auf S. 489 mit der Reproduktion der schönen Radierung „Badende Jungen" vertreten, die er unseres Wissens auf der Dresdener Ausstellung des letzten Sommers zuerst zeigte. —

Wer sich mit der Entwickelung der Photographie in Deutschland während der letzten zehn Jahre beschäftigt, trifft immer wieder auf die Namen Alfred Enke-Stuttgart und W. v. Gloeden-Taormina. Bei beider Arbeiten, über deren technische Vollendung jedes Wort erübrigt, tritt das Streben nach bildmäßiger Wirkung scharf hervor, sie betrachten ihre Kamera als ein wirklich künstlerisches Werkzeug. Jenes Bestreben führt in ungeschickten Händen nur allzu oft, gelinde gesagt, zu Trivialitäten, bei den beiden Meistern aber zu geradezu erstaunlichen Leistungen. Alfred Eake hat soeben eine herrliche Mappe von 30 „Lichtbild-Studien" — nach seinen Aufnahmen

Wanduhr.
Ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten.

Wanduhr. Von H. Beer in München, ausgeführt von J. Jagemann.

stigten Lichtkünstler, stammt unser prächtiges farbiges Titelbild „Sizilianer". —

Die Freunde des Buchschmucks unter unseren Lesern möchten wir zu einem kleinen Vergleich zwischen dem vorigen Hefte und dem heute vorliegenden Hefte auffordern: während wir in jenem für Kopfleisten, Vignetten, Schlußstücke ausschließlich Ornamentzeichnungen moderner Stilrichtung verwandten, haben wir in diesem ebenso ausschließlich entsprechende Stücke aus unserer klassischen Renaissancezeit benutzt. Der Vergleich soll aber keineswegs zu einem „Für" oder „Wider" herausfordern, vielmehr gerade die volle Berechtigung beider Stilarten — und damit noch anderer — beweisen, insoweit in ihnen überhaupt nur ein echt künstlerischer Geist zum bewußten Ausdruck gelangt.

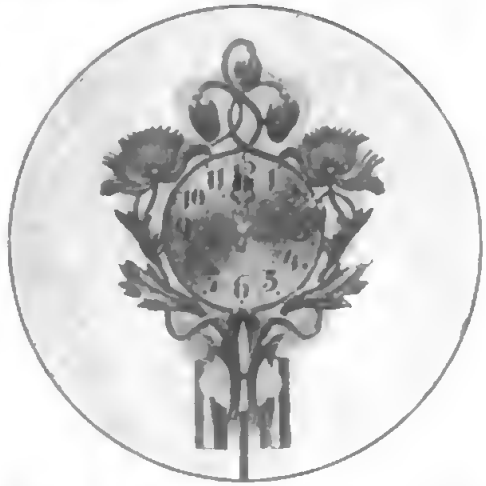
* * *

Ein glücklicher Versuch, unsere guten alten Schwarzwälder Uhren, deren Werke sich in den letzten Jahrzehnten bedeutend verbessert haben, künstlerisch neu zu beleben, geht von München aus. Die dortigen vielseitig thätigen Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk haben nach Entwürfen des Bildhauers Franz Ringer Gehäuse anfertigen lassen, die uns ungemein frisch, ansprechend und wohl geeignet erscheinen, die Renaissancefarmen, die in den bisherigen Gehäusen der Schwarzwalduhren vorherrschen und zu deren Charakter wirklich nicht recht passen, zu ersetzen. Eine Schwarzwälder Uhr verlangt eine ungekünstelte, schlichte, und, man darf wohl sagen: eine kernige, derbere Form — das ist hier mit Geschick und Geschmack erreicht worden. Die Zifferblätter der hübschen originellen Uhren sind meist polychrom behandelt, bisweilen auch vergoldet: die Verzierungen sind entweder symbolischer Natur — an die Vergänglichkeit der Zeit, an Jugend und Alter ꝛc. anknüpfend — teils geben stilisierte Pflanzenformen die Motive.

In ähnlicher Richtung hat Heinr. Beer in München Uhren schmücken lassen (angefertigt von J. Jagemann), die sich großer Beliebtheit erfreuen; sie waren u. a. in der diesjährigen Kunstausstellung im Glaspalast ausgestellt, wo von ihnen in kurzer Zeit mehr als hundert Stück verkauft wurden.

H. v. S.

in Heliogravuren reproduziert — bei der Union, Deutschen Verlagsgesellschaft in Stuttgart erscheinen lassen, der wir den „Gebirgssee im Engadin" (S. 563) entnehmen; die Sammlung enthält Landschaften, Architekturstücke, Studienköpfe ꝛc. — eine Fülle des Schönen. Von W. v. Glaeden aber, dem deutschen, von der unvergleichlichen Sonne Italiens in seinem reichen Schaffen begün-



Wanduhr. Von H. Beer, ausgeführt von J. Jagemann.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Zilcher & Wittig in Leipzig.

Studienkopf. Nach dem Pastell von Mael Bennewitz von Loefen jun.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIV. Jahrgang 1899/1900. Heft 6, Februar 1900.

Ein bedeutender Mann.

Roman von

Hanns von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Unsinn — Blech — Wellblech!“ knurrte der Professor, und zugleich sagte Helene, nun doch verlegen: „Ich ... verletzen wollte ich Sie nicht, Herr Werner ...“

Er sah ihr einen Moment gerade in die Augen — wortlos. Dann wandte er sich plötzlich um und gab der Büste einen heftigen Stoß. Sie wankte ... gleich darauf lag sie in Stücke zerbrochen auf dem Boden.

Helene schrie auf, Johannes Kurslow schimpfte. Aber Werner lächelte ihm ganz gelassen zu: „Lieber Meister, wie vieles und wie viel Besseres hab' ich Sie nicht zerstören sehen! Das Ding da hatte für mich jeden Wert verloren.“ Damit langte er sich seinen Filzhut von einem der Gerüstbalken und verbeugte sich ungelenk, aber förmlich vor dem Mädchen: „Ich empfehle mich —“

Als er gegangen war, begann Kruslow mit großen Schritten den schmalen freien Gang im Atelier zu durchmessen, ohne seine Nichte zu beachten. Wie im Selbstgespräch fluchte er dabei vor sich hin. „So'n verd— Bengel! Schwapp! Mir nichts, dir nichts das Beste, was er bisher geschaffen, in Scherben zu schmeißen! Großartig — huh! Ich werd's ihm aber anstreichen! Solch feinempfundenes Ding! Bloß um die dumme Göhre zu ärgern. Ähnlichkeit! Quatsch! Seele soll ein Kunstwerk haben — Seele ...“

Mit einem Sprunge war er plötzlich neben der Nichte, die noch immer auf die Scherben am Boden starrte.

„... Seele!“ schrie er sie an. „Du ahnst natürlich gar nicht, was das ist — was das für einen Künstler bedeutet! Ein Lärvchen hat eben keine Seele — wo soll sie denn auch herkommen? Grad so viel Seele, wie der gefärbte Schwalbenschwanz da oben auf deinem Bibi! Weißt du, wie du dich benommen hast? Wie 'ne alte Hofschranze, die zu Lenbach kommt, sich malen läßt und sich dann hinstellt und flötet: ‚Aber mein Lieber, ich bin ja nicht ähnlich‘ — und dabei schaut aus den beiden Augen auf dem Porträt das ganze dummeitle Schranzentum heraus. Du ... du Puppe du!“

Und er begann seine Wanderung aufs neue, polternd und schimpfend, bis sie dann mit einemmale neben ihm stand, ihm die Hand hinstreckte und kleinlaut, aber sehr ernst meinte: „Onkel, ich hab' unrecht gehabt. Es war dumm und kindisch. Sag's, bitte, auch Herrn Werner. Und nun ... nun will ich gehen.“

Er blieb stehen und sah sie ganz erstaunt an: „Ein Weib, das einsieht, daß es unrecht gehabt hat! Na, Mädel, wenn's man wahr ist? Oder vielmehr: was birgt die Evatochter hinterm Schilde, wenn hochdieselbe

freiwillig 'ne Dummheit zugibt. Denn das hat seinen Haken —"

„Du irrst, Onkel! Ich fühle wirklich, daß ich ohne jedes künstlerische Verständnis ... und daß ich voreingenommen urteilte ..."

Der Alte pfiff durch die Zähne. „So? Püppchen hat 'ne neue Laune?"

Sie schüttelte schweigend den Kopf.

Er starrte sie an, bis sie vor seinem Blick die Augen senkte.

Dann sagte er in ganz verändertem Tonfall, ruhig, aber sehr bestimmt: „Hör' mich mal an, Lene! Wenn du dir etwa einbilden solltest, mit meinem Werner spielen zu können, dann rat' ich dir: laß deine Finger von ihm. Der Junge ist mir zu schade dazu. Ich hab' ihn so lieb wie niemand sonst auf der Welt, und ich werd' ihn zu einem Größeren machen, als mir zu sein bestimmt gewesen ist. In ihm steckt der Kern dazu. Aber wenn aus ihm was werden soll, dann darf er sich nicht in der kleinen Münze alberner Liebeständeleien verausgaben, ehe die große schöpferische Leidenschaft gekommen ist, ohne die ... Aber das ist wohl für dich wieder zu hoch gesprochen. Also noch einmal: Hand weg, mein Püppchen!"

Sie hatte den Onkel ganz ruhig aussprechen lassen, ohne jede sichtbare Erregung. Nun gab sie aber so gelassen, daß er doch stutzte, zurück: „Dein Herr Reinhold Werner ist mir furchtbar gleichgütig. Ja, wenn ich's dir ehrlich sagen soll — er ist mir bisweilen mit seinem Anschmachten lästig gewesen. Darum war ich vielleicht ungerecht und ... na ja ... recht unartig zu ihm. Nun sei du nicht mehr böse, Onkel! Adieu ..."

„Halt mal! Dann kamst du also nicht wegen der Büste?"

„Nein —"

„Na, Püppchen, um meiner wunderschönen Augen willen bist du doch erst recht nicht gekommen. Oder um dir meinen Centauren anzuschauen? Pah! Nun also ..."

„Ich wollte dich etwas fragen, Onkel! Aber du dürstest jetzt nicht in der Stimmung sein, mich anzuhören. Ich komme ein andermal wieder. Vielleicht — vielleicht auch nicht. Adieu!"

Es klang so viel Ernst aus den Worten des Mädchens, daß Krnslow nun Helene trotz ihres Sträubens festhielt. Sie sah ihm nochmals fragend ins Gesicht, dann ließ sie sich ohne weiteres Widerstreben zu dem Platz zurückführen, an dem sie vorhin gesessen.

Als sie an den Scherben vorüberschritt, sagte sie leise: „Schade —"

„Warum sagst du das mit so besonderer Betonung? fragte er, schon wieder mißtrauisch. „Es war doch immerhin dein Lärvchen, wenn's auch nicht ganz ‚ähnlich' war? Was — he?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich dachte nur daran, daß es ein Kunstwerk gewesen ist, an das ein Aufstrebender Hoffnungen knüpfte —"

„Hoffnungen?!" Der Alte seufzte, indem er sich setzte und die Beine wieder ausstreckte. Es sollte komisch klingen, aber es klang doch schmerzlich. „Kind, das Leben des Künstlers setzt sich aus Hoffnungen zusammen — was von ihnen aber bleibt, das sind Scherben! Überall und immer: Scherben!"

„Doch nicht immer, Onkel! Sag das nicht!" Sie hatte es so leidenschaftlich herausgestoßen, daß er sie zuerst ganz verwundert anblickte. Dann lachte er. „Was kannst du davon wissen, Püppchen? Von all dem inneren Ringen und Kämpfen ... mit der Welt und noch schwerer mit sich selbst! Von den tausend großen Anläufen und der Armseligkeit, die man schließlich erreicht. Du denkst vielleicht, ich mein' das elende bißchen Geldverdienen! Nein — pah! Oder etwa Anerkennung, Ruhm, Aufträge, Medaillen, Lorbeerkränze und ähnliche Fatzkereien? Pah! Mir haben sie auch mal Lorbeeren gestreut, daß ich den Ochsen in mir damit dudeldick mästen könnte. Aber wenn so die innere Befriedigung — das sich selbst sagen Können fehlt: Du hast etwas Ganzes, Großes erreicht! Du bist einer, den sie noch nach Jahrhunderten nennen werden — dann ist eben der Kladderadatsch da! Und die Venus ist perdü — klakkeradoms von Medici! Der Deubel mag dann weiter arbeiten —"

Helene hatte sich an einen Gerüstbalken gelehnt und nagte ungeduldig an der Unterlippe.

Als er endlich schwieg, zugleich den Fez mit einem Ruck auf den Hinterkopf schiebend, sagte sie: „Onkel Johannes, ich glaube doch, ich gehe lieber —"

„Ach so!" Er fuhr wie aus einem Traum empor. „Nein, bleib! Und nun heraus mit der Sprache. Ich bin just in der Stimmung, Unsinn zu hören!"

Sie schöpfte tief Atem. „Onkel — es muß sich jetzt entscheiden! Ich halt' es zu Hause nicht mehr aus. Ich will zur Bühne —"

„Zur Bühne — —" Er wiederholte die Worte, als habe er nicht recht gehört. Dann klang wieder sein dröhnendes Lachen durch den Raum. „Den Deixel auch — da hat sich der Herr Schwager ja ein nettes Früchtchen herangezogen! Zur Bühne will das Püppchen! Und da hat der Papa einen dicken Strich darunter gemacht. Kann ich mir denken. Nee so etwas! Was wollen Fräulein Nichte denn auf der — Bühne? Faxen machen? Schöne Kleider tragen? Sich die Cour schneiden lassen? He?"

Das Mädchen reckte sich: „. . . Menschen darstellen!" Es kam ganz kurz heraus, stolz, mit gehobener Stimme und blitzenden Augen.

Diesmal antwortete Kruslow nicht gleich. Er lachte auch nicht. Mit einem durchdringenden Blick umspannte er die ganze zierliche Gestalt.

„Wenn du das nicht irgendwo aufgeschnappt hast, wär's nicht ganz schlecht gegeben," sagte er endlich. Er strich sich den Bart, langsam, nachdenklich, ohne ein Auge von Helene zu wenden. „Aber, Lene —" fuhr er dann fort. „Schließlich ist's eben auch nur ein Wort, nicht mehr. Ich will nicht fragen: Hast du Talent? Du würdest natürlich ja sagen, und ich bin nicht sachverständig. Das aber weiß ich: der Weg zu den Brettern und der Anfangsweg auf den Brettern ist voller Dornen — und manchem Schlimmeren. Drum muß ich dir sagen: Finger weg! Denn ich zweifele, daß in solch einem Püppchen die große Portion Ausdauer und Standhaftigkeit steckt, die Kraft zur weiteren Arbeit, auch unter Mißerfolgen, die bei keinem Künstlerberuf fehlen darf. Mach dir klar, Kind, wie viele sich berufen wähnen, wie wenige auserwählt sind — wie blutwenige auch gerade in der Kunst etwas wirklich Großes erreichen. Für alle anderen aber gibt's auch nur Scherben — Scherben! Es sollte mir leid thun um dich, Helene . . ."

Er hatte ernst, eindringlich gesprochen. Dabei war er langsam aufgestanden, ruckweise, immer im Bart wühlend, die Augen fest auf das Mädchen gerichtet.

Mit beiden Händen hatte sie hinter sich in das Holz des Gerüstes gegriffen. In ihren Wangen wechselte, während er sprach, ein paarmal die Farbe, aber sie hielt seinen scharfen Blick aus, ohne die Lider zu senken.

„Was du sagst, Onkel Johannes, haben mir andere auch schon gesagt!" begann sie nun, anfangs mit ruhiger Stimme, dann immer erregter, fortgerissen von den eignen Worten. „Aber dich möchte ich fragen, Onkel, was du damals deinem Vater entgegnetest, als er dich auf dem Kontorstuhl festhalten wollte? Oder vielmehr: ich möchte dich daran erinnern, daß du gesagt hast: ich muß! Laß mich ausreden, Onkel . . . nur dies eine Mal. Ich weiß, du wirst mir entgegenhalten: ich war ein Mann . . . du aber . . . du bist ein Mädel, ein Püppchen, wie du mich so oft genannt hast. Aber da muß ich dir antworten: in der Kunst gibt es keine Geschlechtsunterschiede, am allerwenigsten in meiner Kunst. Ob ich Talent habe, genug Talent, was großes zu erreichen — mehr als Talent! — kann nur die Zukunft lehren. Aber die Kraft fühle ich in mir, Onkel, und die gewaltige Sehnsucht, auf ein großes Ziel loszustreben, nicht am Boden haften zu bleiben, mich emporzuschwingen, Staunende zu beglücken und darin selbst glücklich zu werden! Das ist es, Onkel Johannes! Das ist es: ich muß!"

Mit wachsendem Staunen hatte der alte Meister zugehört. Seine Künstlerseele versuchte vergeblich der auflodernden Begeisterung des jungen Mädchens zu widerstehen. Ihm war's doch, als stehe ein Stück eignen Fleisches und Blutes dort vor ihm, ein wieder jung gewordener Teil seines Selbst. Es gärte in ihm: Wetter nicht noch einmal! Solch Teufelsmädel! Wie ich die doch unterschätzt habe! Was da für 'n Temperament drin steckt! Mehr als Temperament . . . am Ende wirklich ein göttlicher Funken!

Sein ernster, forschender Blick wurde weich, liebevoll.

Aber da schlug ihm plötzlich das Gewissen. Er fühlte, ein Wort von ihm, und dies Mädchen dort war unaufhaltsam fortgerissen auf eine fremde Bahn. Und er wußte, was nur zu oft am Ende dieser Bahn lag: Enttäuschung — Verzweiflung — Schande —

Nein! Nein! Die Verantwortung war zu groß!

„Helene, hör' mich mal ruhig an." Er trat noch etwas näher an sie heran und

legte zärtlich seine beiden Hände auf ihre Schultern. „Sieh, du sprichst von mir. Das war doch ganz etwas anderes. Ob Mann ob Weib — das mag meinetwegen egal sein, obschon's nicht recht stimmt. Grad bei mir nicht, denn eine große Bildhauerin kennt die Kunstgeschichte kaum. Ihr Frauen seid im Grunde doch immer, im besten Falle, gute Nachahmer. Gleichviel ... aber weißt du denn, wie schwer ich gerungen habe? Vorhin sprach ich nur von dem geistigen Ringen. Jetzt will ich dir aber gestehen, auch das materielle drückt zu Boden, auch das lähmt den Aufschwung. Es hat Tage gegeben, in denen der Hunger an meine Thür gepocht hat — nein! — er hat nicht nur von außen gepocht, — nicht ein elendes Stück Brot hatte ich, geschweige denn Geld für ein Modell, für ein Fleckchen zur ungestörten Arbeit. Ach — du weißt nicht, wie das thut! Und wenn man dann dachte, es ginge endlich ein bissel aufwärts, auch dann blieb's im letzten Grunde immer das Gleiche ... blieben immer die drückenden Sorgen. Ein wahrer Künstler ist selten ein Geldverdiener, nie aber ein Haushalter. Dann kommt die Unlust an der Arbeit, die ja doch vergeblich ist. Schau dich doch nur einmal hier um. Was siehst du denn bei dem ‚berühmten' Kruslow? Anfänge, Anläufe, Scherben —"

„Und möchtest du eine Stunde deines Künstlerlebens auslöschen, Onkel Johannes?" Sie fragte es rasch, wie siegesgewiß.

Er stutzte. „Kind ..." begann er zögernd. Aber gleich leuchteten seine Augen auf, und er rief: „Nein, ... nein! Und sollte ich wieder darben und hungern müssen ... nein!"

Nun umklammerte sie plötzlich seine beiden Hände: „Nun dann, Onkel Johannes, dann mußt du auch mir helfen! Denn auch ich will gerne darben und hungern um meiner Kunst willen, und kein Wort der Klage soll über meine Lippen kommen! Ich lasse sie nicht, Onkel Johannes ... nie ... nie ... nie! Und ich fühle es, meine Kunst soll mich himmelan tragen ..."

Sein graues Haupt sank schwer herab.

„Und wenn nun Vater und Mutter das ungehorsame Kind verlassen ... verstoßen ..."

Es war auf einen Augenblick, als weiche der letzte Blutstropfen aus ihrem Gesicht. Sie stand wie erstarrt.

Aber gleich darauf hob sich die junge Brust, befreit. „Auch dann ... ich kann nicht anders!" gab sie mit klarer fester Stimme zurück.

Da beugte der alte Idealist sich über sie und schloß sie in seine Arme. Er sprach es nicht aus, was er dachte: „Es gibt eine Grenze für Vater- und Mutterrechte. Es gibt eine Grenze für Kindespflichten." Aber er sprach tiefbewegt: „So sei deine Kunst dir Vater und Mutter zugleich. Und so ziehe du sie nie in den Staub, sondern halte sie allezeit hoch und in Ehren. Sie sei dir heilig!"

Leise küßte er das in seinen Armen bebende Mädchen auf die Stirn.

6. Kapitel.

Leutnant von Herret saß an seinem Arbeitstisch, die Karte vor sich, den Zirkel in der Hand. Dann und wann warf er eine kurze Bemerkung auf das Papier, und dazwischen pfiff er ungeduldig vor sich hin oder er murmelte abgerissen: „... Marschlänge der Division ... Tete bei Buggenhagen ... Queue also Brunsdorf ... erste Staffel ..."

Der große Diplomatenschreibtisch stand quer vor dem breiten Bogenfenster, durch das die Nachmittagssonne flutete. Dicht daneben hatte Dora sich einen bequemen Stuhl herangerückt. Sie saß, ihr Buch in den Händen, ganz still. Aber sie las nicht mehr. Ihre Augen ruhten auf Hasso.

So wartete sie, bis das leise ungeduldige Pfeifen in ein mäßiges Marschtempo überging, das dann mit einem lauten: „Stimmt!" seinen Abschluß fand. Herret schob die Karte ein wenig zur Seite und lehnte sich behaglich zurück. Die soeben noch tief gefurchte Stirn glättete sich, er lächelte: „Das war wohl mal wieder sehr langweilig für die kleine Frau?"

Sie schüttelte heiter den Kopf. „Sah ich so aus? Keine Spur, Hasso ... aber —"

„Aber?"

Ein wenig zögerte sie. „Ehrlich gestanden, mein Schatz, ich glaube, du arbeitest zu viel —"

„Oho!"

„Versteh' mich nicht falsch. Ich wäre die letzte, die einen unfleißigen Mann möchte, und daß ich's nicht etwa sage, weil ich dabei zu kurz käme — wirklich, Hasso, das ist nicht der Fall. Aber — in tiefster Demut

gesagt — auch in der Arbeit muß man Maß halten können. Und in noch größerer Demut gesagt: ich glaube, man arbeitet intensiver, erfolgreicher, viel leichter, wenn man Geist und Körper die nötigen Ruhepausen gönnt. So, Hasso, du Fanatiker der Arbeit ... und nun komm' und gib deiner Frau einen Kuß."

Es schien, als habe er eigentlich eine Entgegnung auf den Lippen. Aber der heitere Ton, in dem sie — wie immer — dazu mußt du dir deinen Stuhl heranziehen, denn das ist selbst für einen Strategen schwer! So — also?"

„Deine Mama?"

„Falsch! Aber du thörichter Bruder, Gatte und Kriegsakademiker im letzten Cötus ratst es ja doch nicht: Wieder ... Moritz!"

„Moritz ..." Herret sprach den Namen etwas gedehnt. Er konnte einen Ausdruck leichten Unbehagens nicht unterdrücken. Dann

Aus unserer Studienmappe:

Studienkopf von Emil Brack.

ihre kleine Weisheit vorbrachte, entwaffnete ihn. Er fühlte auch, trotzdem er es sich nicht voll gestehen mochte, sie hatte recht. So stand er auf und holte sich einen Kuß. Sie strich ihm leicht über die Stirn, als gebe es da noch immer etwas zu glätten, und dann sagte sie: „Ich war vorhin bei Mama. Sie und Hedwig lassen dich schönstens grüßen. Wir hatten ein reizendes Plauderstündchen — zu Vieren!"

„Onkel Oberst?"

„Bewahre! Rate einmal! Du — aber schüttelte er den Kopf: „Ich fürchte, Dora, dein Bruder ist auf dem besten Wege, Hete den Kindskopf zu verdrehen."

„Und wenn es nun umgekehrt wäre? Ich glaube, Moritz ist auf dem besten Wege — nein! er ist sterblich in Hedwig verliebt. Und Hedwig? Nun ja, verliebt mag sie auch ein bissel sein, die süße kleine Schwärmerin! Aber hundertmal mehr, leider, in den großen bedeutenden Mann, den sie in Moritz sieht als schlichtweg — wie ich es z. B. war — in den Mann ..."

Hasso lachte. „Ihr Frauen — die klügsten nicht ausgenommen — müßt doch immer gleich Pläne schmieden. Aber, kluge Dora, du bist auf dem Holzwege. Erstens denkt Moritz überhaupt nicht ans Heiraten, denn es wird ihm zu leicht gemacht, Junggeselle zu sein, und zweitens ... na weißt du, Schatz: Dein Bruder, dieser ernste, grundgescheite Mensch ... ein so bedeutender Mann ... und meine kleine Schwester — das ist ja Unsinn! Er denkt gar nicht daran. Hedwig ... na ja ... hübsch ist sie ja, gelernt hat sie wohl auch mancherlei, aber sie ist doch noch ein ganz unreifes, unfertiges Ding — manchmal sogar ein bissel verschroben, wie das Backfische ja häufig sind. Du sagst ja selbst: eine Schwärmerin! Sie mag Moritz ehrlich bewundern, seinen überlegenen Geist, sein Wissen, seine Redegabe — aber sonst ... es ist auch gar nicht dein Ernst, Dora!“

Die junge Frau hatte still vor sich hingesehen, mit einem leichten Lächeln. Nun er schwieg, den Arm um sie schlang und ihr in die Augen blickte, wie um aus ihnen die Bestätigung seiner eignen Worte herauszulesen, vertiefte sich dies Lächeln noch. „Hasso —“ sagte sie dann, „allerunterthänigsten Respekt vor dir! Aber, nimm's nicht für ungut, ein Menschenkenner bist du nicht —“

„Oho! Hätte ich sonst dich geheiratet!“

„Ich hoffe, da hat denn doch wohl die sogenannte Liebe mitgesprochen. Liebe soll ja blind sein, Menschenkenntnis steht also wohl auf einem anderen Blatte, denn bei ihr heißt's scharf zu sehen. Daß du Hedwig unterschätzt — aber bedeutend! — erkläre ich mir als berechtigte Eigentümlichkeit aller Brüder. Sie ist wohl noch ein bißchen in der Übergangsperiode, was ihr, nebenbei bemerkt, sehr gut steht, aber du wirst sehen, wie schnell, wie überraschend schnell sich das Weib und zwar ein Weib voll starker Empfindungen aus dem Backfischchen entwickelt!“

„Na — na, Dora!“

„Was nun aber meinen Bruder anbetrifft: sag's nicht weiter, Hasso — den überschätzt du wie 99 von 100 aller seiner Verwandten und Bekannten. Er ist ...“

„Dora, ich kenne ihn: er ist wirklich ein bedeutender Mann!“

„Er ist ein herzensguter, braver Mensch, dem nur leider seine wohlmeinenden bösen Mitmenschen einen übertriebenen Glauben an sich selbst beigebracht haben, so daß er eitel geworden ist wie ein Pfau. Ich kenn' ihn — schade um ihn. Nicht etwa, daß ich ihn für thöricht hielte — bewahre! Aber er ist nicht mehr, wie ein Mann mit Durchschnittsanlagen, der eigentlich nur eine wirkliche hervorragende Begabung besitzt: ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Der nie ... nie sage ich dir, Hasso ... in allererster Reihe stehen wird, wie man ihm fast von Kindesbeinen an prophezeit hat, sondern der immer ein geistiger Kleinkrämer bleiben muß. Nun — vielleicht wäre doch noch etwas aus ihm geworden, denn eine gewisse Gabe, mit seinem kleinen Pfunde geschickt zu wuchern, ist ihm allerdings eigen. Aber die stete Verhimmlung mußte ihm ja ein unleidliches Posieren beibringen — noch schlimmer, sie muß früher oder später auch das lähmen, was ich an einem gewissen anderen Manne so schätze, die stetige Arbeitskraft und Arbeitsfreude.“

„Dora, du bist ja der reine Professor!“ rief Hasso, fast ein wenig ärgerlich. „Und ungerecht bist du dazu. Bissel eitel mag der Moritz ja schon sein — zugegeben, aber ... na, kurz und gut, aus nichts kommt nichts! Ohne Grund kann die frühe Anerkennung, die er gefunden hat, nicht sein. Übrigens irrst du auch darin: Anerkennung verdirbt nicht, sie ist der schärfste Sporn!“

„Für starke Naturen — für dich zum Beispiel.“ Es klang stolz, wie sie das sagte.

„Ach ich ... laß mich aus dem Spiel.“

„Schwachen Naturen, Naturen, denen die Selbstzucht fehlt, untergräbt solch übertriebene Anerkennung jede Kraft. Es kommt noch etwas anderes dazu: Moritz haben sich immer hilfsbereite Hände unter die Füße geschoben. Er hat es nie schwer gehabt im Leben, nie zu ringen gebraucht. So ... du wirst es erleben! ... hat er das Selbststehen ganz verlernt. Schade um ihn, sag' ich noch einmal. Er ist ein so guter, lieber Kerl ...“

Herret war aufgestanden und an das Fenster getreten. Es klang doch in seiner Seele nach, was seine Frau gesagt hatte. Merkwürdig oft schon hatte er ihren scharfen Blick, ihr überraschend richtiges Urteil über Menschen und Dinge zu bewundern Gelegenheit gehabt. Es war schon wahr: der Moritz posierte ... ja, und ob all die

klugen Worte, die er von ihm gehört, aufgelesene Brocken waren, seine geistreichen, mit so viel Aplomb vorgebrachten Wendungen nachempfundener Kram — das hatte er nicht nachgeprüft, nicht nachprüfen können. Seine Schwester und Moritz! Hm — er hätte ihr ja natürlich lieber einen Kameraden gewünscht. Wahrhaftig, er war nicht hochmütig ... aber ein Unterschied war's doch, ob Fräulein Dora Merlenberg Frau von Herret, ob Fräulein Hedwig von Herret Frau Merlenberg wurde. Nun ... darüber wär' er schon hinweggekommen, wenn sich die beiden liebten! Mama auch, wenn auch freilich schwerer. Aber — aber —

Wieder war Dora ruhig sitzen geblieben, mit dem Buch in der Hand, die Augen auf ihren Mann gerichtet. Als er sich aber nun umwandte, sprach sie sofort: „Darf ich dir sagen, woran du eben dachtest?"

„Das ist wohl nicht schwer zu erraten, mein Schatz."

Sie nickte. „Darum will ich dir auch gleich meine Ansicht sagen, Hasso: schätze ich Hedwig richtig, dann wird bei ihr auf einen kurzen Rausch eine namenlose Ernüchterung folgen. Sieh, ich bedauere ja aufs tiefste, daß Moritz zu Hedwig nicht besser paßt. Wer könnte mir denn willkommener als meines Bruders Frau sein, wie sie?! Aber weil ich sie so lieb habe, wie eine Schwester, möchte ich sie vor der unvermeidlichen Enttäuschung bewahren. Müssen *wir* sie davor bewahren, Hasso!"

Sinnend blickte Herret vor sich hin. Es war wohl wirklich am besten so — in jeder Beziehung. Hedwig war ja auch noch jung, sie hatte wenig Männer kennen gelernt, das Leben lag noch vor ihr.

So sagte er endlich: „Ohne dir ganz zuzustimmen, Dora, was deinen Bruder anbetrifft — ich will doch lieber mit Mama sprechen!"

Frau von Herret war des Todes erstaunt, als ihr Sohn sie am nächsten Tage zur Seite nahm. Sie fiel aus allen Wolken. Die heimliche Freude, wie sie jedes Mutterherz bewegt, wenn es die Tochter umworben sieht, ein Gefühl von Wohlgefallen auch, das sie bisher an dem stattlichen klugen Doktor gehabt hatte, schmolzen schnell vor den ernsten Vorstellungen des Sohnes dahin. Was Hasso ihr sagte, galt ihr schon seit Jahren als ein Evangelium. Sie weinte ein paar Thränchen, wie sie denn immer leicht am Wasser baute. Mit einer kleinen unschuldigen Heuchelei erklärte sie, gar nichts bemerkt zu haben ... „... das Kind sei freilich jetzt manchmal so erregt ...' und dann suchte sie von ihrem Standpunkt aus, der Sache doch auch eine gute Seite abzugewinnen. Hedwig könne noch eine ganz andere Partie machen. Der Doktor sei ja ein hübscher Mann und er sei immer so aufmerksam gegen sie gewesen, er habe sich augenscheinlich in ihrer bescheidenen Häuslichkeit wirklich wohlgefühlt. „Aber — du wirst mich gewiß nicht mißverstehen, geliebter Junge, und ich will ja wahrhaftig nichts gegen die Familie deiner lieben guten Frau sagen — aber ... ich brauch' das wohl nicht weiter ins Detail auszuführen, Hasso ... ich würde natürlich das Kind lieber in unseren Kreisen versorgt wissen! Wenn ich an den seligen Papa denke, und was er dazu sagen würde? ... er war wahrhaftig auch nicht adelsstolz — keine Spur! — aber er sagte doch immer: die Töchter unserer Familien passen nun mal besser in ein armes Leutnantsheim, drei Treppen, als in eine Tiergartenvilla ... nun ja, Hasso, ein Gutsbesitzer wär' mir ja auch recht ..."

Herret ging mit einem Gefühl der Erleichterung. Es war schon besser so — seine kluge Frau hatte wieder einmal recht gehabt.

Als er die Kantstraße entlang schlenderte, sah er mit seinen scharfen Augen schon von weitem vor dem Theater des Westens plötzlich seinen Schwager stehen. Nicht allein, sondern im Gespräch mit einer jungen Dame. War's eine Dame? Es wollte ihm scheinen, als benehme sich Moritz nicht ganz danach. Er, der sonst so korrekte, hatte die Cigarette im Munde behalten.

Näher kommend, bemerkte er, daß das Mädchen auffallend hübsch, aber auch etwas auffallend gekleidet war. Eine kleine Theaterprinzeß, dachte er — zweite Klasse — vielleicht auch nur eine Statistin.

Es verdroß ihn — machte da der gute Moritz seiner Schwester die Cour und unterhielt sich auf offener Straße mit solch' einem Dämchen. Aber dann sagte er sich gleich wieder: nun, jedenfalls geht seine Leidenschaft für Hedwig also nicht in die Tiefe. Um so besser! Wir wollen ihm

keine Unannehmlichkeiten machen und hübsch auf die andere Straßenseite gehen.

Es war jedoch zu spät. Moritz Merlenberg sah sich zufällig um. Auf einen Augenblick färbte sich sein Gesicht dunkel, dann verabschiedete er sich schnell, fast unhöflich schnell von der Dame und ging rasch zu seinem Schwager hinüber, ihm schon von weitem lebhaft zuwinkend. Und kaum hatten sie den Händedruck und ein paar Begrüßungsworte getauscht, so fing Merlenberg an, mit einem kleinen, etwas verlegenen Lächeln: „Lieber Hasso, ich möchte keiner Mißdeutung ausgesetzt sein ... am wenigsten von deiner Seite. Das Mädchen — —"

„Bester Moritz, ich bitt' dich! Was geht das mich an!" wehrte Herret ab. „Kommst du mit nach der Stadt hinein?"

Der Doktor nickte. Aber während sie sich in Bewegung setzten, fing er gleich wieder an: „Du mußt wissen: das war die Tochter von Papas Portier. Ich kenne das Mädchen von Kindesbeinen an. Das heißt — mißversteh' mich nicht! — wie man sich eben so kennt, ganz oberflächlich. Und vorhin lief mir die kleine Person rein zufällig in den Weg. Ich konnte höflichkeitshalber ja kaum anders, als ihr wenigstens guten Tag sagen."

‚Was macht er nur für viele Worte! Qui s'excuse, s'accuse ...' dachte Hasso. Laut erwiderte er: „Aber natürlich! Was ist denn auch dabei! Übrigens ein hübsches Mädelchen!"

„Hübsch? Na, es mag passieren. Mehr pikant wohl, als hübsch. Eine kleine verdrehte Person überdies: nagelt mich da gleich mit einer Mordgeschichte fest, daß sie zur Bühne ginge, und ob ich wohl glaube, daß sie Talent habe? Ich werde mal mit ihrem Vater sprechen müssen, daß er ihr die Raupen austreibt. Solcher Unsinn —"

Sie gingen an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche vorüber, den Kurfürstendamm herauf. Beide nun verstummt. Herret verdroß die Absichtlichkeit, mit der Moritz sich gewissermaßen entschuldigte; Merlenberg mit einem Entschluß kämpfend.

„Gehst du durch den Tiergarten, Hasso?" fragte er dann an der Kanalbrücke.

„Ich will zur Akademie."

„Dann begleite ich dich, Hasso — wenn du erlaubst." Er schöpfte tief Atem. „Ich hätte dich sowieso heut oder morgen besucht. Ich habe etwas mit dir zu besprechen."

Herret biß sich auf die Lippen. Ein Ausweichen war da nicht wohl möglich. Schließlich — vielleicht konnte er im Lauf des Gesprächs vorbauen, abwiegeln — man mußte eben sehen ...

Aber der Schwager zögerte immer noch. ‚Alle Wetter,' dachte der Leutnant, ‚da hab' ich's doch anders gemacht. Drauf und los! Er denkt wohl, er müsse mir eine besonders schöne Rede halten.'

„Lieber Hasso!" begann der Doktor dann endlich. „Wenn wir uns auch noch nicht übermäßig lange kennen, so wirst du dir doch gewiß ein Urteil über mich gebildet haben. Über mich als Menschen, auch über meine wissenschaftlichen Aussichten. In Bezug auf die letzteren darf ich wohl aber auch selbst bemerken, daß sie die denkbar besten sind. Ich hätte wohl schon einen Ruf an eine kleine Universität bekommen können, wenn ich mich dafür etwas ins Zeug hätte legen wollen. Aber ich möchte nicht in solch einem Nest anbacken. Lieber ein paar Jahr länger hier Privatdocent. Die pekuniäre Frage, das weißt du, braucht ja für mich nicht, wie für so viele meiner Kollegen, die entscheidende zu sein."

Er sah zu dem Schwager hinüber. Da dieser aber nur kurz nickte, so fuhr er fort: „Ich bin in den letzten Wochen wie im Traum umhergewandert. Ihr müßt es mir ja eigentlich längst angemerkt haben. Mein gescheites Schwesterchen wenigstens gewiß. Sieh' einmal, Hasso: ich bin in meinem Leben von den Frauen immer verwöhnt worden, aber es hat mir eigentlich nie eine einen tiefen, einen wirklich tiefen Eindruck gemacht. Ich habe eigentlich innerlich immer über sie gelächelt, sie nie ganz ernst genommen. Und da kommt nun dies blutjunge Mädchen in ihrer taufrischen Natürlichkeit, mit ihren tiefen Augen, aus denen —"

„Von wem sprichst du eigentlich, Moritz?" Herret hatte die Hand auf den Arm des Schwagers gelegt. „Oder vielmehr, um nicht unehrlich zu sein: sprichst du wirklich von meiner Schwester?"

„Du bist der Älteste der Familie, Hasso — darum spreche ich mich zuerst zu dir aus. Es schien mir Ehrenpflicht. Ja — ich liebe Hedwig ..."

„Und sie? Du verzeihst die Vorfrage:

Holländerin. Nach dem Gemälde von Max Liebermann.

haſt du dich ſchon ihr gegenüber ausgeſprochen?“

„Das nicht! Aber ich hoffe, ich fühle, ich weiß aus hundert kleinen Anzeichen, daß ſie meine Neigung erwidert. Es iſt eine Gemeinſamkeit des Empfindens, der Intereſſen zwiſchen uns beiden, Haſſo, die mich oft geradezu in Erſtaunen geſetzt hat — und was wir uns noch nicht mit Worten geſagt haben, lieber Haſſo, unſere Augen haben es in dieſen letzten Wochen uns hundertfach verraten. Ich bin ja doch kein unfertiger Jüngling, Haſſo . . . ich habe mich ernſtlich geprüft! Ich weiß auch recht wohl, was es heißt, wenn ein Mann wie ich, der im Anfang ſeiner Laufbahn ſteht, ſich ſo früh bindet! Aber was ſind das alles für nichtige kleinliche Bedenken, wenn es das Glück des ganzen Lebens gilt!“

Haſſo hatte erleichtert aufgeatmet. Alſo wenigſtens bis zur Ausſprache waren ſie noch nicht gelangt! Er überlegte. Aus den Worten des Schwagers ſprach ſchon ein ſtarkes, warmes Empfinden, wenn er auch immer die eigne Perſon ganz unbewußt in den Vordergrund ſchob. Unwillkürlich zog er dann wieder den Vergleich: ‚warum ſpricht er denn nicht zu Hedwig, wie ich zu Dora ſprach? Warum dieſe Umſchweife? Wäre er ein ganzer Kerl — zum Geier! — er würde mich nicht fragen! Und Hedwig braucht einen Mann, der ſie führen kann mit ſicherer Hand. Einen Mann, keinen Wortedrechsler und Empfindungsſchwärmer! Er thut mir leid, aber . . .‘

Sie ſchritten jetzt durch den Tiergarten. Es war ganz leer um dieſe Stunde hier. So ſchob er denn ſeine Hand unter den Arm des Schwagers und ſagte herzlich: „Lieber Moritz, ich danke dir, daß du ſo offen mit mir geſprochen haſt. Du mußt nun aber auch meine Bedenken ruhig anhören. Vor allem iſt Hedwig noch viel, viel zu jung. Es mag ja ſein, daß unter anderen Verhältniſſen ein Mädchen von neunzehn Jahren ſchon reif genug iſt für die Ehe. Hedwig iſt aber kaum über Mamas Schwelle hinausgekommen. Sie hat wenig geſehen, gar nichts erlebt . . .“

„. . . innerlich viel erlebt!“ warf der Schwager ein.

„Ich glaube, du irrſt auch darin, lieber Moritz. Sie hat viel geleſen, mancherlei gelernt, darunter wohl auch das eine oder andere noch ohne das richtige Verſtändnis. Du biſt eigentlich der erſte bedeutende Mann geweſen, der in ihren Geſichtskreis trat. Da iſt denn vielleicht — ich will das gar nicht in Abrede ſtellen — in ihr ein, auf aufrichtiger und ja ganz natürlicher Bewunderung fußendes lebhaftes Intereſſe für dich erwacht. Ob aber die tiefe Neigung, die doch die erſte Vorausſetzung einer harmoniſchen Ehe iſt . . . ob Hedwig ſolch einer Liebe ſchon fähig iſt, erſcheint mir doch ſehr zweifelhaft. Und umgekehrt: dich hat man wohl immer umſchwärmt, aber es waren weltkluge Frauen, oder es waren Mädchen, die — verzeihe — entweder auf dich ſpekulierten oder dir nach Blauſtrumpfart huldigten. Ich kann begreifen, die Herrſchaften hatteſt du über, und darum . . .“

Merlenberg war ſtehen geblieben. Sein Arm ſank herab, ſo daß die Hand Haſſos frei wurde. Auf ſeinem Geſicht lagerte ſich jetzt der Schatten einer tiefen Enttäuſchung. Seine Eigenliebe war ſchwer verletzt.

„Das ſcheint mir ein höflicher Korb, Haſſo?“ unterbrach er den Schwager bitter.

„Ich ſprach nur von Bedenken, lieber Moritz. Das iſt doch wohl mein gutes Recht, wenn du dich an mich wendeſt.“

„Ich kann dieſe Bedenken nur als eine Ablehnung deinerſeits auffaſſen!“

„Sie ſollten nur meinen Wunſch ausdrücken, daß du dich noch einmal ernſtlich prüfen möchteſt — daß du Hedwig Zeit laſſen möchteſt . . .“ Herret war durchaus ruhig geblieben, verbindlich in ſeinen Worten, herzlich im Ton. Aber in Merlenberg begehrte der Trotz des Mannes auf, der hier zum erſtenmal auf einen Widerſtand ſtieß. Was wollte der Schwager denn eigentlich? Ihm, Moritz Merlenberg, raten, ſich noch einmal ernſtlich zu prüfen?! Lächerlich! Ein Mann wie er wußte doch, was er that! Oder ſteckte da etwas anderes dahinter? Faßte der Herr Leutnant die Ehre, die er, Doktor Moritz Merlenberg, ſeiner Familie anthat, etwa falſch auf? War er am Ende gar dem Herrn von Herret nicht genehm?

Gereizt warf er ein: „Deine brüderliche Liebe, Haſſo, und die aus ihr entſpringende Vorſicht in allen Ehren! Ich darf wohl aber erwarten, daß du bei mir ein genügendes Maß von Selbſtprüfung in ſolcher Lage vorausſetzt.“

„Lieber Moritz, gerade in solcher Lage besitzen auch die gescheitesten Männer dies Maß oft nicht. — Doch abgesehen von dir: bei meiner Schwester kann ich es nicht voraussetzen.“

Sie sahen sich einen Moment scharf in die Augen. Herret ruhig und fest, der Doktor mit wachsendem Trotz.

„Ich weiß nun wenigstens, was ich von dir zu hoffen — oder vielmehr nicht zu hoffen habe. Glücklicherweise bist du ja aber nicht die letzte Instanz. Deine verehrte Frau Mutter hat mir ihr Haus geöffnet, sie muß also wohl anders denken, wie du! Und schließlich — gottlob! — nie fühlte ich es sicherer, als in diesem Augenblick: Hedwig läßt nicht von mir! Du wirst sehr bald erkennen, daß du sie zu geringe taxierteſt! ... Addio, Hasso!“

Er wandte sich mit kurzem Gruß. Hasso war das Blut ins Gesicht gestiegen. Er war sich bewußt, diese Abfertigung nicht verschuldet zu haben. Sie verletzte, sie schmerzte ihn aber auch. Der da ging, war der Bruder seiner Frau, war ein Mann, der ihm bis zu dieser Stunde durchaus sympathisch gewesen war. So rief er denn: „Moritz ... wozu so erregt! Weshalb fast in offenem Unfrieden scheiden, wo doch nur Ansicht gegen Ansicht steht? Komm, gib mir die Hand!“

Zögernd legte der Doktor seine Finger in die ausgestreckte Rechte, wortlos maß er mit einem mißtrauischen Blick den Schwager. Der bat noch einmal: „Ich meine es wirklich gut, Moritz! Ich denke an dein Glück ebenso wie an das Hedwigs. Übereile wenigstens nichts! Ich wiederhole: laß Hedwig Zeit! Du wirst es wohl natürlich finden: auch ich möchte erst mit ihr sprechen.“

Das letzte Wort gereute Hasso, kaum daß er es ausgesprochen hatte, denn Moritz zog sofort, mit einer hastigen Bewegung, seine Hand zurück.

„Ich werde thun, was mir mein Herz gebietet!“ stieß er heraus und ging, ohne sich noch einmal umzuwenden, raschen Schrittes die Allee zurück.

7. Kapitel.

„Erst mit Hedwig sprechen! Das liebe Kind bearbeiten, es quälen! Ah — ah! Nein, mein guter Hasso, so haben wir nicht gewettet! Da wollen wir denn doch ein Paroli biegen!“

Merlenberg stürmte förmlich die Allee hinab. Es war ihm trotz des rauhen Wintertages so heiß geworden, daß er den Paletot aufriß. Dieser Hasso! Aber natürlich: da kam der Leutnant wieder einmal zum Vorschein, der Herr von Herret! Lächerlich! Einfach lächerlich in unseren Tagen, wo die Professoren Prinzessinnen heiraten! Der Hasso war sonst solch ein verständiger Mensch. Aber heute ... geradezu anmaßend hatte er sich benommen. Ihn hatte er belehren wollen — ihn — ihn —

In der Tiergartenstraße rief er die nächste Droschke an. Und während er der Kantstraße zurollte, vor Ungeduld bebend, arbeitete die verletzte Eitelkeit sich zu immer stärkerem, heftigerem Trotz durch. Er, der überall offene Thüren mit seiner Werbung gefunden hätte, in all den reichen Häusern hier zur Seite, er hatte sich von dem kleinen armen Leutnant eine schlecht verhüllte Abweisung gefallen lassen müssen. Aber da gab es noch eine Abrechnung — später — später! Nur einige Jahre Geduld! Nur noch einige Stufen hinaufgestiegen sein in der großen Republik der Denker und Gelehrten! Dann wird der Herr Leutnant schon anders urteilen. Pah — und man wird steigen! Schnell und hoch! Der Doktor lächelte siegesgewiß und doch nun nicht nur an sich selbst denkend. Hedwig ... ja gibt's denn auf der ganzen Welt ein Wesen, so geeignet wie sie zu einer Gelehrtenfrau im echt modernen Sinne? Schön, voll Geist — dabei vornehm bis in die rosigen Fingerspitzen. Er kannte das, er wußte auch das zu schätzen. Frau Professor Moritz Merlenberg, geborene von Herret! Er sah sie und sich im Mittelpunkte einer glänzenden Geselligkeit ... wie trefflich würde sie es verstehen, einen Salon zu machen, trotz aller Jugend ... solch einen Salon, der wieder auf den Herrn des Hauses seinen Abglanz zurückwarf. Er hörte es im Geiste schon: ‚Unser berühmter Merlenberg — Sie wissen!‘ und: ‚Eine bezaubernde Frau! So schön wie klug!‘ Und dabei zugleich, doch wichtiger, schöner als alles andere: wie harmonisch paßten sie beide selbst zusammen. Wie fügte sie, die sonst in all ihren ästhetischen Anschauungen so, über ihre Jahre hinaus, selbständig war, wie fügte sie sich seiner Einsicht,

wie willig erkannte sie immer sein Urteil an in ihrer schönen, edlen Weiblichkeit! Er dachte an Dora und ihr Wesen, das ihm oft so herb erschienen war, an manche kleinen spöttelnden Bemerkungen, die sie sich erlaubt hatte. Er dachte an die schmeichelnde Bewunderung, die ihm von anderen Frauen entgegengetragen worden war — sie hatte ihn wohl vorübergehend mit einem wohligen Kitzel erfüllt, aber was war sie, in ihrer inneren Leere, gegenüber der schwärmerischen Verehrung, die er in diesem jungen liebreizenden Geschöpf für sich erweckt wußte ...

Die Droschke hielt.

Er stürmte die Treppe hinan.

Das vierschrötige Dienstmädchen benahm sich möglichst ungeschickt. ‚Die gnädige Frau sei nicht zu Hause!‘ — erklärte sie verlegen und wurde dabei rot wie ein gekochter Krebs. — „Aber doch wohl das gnädige Fräulein?“ — Darauf war die brave Uckermärkerin nicht eingedrillt. Sie stammelte einige nur halbverständliche Worte von: ‚mal nachsehen müssen.‘ Dann stand er ein paar Minuten allein in dem dunklen Flur, mit ungeduldig pochendem Herzen. Er hörte drinnen halblaute Stimmen, das Klappern einer Thür — er meinte endlich sogar ein unterdrücktes Schluchzen zu vernehmen. Siedendheiß stieg es in ihm empor. Ihm fiel ein, daß Hasso wohl heute früh von der Mutter gekommen war, daß Hasso vielleicht schon mit ihr über ihn gesprochen hatte — —

Dann öffnete sich plötzlich die Thür des Wohnzimmers. Frau von Herret erschien auf der Schwelle und bat, mit einem verlegenen Wort der Entschuldigung wegen des Ungeschicks des Mädchens, einzutreten. Sie hatte verweinte Augen. Das Häubchen saß schief auf dem Scheitel, von dem sich ein paar dünne graue Strähnen gelöst hatten, die auf die Stirne herabfielen. Immer wieder schob sie an ihnen vergebens herum, mit zittrigen Fingern. Auf dem guten, alten, vergrämten Gesicht lag der Ausdruck peinlichster Befangenheit, es war, als wollten die schmalen Lippen sagen: ‚So geh doch nur — bitte — bitte! Ich möchte dir ja nicht weh thun! Erspar mir's!‘

Der Doktor straffte sich. Hier fühlte er sich sofort ungleich sicherer, stärker, als dem Sohne gegenüber. Er ging ohne Zögern auf sein Ziel los, hochaufgerichtet, in selbstbewußter Haltung, die — er wußte es — ihm gut stand.

„Hochverehrte gnädige Frau,“ sagte er, nachdem er ihr respektvollst die Hand geküßt hatte, „ich komme soeben von einer inhaltsschweren Unterredung mit Hasso. Ich habe ihm gesagt, was auch Ihnen ja längst kein Geheimnis mehr sein kann: daß ich Ihr Fräulein Tochter liebe — liebe aus tiefstem Herzen! Gnädige Frau, ich glaube, ich darf auf Hedwigs Jawort hoffen. Liebe gnädige Frau ... ich bitte um ihre Hand —“

Frau von Herret hatte sich schon gesetzt. Nun erhob sie sich gleich wieder, schwer, mit bebenden Gliedern.

Er ließ sie noch nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort, wie um ihren Einwendungen vorzubeugen: „Gnädigste Frau, ich habe mich ernstlich geprüft. Ich trete nicht als ein unbedachter Jüngling vor Sie hin, sondern als reifer Mann, mit einem festen Entschluß. Ich darf wohl auch sagen, daß ich meiner Frau die Stellung in der Welt zu bieten vermag, die ihr gebührt. Wir werden aber vor allem bei der harmonischen Übereinstimmung unserer Seelen sehr, sehr glücklich miteinander sein und, gnädigste Frau, von innigstem Dank beseelt — alle Zeit — gegen Sie, der wir unser Glück verdanken!“

Nun hatte sich Frau von Herret doch einigermaßen gesammelt. Und als sie jetzt den Kopf ein wenig hob, da bemerkte Merlenberg sofort, daß er auch hier nicht den leichten Sieg finden würde, auf den er gerechnet hatte. Es sprach aus diesen gefurchten Zügen ein starker passiver Widerstand, und aus den schlichten Worten der alten Dame klang ihm eine stille Würde entgegen, gegen die schwer anzukämpfen sein mochte: „Herr Doktor,“ sagte sie mit einem leichten Neigen des Hauptes, „Ihr Antrag ehrt mein Kind und uns. Aber gestatten Sie mir eine unumgängliche Vorfrage. Sie sprechen von einer inhaltsreichen Unterredung mit meinem Sohne. Er ist in meinen Augen der Vertreter, das Haupt der Familie, seit meines lieben Mannes Tode. Wie stellt sich Hasso zu Ihrem Wunsche?“

Das Blut stieg Merlenberg ins Gesicht. „Gnädigste Frau,“ entgegnete er hastig. „Ich meine, in erster Reihe kommt es doch auf Hedwigs und auf Ihre Entscheidung an. Deshalb stehe ich hier.“

Sie wiegte bedächtig den Kopf. „Ich vermag nicht, Ihnen vollkommen beizustimmen, Herr Doktor. Hedwig ist in meinen, und ich glaube auch in meines Sohnes Augen noch zu jung und unerfahren, um über den wichtigsten Schritt ihres Lebens ganz selbständig entscheiden zu dürfen. Ich aber bin eine alleinstehende Frau, die in dem ältesten Sohne ihren natürlichen Berater sehen muß."

Einen Augenblick stand er, mit fest geschlossenen Lippen, wortlos. Die Augenbrauen zogen sich zusammen, die trotzige kleine Falte grub sich wieder tief in die Stirne ein.

„Ich muß nun wohl annehmen, gnädige Frau, daß eine Verständigung zwischen Ihnen und Hasso vorausgegangen ist!" stieß er dann hervor. „Eine Verständigung, die für mich eine Ablehnung bedeutet. Ich hoffte allerdings, nachdem Sie mir Ihr Haus so gütig geöffnet hatten —"

„Dem Bruder meiner lieben Schwiegertochter —"

Er warf den Kopf zurück. „Ich hatte die thörichte Empfindung, gnädige Frau, daß ich Ihnen auch als Sohn willkommen sein werde! Nun muß ich wohl mit dem Gegenteil rechnen, obwohl ich mich vergebens nach den Gründen frage. Aber, gnädigste Frau, die Zeit wird erweisen, daß Sie und Hasso die Kraft meiner Liebe unterschätzen. Ich halte fest zu Hedwig, und ..." Er stockte —

Denn plötzlich schlug die Thür ihm gegenüber auf. Hedwig stand zwischen den Vorhängen, hoch aufgerichtet, mit glühenden Wangen und schwärmerisch leuchtenden Augen.

„Hedwig!" rief die Mutter. „Wie kannst du?!"

Das junge Mädchen trat einen kleinen Schritt in das Zimmer hinein. Sie hielt die Hände vor die Brust gepreßt. „Ich gehöre hierher, Mama ... hierher!" sprach sie leise, aber mit einer Bestimmtheit, als lasse sie keinen Widerspruch gelten, auch nicht den der Mutter.

Ein kaum unterdrückter Jubelton rang sich von Merlenbergs Lippen. Schon stand er an ihrer Seite und ergriff ihre Hände. „Ja, Hedwig! Hier gehören Sie her — hier gehörst du hin ... zu mir! Niemand hat über dein Schicksal zu bestimmen, als nur du allein, und dies heilige Recht wollen wir verteidigen gegen jedermann! Und nun wiederhole ich noch einmal: ich halte fest zu dir! — und du ... du sage deiner Mama ..."

„Ich lasse nicht von dir ... nie ... und nimmermehr!" jubelte auch sie, und ihr Kopf sank an seine Schulter.

Frau von Herret war fassungslos. Zuerst überwog in ihr ein Gefühl der Empörung über dies selbständige Eingreifen ihres Kindes, das so ganz allen ihren Anschauungen von Schicklichkeit, von Mädchenwürde, von kindlichem Gehorsam widersprach. Dann kam der Gedanke: was wird Hasso sagen mit seinem feinen Empfinden? Und dann regte sich in ihr wieder die stolze Mutterfreude und wuchs in ihrem weichen guten Herzen. Vergebens suchte sie einen harten strengen Ausdruck auf ihrem Gesicht festzuhalten. Er schmolz dahin im Glücksglanz der Kinder. Vergebens suchte sie nach entschiedenen, nach zornigen Worten. Sie kam über ein abwehrendes: „Aber, Hedwig! Aber Hedwig!" nicht hinaus.

Als sich dann Hedwig an ihre Brust warf, sie zärtlich umklammerte und in kindlichster Hingebung um Verzeihung bat, und als Merlenberg vor sie hintrat und, nun in sehr bescheidenem Tone, das schöne Haupt tief gesenkt, ihren Segen erbat, da schluchzte sie auf, und über die Wangen, die Hedwig streichelte und wieder streichelte, rannen auch schon die Thränen der Rührung. Dazwischen strich sie immer wieder an ihrem Scheitel herum, sagte: „Was hab' ich mir nur für ein böses Kind erzogen!" und „Sie haben mich gewiß ganz mißverstanden, lieber Moritz — nein, wahrhaftig! — gegen Ihre Person habe ich doch nichts einzuwenden gehabt!" und „Aber Hedwig, Hedwig — wie konntest du nur!" und „Sie werden mit dem Kinde Ihre Not haben, mein lieber Moritz!"

Plötzlich brach dann ein Lächeln durch die Thränen. „Nein — mich so zu überrumpeln! Die alte Mama! Aber so war Papa auch ... immer mit dem Kopfe durch die Wand ... ja ... ihr lieben, lieben Kinder! Gott gebe euch seinen Segen! Und du, Hedwig, du ... so jung noch und schon Braut ... du denke immer daran: er soll dein Herr sein! Sei deinem Manne ein gehorsames Weib ... ach, ihr lieben Kinder ... ich hätte euch ja so viel, so viel zu sagen!"

Sie hörten beide nur mit halbem Ohr. Denn Moritz hatte seine Braut an sich gezogen und küßte sie und flüsterte ihr süße Worte der Liebe und Bewunderung zu.

Da brach die alte Dame mit einem Male ab. Sie sah eine Weile mit im Schoß gefalteten Händen stumm vor sich hin. Dann aber sprach sie leise, mit einem ratlosen Aufblick: „Was wird Hasso dazu sagen?“

Merlenberg lachte siegesfroh. „Hasso? Nun der wird sich eben der vollendeten Thatsache zu fügen haben, teure Mama!“ Es klang etwas wie überlegener Spott aus den Worten.

Aber Hedwig kniete neben der Mutter nieder und streichelte deren Hände leise. „Hasso hat mich viel, viel zu lieb, als daß er meinem Glücke ernstlich wiederstreben könnte. Ich kenne ihn — ich weiß es! Laßt mich nur mit ihm sprechen — mich allein!“ —

Herret hatte sich während der Vorlesungen in der Akademie nicht frei zu machen gewußt von dem Nachklang seiner Unterredung mit dem Schwager, von dem Gedanken, daß dieser ohne Zweifel die Zeit benutzt habe, eine Entscheidung herbeizuführen. Und wie er seine gute Mutter kannte, war er keineswegs ihrer Standhaftigkeit sicher. Je mehr er aber überlegte, desto gewisser wurde ihm, daß Moritz nicht der Mann sei, wie er ihn sich für die Schwester wünschte. Sie bedurfte eines willensstarken Gatten, der ihren ästhetischen Neigungen — „Blaustrumpferei“ nannte er es in Gedanken — eine mehr auf das Praktische gerichtete Lebensauffassung entgegenstellen konnte. Er zweifelte auch, je länger, desto entschiedener, an der Tiefe der Neigung des Schwagers, an deren fester Beharrlichkeit.

So eilte er nach Schluß der Vorlesungen stark beunruhigt sofort nach Hause.

Dora öffnete ihm, gegen ihre Gewohnheit, selbst, und er las aus ihrem gespannten Gesichtsausdruck, daß seine Befürchtungen nicht ungerechtfertigt gewesen waren, noch ehe sie sagte: „Hedwig wartet auf dich in deinem Zimmer. Die Würfel sind gefallen.“

Er riß ungeduldig seinen Paletot von den Schultern. „Nun, Dora? Und?“

„Sei verständig, Schatz. Wir konnten wohl vorzubeugen suchen und müssen uns vielleicht den Vorwurf machen, saumselig gewesen zu sein. Jetzt hieße es, nur unnötig Öl ins Feuer gießen, wenn du nicht das thun wolltest, was ich auch gethan habe: ihnen beiden Glück zu wünschen.“

Starr sah er sie einen Moment an. Dann lachte er bitter. „Dora, zum erstenmale verstehe ich dich nicht. Eine merk-

Aus unserer Bildermappe:

Vase. Modelliert von Albert Mayer-Geislingen.

würdige Verständigkeit, zu der du mir rätst! Ich denke gar nicht daran —"

„Hasso!" bat sie eindringlich. „Folge meinem Rat!"

„Ich werde als ältester Bruder doch wohl das Recht haben —"

„Von Recht oder Unrecht ist hier gar nicht die Rede, Hasso, sondern nur von einem nüchternen Klugheitsgebot. Ich sage dir im voraus, du richtest gar nichts aus und entfremdest dir nur die Schwester."

„Ich muß thun, was ich für meine Pflicht halte!" erklärte er entschieden, kurz und herbe.

Dora trat sofort zurück ohne das geringste Zeichen des Verletztseins. Aber ehe er in das Zimmer trat, legte sie doch noch einmal ihre Hand auf seinen Arm. „Hasso ... ich bitte dich nur noch um eins: sei nicht allzu hart! Denke daran, wie wir es empfunden haben würden, wenn man uns hätte trennen wollen!"

Auf einen Augenblick blieb er stehen und blickte ihr zärtlich in das Gesicht. „Ja — wir!" sagte er und lächelte leise. Dann drückte er die Thür auf.

Er mußte durch den Salon seiner Frau schreiten, aber er sah schon durch die auseinander geschlagene Portieren Hedwig in seinem Arbeitszimmer. Sie stand am Mitteltisch, mit der rechten Hand sich leicht auf die Platte stützend, und es kam ihm plötzlich vor, als sei sie in der letzten Zeit gewachsen, aus dem Kinde zur Jungfrau gereift. Das Gesicht erschien ihm gerundeter, die tiefe Blässe war einer etwas kräftigeren Tönung gewichen, in den großen Augen, die mit erwartungsvoller Spannung auf ihn gerichtet waren, lag ein feuchter Glanz.

„Hasso — lieber Hasso!" rief sie plötzlich, stürmte auf ihn zu und umschlang ihn mit beiden Armen.

Er wollte sich sanft frei machen. Aber sie widerstrebte und, indem sie ihn zärtlich küßte, bat sie: „Hasso, ich bin so glücklich! So übermenschlich glücklich! Nun sei du gut — sieh, ich komme als Bittende zu dem einzigen Bruder: du mußt ... du mußt gut sein!"

Endlich gelang es ihm, ihre Arme abzustreifen. Er nahm ihre beiden Hände in die seinen und sah ihr mit ernster Zärtlichkeit in die Augen. Und er empfand erst in diesem Augenblick recht, wie schwer es ihm werden müsse, fest zu bleiben.

So führte er sie zum nächsten Stuhl und drückte sie sanft nieder. Er selbst blieb vor ihr stehen.

„Gut sein, Hedwig? Ja, das will ich wohl," sagte er schmerzlich bewegt. „Aber es wird dir wehe thun, denn gut sein heißt für mich nicht schwach sein. Du wußtest von Mama, daß ich mit deiner Verlobung nicht einverstanden war?"

Sie neigte wortlos das Köpfchen, aber nur um gleich darauf die Augen wieder voll zu ihm aufzuschlagen. „Darum komme ich ja als Bittende zu dir, Hasso!"

„Und ich stehe hier an unseres lieben seligen Vaters Stelle und habe mich zu fragen, wie er entscheiden würde."

„Du bist nicht mein Vormund, Hasso!" Sie sprach es ganz ruhig, aber es klang aus den Worten doch eine leichte Abwehr, fast etwas wie Trotz, der ihn schwer reizte.

„Aber ich bin dein älterer und einziger Bruder, Hedwig, und daraus schöpfe ich meine Rechte und meine Pflichten dir gegenüber," sagte er sehr ernst. „Du hättest mich vor dem unüberlegten Schritt hören müssen. Denn er ist unüberlegt. Du bist noch zu jung, zu unerfahren, um über deine Zukunft selbständig entscheiden zu können — du bist fast noch ein Kind! Ich habe persönlich nichts gegen Moritz, das darfst du mir glauben. Aber ich halte ihn nicht für befähigt, dich so zu führen und zu leiten, wie du es bedarfst. Deshalb —"

Sie war langsam aufgestanden, sie blickte ihn mit großen starren Augen an und warf hastig, mit leicht bebender, vorwurfsvoller Stimme ein: „Hasso, so hätte Papa nicht zu mir gesprochen!"

„Deine Worte beweisen nur, wie sehr du noch ein Kind bist, liebe Hedwig," gab er schärfer zurück, als er eigentlich beabsichtigte.

„Ein Kind! Was weißt du von mir, von meinem inneren Leben! Gewiß: du bist mir immer ein liebevoller, aufmerksamer Bruder gewesen, aber du hast mich eben immer als Kind behandelt, und darum hältst du mich heute noch dafür. Ich aber habe an mir geformt und gearbeitet ohne Unterlaß — ich bin kein Kind mehr — das laß dir sagen, Hasso! Ich bin ein selbständiger Mensch mit eignem Willen und eignen Entschlüssen und der Kraft, sie durchzuführen. Als Bittende kam ich zu dem Bruder, den

ich lieb habe, deſſen Zuſtimmung ich ſchmerzlich entbehren würde. Aber ich kam nicht, um mich wie ein unfertiges Schulmädchen ausſchelten zu laſſen, wo es ſich um das Glück meines ganzen Lebens handelt!“

Sie hatte leidenſchaftlich geſprochen, in heftigen Accenten. Ihre Wangen glühten, und ihre Augen leuchteten. Mit wachſendem Staunen hatte er zugehört. Ihm ſchoſſen die Worte ſeiner Frau durch den Sinn: „Du wirſt ſehen, wie bald aus dem Backfiſchchen ein Weib mit ſtarken Empfindungen wird.“ Aber er ſträubte ſich immer noch gegen die Erkenntnis, daß dieſe Wandlung ſchon im Werden war. Er hörte auch jetzt nur die Schwärmerei aus den Worten der Schweſter heraus, weil er ſie nicht anders verſtehen wollte. Und ſo ſah er auch über die Hand hinweg, die ſie ihm, ſich mit großer Selbſtüberwindung zur Ruhe zwingend, hinſtreckte: „Ich mußte das ſagen, Haſſo! Aber nun noch einmal: ich komme als Bittende!“

„Liebe Hedwig,“ ſagte er, „wir wollen doch nicht um Worte rechten. Du bekehrſt mich nicht zu einer anderen Anſicht über deine blutjunge Weisheit. Man kann früh vielerlei gelernt haben, die Reife kommt erſt mit den Jahren; das bißchen Wiſſen thut ſpottwenig. Wo ſollſt du dir, in der Zurückgezogenheit, in der ihr lebt, auch nur ein Gran Menſchenkenntnis erworben haben? Da biſt du denn für den erſten Mann, der dir entgegentrat, in hellen Flammen aufgegangen ...“

Sie richtete ſich noch ſtolzer auf: „Du vergißt, Haſſo, daß dieſer Mann Moritz Merlenberg iſt!“

Er lachte ſpöttiſch: „Nun, wer iſt denn Moritz Merlenberg? Ein ſchöner Mann — zugegeben! Im übrigen, kleine Schweſter, ein Mann, der erſt beweiſen muß, daß er etwas kann.“

„Moritz?“ ſchrie ſie auf. „Biſt du denn blind und taub? Oder willſt du nur nicht ſehen und hören!“

„Weder das eine noch das andere!“ Haſſo ſteigerte ſich, wider Willen, in immer ſtärkere Erregung hinein. Er vergaß ganz, daß auch er bis zu den letzten Tagen unter dem Banne der Perſönlichkeit ſeines Schwagers geſtanden hatte. „Taub bin ich gottlob nicht und blind erſt recht nicht, Hedwig!“ gab er haſtig zurück. „Aber gerade darum glaube ich nicht aufs ungefähr hin und nicht ohne den Beweis, den erſt die Zukunft bringen kann, daß der gute Moritz der bedeutende Mann iſt, für den du in deiner blinden Schwärmerei ihn hältſt. Im Gegenteil!“

Hedwig war langſam zurückgewichen bis an den hohen Bücherſchrank an der Wand. Auf ihren Wangen wechſelte die lebhaftere Färbung wieder mit tiefer Bläſſe. Ihre Lippen zuckten.

„Im Gegenteil!“ rief der Bruder noch einmal. „Schöne Worte machen's nicht, und die Bewunderung von Berlin W iſt billig zu erhalten. Thaten beweiſen, nicht das blöde Lobgeklingel von einem paar Berufsgenoſſen und einer urteilsloſen Geſellſchaft, die alle Jahre eine neue Modegröße auf ihren Schild heben muß —“

„Ich dulde nicht, daß du meinen Bräutigam beleidigſt! Du verkleinerſt Moritz in bewußter Abſichtlichkeit. Das iſt eine Beleidigung!“

„Willſt du, Kind, mir das Recht ſtreitig machen, meine Anſicht zu äußern?!“ Er lachte ſpöttiſch auf.

Sie antwortete nicht. Regungslos lehnte ſie an dem Bücherſchrank. Das zarte Geſicht war ganz erſtarrt.

Nun reute ihn doch ſeine Heftigkeit. Er ging, mit auf dem Rücken gekreuzten Händen, ein paarmal im Zimmer auf und ab, um dann wieder vor der Schweſter ſtehen zu bleiben.

„Hedwig!“ begann er weicher, als vorhin. „Ich kann dir nachfühlen, wie weh dir die bittere Wahrheit thut. Aber ſie mußte geſagt werden. Ich ſtehe nicht allein mit meinem Urteil. Auch Dora ...“

„Dora?!“ ſchrie ſie auf. „Dora ... die mir vorhin ſo herzlich Glück wünſchte!“

Herret biß ſich auf die Lippen. Er hätte das Wort gern zurückgenommen. Die unangenehme Empfindung, daß er mit ihm allerlei neue Mißhelligkeiten ſchuf, überkam ihn. Aber es gab ja nun kein Ausweichen, und ſo ergänzte er: „Jawohl — auch Dora iſt der Anſicht, daß man ihren Bruder vielfach überſchätzt. Mein Himmel, Mann und Frau werden doch wohl noch über einen nahen Verwandten ihre Urteile austauſchen dürfen! Wenn Dora dir herzlich gratulierte, dann ſah ſie eben nicht voraus, wie ich mich zu der Sache ſtellen würde, dann wollte ſie eben nur ſagen, wie lieb du ihr trotz aller

Bedenken als Schwägerin bist. Hedwig — Kind, so laß uns doch nur vernünftig und ruhig reden! Du mußt doch einsehen, daß..."

„Ich vermag nur noch zu sehen, daß ihr alle gegen mich, gegen uns — Moritz und mich — verbündet seid! Und wie ich dich kenne, Hasso, ist es ja leider ganz vergeblich, gegen eine Meinung anzukämpfen, die du dir einmal in den Kopf gesetzt hast —"

Auch Hedwig hatte jetzt ruhiger gesprochen. Eine stille Trauer klang aus ihren Worten. Aber Hasso irrte, wenn er ein Nachgeben, ein Entsagen aus ihnen herauszuhören meinte. Als er die Hand Hedwigs zu fassen suchte: „Schwesterchen ... wir haben wohl beide den Herretschen Dickschädel ... komm —," wich sie ihm aus und ergänzte nun mit starker Betonung: „Du wirst eben nur durch die Zukunft zu überzeugen sein. Die Thaten, von denen du sprachst, sollen dir aber werden. Ich glaube an Moritz, und ihr alle werdet mir diesen Glauben, der meines Glückes Kern und Seele ist, nicht aus der Brust reißen, die frohe felsenfeste Überzeugung seines Wertes als Mensch, seiner Bedeutung in seinem Beruf — und den Glauben an seine Liebe zu mir! Der Glaube ist mein Recht, auf ihm fuße ich — ihn soll mir niemand nehmen!" Sie schöpfte tief Atem, und in ihre Augen trat doch noch einmal der Ausdruck zärtlicher Bitte, als sie schloß: „Hasso! Wenn es nicht um meinetwillen ist, erspare Mama die unvermeidlichen Aufregungen ... sei gut ... stelle dich Moritz und mir nicht in den Weg!"

Er sah stumm vor sich hin, mit zusammengezogenen Brauen. Auch er konnte sich jetzt der Überzeugung nicht verschließen, daß er einen aussichtslosen Kampf vor sich hatte. Es war schon so: auch in der kleinen Schwester steckte etwas von der Herretschen Unbeugsamkeit. Er wußte auch, sie würde den alten Onkel, ihren Vormund, so gut überrumpeln, wie es wohl mit der Mutter der Fall gewesen war; der Oberst mit seinen ästhetischen Neigungen hatte sowieso eine Vorliebe für Moritz. Und er sah deutlich das Zerwürfnis in der Familie vor sich, auch das Erstaunen erst, dann die scharfe Stellungnahme seines Schwiegervaters. ‚Sie haben ja eben alle einen Affen an Moritz gefressen,' dachte er. ‚Dora und ich werden ganz — ganz allein stehen!' Und dennoch — dennoch —

Endlich schlug er die Augen wieder auf. Sein Entschluß war gefaßt.

„Heucheln kann ich nicht, Hedwig!" sagte er kopfschüttelnd. „Hätte Moritz noch ein, zwei Jahre gewartet — hätte ich damit Gelegenheit gehabt, vielleicht meine Ansicht über ihn zu berichtigen, auch über dich, Hedwig — es wäre besser gewesen. Ihr habt es anders gewollt. Auf meine Warnung willst du nicht hören. Mein Bitten würde vergeblich sein. Ich bin kein Freund nutzlosen Widerstandes. Aber wenn ich mich füge, Hedwig, so thue ich es mit schwerbesorgtem Herzen. Ich sehe trübe in deine — in eure Zukunft!"

„Hasso!" bat sie noch einmal. „Laß mich nicht so fortgehen —." Die Thränen waren ihr in die Augen getreten. „Ich hab' immer zu dir aufgeblickt, Hasso, ich gab stets so viel auf dein Urteil. Mein Glück ist nicht vollständig ohne deine überzeugte Zustimmung ..."

„Dein Glück ...?!"

„Hasso ... ich bitte dich: laß mich nicht so von dir gehen ..."

Einen Augenblick zögerte er noch. Dann aber sagte er traurig: „Ich kann nicht, Hedwig ..."

Sie sahen sich tief in die Augen, beide tief erschüttert.

Aber dann leuchtete plötzlich ihr Blick auf: „Auch du wirst noch bekehrt werden, Hasso! Auch du, der du heut Moritz bewußt verkleinern willst, wirst an ihn glauben lernen! Und dann wirst du zu mir kommen und zu ihm und zu uns sagen: ‚Verzeiht mir!'"

Sie streckte ihm die Hand hin.

Langsam legte er seine Rechte hinein: „Gott ist mein Zeuge: es wäre für mich die schönste Stunde, in der ich einsehen könnte, daß ich heut unrecht hatte, daß ich Moritz Unrecht that."

8. Kapitel.

Es war draußen bitter kalt, aber in der kleinen Portierloge herrschte eine fast tropische Hitze. Prinker fröstelte neuerdings immer und ließ daher den Gasofen, der die eine Ecke unter dem Regal für die lagernden Briefe ausfüllte, von früh bis spät brennen.

Er saß in dem tiefen weichen Lehnstuhl, der eigentlich nur für den Nachtkollegen da war. Vor ihm, an den Pult gelehnt, stand

Angorakatze mit Jungen. Nach dem Gemälde von Julius Adam.

der Oberkellner, auf dem glattrasierten Gesicht mit den hundert Falten und Fältchen den Ausdruck lebhaften Mitempfindens.

„Ich kann's noch immer gar nicht glauben, Pascha! Du hättest mich doch auch mal mit meinem Patchen reden lassen sollen, ehe du so arg scharf ins Zeug gingst. Allzu scharf macht schartig, das ist nun mal 'ne alte Wahrheit. Erzähl' doch mal wenigstens ruhig, wie's gekommen ist."

Prinker antwortete nicht. Er stöhnte nur leise vor sich hin.

„Fort — aus dem Hause! Unser Prinzeßchen! Prinker, ich kenne dich: so'n guter Mensch du bist, so heftig bist du. Fein wirst du nicht gewesen sein. Und sie ist doch nun mal solch Püppchen —"

„Prinzeßchen! Püppchen! Das ist eben der Fluch! Siehst du, Krause: da rächt sich's eben, daß wir sie so verzogen haben. Meine Alte — na ja — ich auch! Ich erst recht! Den Kopf könnte ich mir einrennen an der nächsten Wand, Krause ..."

„Davon würde auch nichts besser, Pascha. Aber nun erzähl' mal. Wie ist denn das alles gekommen? Ich habe doch, sozusagen, auch ein Anrecht auf das Kind."

Langsam hob Prinker den mächtigen Kopf. „Wie's gekommen ist? Da ist eigentlich nicht viel zu erzählen, Krause. Also sie kommt mir heute morgen wieder mit ihrer verrückten Theatergeschichte. Na — mir stand's zum Halse heraus. Hundertmal habe ich ihr's auseinandergesetzt, im Guten und im Bösen, daß nichts daraus werden darf. Wie sie nun zum hundertundeinutenmale wieder anfängt und meine Alte dazwischen barmt — da ist mir die Galle übergetreten. Fein werd' ich freilich wohl nicht gewesen sein —"

„Na, Pascha — und? Was hast du ihr denn gesagt?"

„Weiß ich's denn so im einzelnen? Was sagt man denn alles in der Rage? Es wird wohl auch so was dabei gewesen sein wie ... wie ... sie sollte sich meinetwegen hinscheren, wo der Pfeffer wächst. Du lieber Gott, ich werde doch vor meiner Göhre nicht jedes Wort auf die Goldwage zu legen brauchen! Na, und da war sie mit 'nem Male bumsstill. Keinen Ton mehr von all dem Gethue und Gerede von der heiligen Kunst und was weiß ich sonst noch. Ich denke, na ... das wird geholfen haben und gehe ins Geschäft. Du weißt, Krause, es war heut vormittag mordsmäßig zu thun. Nicht zum Aufatmen bin ich gekommen. Wie ich dann aber gerade die Fürstin Tombezkoi glücklich in den Wagen gekriegt habe und ihrem Schafskopf von Courier noch mal Bescheid sage wegen der Anschlüsse von Basel aus, da steht plötzlich meine Alte vor mir. Ihre dickverheulten Augen kenne ich ja nachgrade. Aber so hab' ich sie doch noch nie gesehen! Na und sie sagte nur: ‚Fort ist sie ... und du, du bist an allem schuld!' Umgeklappt wär' sie mir bei 'nem Haar, und es kam gerade ein Rudel Yankees an. Alle Hände voll hatt' ich zu thun, kaum daß ich sie hier noch auf den Stuhl bugsieren konnte — —"

„Aber, Prinker — sie wird doch 'ne Zeile zurückgelassen haben?"

„Keine Spur! Ihr Köfferchen hat sie mitgenommen. Meine Alte war gerade nach der Markthalle —"

„Wenn sie die Sachen mitgenommen hat, Pascha, wissen wir wenigstens, daß sie sich kein Leids hat anthun wollen — —"

„Das wäre das Schlimmste noch gar nicht!" stöhnte Prinker.

„Pascha, versündige dich nicht."

Prinker starrte ein Weilchen in die Flammen des Kamins. Dann faßte er plötzlich des Alten Hand. „Krause ... ich würd's keinem Menschen sagen als dir! Aber mir schnürt's die Kehle ab: wenn das Mädel nu 'ne Liebschaft hat?!"

Der Alte schlug mit seiner kleinen wohlgepflegten Hand auf die Pultplatte. Er war ganz rot im Gesicht geworden: „Pfui, Pascha! Das darfst du von meinem Patchen nicht sagen. Ich will die Lene ja nicht verteidigen sonst ... bewahre ... aber das! Nee, nee! Dazu war sie schon viel zu stolz. Die schmeißt sich nicht weg — die nicht!"

In den dunklen tiefliegenden Augen Prinkers blitzte es mißtrauisch: „Lern' einer die Weiber auskennen!" brummte er. Dann aber war's doch, als klammere sich sein Vaterstolz wieder an die letzten Worte des alten Kollegen: „Ich sag's ja auch nur so, Krause. Muß man denn nicht auf alle möglichen Vermutungen kommen ..."

Er schien noch mehr hinzufügen zu wollen, da klopfte draußen der Page, der im Thor stand, an das Fenster. Gleichzeitig schlug die Glocke an, und drüben aus dem Comptoir

stürzte auch schon der chef de réception auf den Flur. Schwer erhob sich der Portier aus seinem Sorgenstuhl — der Dienst rief.

Der Oberkellner lugte durchs Bogenfenster der Abfertigung der neuen Gäste zu. Es mußte „eine besondere Nummer“ sein, denn Herr Leffert konnte sich gar nicht genug thun mit Bücklingen und graziösem Lüften seines tadellosen Cylinders; und Pascha stürzte zurück in die Loge, um einen ganzen Haufen Briefe und Depeschen, die für die Gäste schon bereit lagen, hastig vom Regal herabzureißen.

Ein Herr kam zuerst, klein, mit kokett aufgedrehtem schwarzem Schnurrbart, den Hals dick eingewickelt in ein grellrotes Seidentuch. Er fragte in einem knarrenden, hastenden Französisch nach den eingegangenen Briefen und ob die Salons für die Signora gut geheizt wären ... Madame seien sehr ermüdet ... nur gleich etwas Thee ... weiter nichts! Da war die Dame auch schon selbst. Groß, schlank, das Gesicht, soweit es der hochaufgeschlagene kostbare Sealskinkragen zu sehen erlaubte, sehr scharf geschnitten. Neben ihr eine behende zweite Dame, fast ebenso elegant gekleidet, und doch für den geübten Blick Krauses sofort die Kammerfrau verratend.

Es mußte in der That eine ganz besondere Nummer sein, denn jetzt tauchte Herr Merlenberg höchstselbst aus dem Comptoir auf, die Dame zu begrüßen. Aber sie rauschte, nur flüchtig den feinen Kopf neigend, wie eine Fürstin an ihm vorüber. Desto lebhafter sprach der kleine Mann auf den Hotelbesitzer ein: Um neun Uhr ein kleines Souper auf den Salon; nur eine Platte Fisch und etwas Geflügel; dazu nimmt Madame eine halbe Flasche Pommery, dann einen Café nero; ob für den Flügel gesorgt sei; eine italienische Zeitung sei doch im Hause — müsse sofort nach oben. Morgen früh um neun Uhr ein Bad. Ob das Badezimmer auch, wie beordert, direkt neben dem Schlafzimmer von Madame läge? Dazwischen schimpfte er auf das nordische Klima und zählte zugleich die Koffer, die sich in unendlicher Flut auf den Flur und vom Eingang zum Gepäckfahrstuhl ergossen: „deux — trois — quatre ...“ „Wo sind die drei Hutkoffer für Madame? ... Ah ... da ... très bien! ... Vorsichtig! Vorsichtig ... mille tonnerres!“

Endlich kam Prinker wieder in die Loge zurück und ließ sich müde auf seinen Stuhl fallen. Gleichgültig gab er dem Kollegen Auskunft: „Kennst du die denn nicht? Signora Parini und ihr Impresario —“

„Ich dacht's mir beinah! Nee — gesehen hab' ich sie noch nie. Sie wohnte ja vorigen Winter im Monopol.“ Der Alte lehnte sich weit über den Pult, sah ein Weilchen schweigend zu Prinker hinüber und bastelte an seiner weißen Kravatte. „Du, Pascha!“ sagte er dann bedächtig. „Wenn nu aber unser Prinzeßchen das Zeug zu so einer hätte? Was meinst du, daß die jeden Abend kriegt? Und der Beifall und die Lorbeeren!“

Prinker warf den Kopf zurück. „Und es bleibt doch 'ne Komödiantin!“

„Hm! Aber eine, mit der nur ein paar Worte zu sprechen Fürsten und Prinzessinnen sich glücklich schätzen. Besinnst du dich noch auf die Charlotte Wolter, die — 's ist nu wohl schon fünfzehn Jahre her — bei uns wohnte? Aus Wien? Die Gräfin Sullivan? Oder auf die große Ziegler? Oder auf die Busca? Mensch ... Pascha ... glotz mich nicht so an. Wenn nun die Lene mal solch' ne wirklich Große würde? Und einen Grafen oder einen millionenschweren Bankier heiratete? Das kommt jetzt alle Tage vor, und hübsch genug ist die Krabbe schon!“

„Komödiantenpack bleibt Komödiantenpack!“ grollte Prinker. „Laß mich zufrieden.“ —

Draußen klang wieder die Glocke. Neue Gäste kamen. Eine amerikanische Familie reiste ab. Ein Dienstmann brachte Theaterbillets. Am Telephon meldete sich der Direktor des Lessingtheaters mit einer Bestellung für den Impresario der Parini. Prinker hatte alle Hände voll zu thun und drängte den schwatzhaften Kollegen halb und halb zu seiner Loge hinaus.

Am Eingang zum Lichthof traf der Oberkellner auf den Prinzipal. Der sonst so ruhige Mann war ganz aufgeregt. „Wo stecken Sie denn nur, Krause? Kümmern Sie sich mal gefälligst um Ihre Bengels im Speisesaal. Signor Marconi hat dem Louis eben 'ne Serviette an den Kopf geschmissen, weil die Suppe kalt war. Und oben stellt mir die Diva die ganze Etage auf den Kopf. Der Gebhardt kann da nicht

als Etagenkellner bleiben. Haben wir nicht einen, der ein besseres Französisch spricht? Franz?! Na meinetwegen!"

Krause wollte sich entfernen, da rief ihn Merlenberg noch einmal zurück. „Um neun Uhr also unten im kleinen Salon das Souper für uns, Krause. Sie wissen: nur neun Personen! Aber machen Sie sich mal persönlich 'n bissel verdient um den Herrn Doktor und Fräulein Braut, Alterchen ... kleines feines Menü, wie sich's für 'ne bescheidene Verlobungsfeier gehört. Ich habe keine Zeit, mich heute auch noch um den Kram zu kümmern. Diese Diva ... es ist zum Verrücktwerden ... lieber 'ne Großfürstin oder zwei Erzherzoginnen!" Er stürzte auf den Fahrstuhl los, und Krause lachte auf seinem Wege zu den Speisesälen still für sich hinein: „Das glaub' ich wohl — die Theaterköniginnen haben ja keine Orden zu verteilen. Und solch Impresario versteht auch das Rechnen besser als ein Hofmarschall."

Vor der Portierloge wollte die Flut immer noch nicht ebben. Ein spindeldürrer Engländer stritt sich fünf Minuten lang mit Prinker über den Fahrpreis seiner Droschke; ein junger Russe aus dem vierten Stock wollte die Adresse des fashionabelsten Balllokals wissen; dann kamen zwei Körbe Rosen für die Diva, der eine vom Lessingtheater, der andere von der italienischen Botschaft; ein pommerischer Graf, der sich schon vor Tagen das Zimmer bestellt hatte, das er seit zehn Jahren stets bewohnte, war außer sich, daß er es anderweitig besetzt fand, und machte Pascha persönlich verantwortlich. Es wogte eine halbe Stunde lang im Vestibül von kommenden und gehenden Gästen durcheinander. Aber während Prinker Geld wechselte, Auskünfte gab, begrüßte, glückliche Reise wünschte, Theaterbillets aushändigte, die heutige Cirkusvorstellung empfahl, französisch, englisch, russisch parlierte — arbeitete es ohne Unterlaß in seinem Hirn, und das Herz pochte ihm zum Zerspringen: Lene ... wo war Helene? Zorn und Angst, zärtlichste Liebe und ein bitteres Empfinden schwer verletzten Vaterstolzes kämpften miteinander in seiner Brust.

Bis dann schließlich das Getriebe nachließ und er wieder in seinen Sorgenstuhl flüchten konnte. Nur eine Minute Ruhe, nur einen bestimmten Gedanken, einen Plan — eine neue Hoffnung fassen können!

Aber er hatte sich kaum gesetzt, den Kopf in beide Hände stützend, da hörte er, wie die Thür seiner Loge schon wieder ging. Und wie er aufschaute, blickte er in ein Gesicht, das er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. — —

„Guten Abend, Schwager!" sagte Kruslow ruhig und warf seinen schneenassen breitrandigen Filz auf den Pult. „Ich komme wegen Lene ..."

Prinker starrte den Künstler eine Sekunde an, wie einen Geist aus einer anderen Welt. Dann aber sprang er auf: „Lene — du weißt?"

„Wir sind nicht als Freunde geschieden, Prinker! Meine Künstlerwirtschaft, wie du ja wohl sagtest, behagte dir nicht — laß gut sein, wir wollen den alten Kram nicht mehr aufrühren. Ich weiß, wie du die Lene lieb hast, darum wollte ich dich nicht in Sorge lassen: sie ist bei mir!"

„Bei dir? Gottlob!" rang es sich unter dem buschigen Bart hervor, mit freudebebender Stimme. „Kruslow ... gottlob!" Die mächtige Brust hob sich wie von einer Riesenlast befreit. Prinker faßte nach der Hand des Schwagers und hielt sie einen Augenblick in krampfhaftem Druck fest umspannt. „Du — Kruslow — du kannst nicht ahnen — —"

Draußen klang schon wieder die Glocke. Prinker riß sich los und stürmte auf den Flur. „Ich — gleich bin ich wieder da! Mein Gott — mein Gott!"

Es dauerte doch einige Minuten. Kruslow sah sich währenddessen in dem kleinen Raume um. Er wurde ganz weich dabei: was war das eigentlich für ein Hundeleben, das der Mann hier führte! Immer in Atem, immer der gefällige Diener von hundert wildfremden Menschen, immer die Hand ausstrecken müssen nach den elenden Silberlingen! Und die armseligen Minuten der Ruhe hier in diesem öden, kahlen Loch, wie ein Tier in der Menagerie, tagaus — tagein! Unwillkürlich kam der Vergleich mit seinem freien, unabhängigen Künstlerleben. War's auch reich an Enttäuschungen — wie unermeßlich groß und schön war's doch gegen dieses Dasein! Und wenn der Prinker wirklich, wie die Verwandten sagten, dabei ein reicher Mann geworden war, was wog das gegen all das Drückende, das sein Beruf mit sich brachte, und gegen das sicher doch

keine Gewöhnung ganz abstumpfen konnte? Solch ein reicher, armer — armer Kerl!

Prinker kam zurück, atemlos, mit glühendem Gesicht. „So sprich doch, Kruslow — ich bitt' dich! Aber vor allem: ich dank' dir, Schwager, dank' dir recht von Herzen! Halb tot geängstigt hab' ich mich um die kleine Kröte!" Und während er das häßliche Wort sprach, lachte aus seinen Augen die hellste Vaterzärtlichkeit.

„Es ist da nicht viel zu sagen, Schwager: sie kam mit Sack und Pack, das heißt einem Köfferchen voll Plunder, stellte ihn und sich mitten ins Atelier und erklärte: ‚Onkel Johannes, nach Hause geh' ich nicht wieder. Entweder du behältst mich hier, oder — es passiert ein Unglück.'"

„Du hast ihr den Kindskopf doch ordentlich zurechtgesetzt?"

„Hm!" Der Professor kraute sich hinter dem Ohr. Ganz leicht wurde ihm die Aussprache nicht. Aber es mußte doch nun einmal gesagt sein. „Hast du nicht einen Ort, wo wir die Chose ruhiger bereden können, als hier? So etwa bei einem Schöppchen Mosel? Da — da ist ja die vermaledeite Klingel schon wieder —"

Draußen gab ein Attaché der italienischen Botschaft Karten für die größte Künstlerin seines Landes ab; dann erkundigte sich ein Herr, ob Herr Meyer aus Ratzeburg schon angekommen sei; ein abreisender Gast stritt sich mit Prinker über die Höhe der für ihn notierten Portierauslagen; ein ankommender hatte seinen Schirm im Bahncoupé liegen lassen und bat, sofort telegraphisch für ihn zu reklamieren. Währenddessen schritt Kruslow in der engen Loge unruhig auf und ab, drei Schritte hin, drei Schritte her. Er kam sich vor wie ein gefangener Löwe.

„Nein, Schwager! Ich kann nicht eine Minute abkommen. Du siehst es ja selbst und mußt schon entschuldigen —" sagte dann endlich Prinker.

„Nun, dann muß es eben gehen. Also hör' mal, Schwager — und, bitte, erreg' dich nicht zu sehr, werd' nicht heftig. Du weißt, bei mir kocht's auch gleich über. Ich möcht' aber, heut' doppelt gern, in Friede und Freundschaft mit dir auseinander kommen. . ."

Prinker horchte hoch auf. Was sollte denn die Einleitung bedeuten! Die Geschichte war doch einfach genug: Kruslow brachte Lene zurück ins Elternhaus, und dann — nun dann würde sich das übrige schon finden. So sehr ihn aber des Schwagers letzte Worte verwunderten, er entgegnete doch ganz ruhig: „Ich denk' gar nicht dran, mich aufzuregen. Die Hauptsache ist ja, daß wir wissen, wo Lene ist."

„Hm!" machte der Professor wieder. „Ob das nun gerade wirklich die Hauptsache ist? Prinker, hinterm Berge zu halten, versteh' ich nicht. Darum, gerad' herausgesagt, ich wollte für Lene ein gutes Wort einlegen —"

„Ich werde ihr den Buckel nicht vollhau'n, obschon —"

„So mein' ich das nicht, Schwager. Aber, siehst du, in dem Mädel steckt doch eben mehr, als so in 'ner höheren Durchschnittstochter, zu der ihr sie mit aller Gewalt stempeln wolltet. Sie hat ein lebhaftes Temperament, hat eigne Gaben, ein starkes Bedürfnis, sich zu bethätigen —"

„Das kann sie ja zu Hause auch. Ich hab' übrigens von Fleiß noch nichts bei ihr bemerkt!"

„Du verstehst mich nicht oder willst mich nicht verstehen, Prinker. In der Lene steckt etwas, was sich nicht unterdrücken läßt, was unterdrücken zu wollen auch geradezu eine Sünde ist: die Liebe zur Kunst! Unterbrich mich nicht, Prinker! Sieh mal: zu mir kommen sie ja dutzendweise gelaufen und schreien, daß sie Künstler werden wollen, und ich sag' zu neunundneunzig vom Hundert: ‚Guckt euch gefälligst meine Atelierthüre von außen an!' Denn ich merke gleich, wo Bartel den Most holt, was die liebe Eitelkeit und der Traum vom sogenannten schönen freien Künstlerleben thun. Aber bei der Lene — wahrhaftig, Schwager, ich hab' mich gesträubt — bei der liegt die Sache doch anders. Das Mädel hat mich bezwungen, hat mich überzeugt, daß in ihrer Seele die wirkliche, große, unüberwindliche Liebe zur Kunst wohnt, ein göttlicher Funke, wenigen eigen und diese heraushebend über all das zweibeinige Herdenvieh. Drum bin ich hier, und ich bitt' dich, Prinker, hab' ein Einsehen und laß das Mädel der inneren Stimme folgen, die sie so übermächtig ruft. Du kannst sie schließlich ja doch nicht halten."

Prinker stand, während der Schwager sich immer mehr und mehr in seine Be-

geisterung hinein steigerte, regungslos am Briefregal. Nur einmal zuckte er mit den Achseln, als zum erstenmal das Wort von der Liebe zur Kunst fiel. Allmählich hatten seine erregten Züge wieder den Alltagsausdruck angenommen, und als Kruslow nun schwieg, sagte er ganz ruhig: „Ich hätt's mir beinah denken können! Ich hab' dich ja schon zum öfteren dies Lied singen hören, Schwager. Wie aber nun, wenn ich dich aufs Gewissen, als ehrlichen Menschen, Befriedigung ringt, und der sie Genüge schaffen muß! Muß! Muß! Denkst du denn, ich beurteile einen Künstler nur nach dem, was er in die Öffentlichkeit herausgebracht hat? Wenn er nichts schuf, aber in seinem stillen Kämmerlein, in schweren Stunden mit seinem Schaffensdrang rang, versuchte und verwarf, aufbaute, nur um wieder zu zerstören, dann kann er für mich doch ein großer Künstler sein!"

„Du mußt nicht böse sein, Kruslow,

Aus unserer Studienmappe:

Aus Heinrich Lossows Skizzenbuch.

fürs erste frage: hat denn die Lene wirklich außer dem unwiderstehlichen Drang auch solch ein großes Talent, daß es ausreicht für mehr als 'ne Schmierenkomödiantin?"

„Mensch — Prinker!" rief der Künstler ungeduldig, dicht vor dem Schwager stehen bleibend. „Hab' ich mich denn gar so unklug ausgedrückt! Ja, ich glaub' wohl, daß sie Talent hat. Aber ich sprach doch von dem Gefühl der inneren Notwendigkeit, von der in ihr lebenden Sehnsucht, die nach wenn ich das nicht verstehe. Aber was ich verstehe und was ich weiß, das ist: ein verständiges Mädel gehört nicht auf die Bühne! Nu brause du nicht auf — jetzt bin ich dran, nu laß mich mal aussprechen. Also einmal: du weißt auch nicht, ob die Lene wirkliches Talent hat. Ich würd's auch dann wohl nicht zugeben, denn mir paßt's einfach nicht, mein Fleisch und Blut in Flitterkram und Trikots zu sehen. Nun! Wenn sie nun aber kein Talent hat oder

nur solch ganz kleines Lichtchen werden könnte! Kruslow, ich bin in deinen Augen ein einfältiger Mensch. Aber man lernt hier, gerade hinter dem Fenster da, recht viel vom Leben kennen, mehr, als du denken kannst. Ich hab' sie zu oft hier vorüberziehen sehen, diese Theaterdämchen. Manch eine, die kam heute in Sammet und Seide und schmiß das Geld nur so fort; das ging so fünf, ging wohl auch zehn Jahre, wie? — das brauch' ich dir am Ende doch nicht zu sagen. Das Ende war dann aber erst, daß sie nicht mehr im ersten Stock, sondern im vierten wohnte; daß ich — ich, Kruslow — die Brillanten ins Leihhaus schaffen mußte; daß ich ... aber wozu noch weiter davon reden! Auf die Schande kam das Elend —"

„Prinker, das sind Ausnahmen!"

„Kann sein — vielleicht! Daß es aber häufige Ausnahmen sind, das weiß ich. Und ich will mein Kind so gut vor der Schande bewahren wie vor dem Elend. Drum, Kruslow, um's kurz zu machen: schaff' mir die Lene wieder ins Haus, wo sie hingehört. Ich bitt' dich, Schwager!" Er hatte schlicht gesprochen, mit zwingender Herzlichkeit, die nicht ohne Eindruck auf den Künstler geblieben war. Aber als er nun wieder hinaus mußte, seinem Dienst zu genügen, erlosch dieser Eindruck schnell in der Seele des alten Idealisten. Was war das im Grunde doch für eine einseitige, philisterhafte Anschauung? Weil's unter den Theaterprinzessinnen auch Dirnen gab, sollte dies kleine Vögelchen, das die Schwingen so kräftig regen wollte, eingesperrt werden in einen Käfig, von dem die Loge hier der rechte Abklatsch war! Sollte die Künstlerseele in dem Mädchen verkümmern, verkommen! Nein — Lene durfte sich nicht umsonst vertrauensvoll an ihn gewendet haben. Jetzt war's doppelt seine Pflicht, für sie einzutreten dieser nüchternen Alltagsweisheit gegenüber.

„Nun, Schwager?" Prinker trat wieder herein und in gewohnheitsmäßigem Trieb gleich an das Regal, um einen großen Stoß Briefe, den der Postbote draußen abgegeben hatte, unter die verschiedenen Buchstaben in die Fächer zu ordnen. Vielleicht war's die gleichmütige Art, wie er das that, die für Kruslows Entschluß entscheidend wurde. Was war das für eine Natur, die in solcher Stunde ableiern konnte: Bradbury ... Bestuscheff ... Braun — Carlsberg ... Cronstein ... Carlowitz — Er griff nach seinem Hut, trotzig jetzt, fast von Widerwillen erfüllt gegen diesen Vater ...

Da wandte Prinker sich um und fragte noch einmal: „Nun?"

„Nein!" stieß Kruslow scharf hervor. „Ich will's dir nur sagen, Schwager: wenn du nicht einwilligst, Lene ihren Weg gehen zu lassen, dann bleibt sie bei mir, und ich werde an ihr thun, was deine Pflicht gewesen wäre!"

„Du! Du!"

Die Worte des Schwagers kamen Prinker völlig überraschend. Er fand nicht gleich eine Erwiderung. Einen Augenblick schien es, als wolle er sich auf Kruslow stürzen. Seine Brust ging keuchend. Seine Rechte hob sich, er griff nach dem Arme des Künstlers: „Du — Du!" wiederholte er noch einmal.

Kruslow schüttelte die Hand Prinkers mit einer kurzen Bewegung ab.

„Ja — ich! Und du kennst mich wohl genug, um zu wissen: ich führ' aus, was ich will!" Er sagte es kurz, mit schneidender Entschiedenheit.

„Mein Kind — du!" Prinker rang noch immer nach Worten. Dann lachte er plötzlich wild und bitter auf: „Verrücktes Künstlerpack! Die Polizei —"

Mit sprühenden Augen trat Kruslow dicht vor den Wütenden hin: „Hüte dich, Prinker! Ich lasse mich nicht beleidigen. Aber weil du Lenes Vater bist, doch noch eins: solange sie bei mir ist, steht sie unter meinem Schutze, aber auch unter meiner Obhut! Zwingst du mich aber, meine Hand von ihr zurückzuziehen, Prinker — dann bin ich der Verantwortung los und ledig. Du aber bedenke, ob sie unter den Augen deiner Frau besser aufgehoben ist, als unter den meinen, und gar, was mit ihr werden könnte, wenn sie anderswo Schutz und Hilfe sucht, als bei mir!" Er stülpte den Hut auf. „Addio, Schwager!" — und ging.

Die Hand Prinkers hob sich noch einmal, hinter ihm her drohend. Aber dann fiel sie mit wuchtigem Schlage auf das Pult nieder, daß die Papiere umher stoben. Wie erstarrt blieb sie einen Moment liegen, und wie versteinert stand Prinker und stierte dem Davonschreitenden nach, in den hellerleuchteten Flur hinein.

Bis dann draußen die Glocke wieder anschlug.

Da richtete er sich mit einem gewaltsamen Ruck auf, den widerstrebenden Körper aus der Starre reißend ... Was war das denn nur? Ach richtig — er mußte ja da hinaus — seinen Dienst thun — den Wagenschlag aufreißen — richtig ... ja ...

Und der massige Körper gehorchte. Und eine Minute später stand Pascha draußen an der Thür, als Doktor Moritz Merlenberg, seine Braut am Arme, vorüberschritt, und er verbeugte sich und stammelte etwas von einem herzlichen Glückwunsch und wie man sich im ganzen Hause gefreut habe.

„Bitte, Prinker, bezahlen Sie den Wagen!“ hatte der Doktor gesagt. —

Er trat ganz geschäftsmäßig an den Wagen heran, er hörte, daß der Kutscher „eine Mark fünfzig“ forderte, und griff mechanisch in die Tasche des Beinkleids, in der er das Wechselgeld lose trug.

Aber da geschah etwas Unerhörtes. Pascha faßte aufs Geradewohl eine Handvoll Geld und reichte sie dem Kutscher und winkte mit der Hand — schon gut — nur fort — fort —

9. Kapitel.

Beim Quadrio saßen sie, am Spätnachmittag ihrer Ankunft in Venedig. Es war sehr voll, die Stuhlreihen standen bis fast zur Hälfte des Markusplatzes hinaus, aber der greisenhafte Cameriere hatte Moritz doch noch ein Plätzchen unter den Arkaden zu verschaffen gewußt, ein kleines Tischchen hart an einer der Säulen.

Der Doktor rührte in seinem Café nero, Hedwig hatte den Granito noch unberührt vor sich. Leuchtenden Auges schaute sie hinüber zu der goldstrahlenden Basilika, zur mächtigen Front des Dogenpalastes. Einen Moment haftete ihr Auge auf dem massigen Campanile und der zierlichen Loggetta, um dann die feinen Linien der Neuen Prokurazien entlang zu gleiten. „Wie schön! Zauberisch schön!“ sprach sie ganz leise vor sich hin.

Im Arkadengang drängte sich die Menge, trieben sich die geschwätzigen Zeitungsverkäufer und Zündholzhändler herum. Dichtgedrängt saßen die Gäste, Einheimische noch mehr als Fremde, bis weit hinaus vor dem Café, und drüben, vor Florian, reihten sich ebenso Tisch an Tischchen, Stuhl an Stuhl. Und zwischen all den Menschen flatterten die Tauben des heiligen Markus umher, pickten auf dem gequaderten Fußboden ihr Futter auf, wichen hier geschickt den Tritten der geschäftigen Kellner aus und drängten sich dort, wo eine kleine Miß mit goldblonden Locken soeben eine Düte mit Maiskörnern ausschüttete, in dichten Haufen zusammen.

Moritz schien von all dem nichts zu sehen, nichts sehen zu wollen. Er starrte hartnäckig schweigend in seine Tasse.

Schon ein paarmal hatte die junge Frau ihren Mann mit leicht lächelndem und doch etwas verlegenem Blick gestreift. Nun hielt sie es nicht mehr aus und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Bist du immer noch böse, Liebster?“ bat sie leise und zärtlich. „Sieh', ich hab' dir ja in Gedanken mein Unrecht schon hundertmal abgebeten ...“

Es hatte gestern schon in Verona eine kleine Verstimmung gegeben, und heute vormittag war's haarscharf an einem Gewitterausbruch vorübergegangen. Hedwig hatte wieder einmal nicht an den guten Rat gedacht, den ihr Dora in ihrer lächelnden Weisheit kurz vor der Hochzeit gegeben: „Schätzchen, sei immer gleicher Ansicht wie mein großer Bruder, auch wenn du's gar nicht bist. Oder dann vielmehr erst recht. Männer können direkten Widerspruch überhaupt schwer vertragen, Moritz am wenigsten. Hast du zuerst: Ja — ja! gesagt, dann darfst du nachher alle möglichen Einwendungen machen, bis das ja — ja! fast in nein — nein! verwandelt ist!“ Damals hatte sie die kluge Schwägerin ausgelacht. Moritz und sie waren ja immer einer Meinung, einer Ansicht, eines Urteils — —

Gestern in Verona war's um rechter Lappalien willen gewesen. Zuerst hatte sie ein ganz, ganz wenig gegähnt, als er ihr vor den Grabmälern der Scaliger einen längeren Vortrag über die lobesame Dynastie von Martino bis Cangrande I. und dessen Verhältnis zu Dante hielt. Und dann war er umgekehrt ungeduldig geworden, als sie in San Zeno vor Mantegnas Madonna wie verträumt stand, sich nicht losreißen konnte und sein Drängen wieder und wieder überhörte.

Heute mittag war's schon bedenklicher

gewesen. Ihre Erwartungen waren so hochgespannt, und er hatte sie mit seinen lebendigen Schilderungen von Venedig fast ins Unermeßliche gesteigert. Und nun wollte das Unglück, daß es leise zu regnen begann, gerade als sie aus der Station Mestre ausfuhren; während der Fahrt über die endlose Lagunenbrücke wurde das leise Rieseln zu einem tüchtigen Schauer, das leuchtende Himmelsblau wandelte sich im Nu in dichtes, bleiiges Grau, und wie Blei legte es sich auch auf ihre junge Seele. So sehr hatte sie sich gerade auf Venedig gefreut, auf die Wunder- und Märchenstadt, warum konnte der Himmel denn kein Einsehen haben?! Aber sie kämpfte wacker gegen den Verdruß, der in ihr aufstieg, bis sie dann, nun im triefenden Regen, auf der Bahnhofstreppe standen, unter das emporgeschlagene, schwarze Gondeldach kriechen mußten, durch eine lange, lange Reihe winkliger schmutziger Kanäle nach dem Hotel fuhren, dort endlich, trotz der Vorausbestellung, nur ein Zimmerchen mit der Aussicht wieder über einen engen Kanal auf ein baufälliges altes Gebäude erhielten, dessen Fensterreihen mit schmutzigen Laden geschlossen waren und das wie ein gewaltiger Rumpelkasten aussah.

Da hatte sie sich erst still auf einen Stuhl vor ihr Bett gesetzt, mit beiden Händen im Schoße, und dann war plötzlich ein leises Schluchzen über sie gekommen, daß er ganz erschrocken von seinem Koffer aufblickte: „Aber, Hete . . .“

„Das soll Venedig sein! Das — das! Das die berühmte Stadt der Wunder — das die prächtigen Gondeln — diese schwarzen schrecklichen Trauerkutschen!“

Anfangs hatte er ihr wohl gut zuzureden versucht. Sie kenne ja Venedig noch gar nicht. Das Wetter werde sich schon aufklären. Als sich aber der Ausdruck der Enttäuschung immer mehr auf ihrem Gesichtchen vertiefte, verlor er seine Ruhe, wurde ärgerlich, heftig; schalt sie erst ein Kind und dann eine kleine Närrin. Sie sah ihn ganz erschrocken an, als es heraus war. Dann jedoch begann sie zu motivieren: nichts als elende Baracken, die nicht einmal malerisch seien; Schmutz und Verfall, wo man hinsehe; todöde, trist, wie ausgestorben das ganze Nest! Sie ereiferte sich, er entgegnete scharf und schärfer. Schließlich warf er seinen Koffer zu und ließ sie allein.

Er war dann freilich bald wiedergekommen. Aber er hatte nur mürrisch und trotzig herumgekramt; schweigend hatten sie nebeneinander beim Gabelfrühstück gesessen, er sie mit korrekter Höflichkeit bedienend, sie sich kaum zu einem leisen: „Danke“ aufschwingend.

Und dann, kaum daß sie aus dem Hotel herausgetreten waren, hatte der Regen aufgehört; wenige Minuten Sonne, und der Himmel war wieder azurblau, und wie im Traume schritt Hedwig neben ihrem Manne über den Markusplatz, schaute in die strahlende Pracht der Basilika, stand, überwältigt von dem Anblick so viel des Schönen, auf der Piazzetta vor dem leuchtenden blauen Wasser mit den flinken schmucken Gondeln — das Herz nun wieder voll Begeisterung, voll großen Glücks! Sie hatte ganz vergessen, wie sie noch zwei Stunden vorher auf das schmutzige garstige Venedig gegrollt hatte, das nun vor ihr lag — völlig verwandelt, wirklich wie eine farbensatte, goldige Wunderstadt!

„. . . Sei doch wieder gut, Liebster!“ bat sie noch einmal.

Er starrte schmollend und grollend in den Rest des Kaffees und antwortete nicht. Ein Weilchen saß sie ganz still. Sie fühlte sich aber doch ein wenig schuldbewußt, und so begann sie aufs neue: „Du darfst mir aber nun nicht mehr zürnen, Moritz, daß ich mich so gehen ließ, den dummen ersten Eindruck nicht gleich überwinden konnte. Sieh, ich bin ja nun so voll vor Bewunderung. Ich bitte mein Unrecht vor ganz Venedig und vor dir feierlichst ab!“

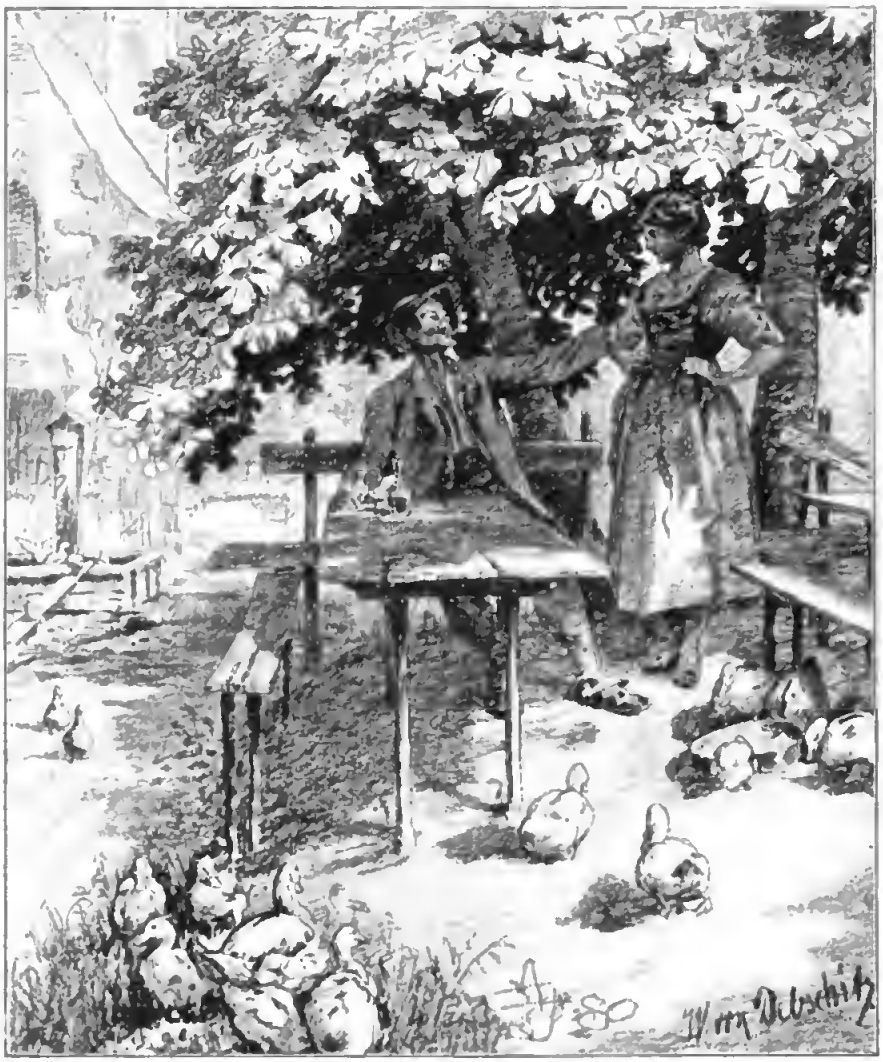
Jetzt mußte er doch lächeln und ihr die Hand geben, da ein Kuß wohl leider hier nicht anging. So dachte sie und schaute erwartungsvoll zu ihm auf.

Aber seine Stirne entrunzelte sich immer noch nicht. Langsam strich er sich über seinen schönen Bart — einmal — zweimal — und dann sagte er endlich, in grämlichem Tone: „Liebe Hedwig, das ist keine gute Reisekameradschaft. Man muß solch eine Mißstimmung unterdrücken können um des anderen willen —“

„Gewiß, Moritz!“ bestätigte sie eifrig. Nun mußte doch wohl endlich ein versöhnliches Wort kommen.

„Mir hast du die ganze Freude an Venedig versalzen,“ schloß er jedoch mürrisch.

Aus unſerer Studienmappe:



Studienzeichnung von W. von Debſchitz.

„Moritz!“ rief ſie leiſe, ganz erſchrocken, und dann ſank ihr Köpfchen entmutigt auf die Bruſt. Aber nur auf einen Augenblick. Denn gleich revoltierte gegen die Selbſtvorwürfe, die ſie ſich machte, ihr geſunder Verſtand: das war doch wirklich kleinlich von Moritz; ſie hatte ihr Unrecht eingeſehen, es ihm abgebeten, da durfte er nicht weiter grollen. Jetzt ſetzte er ſich ins Unrecht; nun war er auf dem beſten Wege, ihr und ſich ſelbſt den ſchönen Tag zu verderben; wie konnte nur ein ſo kluger Mann ſo eigenſinnig ſchmollen! . . .

Wieder ſaßen ſie ſich einige Minuten ſchweigend gegenüber. Sie löffelte, mit kleinen trotzigen Bewegungen, ihre Granita aus. Er ſpielte mit dem Zuckerſchälchen. Dann und wann zuckte es um ſeinen Mund. Einmal murmelte er halblaut etwas, aus dem ſie nichts verſtand, als ein verärgertes: „... auf der Hochzeitsreiſe ...“, ein andermal hatte er ein ganz leiſes, ſehr bitteres Lachen.

Aber da flog ihr Blick wieder über den Platz hin, über das bunte belebte Bild im wundervoll gegliederten Architekturrahmen. Und dort drüben hinter der Libreria des Jacopo Sansovino wußte sie die blauen Wasser, über die gewiß jetzt die Kuppeln von Santa Maria della Salute im Sonnenschein herüberschimmerten — sie kannte das ja alles aus Bild und Wort. Nein! — Moritz sollte nicht sich, nicht ihr die Freude verkümmern! Wenn er schmollte, wie ... wie ein trotzendes Kind ..., dann mußte sie eben verständiger sein! Verständiger? Hedwig erschrak doch ein wenig bei dem Gedanken, um dann mit leisem Vorsichhinlächeln zu ergänzen: nachgiebiger, versöhnlicher, wie es einer Frau zukommt, die eine kleine Thörin war. Und da brach sich auch gleich die heiße schwärmerische Liebe wieder in ihr freie Bahn, und nun faßte sie seine Hand, hielt sie fest trotz des leichten Sträubens und bat und bat, zärtlich, innig, bis sich seine Stirn allmählich zu entwölken begann.

„Es ist ja schon gut, liebe Hedwig," sagte er endlich, „wenn du es wirklich einsiehst! Ich will und wünsche ja nichts, als dich recht froh zu sehen." Sie hörte wohl den etwas großmütigen Ton aus seinen Worten heraus, aber sie überhörte ihn geflissentlich. Gottlob, daß er nun wieder gut war, sogar schon wieder lächeln konnte — ihr zulächeln mit den lieben dunklen Augen. Am liebsten wäre sie ihm sofort um den Hals gefallen, vor allen Menschen.

„Cameriere — pagare!" Er pochte auf die Marmorplatte. Sie hatte den Finger schon im Bädecker: „Du, lieber guter Moritz, und jetzt ... nicht wahr? ... jetzt steigen wir in eine der gräßlichen Trauerkutschen — ich bitt' noch einmal alle Gondoliere Venedigs um Verzeihung — und fahren den Canale grande entlang ... lieber, lieber Mann, nicht wahr?"

Er zahlte und nickte. Und als er nun in ihr leuchtendes Gesicht sah, aus dem die helle Glücksfreude so beredt sprach, da schwand auch in ihm der letzte Rest von Groll. Zärtlich zog er ihren Arm in den seinen, und als sie quer über den Platz schritten und er bemerkte, wie sie beide die Aufmerksamkeit erregten und wie hier und dort ein Paar Augen bewundernd auf ihr — nun ja! und andere Augen auch auf ihm — ruhten, da überkam ihn zu aller Zärtlichkeit wieder ein Stolzempfinden auf sein junges schönes Frauchen. Er drückte ihren Arm fester an sich und flüsterte ihr leise zu: „Mein Lieb ... wenn ich vorhin garstig war, trag's mir nicht nach!"

Sie aber lächelte wortlos zu ihm empor.

Hedwig war noch wie in einem großen Traumrausch befangen, als sie ein paar Stunden später an der Table d'hote saßen. Ein paarmal schloß sie die Augen, und dann sah sie vor sich ein Meer goldigen Sonnenscheins und darin ein phantastisches und doch so seltsam harmonisches Durcheinander von märchenblauem Wasser und weißen Quadern, von Spitzbogen und goldglänzenden Mosaiken, von feinstem gotischem Steingerank, von romanischen Kuppelwölbungen und von barocken Ornamenten, von dunklen Säulenhallen und leuchtenden Marmorreliefs. Und aus all dem Geschwätz um sie her, aus dem Tellerklappern und Stuhlrücken meinte sie immer wieder die frischen Stimmen der Gondoliere herauszuhören, das „Gondola! gondola!", ihr langgedehntes „Già è!" und das kurze „Premè!", das leise Plätschern des Wassers am Bug, ein wohlig einschläferndes sanftes Tönen und Klingen von Mandolinensaiten.

Auch Moritz fühlte sich froh, beglückt, gehoben. Er kannte ja längst den Zauber der Dogenstadt, aber er ließ ihn gern wieder neu auf sich wirken. Wie naiv schön, wie echt und ursprünglich war doch die selige Freude der kleinen Frau gewesen, die sich bewunderungsvoll so eng an ihn geschmiegt hatte auf dem bequemen Gondelsitz — wie hatte sie bei jeder Wendung des Wassers mit ihren großen Augen neu aufgeschaut, manchmal fast zu laut auffauchzend im Übermaß des Frohempfindens. Und dabei — das hatte ihn doch ein wenig in Erstaunen gesetzt — wie trefflich zeigte sie sich vorbereitet für alle diese Eindrücke schon der ersten Rundfahrt. Sie wußte doch mehr, als selbst er ihrem kleinen gescheiten Köpfchen zugetraut hatte. Für all die feinen Abwandelungen der Architekturstile hatte sie das gleiche Verständnis, und einmal, als sie beim Palazzo Cornaro vorüberkamen, hatte eine Frage nach den letzten Schicksalen der Caterina Cornaro, die jenen erbaut, sogar ihn etwas in Verlegenheit gesetzt.

„Was wollen wir trinken, Schatz?"

fragte er, als der Kellner ihm die Weinkarte reichte.

Sie öffnete auf einen Moment die Augen. Ein wohliges Verlangen überrieselte sie. „Weißt du, Moritz, deine kleine Frau hat nun einmal eine leichtsinnige Ader — ein Glas Sekt möchte ich haben!"

Er lachte und bestellte. Und dann stießen sie miteinander an, und es machte ihm einen Heidenspaß, wie sie das erste Glas ganz langsam ausschlürfte, wie ein Kind, das sich einen seltenen Genuß ganz besonders verlängern will. Aber dann fragte er: „Was schließt du eigentlich immer die Augen, Hete? Blendet dich das Licht?"

„Ich träume —" gab sie leise zurück.

„Aber Hete!" Er verstand sie nicht recht. „Träume du hübsch in der Nacht. Jetzt mußt du mich ansehen, lieb, zärtlich — und dich umsehen und dich ansehen lassen." Sein Blick flog die lange Tafel entlang. „Das letztere besorgen die Leutchen schon," lachte er dann stolz. „Ohne dir ein besonderes Kompliment machen zu wollen, du siehst aber auch reizend aus in diesem lichten Spitzenkleidchen." Plötzlich blieben seine Augen auf dem Gesicht eines Herrn ziemlich weit unten am Tisch haften. Er setzte das Glas auf. „Alle Wetter ... Hedwig ... da sitzt ja Bargfeld!"

„Bargfeld! Der berühmte Historiker? Wo denn, Moritz?"

„Berühmt?" Er schürzte ein wenig die Lippen. „Na ... es geht. Er hat ja ein paar gute Sachen geschrieben. Wo er sitzt? Da ... der dritte von der Ecke. Du mußt ihn ja an seinem viereckigen Bauerngesicht erkennen."

„Ah — jetzt hab' ich ihn. Hm, ich hätte ihn mir freilich anders gedacht. Aber ... Bauerngesicht ist hart, Moritz!"

„Bitte, schau dir doch nur diese massigen Backenknochen an und die breitrückige Nase mit dem etwas wüsten Schnurrbart darunter."

„Aber die Stirn ist mächtig, Moritz, das kannst du nicht leugnen! Übrigens bitte, sieh anderswohin! Er bemerkt, daß wir ihn beobachten."

Es war zu spät. Professor Bargfeld hatte nun auch seinerseits Moritz erkannt und grüßte herüber. Merlenberg erwiderte den Gruß lebhaft, fast herzlich, so daß Hedwig fragte: „Du kennst ihn schon lange?"

Er zögerte ein wenig, ehe er antwortete: „Wir waren Studiengenossen in Heidelberg. Das heißt, er war mir natürlich ein paar Semester voraus. Dann haben wir uns ein wenig aus dem Gesicht verloren, bis er vor zwei Jahren den Ruf nach Berlin erhielt. Nach seinem Buch über die Jugendjahre des Großen Kurfürsten. Übrigens ein recht viel angefochtenes Werkchen."

„Ich habe es gelesen —"

„Gelesen? Du? Aber Hedwig, was hast du alles gelesen!" Er versuchte, einen scherzenden Ton anzuschlagen. „Es muß ja ganz wüst in deinem Köpfchen aussehen —"

„Ich danke! Es geht schon noch. Daß ich das Bargfeldsche Buch las, daran ist übrigens Hasso schuld. Indirekt wenigstens. Ich sah's bei ihm liegen und guckte hinein. Da fesselte es mich aber gleich derart, daß ich nicht wieder loskam. Besonders die Darstellung der Zeit am oranischen Hofe —"

„Ist aber 'n bissel romantisch!"

„Vielleicht — ja! Aber das ist in meinen Augen nun einmal kein Fehler. Ich mag die allzu objektive Historie strengster Rankescher Observanz nicht. Ich will fortgerissen sein von der Darstellung, nicht nur belehrt werden."

„Da kommt die Frau doch zum Vorschein. Naturam expellas furca, tamen — usque recurret."

„Das kann schon sein, Moritz." Sie lachte wieder leise, fröhlich. „Dir ist's doch gewiß auch recht so, Schatz!". Und sie suchte seine Hand unter dem Tisch und drückte sie zärtlich.

Das Essen war beim Dessert angelangt. Die meisten Gäste erhoben sich bereits, um möglichst früh zur Musik auf den Markusplatz zu kommen. Auch Professor Bargfeld. Er begnügte sich aber nicht mit der Verbeugung über den Tisch hinweg, sondern schritt um ihn herum, um Merlenberg persönlich zu begrüßen und sich der jungen Frau vorstellen zu lassen. Ein wenig eckig in seinen Bewegungen, so schien es Hedwig; nicht etwa ungewandt in der Art, sich zu geben, durchaus sicher, aber sehr schlicht, ohne die gefällige Glätte des Mannes, der sich sehr viel in Gesellschaft bewegt hat. Sie zog ganz heimlich eine Parallele zwischen ihm und Moritz, und diese fiel nicht zu des letzteren Ungunsten aus. „Er ist ein bißchen Naturbursche — der große Historiker,"

sagte sie sich, während sie nach ihrem Zimmer hinaufhuschte, um Hut und Cape zu holen. Die Herren wollten sie unten am Portal erwarten. „Weltmann ist er nicht, wie mein Moritz. Im Salon würde er vielleicht sogar eine recht mäßige Figur machen."

Dann gingen sie zusammen durch die schmalen menschenüberfüllten Gassen von San Moisé bis zum Markusplatz, und über Hedwig kam wieder der Rausch des Nachmittags, als sie die weite Fläche, die seinen Linien der Architektur im silbernen Mondenschimmer vor sich sah und rings um sich das wogende Leben voll südländischer Lebendigkeit. Zwischen den Stuhlreihen vor den Cafés, um die Estrade der Musik in der Mitte des Riesenplatzes schob sich die dichtgedrängte Menge, elegante Frauen, Arbeiter, Mädchen aus dem Volk in der Mantille, mit bloßem Kopf, gebräunte Matrosen, schmucke Offiziere und Soldaten, alles lebhaft schwatzend und gestikulierend, dazwischen die Fremden, mit angeregten Mienen und frohen Augen, jeder einzelne so ganz unter dem Eindruck des Ganzen, sich wohlig dem gleichen Zauber hingebend. Über ihnen der blaue Himmel wie ein gewaltiges Sternenzelt, die Luft weich und warm — —

„Zu schön! Zu schön!" jubelte die junge Frau auf und preßte den Arm ihres Mannes an sich.

Sie ließen sich von der flutenden Menge tragen quer über den Platz. Sie standen vor dem glänzenden Portal der Basilika, sie schauten zum Uhrturm hinauf und den Riesenfiguren, die droben in stolzer Höhe die Stunden schlagen; sie schritten zur Piazzetta hinüber und ein Stückchen die breite Riva dei Schiavoni hinauf, um einen Blick auf die in unheimlichem Düster sich über den Kanal schwingende Seufzerbrücke zu werfen. Dann saßen sie endlich vor Quadrio nieder.

Professor Bargfeld war schweigend neben Hedwig hergegangen mit seinen großen Schritten, die er immer nur mühsam denen der anderen anpaßte. Nur einmal war über sein ernstes Gesicht ein flüchtiges Lächeln geglitten, als Merlenberg angesichts der Seufzerbrücke in seiner beredten, etwas überschwenglichen Weise von den Schrecken der Bleidächer und der unterirdischen Pozzi sprach.

Als sie nun aber saßen und Moritz Venedig eine Stadt der Dekorationen nannte und von Palasteoulissen redete, hinter deren Rückseite man nicht blicken dürfe, wenn man sich nicht der schönen Illusion berauben wollte, meinte er: „Sie haben gewiß nicht unrecht, lieber Kollege. Wenn man nur das moderne Venedig im Auge hat, wirkt es freilich nicht viel anders, als ein Architekturtraum, den schließlich vielleicht auch die Bühne heraufzuzaubern vermag. Aber man hat es glücklicherweise doch auch so leicht, sich diese Coulissen hier mit Hilfe von einiger Phantasie wieder bevölkert zu denken mit den Gestalten der großen Zeit der Stadt, sich das Bild ihrer Blüte zu rekonstruieren. Sie waren noch nicht im Dogenpalast und noch nicht in der Accademia, gnädige Frau, wenn ich vorhin recht verstanden habe? Nun, dann gehen Sie nicht vorüber an den Werken Gentile Bellinis. Er ist als Künstler sicher nicht so groß, wie sein jüngerer Bruder Giovanni, aber er versetzt uns, meiner Ansicht nach, wie kein anderer venezianischer Maler, in seine Zeit zurück — er ist auch noch echter, ungeschminkter als Veronese."

Merlenberg hatte sich ein wenig zurückgelehnt, während Bargfeld sprach. Bei der ersten Gelegenheit unterbrach er nun: „Sie bleiben längere Zeit hier, lieber Kollege? Studien halber?"

„Ein paar Wochen, denke ich. Ich stöbere etwas in den Akten."

„Darf man wissen, welcher Vorwurf?"

„Aber gewiß. Ich glaube trotz der Herquetschen Monographie noch einiges Material über Caterine Cornaro zu finden."

Moritz zog unwillkürlich ein schiefes Gesicht, und es verdroß ihn, daß Hedwig sofort interessiert fragte: „Ach, Herr Professor, dann können Sie sicher meiner Unwissenheit abhelfen: wo lebte die Königin von Cypern in den letzten Jahren ihres Lebens?"

„Meist hielt sie auf ihrem herrlichen Lustschloß bei Asola unweit Treviso Hof. Aber sie war auch nicht selten in Venedig, wo sie ja nach wie vor mit königlichen Ehren überhäuft wurde —"

„Ich sagte dir das ja schon heute früh, Kind!" unterbrach Moritz in einem fast pikierten Ton, daß Hedwig ihn ganz erstaunt ansah und der Professor unwillkürlich ergänzte: „Verzeihung — ich hatte Ihre

Aus unſerer Studienmappe:

Aquarellſtudie von Hermann Wolff.

Frage wohl nicht recht verſtanden, gnädige Frau?"

Sie wurde rot. Aber dann faßte ſie ſich ſchnell und ſagte: „Mein Mann und ich waren uns nur nicht ganz einig."

„Aber du ſiehſt doch nun, ich hatte recht!" beharrte er.

„Gewiß, Moritz . . ." Es kam ein wenig gedehnt heraus. Noch immer lag ein Schatten der Verlegenheit auf ihrem Geſicht, und wie um ſchneller über dieſe leichte Beklemmung hinſortzukommen, vielleicht auch in einem unbewußten Gefühl, daß ſie der ſichtbaren Verſtimmung ihres Mannes eine Ableitung ſchaffen müſſe, begann ſie lebhaft zu plaudern, zu fragen. Sie wandte ſich dabei mehr noch an Moritz, als an Bargfeld, aber der Zufall oder die wachſende Unaufmerkſamkeit ihres Mannes verſchuldete, daß meiſt nur der Profeſſor antwortete. Schließlich ſagte Merlenberg etwas ironiſch: „Sie ſehen, Kollege, ich hab ein merkwürdig wißbegieriges Frauchen. Wenn ich das nächſte Mal mit ihr nach Italien reiſe, werde ich mich doch etwas gründlicher vorbereiten müſſen. Ich komme ſonſt gar zu entſchieden ins Hintertreffen."

„Aber ich bitte Sie!" Bargfeld lachte

herzlich. „Es ist doch auch nicht Ihr Specialfeld, lieber Merlenberg. Sollte ich mich einmal verheiraten — was wohl kaum der Fall sein wird — so reise ich sicher nach der Provence und will dann hoffen, daß Sie dort bei meiner Frau ein wenig den Cicerone zu machen die Güte haben werden. Ich würde wenigstens im Lande des Bernard von Ventadour, in dem Sie zu Hause sind wie daheim, eine miserable Rolle spielen."

Der unbefangene Ton, in dem der Professor sprach, und die liebenswürdige Anerkennung, die Moritz aus seinen Worten heraushörte, versöhnten ihn einigermaßen. Aber nun war Hedwig plötzlich befangen geworden. Sie hatte gemeint, Bargfeld sei längst verheiratet, sie hatte in ihm einen älteren, sehr interessanten Herrn gesehen — jetzt wurde sie unsicher, ob sie nicht zu lebhaft gewesen sei. Sie verstummte.

„Morjen, ihr Herren!" hörte sie da plötzlich hinter sich eine volle frische Stimme. „Oder vielmehr 'n Abend ... oder richtiger: Buona sera, Signori!"

Da war auch schon Moritz aufgesprungen und hatte dem Manne die Hand geschüttelt. — „'n Abend, Werner! Wo kommen Sie denn her?" — sie sah, sich ein wenig umwendend, einen schlanken jungen Menschen vor sich, mit einem riesigen Strohhut auf den kurzen Locken — „Erlaube, Hedwig: Herr Bildhauer Werner! Die Herren kennen sich doch?"

„Versteht sich! Der Professor und ich frühstücken schon seit vierzehn Tagen im Cavaletto! Famoses Lokal! Ich küß' die Hand, gnädige Frau. Sie erlauben doch?" Er zog sich ohne Umstände einen Stuhl an den Tisch, setzte sich breitbeinig, auf jedem Knie eine Hand, zündete sich eine neue Cigarette an, rückte den Hut ein wenig in den Nacken und sprach dabei ununterbrochen weiter: „Überhaupt eine famose Stadt — was? Ich wollte nach Rom, Merlenberg, bin aber hier hängen geblieben. Schon bloß der alte Condottieri Colleoni vor San Janipolo! Diese Kraft! Niederknieen möchte man. Was, Professor?" Ganz kurze Pause, dann eine kleine Handbewegung: „Ach bitte, gnädige Frau, 'n bissel mehr rechts sehen — nach dem Campanile — so — bissel zu viel Profil — aber jetzt ... wundervoll ... wundervoll!"

Ganz unwillkürlich hatte Hedwig wirklich den Kopf etwas gewandt. Nun erst merkte sie die Absicht. Das Blut stieg ihr in die Wangen. Diese Unverschämtheit! Sie war doch kein Modell. Und dazu lachte ihr Mann? Und selbst über das ernste Gesicht des Professors glitt ein Lächeln. Sie war nahe daran, aufzustehen. Aber da fuhr der junge Mensch schon fort: „Sie müssen nämlich wissen, gnädige Frau — ich hab' da drüben schon 'ne ganze Weile gestanden und immerzu Ihr Profil angeguckt. Nicht böse sein, gnädige Frau! Schauen Sie, das ist nun mal nicht anders mit unsereinem. Ihren Mann da sah ich noch gar nicht, sonst wär' ich gleich auf ihn losgeschossen. Aber mir kribbelte es ordentlich in den Fingern: ‚Hätt'st du doch nur einen Klumpen Thon hier und könntest das da gleich festhalten' — ja! — und nun machen Sie doch ein böses Gesicht, gnädige Frau! Das ist aber gar nicht hübsch von Ihnen."

Während er sprach, dabei fortwährend mit den Händen gestikulierend, aber sie nach jeder einzelnen Bewegung wieder auf die Kniee zurückfallen lassend, war die Blutwelle aus den Wangen Hedwigs zurückgebbt. Noch waren ihre Lippen ein wenig hochmütig, abweisend geschürzt, aber sie begann doch zu verstehen, daß sie an den jungen Mann dort, der sie mit, bei aller Lebhaftigkeit seiner Redeweise, fast schwermütigen Augen so treuherzig und bewundernd anblickte, nicht den Maßstab der geselligen Formen anlegen durfte, an die sie von klein auf gewöhnt war. Ihr Gesicht heiterte sich auf, und es blieb nur ein verlegenes Lächeln, als der Bildhauer dem Professor kräftig auf die Schulter schlug: „Was, Professorchen — ein Renaissancekköpfchen, das der gnädigen Frau da? Ich mußte vorhin schon an die Pallas Athene von Botticelli denken. Sie wissen ... im Palazzo Pitti!" Er hatte die Kaffeetasse Merlenbergs plötzlich zwischen die Hände genommen und drückte und knetete an dem spröden Ding herum in seinem übersprudelnden Enthusiasmus, bis der Doktor, der stark geschmeichelt dreinblickte, ihm freundschaftlichst auf die Finger klopfte und Bargfeld in seiner gelassenen Weise meinte: „Nun ist's aber genug, Herr Werner, sonst wird die gnädige Frau wirklich, und mit Recht, böse."

Da stellte er die Tasse wieder auf den Untersatz und sah Hedwig ganz erschrocken an: „Aber ich hab' doch nichts Schlimmes gesagt. Im Gegenteil — denk' ich. Die Pallas ist doch sehr schön."

Es kam so drollig heraus, daß alle lachten. Ja, Hedwig beugte sich etwas vor und erklärte: „Ich bin auch gar nicht böse, Herr Werner — unter der Bedingung, daß Sie keine weiteren derartigen Parallelen ziehen, die mich beschämen müßten. Ich hab' auch so gar nichts an mir von einer Centaurenbesiegerin, wie ja wohl der große Sandro Botticelli seine Pallas darstellte."

„Oh —" wollte der Künstler lebhaft einwenden. Aber Merlenberg legte ihm die Hand auf die Schulter: „Ich denke, wir trinken in Ihrem gelobten Cavaletto noch einen Quinto Chianti —"

Man blieb noch ein Stündchen beisammen, in angeregtem Plaudern. Dann gingen Merlenbergs. Werner bestellte sich ein neues Quinto, und der Professor zündete sich eine Cavour an. Ein Weilchen saßen sie sich schweigend gegenüber. Dann brach der Bildhauer los: „Ist das aber mal ein entzückendes Frauchen! Solch' ein feiner, durchgeistigter Kopf voll Leben und Anmut! Donnerstag und Freitag, daß so etwas in Berlin wächst! Und da sitzt man in dem Riesennest und ahnt nichts davon, daß die goldene Medaille vielleicht alle Tage am Atelier vorübergeht! Muß nach Venedig reisen, um —"

Der Professor hatte einen mächtigen Ring vor sich hingeblasen und ihm nachgeschaut, bis er sich hoch oben an der Decke in ein feines graues Wölkchen auflöste. Jetzt unterbrach er den Künstler mit einem leichten Anflug gutmütiger Ironie: „Aber, Bester, es ist ja fast, als hätten Sie sich rettungslos in die Frau meines Kollegen verschossen . . ."

Der andere schüttelte seine Löwenmähne. „Bewahre, Professor! Kein Gedanke! Kein Gedanke! Mein Herz — mein Herz ist im Hochland — mein Herz ist nicht hier. Das hier ist rein künstlerisches Entzücken . . . ah! . . . sie muß mir sitzen — muß — muß — muß!"

„Wenn nun aber der Gatte nicht damit einverstanden ist? Solch junge Ehemänner, hab' ich mir sagen lassen, sind manchmal komisch."

„Der Doktor! Ih was denn?! Unser Moritz Merlenberg, den ich so gut kenne, der bei allen Künstlerfesten dabei sein muß?! Nee, lieber Professor — Merlenberg ist dazu ein viel zu guter Junge. Und dann, müssen Sie wissen: er soll ja ein großes Kirchenlicht in seinem Fache sein, aber er hat so seine Schwäche. Er ist nämlich 'n bissel eitel, aber 'n bissel stark eitel. Unser einer hat einen besonderen Blick dafür, wenn einer gern posiert. Ich denke, früher war er nur auf sich selber eitel, jetzt wird er's auf sich und auf seine Frau sein. Und eitle Männer sehen es immer gern, wenn ein Künstler, der 'was kann, kommt und sagt: Hör mal — deine Frau ist so schön, ich muß sie verewigen —"

„So — so?!" machte der Professor. Es schien fast, als sei ihm das Urteil des Jüngeren über den Kollegen ein wenig peinlich. Er drückte an seiner Cigarre herum und begann auf das italienische Tabaksmonopol zu schelten, und dann erklärte er plötzlich, er müsse wohl auch nach Hause, denn er habe morgen ganz früh in der Bibliothek zu thun.

Hedwig und Moritz waren langsam über den Markusplatz geschlendert, der sich schon etwas zu leeren begann. Sie hatte die leisen Verstimmungen, die der Tag gebracht, längst vergessen; immer wieder wandte sie sich rückwärts, um noch einen Blick auf die Fassade der Basilika zu werfen; immer wieder verzögerte sie den Schritt, in ihrer naiven Empfänglichkeit für das fremde bunte Leben und Treiben, wenn einer der überlauten Zeitungsverkäufer, ein Maronenhändler, ein Bursche mit Eiswasser sich ihnen in den Weg stellte. Und dazwischen plauderte sie: Wie drollig der Bildhauer gewesen sei! Ob sie morgen erst nach der Accademia oder erst nach dem Palazzo ducale gehen wollten? Auf das berühmte Reiterstandbild des Colleoni, von dem Herr Werner gesprochen, freute sie sich ganz besonders. Eine Ansichtspostkarte an Mama müsse sie unbedingt heut abend im Hotel schreiben. Ob sie wohl morgen mittag wieder mit dem Professor zusammen speisen würden?

Es war ihr nicht sonderlich aufgefallen, daß Moritz immer einsilbiger antwortete. Bis sie jetzt deutlich fühlte, wie sein Arm nervös zuckte, als er sagte: „Mit Bargfeld? Ich denke, wir essen lieber nicht im Hotel."

Nun bemerkte sie plötzlich, daß es wohl schon eine ganze Weile still in Moritz' Seele gearbeitet haben mußte. Sie dachte, daß vielleicht irgend eine, nur äußerlich überbrückte Differenz zwischen beiden Männern von früher bestände, und fragte ganz harmlos: „Hast du etwas gegen Bargfeld, lieber Moritz? Dann — selbstverständlich —"

Da ließ er ihren Arm frei, blieb stehen und sagte mürrisch: „Gegen den Kollegen? O nein — durchaus nicht. Ich möchte nur nicht in die peinliche Lage kommen, daß meine Frau mich wieder vor dem großen Herrn bloßstellt."

„Ich?! Aber, Moritz — —" stieß sie erschrocken heraus. „Ich — wie könnte ich denn?"

„Hast du denn vergessen, liebe Hedwig... die wohllöbliche Königin von Cypern, Caterina von Lusignan, geborene Cornaro, recte Corner."

Im ersten Augenblick begriff sie immer noch nicht. Dann lachte sie fröhlich auf: „Aber Schatz — ich hab' wirklich nicht ahnen können, daß du alles so tragisch nehmen würdest. Es ist doch wahrhaftig kein Unglück, daß dir nicht gleich einfiel, ob die ausgezeichnete Dame hier oder auf der Terra ferma gelebt hat, nachdem man ihr ihr schönes Königreich genommen hatte. Du bist doch kein Konversationslexikon."

Er setzte sich langsam wieder in Bewegung, indem er sagte, immer noch im Ton von vorhin: „Es gibt auch kleine Dinge, deren Kenntnis man von einem gebildeten Manne voraussetzen muß. Ich lasse mich nicht gern belehren. Ich weiß auch nur zu gut, aus Erfahrung, wie leicht dann weiter erzählt wird: Denken Sie sich mal, treffe ich da zufällig in Venedig mit dem Doktor Merlenberg zusammen; wir kommen auf ein paar Details aus der venetianischen Geschichte — einfach tabula rasa ..."

„Das —" Sie hatte sagen wollen: ‚Das glaube ich von dem Professor nimmermehr!' Aber sie unterdrückte den Satz und ergänzte: „Das wäre ja furchtbar kleinlich."

„Du kennst die Welt nicht. Sie ist voll von kleinlichen Seelen."

Wieder hatte sie eine hastige Entgegnung auf den Lippen, doch sie unterdrückte sie diesmal ganz. Ein schmerzlich bitteres Gefühl stieg in ihr auf mit der Frage: auf welcher Seite hier die Kleinlichkeit läge! Wie konnte er — er nur an dieser Armseligkeit Anstoß nehmen?!

Schweigend schritten sie nebeneinander her.

Dann erinnerte sie sich plötzlich, daß Moritz sich oft scherzend seines ausgezeichneten Gedächtnisses gerühmt, daß wohl auch Dora fast spöttisch davon gesprochen habe, der Bruder hätte hunderttausend und noch einige Fältchen in der Hirnrinde. Nun erklärte sie sich: er ist eben, und mit Recht, ein wenig stolz auf all den Gedächtniskram. Darum hat es ihn gekränkt, daß das Fältchen 77398 mal plötzlich versagte. Es war auch dumm von mir, daß ich heut noch einmal auf die schöne Caterina zurückkam. Ich hätte ebenso gut im Konversationslexikon nachschlagen können — solch Ding steht ja im Lesezimmer —

Etwas scheu sah sie zu ihm empor, und es kam ihr vor, als blicke er ganz traurig drein. Da hing sie sich schnell in seinen Arm, schaute sich um, ob die Straße auch auf Sehlänge menschenleer, zupfte ihn am Bart, lächelte ihn zärtlich an und flüsterte: „Laß doch den dummen Professor! Was gehen uns beide überhaupt alle Professoren der Welt an! Ich hab's doch nicht böse gemeint — und nun mußt du wieder gut sein! Gleich! Lächeln sollt du, oder ich zause dich, daß du die Polizei gegen deine Frau zu Hilfe rufst. Einen echt venetianischen Sbirren — höchst romantisch! So ... so ... das ist schon besser! Nein, solch ein Mann, seiner Frau acht Tage nach der Hochzeit eine Scene zu machen! Gleich machst du mir dein freundlichstes Gesicht — —"

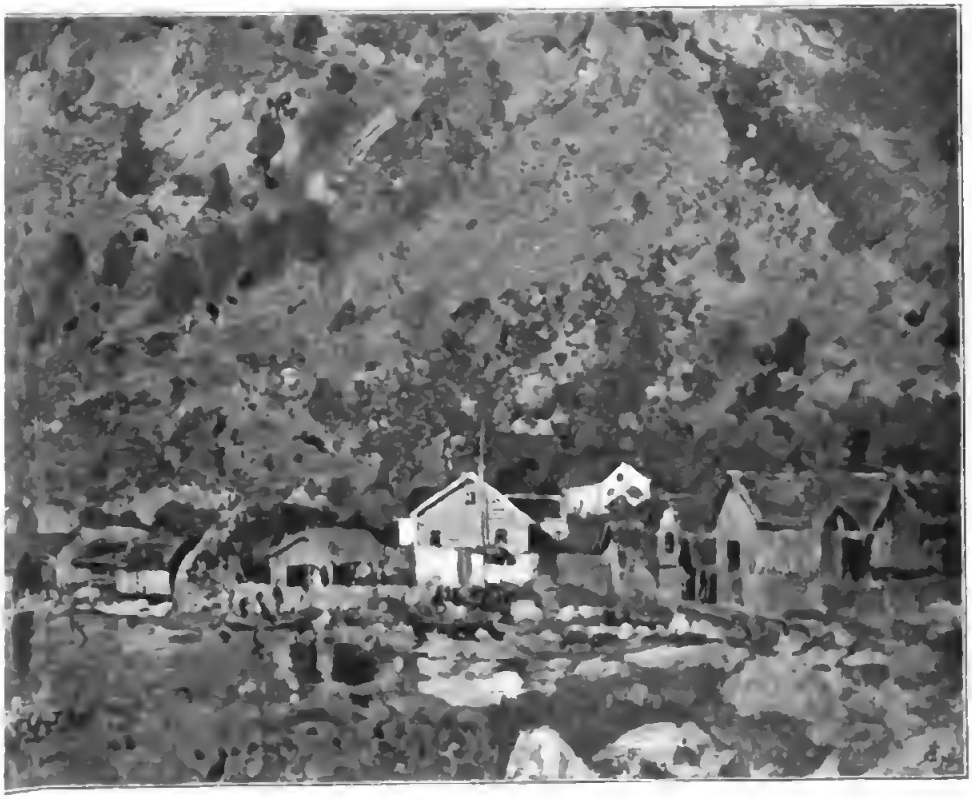
Und er sah ihr in die großen strahlenden Augen, die so feucht schimmerten in froher Zärtlichkeit — und er lächelte.

Sie huschten durch die Hotelthür, am Portier vorüber, der ihnen vergebens ein Päckchen Zeitungen und Briefe einzuhändigen versuchte, so schnell waren sie die Treppe hinauf, bis zu dem ersten Absatz. Da blieb Moritz plötzlich stehen, zog sie an sich und küßte sie. Und dann sagte er, mit vor innerer Erregung bebender Stimme: „Was ich doch für ein kluges Frauchen habe! Recht hast du: alle Professoren der Welt gehen uns nichts an — gar nichts! Glücklich wollen wir sein!"

(Fortsetzung folgt.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Norwegisches Dorf. Nach dem



s des Gemälde von Adolf Schweiher.

Abb. 1. Blick auf Prades und den Canigou.

Französisch Catalonien und seine Bewohner.

Von

J. T. von Eckardt.

Mit siebzehn Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen von **Curt Agthe.**

(Abdruck verboten.)

In dem Maße als eine bis aufs äußerste gesteigerte Centralisation alle lebendigen Kräfte des französischen Volksorganismus nach dem großen, unruhig schlagenden Herzen, Paris, strömen läßt, um sie erst durch seinen Pulsschlag wieder in die einzelnen Glieder zu treiben, verschwinden allenthalben in der Provinz die letzten Erinnerungen an einstiges politisches Eigenleben und mit ihnen die Reste provinzialer Volkstümlichkeit. In weitem Umkreise hat die centrale Millionenstadt ihr Assimilationswerk gethan, Sprachen, Sitten, Gebräuche, alle Ergebnisse jahrhundertelanger historischer Entwickelung aufgesogen. Ihr hat die Provinz, nach dem Worte Taines, „wie einem Moloch" ihr Bestes dargebracht.

Nur im äußersten Nordwesten, in den öden, unfruchtbaren Ginsterheiden der Bretagne, und im äußersten Süden, an den lichtreichen Gestaden des Mittelmeeres, ist der Prozeß zum Stillstand gekommen. Dort durch Stürme und Nebel, die die armen Bewohner der ärmsten französischen Provinz vor dem großen Reiche verteidigen — hier durch die Südsonne, die sich ein eignes, widerstandsfähiges Geschlecht erzeugt hat. Klimatische Bedingungen haben dort und hier erfolgreich, zwar keinen politischen, doch einen socialen Partikularismus begünstigt, dessen Herr zu werden es für die Hauptstadt noch mancher Jahresläufte bedürfen wird.

Als die abgelegenste aller französischen Grenzmarken bietet die Grafschaft Roussillon, das von den Gebirgszügen der Albères und Corbières eingeschlossene Dreieck der „östlichen Pyrenäen," die seltensten Züge provinzialer Eigenart. Sind doch überdies erst wenig mehr als zweihundert Jahre verflossen, seit Roussillon und Cerdagne von

spanischer in französische Oberhoheit übergingen und die Kette der alberischen Pyrenäen zwischen den Cataloniern von hüben und drüben eine Scheidewand bilden mußte. Das catalonische Idiom hat im Roussillon an Gebirge und Meer natürliche Grenzen nach Norden und Süden gefunden. Wie es sich, aller Einflüsse von außerhalb zum Trotz, als eigne Sprache erhalten hat, so ist auch dem französischen Catalonier, seiner patriotischen Angliederung an Frankreich ungeachtet, sein südlich-individualistisches Stammeswesen bewahrt geblieben.

Den Weg ins Roussillon sind bisher noch so wenige Natur- und Kunstfreunde gegangen, daß mit Recht dieser Teil der Pyrenäen zu den, für größere Kreise, unentdeckten Gebirgen zählt. Man kann diesen Weg von der Provence aus nehmen. Es sei denn, daß man es vorzöge, Paris zu seinem Ausgangspunkte zu wählen, um so die Gegensätze von Nord und Süd, Residenz und Provinzialentum, noch lebhafter auf sich wirken zu lassen. Am besten wählt man zur Reise einen jener Apriltage, mit kaum erschlossenem und beinahe schon welkem Frühlingsgrün, wie sie das Pariser Frühjahr zeitigt. Hat der Reisende nach einer Nachtfahrt die Sonne über den kahlen Sevennen aufgehen sehen, so kann er in Toulouse alsbald mit den großen blaßblauen Veilchensträußchen am Bahnhofe und mit dem blühenden Flieder an den Wegen einen kräftigeren Frühling begrüßen. Hier schlagen schon die heitern Stimmen der lebhaft gestikulierenden, geschwätzigen, müssiggängerischen Pseudoitaliener oder Gasconen an sein Ohr. Südliche Hoheit und südlichen Ernst zeigen Mensch und Natur erst über Toulouse hinaus, wo Maisfelder und Wein den Boden bedecken, altersgraue Städte an grauem Fels lehnen und die Aloe an bronzefarbener, sonnengedörrter Straße wächst. Weite Flächen, ohne Baum noch Strauch, von Kanälen durchzogen, breiten sich vor dem Auge aus, nackte kahle Hügel begrenzen den Horizont zur Linken, bis endlich zur Rechten die Pyrenäen erscheinen und gegen Süden das Mittelmeer als blaues Band die Landschaft einfaßt. Der feine, in alle Poren eindringende Staub, den ein heftiger Nordwestwind über die Ebene jagt, ist das Wahrzeichen, daß wir den Pyrenäen und der Tramontane nahe sind. Da erheben sich auch schon die Türme von Narbonne, wo einst die Saracenen ihr Hauptquartier hielten. Nun zweigt der Weg nach Süden ab.

Der erste Eindruck des Roussillon ist der einer tief melancholischen Öde, so sonnenverbrannt und starr nehmen sich die Corbieren zur Rechten aus, so trostlos die weiten Salzlagunen, die ein schmales weißes Felsgerippe von dem grünlich schillernden Mittelmeer scheidet. Erst bei dem Städtchen Salses, zur Römerzeit seiner Salzquellen halber berühmt, das am äußersten Ende eines Sees gelegen, von malerischer Burg gekrönt ist, beginnt eine neue Welt. Salses, Fons Salsulae, war eine Station der domitianischen Straße, die von Gallien nach Spanien führte. Und mit dem Entzücken des kulturfreundlichen Lateiners begrüßen auch wir die beginnende fruchtbare Landschaft, die wilden Granaten, das frische Weinlaub, die mildere Luft, die Bläue des ungetrübten Himmels. Ein reiches Gartenland ist die Gegend von Salses bis Perpignan, dessen Erzeugnisse an Obst und Gemüsen, wie feine Trauben, Pfirsiche, Melonen, Granaten, Artischocken, Karden, Tomaten und Spargel den französischen Erzeugnissen meist um Wochen voraus sind. Und um so unvermittelter und überraschender wird es dem Auge erscheinen, wenn plötzlich aus diesem frischgrünen Vordergrund die Umrisse eines gigantischen Schneebergs sich gegen Westen abheben.

Abb. 2. Catalonische Landleute, zu Markt ziehend.

Der Canigou ist einer jener Berge, die, weil sie direkt aus der Ebene aufsteigen, den Eindruck bedeutender Höhe machen (Abb. 1). Er gehört den östlichen Pyrenäen an, die bis zu 2900 Meter ansteigen, erreicht aber selbst nur eine Höhe von 2785 Meter. Die Schönheit seiner Formen, die Mannigfaltigkeit der ihm entsprießenden Flora hat ihn dem Ätna vergleichen lassen. Unter seinem Zeichen steht das Ländchen Roussillon. Er ist die Montagne regalade, „der herzerfreuende Berg", den die catalonischen Lieder besingen, den allenthalben das Auge zuerst sucht, der mit seinem Schnee und seinen Orangen und Palmen den klimatischen Reichtum der Landschaft verkörpert.

Perpignan nimmt sich von weitem mit seiner Citadelle und seinen doppelten Wällen recht mittelalterlich gegürtet aus. Sein lärmendes Straßentreiben kündet die Nähe Spaniens an. Die Straßen sind schmal, von jenem echt südlich bläulichen Schatten erfüllt, den das Zusammenwirken von blendendem Gestein und tiefblauem Himmel erzeugt. An jeder Ladenthür hängen Netze oder buntgestreifte Gardinen aus Müllertuch, gegen das zudringliche Fliegenvolk. Eine lebhafte, thätige Menge bewegt sich durch die Gassen, füllt die zahlreichen Kaffeehäuser. Gefährte aller Art, darunter hochgetürmte Diligeneen mit halb bäuerlich, halb herrschaftlich gekleideten Insassen rasseln über das Pflaster. Von den Hausmauern leuchten in schreienden Farben gedruckte Affichen, die zu einer Corrida laden, welche die berühmten catalonischen Toreadore Lajartijo und Guerrito morgen in der Arena ausfechten sollen. Durch die Gassen bläst eine gelinde Tramontane, — wie unser Kutscher meint —, die dem Reisenden eher als ein gelinder Samum erscheint und rings weiße Staubwolken aufwirbelt. Alles stellt sich als Ergebnis des Klimas dar, alles deutet auf den friedlichen Kampf des Menschen gegen die Sonne. Die Männer sind kurz und gedrungen, bräunlich mit regelmäßigen Zügen. Sie tragen gern die flache Mütze, die kein Sturm bedroht und rohlederne Stiefel, auf denen der Staub keine Zeichen malt (Abb. 2). Die Frauen des Volks haben etwas Ehrwürdiges, Bilderhaftes, wie mittelalterliche Klosterfrauen. Bei städtischer Kleidung verbergen sie ihr glänzend schwarzes Haar unter der catalonischen Haube aus flandrischen Spitzen (Abb. 3). Diese Haube wird heute auch zuweilen gegen das spanische Spitzentuch vertauscht. Sie ist jedoch den Gesichtszügen der Trägerinnen weit angemessener als jenes. Ihr Kopf ist schön gestickt oder aus kostbaren echten Spitzen zusammengesetzt. Vorn, über dem oft schräg gezogenen Lockenscheitel, liegt ein Stück glatte Spitze, das an den Ohren zierlich hinaufgebogen ist. Zu der, von den älteren Bürgerfrauen meist getragenen, Trauerkleidung

Abb. 4. Catalonische Bürgerfrau.

Abb. 3. Bürgermädchen aus Perpignan.

nimmt sie sich besonders gut aus (Abb. 4). Und solch eine Gestalt im schleppenden schwarzen Wollkleide, den eckigen Wollshawl über die Schultern, gibt es an Würde keiner Bürgermeisterin aus einem Holbeinischen Bilde nach. Zum Schmuck wählen die jungen Mädchen gern rubinrote Granaten oder in Rot und Gelb spielende Rubinbalasse. In der Rue de l'Argenterie, wo, wie in einer orientalischen Kaufgasse, Laden an Laden Juweliere wohnen, liegen wahre Prachtstücke von Geschmeiden in rotem Stein ausgebreitet.

Man steigt in Perpignan im altbegründeten „Gasthaus zur Loge" ab (Abb. 5). An einem freien Platze gelegen, hat es zum Gegenüber die „Loge," das in blühend gotischem Stil erbaute Handelsgerichtsgebäude der Stadt. Die „Loge de Mer" der perpignanesischen Seekonsuln ist ein Denkmal der aragonischen Herrschaft im Roussillon. Das getakelte mittelalterliche Segelschiff seiner Wetterfahne deutet auf die Bestimmung des Hauses, das dem Seehandel der Stadt samt der Gerechtsame bürgerlicher Privilegien von König Johann von Aragon um 1397 gestiftet wurde. Allenthalben in Castilien und Aragon haben sich solche „Lonja" erhalten. Die Architektur der perpignaneser Loge verleugnet die spanisch-arabischen Reminiscenzen nicht, die ihrem Erbauer vorgeschwebt haben mögen. Die Zeiten der aragonischen Herrscher, die zu zwei verschiedenen Epochen ihr Scepter im Roussillon führten, sind in der Geschichte des Landes die Zeiten des höchsten Wohlstandes gewesen. Ende des XII. Jahrhunderts war es zum ersten Male durch Erbschaft an Aragon gekommen, was dem ostmalen an Geldnot leidenden König Alfonso nicht unlieb gewesen sein mag. Zum wenigsten, wenn wir dem „sirventés" des Troubadour Betran de Born Glauben schenken, der dem König kein ander Lebensziel unterlegt, als sich im Roussillon den Freuden der Tafel und des Weins hinzugeben.

„Qu'el non a sonh mas que s'engrais
E beva per Rossilhonès."

Die Verse wollen auch uns nicht aus dem Sinne beim Anblick aller der guten Dinge, die im Gasthaus der Loge aufgetragen werden. Es fehlt unter ihnen nichts, was Meer, Gebirge, Ebene, Fluß oder Bach an Leckerbissen zur Tafel liefern. Sogar Artischocken und Erdbeeren hat der April im Roussillon gezeitigt. Und dazu werden Weine geboten, die im Glase wie Rubin und Topase perlen. Von den catalonischen Weinen kommt wenig unverarbeitet in den Handel. Ihre Schwere würde dem nordischen Käufer ungewohnt erscheinen. Sie werden vielmehr

Abb. 5. Gasthaus zur Loge in Perpignan.

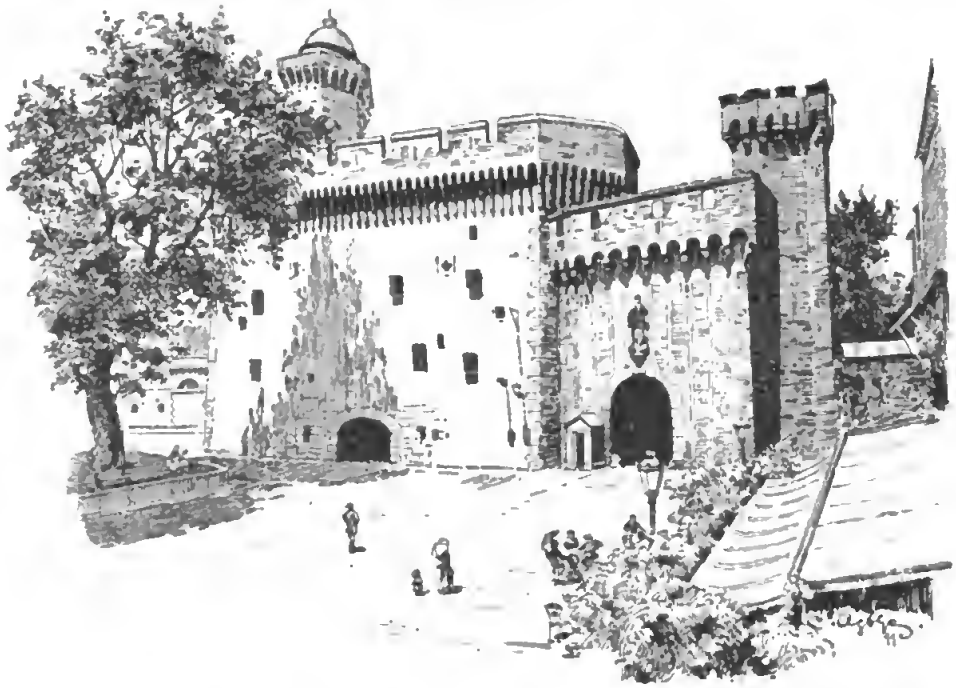


Abb. 6. Ostfassade der Citadelle zu Perpignan.

zu Millionen von Hektolitern nach Bordeaux und Burgund verhandelt, um schwächerem Gewächs die nötige Farbe und Stärke zu verleihen. Die besten unter ihnen erzielen bis 14 und 16° Alkohol. Die ländlichen Weinbergsbesitzer stellen für ihren eignen Verbrauch manche edle Sorte her, unter denen der catalonische Rancio obenan steht. Er gibt an Blume und Farbe dem feinsten Madeira nichts nach, wie Macaben und Blanquette sich mit den süßesten Gewächsen von Ungarn messen können. Der ganze Reichtum Perpignans und der umgebenden Ebene, sowie des nördlicheren Aglythales, beruht auf dem Weinbau. Und da kann es auch nicht wunder nehmen, wenn in dem prächtig ausgestatteten Speisesaal des Gasthofs zahlreiche behäbige Weinbauern das Diner einnehmen. Denn als solche verraten sich die Gäste durch ihre ländliche Kleidung und ihre gebräunten Hände, mit denen sie nichtsdestoweniger in besten Formen Messer und Gabel zu handhaben wissen. Der Südländer verkörpert eben gewissermaßen das Ideal der Demokratie, als der natürlichen Wohl- und Gleichgeborenheit aller Erdenkinder. So hat das Roussillon schon an dem ersten Freiheitstammel seinen Teil gehabt und sendet auch heute der radikal-socialistischen Partei der Kammer überzeugte Volksvertreter. Von dem Balkon der Loge pflegen die neuerwählten Tribunen dem Volke ihre Gleichheitsbestrebungen klar zu legen. Der südlichen Einbildungsfähigkeit mag es zuzuschreiben sein, daß bisher den wohlhäbigen catalonischen Aposteln des socialistischen Evangeliums noch nie die Erkenntnis aufging, daß ihre eigne naive Besitzeslust zu den gepredigten Theorien wie die Faust aufs Auge paßt. Den von der eignen Redekunst hingerissenen Meridionalen hemmt eben kein Zaum und keine Logik, und Worträuschen erliegt er mit genau derselben Widerstandslosigkeit wie der Nordländer dem Alkoholgenuß.

Neben der Lonja mit ihren Erinnerungen an die ersten städtischen Freiheiten der Perpignanesen bewahrt die Stadt Perpignan ein ebenso monumentales Denkzeichen an die Zeiten der feudalen Ritterherrlichkeit. Es ist die Citadelle, die mauerumschlossene Zwingburg der Stadt (Abb. 6), die der König Don Jaume von Majorca um 1270 aufführen ließ, als er von seinem Vater Jakob von Aragon mit der Krone von Majorca und Roussillon gekrönt wurde. An dem von ein paar Riesenkaryatiden getragenen Thor halten französische Soldaten Wache unter einer in

den Stein gemeißelten Inschrift mit dem Namen des düstern Philipp II. (Abb. 7). Das Thor hat manchen Besuch gesehen, ehe die Soldaten Ludwigs XIII. es stürmten. Durch seinen Bogen zog zu dem kunstliebenden Re Jaume der berühmte Scholastiker Ramon Lull ein, um als Gast im Zwinger zu wohnen. Oben in den Turmgemächern arbeitete er an seinem Werk „von der Sünde Adams“. Die Aussicht von dem Turme gehört zu den schönsten, die Meer, Gebirge und Thal dem Menschenblick bieten können. Dem in seine Pergamente vertieften Scholastiker haben dialektische Hallucinationen, Tüftelei und Spitzfindigkeiten die schöne Wirklichkeit verleiden, das Versenken in die Erbsünden des Menschengeschlechts den Blick für die Schönheit der Gottesnatur blenden müssen. Seines Bleibens ist nicht bei dem königlichen Gönner gewesen. Er ist weiter auf die Wanderschaft gegangen, um seine Feindschaft gegen die Saracenen mit dem Märtyrertode zu büßen. In dem episodenreichen Roman „Llaquerna“ hat er der catalonischen Sprache ein litterarisches Denkmal gesetzt. Neben ihm ist auch Ramon Muntaner, der catalonische Chronist, zu nennen als Besucher der Festung von Perpignan. Das bunteste Leben mag dort aber geherrscht haben, als Pierre de Luna als (niemals allgemein anerkannter) Papst Benedikt XIII. zur Zeit des großen Schisma um 1415 dort ein Konzil seiner Anhänger abhielt, das auch den Kaiser Sigismund hingeführt. Dem Kaiser hat die große Reise über Paris damals verlorene Liebesmüh gemacht, und Pierre de Luna ist im Exil gestorben.

Abb. 7. Thor der Citadelle zu Perpignan.

Die Kirchen von Perpignan (Abb. 8) mit ihren eckigen Türmen sind auf romanischen Grundfesten erbaut und vielfach umgebaut worden, so daß sie nur Spuren des ursprünglichen Stils bewahren. Von wirklichem Kunstinteresse enthalten beide eine Reihe catalonischer Altarwände in Holz geschnitzt, mit Farbe und Vergoldung reich ausgestattet. In ihrem krausen Schnitzwerk ergeht sich eine ungefesselte Phantasie, die hier und da, in Scenen aus dem Leben Christi, Ergreifendes leistet, in Ranken- und Säulenwerk barock wird, überall in dem Reichtum an Erfindung unübertrefflich bleibt. Diese Altarblätter sind wirkliche Blätter catalonischer Kunst. In Kirche und Kirchlein des Roussillon fehlen sie nirgends. Es sei denn, daß, wie in der Kirche zu Estagel, ein allzu eifriger Pfarrer sie als Brennholz verkaufte und sauberes Gipswerk an die Stelle setzte.

Bei catalonischer Kunst müssen wir des großen Hyacinthe Rigaud gedenken, der als Hofmaler Ludwigs XV. eines Weltruhms genoß (Abb. 10). Er ist der Stolz seiner catalonischen Landesbrüder. Sie haben ihm auf einem der Hauptplätze eine Statue errichtet, unweit der des, aus dem Aglythale gebürtigen, Astronomen Arago. Nach der Art der ganz großen Maler ist Rigaud der Sprößling eines über hundert Jahre blühenden Malergeschlechtes. In der Weiterentwickelung lokal-catalonischer Kunst wäre er vielleicht ein Murillo geworden. Die Hauptstadt hat das aus Provinzialcharakter hervorgegangene bedeutende Können Rigauds auf ihre Art ausgebildet und einen glänzenden Rokokoporträtisten geformt. Das Roussillon hat an ihm einen Künstler verloren.

Durch den Thorweg des in rötlichem Backstein erbauten Schlosses Don Sanchos von Majorca, des „Castillet“ oder Schlößchens der Stadt, führt der Weg auf die Promenade.

Es gibt kaum eine Stadt oder ein Dorf des Mittelmeergestades, die nicht ihre Platanenallee hätten. Die Platanen Perpignans (Abb. 9) gehören ohne Zweifel zu den schönsten und stolzesten ihrer Art, so schlank ist ihr

Abb. 8. Kirche Saint-Jacques zu Perpignan.

Wuchs, so elegant verschränkt sich ihr Geäst zum Spitzbogengewölbe. Unter ihnen ergeht sich die schöne Welt der Stadt und feiert ihren Karneval in Blumenfesten und Faschingskorsen. Dabei geht es nicht minder lärmend und heiter zu als in Rom oder Nizza. Der Perpignanese lebt in vollster übersprudelnder Leidenschaft und Lebenslust. Er ist unmäßig in der Arbeit und im Vergnügen, hart und spröde im politischen Leben, lärmend und kindlich heiter in der Freude. Zur guten alten Zeit der Kleiderordnung mag die Menschenkenntnis den Re Sancho zu der Verordnung bestimmt haben, wonach die Perpignanesin nur ihren Gatten in Trauergewändern zu beleidtragen hatte, der Gatte indes um die Dahingeschiedene keinerlei äußere Zeichen des Schmerzes anlegen durfte. Leben, Genießen, sich der Sonne freuen ist dieses heiteren Völkchens Devise, und der Lokalcharakter der Perpignanesen weicht darin von dem der Land- und Bergbewohner der Grafschaft ab. Die jungen Leute der guten Gesellschaft verschmähen nicht, eine catalonische Barettine auf dem Kopfe, die rote „cinta“ über das bauschige Hemd gegürtet, Halbmasken vor dem Gesicht, mit Mandolinen, Guitarren und Tambourins als Estudiantina durch die Straßen zu ziehen (Abb. 11). Ihre Habaneras und Boleros haben reichen Erfolg, und seit einigen Jahren hat sich dies ursprünglich aus zwanglosem Scherz hervorgegangene Orchester schon in Barcelona und in der Provence hören lassen. Wenn „Toros“ angekündigt sind, kann man auch spanischen Guitarristen auf den Gassen von Perpignan begegnen. Sie tragen Faltenmäntel und eckige Hütchen, mit dem obligaten Löffel daran, sind, wie Haremsmusikanten aus der Maurenzeit, blind, einäugig, schielend und blatternarbig. Dafür wissen sie mit hinreißendem Brio Seguidillas vorzutragen und so weltvergessen in die Saiten zu schlagen, wie nur unbewußte Volkskünstler. So ein Bild, von der Sonne beschienen, die getigerten Platanenstämme als Hintergrund, ist eines Niederländers würdig.

Die Corrida (Stiergefecht) ist des Perpignanesen Leibgenuß (Abb. 12 u. 13). Sie hat sich auch hier von einem zuerst unblutigen zu einem grausamen Schauspiel gestaltet. Lajartijo hat Frauengunst, Blumensträuße, den ganzen Wonnetaumel eines bluttrunkenen Publikums mit dem Leben bezahlt. Die Corrida ist eben nicht Tändelei, sondern bitterer Ernst. Jeder Verstoß des Toreadors wird von den kritischen Zuschauern streng geahndet. Stöcke und Schirme regnen in die Arena, und oftmalen endet das Vergnügen mit einem großen, an Stühlen und Bänken begangenen Autodafé. Zur Corrida kommen die jungen Landleute stundenweit hergefahren, um so recht im Gebotenen zu schwelgen. Bisher hat noch kein Regierungseinschreiten das Töten der Stiere und Pferde verhindern können. Zum Schluß der Vorstellung gibt es zuweilen Nationaltänze in der Arena zu sehen, die von Männern getanzt werden. Im Hochgebirge hat sich der „Contrepas“ noch im Volke erhalten, den des Sonntags auf dem Dorfplatze die „Minius“ oder jungen Leute tanzen, um zum Schluß ihre Tänzerin mit geschickter Volte auf die flache Hand zu heben. Diese „Llarchs“ und „Contrepas“ werden mit Nationalgesängen begleitet, in denen Studenten von Salamanca, Maurenkönige und Ritterföhne die Rolle von Entführern übernehmen an schönen „Donzelles“, Mönche mit dem Sterbeglöckchen die betrübten Eltern zu Grabe läuten, „flor de liri, clavell y violeta“ auf den Gräbern blühen. Tänze und Lieder haben in den cerdaner Dörfern, hoch oben in den Pyrenäen, ein unverfälscht volkstümlicheres Gepräge bewahrt, als im Sande der städtischen Arena.

Wen die „Toros“ nicht locken, der unternehme eine Fahrt nach Elne, der dreitau-

zehnjährigen. Sie ist heute ein bescheidenes Provinzialstädtchen, das südlich von Perpignan auf einem Plateau liegt, nach der Ebene und dem Meere gewendet und von altertümlichen Ringmauern eingefaßt. Keiner würde ihr die vergangene Größe ansehen, niemand eine Geschichte zweier Glanzepochen vermuten, von denen die erste schon zu Zeiten des älteren Plinius eine Sage war, die zweite fünfhundert Jahre römischer Occupation umspannt. Phönicier sollen Elne, Illiberis, gegründet haben. Plutarch meldet, daß Hannibal die Stadt beim Durchzug schonte. Er soll damals gar den sonderbaren Vertrag geschlossen haben, wonach in allen Klagesachen der Karthager gegen die Illiberier den Frauen der letzteren das Richteramt zugesprochen war. Später hat Elne unter den Römern geblüht und vom Kaiser Constantin den Namen Castrum Helenae erhalten zum Andenken an seine Mutter Helena. Aus christlich-römischer Zeit stammt die Kathedrale des Städtchens, das Bischofssitz geworden. Es ist eine Basilika reinsten romanischen Stils mit drei Apsiden und Türmen auf zinnengekrönter Fassade. Ein nägelbeschlagenes, gotisches Thor verbindet sie mit dem Kreuzgang. Dieser Kreuzgang ist eines der prächtigsten, seltensten historischen Monumente Südfrankreichs (Abb. 14). Mit der Fülle seiner hier roh gemeißelten, dort vollkommen ausgeführten Skulpturen an Säulenschäften und Kapitälen führt es in eine Welt von mystischer Inbrunst, von naiver tief empfundener Gottesverehrung, wie sie nur

Abb. 9. Unter den Platanen von Perpignan.

das frühe Mittelalter in der Menschenseele gezeitigt hat. Im älteren, romanischen Teil wechseln Kriegsscenen mit mannigfacher Ornamentik an Vögeln, Pfauen, Sirenen, Fischen und Ungeheuern. Hier ist die Schöpfung bildlich dargestellt, dort krönen geflügelte Löwen unter Perlornamenten die Pfeiler. In den gotischen Teilen sind Geburt, Leben und Sterben Christi auf den Säulenkapitälen eingegraben. In diesen unvergleichlichen Wandelgang blickt der ungetrübte Südhimmel. Von der Höhe des Kirchturms umspannt das Auge einen weiten Horizont, den östlich das grünschimmernde Meer, nördlich und südlich die bläulich goldigen Bergketten einfassen, den im Rücken der „herzerfreuende Berg" Canigou verschließt, in der klassischen Schärfe seiner Formen ein Sinnbild der innigen Verquickung von südlicher Natur und südlicher Kunst bietend.

Von Elne kann man westwärts das Thal des Gebirgsflusses Tech hinauffahren und einen Besuch der Alberen unternehmen. In ihren Thälern und Schluchten, die noch vor vierzig Jahren die berüchtigten Räuberbanden der Trabucayres unsicher machten, sind heute zierliche Badeorte emporgewachsen. Die Römerthermen von Amélie les Bains und Prats de Mollo werden von Franzosen und Spaniern viel besucht (Abb. 15). Die Schluchten des Tech und Mondony sind reich an malerischen Gebirgslandschaften. Und in den Dörfern und Städtchen am Wege und abseits von der Eisenbahnstraße gibt es für den Kunstfreund mannigfache Anregung zu finden. In Ceret wölbt sich eine kühn geschwungene antike Brücke über den Tech — weiterhin, in Arles, an demselben Flüßchen ist neben der romanischen Kirche ein Kreuzgang erhalten, der in seiner vornehmen Schmucklosigkeit dem überreichen Cloître von Elne doch nicht an Schönheit nachsteht.

Den hohen Genuß ganz unberührter Hochalpennatur gibt aber einzig die Cerdagne. Mit diesem Namen werden von alters her das Bergmassiv und die von ihm eingeschlossenen Hochthäler benannt, welche die äußerste Westspitze des Departements bilden. Die Cerdagne liegt fern von jeder Eisenbahn und ist während eines großen Teiles des Jahres überhaupt nur schwer zugänglich. Kaum einige wenige Alpinisten des Roussillon oder der anliegenden spanischen Gebiete führt ihr Weg im Sommer

Abb. 10. Hyacinthe Rigaud.

in jene Höhen, von wo aus ſie über die Päſſe von Puigmorens nach dem Val d'Andorre oder nach dem Departement der Ariège abſteigen.

Von Perpignan aus kann der Reiſende die Eiſenbahn benutzen, die bis zu dem Städtchen Villefranche de Conflent den Bergfluß Tet hinaufführt, an dem Perpignan ſelbſt gelegen iſt. Die Tet hat neben der Stadt ein breites Bett voll Geröll mit ihren klaren Bergfluten ausgehöhlt. Im Sommer enthält es nur ſchmale Rinnſale und Tümpel, in denen die Jugend ihre Spiele treibt. Während der Frühlingsmonate wälzt der Gebirgsſtrom brauſende gelbe Fluten unter den zart-weiß blühenden Tamariskenbüſchen durch, die ſich über ſeine Ufer beugen. Das Thal der Tet ſtromaufwärts bis nach Prades iſt von lieblicher ſüdlicher Fruchtbarkeit. Durch ein wohl ausgeführtes Bewäſſerungsſyſtem iſt der Reichtum des Bodens doppelter Ernte fähig. Inmitten desſelben liegt das reizende Ille, dem Mérimée in ſeiner Novelle von der Venus von Ille ein Denkmal geſetzt hat. Wo das Thal ſich allmählich zu einer einzigen lachenden Flur verengt, die zur Rechten und Linken von immergrünen Bergabhängen eingeſchloſſen iſt, mache man Halt. Hier ſtreckt ſich am Fuße des Canigou das Städtchen Prades aus

(Abb. 1). Während den Gipfel des Berges bis hoch in den Sommer Schnee krönt, blühen in den Gärten von Prades Orangen, Agaven, Lorbeer, Oleander, Granaten und Kastanien. Ihr Duft hüllt es in eine Atmosphäre paradieſiſcher Süßigkeit. Die Heiterkeit des Himmels, der Frieden des weltfernen Thals geben dem Städtchen einen eignen Zauber. Man muß an einem Juniabend durch ſeine Gaſſen wandern; wenn noch letzte Sonnenhelle auf dem Berge liegt, wenn ſpaniſche Gaukler in bunter Tracht

Abb. 11. Eſtudiantina von Perpignan.

auf den ſchon ſtill gewordenen Straßen ihre Künſte üben, unter einem Fenſter mit blühenden Nelkenſtöcken ein paar junge Burſchen mit der Guitarre ein Ständchen bringen:

Montanyas regalades
Son las del Canigo
Que tot l'istiu florexen
Primavera y tardor
Dau me l'amor minyona
Dau me la vestre amor ....

Noch ein wenig höher als Prades liegt Villefranche, von wo die ſchwerbeladene Diligence die Gebirgsſtraße hinauf, entlang der nun wild über Steine ſchießenden Tet, nach Bourgmadame, dem franzöſiſchen Grenzſtädtchen, fährt. Das von ſchellentragenden Gäulen gezogene Gefährt hat recht heterogen zuſammengewürfelte Inſaſſen. Offiziere mit ſchwarzem Treſſendolman, andorraniſche Prieſter, Mädchen mit bunten Kopftüchern und Espadrinyas oder Sandalenſchuhen an den Füßen, behäbige cataloniſche Bürgerfrauen, beſetzen die unbequemen Bänke. Die Straße ſchlängelt und wendet ſich zwiſchen zuerſt üppigen, mit Feldern und Nußbäumen bedeckten Bergabhängen hin, bei maleriſchen Dörfern vorüber. Je höher man ſteigt, um ſo kahler und düſterer wird die Natur rings umher. Kaskaden ſtürzen von den Felswänden, die von alten Rittertürmen überragt ſind. Die Dörfer, mit ihren ſchießſchartenartigen Fenſtern werden immer mehr dem grauen Geſtein des Berges gleich. Die Kühle macht ſich fühlbar. Manchmal treten die Felswände ſo eng zuſammen, daß nur Fluß und Weg ſie voneinander ſcheiden. Bei den ſchwärz-

Abb. 12. Stierkämpfer.

lichen Hütten von Thues fällt der Blick in die finstere Schlucht der Carança (Abb. 16), die an die Schlandrer nam in Tirol mahnt. 1600 m hoch liegt die Festung Mont Louis, die der Wagen mit keuchenden Pferden erreicht. Hier hebt der 2750 m hohe Cambres d'Aze sein Haupt über ein im Frühling mit Narcissen und Hyacinthen übersäetes Hochthal. Weiterhin, am Passe von Rigat, ist alles Öde und Einsamkeit. Doch ist er überschritten, enthüllt sich vor dem entzückten Auge das Schauspiel eines zweiten Hochthales. Es ist die Ebene der Cerdagne, welche der nach Spanien eilende Segre bewässert. Der 2900 m hohe Puigmal, die Berge von Andorra, geben ihm eine natürliche Mauer nach Süden.

In den Dörfern der Cerdagne lebt das Volk der arbeitsamen, schweigsamen Cerdanen. Wenn Schnee das Land bedeckt, steigen sie in die spanischen oder provençalischen Städte hinab, um sich zur Arbeit zu verdingen. Darin ihren Wanderhirten gleich, die zur kalten Jahreszeit ihre 1800 Meter hohen Steppentristen verlassen, um zu Thale zu ziehen, bis der erste Ruf des „petit rey della barsa" (Zaunkönig) sie wieder in die Höhe lockt. Während dort oben ihre Tiere unter Wachholder und Gentianen weiden, bezaubern sie die langen, einsamen Stunden mit den Tönen des Flageoletts, jagen Gemsen und spüren dem Wolfe nach. Das Idyll ihres rauhen Schäferlebens lebt als „Relacio della vida del pastor" im Munde des Volkes. Es ist ein Lob des Schäferlebens, das mit dem Arkadiens zwar nur den Namen gemein hat. Unter allen Gebirgen Europas haben allein die Pyrenäen zwischen ihren letzten Alpenrosen und ihrem ewigen Schnee solche weite unberührte Wüsteneien, wie die, welche den cerdaner Schäfern zum Weideplatz dienen. Ketten fischreicher Gletscherseen ziehen sich durch die mit ärmlichem Rasen bestandenen Tristen und bieten einem Geschlecht ebenso hartgewohnter Fischer reiche Ausbeute.

Die Dörfer der Cerdagne besitzen Kirchen und Kapellen von hohem Alter. An vielen einsamen Stellen erheben sich Einsiedeleien, zu welchen in Scharen die gläubigen Cerdanen wallfahrten. Catalonische „goigs" oder Kirchengesänge ertönen dann unter freiem Himmel, und an den Felsstürzen kniet die inbrünstig betende Menge. Auch von Spanien ziehen Pilger mit Maultieren und Eseln hinauf. In ihrer bunten Tracht und der

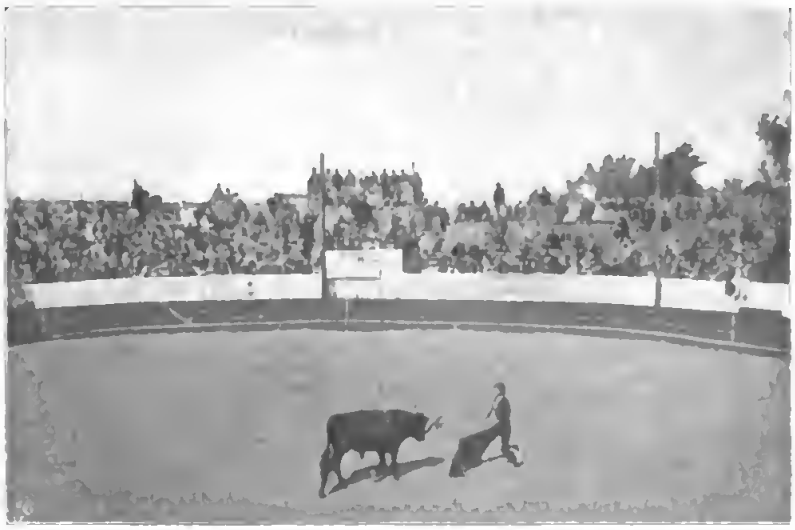


Abb. 13. Corrida in Perpignan.

Abb. 14. Kreuzgang in der Kathedrale zu Elne.

Weinebene ſoll auch unſer Bild des Rouſſillon vervollſtändigen. Wer des Nachts in Bourgmadame aufſtieg und früh in Prades die Augen öffnet, dem wird es ſcheinen, als habe ein Zauberſchlag den Winter in Frühling verwandelt.

Das Thal der Agly iſt gegen rauhe Winde durch die Corbieren geſchützt, die mit ihren letzten Ausläufern zum Bett des Flüßchens niederſteigen. In ſeinem Thale iſt jeder Fußbreit Boden gelaſſigkeit ihrer Bewegungen unterſcheiden ſie ſich von den rauheren und doch civiliſierbaren Nachbarcerdanen. An hohen Feſttagen kann man am Fuße des Cambre d'Aſes auch die jungen Mädchen der Dörfer mit dem Tamburin oder „pandero“ von Haus zu Haus gehen ſehen. Für eine, dem Kirchenſtock zu gute kommende Münze ſingen ſie ein geiſtliches Lied, und, iſt die Münze ein Silberſtück geweſen, wohl auch ein weltliches. Da muß bei manchem, zu leicht geſchürzten Verſe, der pandero der errötenden Schönen als Fächer dienen.

In dem 1140 Meter hoch gelegenen Städtchen Bourgmadame herrſcht im Sommer viel Bewegung. Spanier, aus dem benachbarten reizend gelegenen Puigcerda, dem Villenort der reichen Barceloneſen, den nur eine Brücke von Bourgmadame trennt, unternehmen von hier den Aufſtieg der höchſten Gipfel. Über den Paß von Puigmorens ſteigen ſie auch nach der Bauernrepublik Andorra hinab, die mit Maultieren in zehnſtündigem Ritt zu erreichen iſt.

Von Bourgmadame führt uns, nach genoſſenen Hochlandsfreuden, dieſelbe Poſtkutſche wieder ins Thal zurück. Diesmal ſind es heitere catalaniſche „juglars“ oder Muſikanten, die uns mit Oboe, Flageolett, Dudelſack und Tamburin bis Villefranche Geſellſchaft leiſten. Sie ziehen zu einer Hochzeit ins Aglythal, wohin der Weg kurz vor Perpignan abzweigt. Ein Beſuch der ackert und mit Weinbergen und blühenden Gärten bedeckt, in denen ein Chor von Nachtigallen ſingt. Auch hier hat eine, aus Römerzeit überkommene, künſtliche Bewäſſerung dem Boden eine Erzeugungskraft ohnegleichen verliehen, die den Weinſtock zu Armesdicke anwachſen läßt. Bis zwanzig Liter ſchweren Rotweines vermag ein einziger unter ihnen zu erzeugen. Mit eiſernem Fleiße hat die Landbevölkerung den Kampf gegen die Reblaus unternommen, die ſie einſt hatte mit fahrläſſiger Sorgloſigkeit über die Pyrenäen kommen ſehen, ohne dem Übel vorzubeugen. Allerdings ſind die edlen Gewächſe, nach Meinung der alten Leute, nicht mehr dieſelben

Abb. 15. Die Bader von Amélie-les-Bains.

Abb. 16. Schlucht von Carança.

wie vor der Plage. Dennoch ist innerhalb der zwanzig letzten Jahre, mit gepfropfter amerikanischer Rebe das verheerte Gebiet wieder neu bepflanzt und ertragfähig gemacht worden. Ein behäbiger Wohlstand herrscht in den Dörfern. Ihre Gassen sind südlich-winkelig, und manches Haus ist äußerlich eher einem Rohbau aus Feldsteinen ähnlich als der Wohnung einer reichen Winzerfamilie. Um so einladender sieht es drinnen aus. Die catalonische Frau aus guter Familie ist eine vorzügliche Wirtin. Manche unter ihnen geht über Tags auf den Weinberg, um in Sonnenbrand und Tramontanestaub Weinstöcke zu schwefeln, Reben zu beschneiden oder, wo es sonst fehlt, Hand anzulegen. Am Herde, in der geräumigen, von Kupfergeschirr blitzenden Küche, wirtschaftet indessen die Mutter oder Großmutter. Über einem duftenden Feuerchen von trockenen Olivenknorren und Reben brät am Spieße das Huhn, das jeder catalonische Landmann sich zur Mahlzeit gestatten kann. Daneben brodelt die gute „olla potrida“ im Kessel am rußigen Feuerhaken. Im Eßzimmer, das halbgeschlossene Läden kühl halten, ist der Tisch mit schwerem, selbst gesponnenem Leinenzeug, gutem Silber und Glas gedeckt. Wenn der Hausherr und die Söhne heimkommen, wird das Essen aufgetragen. Auf

dem Ehrenplatz neben der Mutter sitzt in mehr als einem catalonischen Bauernhause der älteste Sohn, ein hoher Beamter oder Offizier, mit Ordensfrack oder Tressenrock. Vater und Brüder haben ihm zu Ehren die blaue Bluse nicht abgelegt — Schwester und Mutter sind der Volkstracht treu geblieben. Sie tragen selber das Essen auf, bei dessen Zubereitung jeder sein Bestes that, um dem Gast die guten heimatlichen Gerichte zu bieten, die ihm unter den „frenchimans“ kein Watel ersetzen könnte. Steigt doch für ihn, mit dem Duft der wohlbekannten Speise, eine ganze Welt von Erinnerungen auf, denen er im Innersten treu blieb, an Zeiten, wo er selbst den Spieß gedreht und dazu ein catalonisches Sprüchlein gesungen:

„Chi torne l'aste, non taste
Chi ta ramene l'entamene.“
(„Wer den Spieß dreht, der schmeckt nicht,
Wer ihn zurückzieht, der schneidet an.“)

Abb. 17. Bauer, aus dem „Barral“ trinkend.

In derber Mundart wird gescherzt und gelacht, bis, gleichzeitig mit dem Nachtisch und den Flaschen, an der Thür die Vettern und Basen erscheinen zur „belliade“.

Die Männer ziehen, nach einem Schlückchen Ranciv, ins Kaffeehaus zum Politisieren, ein jeder den anderen beim Spitznamen rufend, der hier den des Kirchenbuchs meist in Vergessenheit bringt. Die Frauen machen sich in der Küche zu schaffen. Ob vornehm oder gering, legen sie die Hände ans Werk, bis alles wieder am Platze steht, die Kessel, Töpfe und Krüge des „parado“ in schönster Ordnung glänzen. Dann sagt eine Hausfrau nach der anderen gute Nacht. Das Feuer am Herde ist zusammengefallen. Die Mutter schürt sich's an, setzt sich auf ein niedriges Stühlchen daneben und nickt ein. Ihr gegenüber nickt auf einem anderen Stühlchen die „Padrinette“ das Patchen, ein dürres Jüngferchen mit großen grünen Smaragdohrringen unter der Spitzenhaube.

Draußen ist es Nacht geworden, die Tramontane hat sich gelegt, und nur leise rauschen die Zweige der Platanen vor dem alten Hause. Und die beiden Alten nicken.

Wenn die Männer heimkommen, trippelt „Padrinette“ verschlafen nach Hause. Die Mutter bereitet noch Trinktönnchen (Abb. 17), Brot und Schnecken vor, die zum morgenden Frühstück im Weinberg bestimmt sind. Dann sucht alles, die flackernde Öllampe in der Hand, den oberen Stock auf. Im Prachtbett aus Großvaters Kirschbaum, unter Urgroßmutters, nach allen Wohlgerüchen des Gebirgs duftendem, blendendem Leinenzeuge, schläft der Sohn im Tressenrock den Kinderschlaf. Er träumt, daß er mit dem Vater wie einst mit einem Holzschüsselchen Dünger auf die Weinstöcke trägt. Wie dann früh das Morgenlicht durch die Läden sieht, will's ihm beim Erwachen ganz traurig anwandeln, daß er die alte Heimat mit der Millionenstadt vertauscht hat.

Spruch.

Sind es nicht grade die schlichten, gesunden,
Einfachen Geister, oft übersehn,
Wo wir in schlimmen, verworrenen Stunden
Rat uns geholt und Tröstung gefunden,
Die uns geholfen, die uns verstehn?

Ad. Stier.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus meiner Hofzeit.

Von

Otto Frhr. v. Völderndorff.*)

(Abdruck verboten.)

Ich war dreizehn Jahre alt, als ich unter die Zahl der königlich bayerischen Edelknaben aufgenommen wurde. Die Pagerie in München läßt sich historisch bis in das Jahr 1514 verfolgen, in welchem Jahre (vgl. Neudeggers Beiträge Bd. III, S. 87) eine „Hofordnung“ sieben Edelnaben benennt, die schon damals unter einem „Pädagogen“ standen. Die im wesentlichen nach heute bestehende Einrichtung des Institutes als eigentliche Erziehungsanstalt stammt aus der Zeit des Kurfürsten, späteren Königs Max Joseph I. und hat nur unter König Ludwig I. einige unwesentliche Veränderungen erlitten. Die Zahl der Pagen ist 24, ausnahmsweise 25; sie werden aus den adeligen Knaben, welche die alljährlich stattfindende Prüfung abgelegt haben, nach dem Ergebnisse dieser Prüfung aber auch um den Eltern eine Gnade zu erweisen, vom Könige selbst ausgewählt. Zu meiner Zeit wurde man im ersten Jahre im Institute selbst unterrichtet und besuchte dann vier Jahre lang das Gymnasium, nach dessen Absolvierung man zur Universität entlassen wurde oder als „Fahnenjunker“ (eine Zeitlang sogar sofort als Leutnant) in die Armee eintrat.

Otto Freiherr von Völderndorff und Waradein.

Die Hauptfächer des Gymnasialunterrichtes, Latein, Griechisch und Mathematik, wurden in Repetitorien täglich in der Pagerie nachgeübt. Außerdem hatten wir eine ganze Reihe von Unterrichtsstunden. Wir lernten: Französisch, Englisch und Italienisch, Kriegswissenschaften und Triganametrie sowie Feldmeßkunst, dann Musik, Handzeichnen und Architekturzeichnen, ferner Exerzieren, Reiten, Tanzen, Stoß- und Hiebfechten, Schwimmen, Turnen und Voltigieren.

Ferien außerhalb des Institutes gab es in den fünf Jahren, welche man in der Pagerie verweilte, nicht. Die Gymnasialvalanz wurde durch eine sechswöchentliche Fußreise auf königliche Kosten ausgefüllt. So war z. B. eine Wanderung durch das Salzkammergut, Steiermark hinein nach Ungarn, über den Neusiedlersee nach Preßburg, Wien (achttägiger Aufenthalt daselbst) und die Donau entlang durch Niederbayern zurück meine erste Valanz. Wir marschierten in leichten braunen Röcken, darüber ein grünes Staubhemd, graue Inexpressibles, auf dem Kopfe einen hellgrauen Cylinderhut; dazu ein Regenschirm, der bei schönem Wetter an einem Riemen quer über den Rücken getragen werden durfte. Das Gepäck (insbeson-

*) Wir bringen mit diesem interessanten Artikel die letzte Arbeit des bekannten und allbeliebten „Münchener Plauderers.“ Der liebenswürdige Verfasser starb am 10. Dezember 1899.

dere die Wäsche, das Reservoschuhwerk ꝛc.) wurde uns nachgeführt in einem mit Hofpferden bespannten und von einem königlichen Kutscher geführten Fourgon, auf dessen Vordersitz ausnahmsweise einer oder der andere Marode Platz fand. Doch kam das sehr selten vor bei der sorgfältigen Überwachung der Füße — sie wurden im Anfange der Reise jeden Abend visitiert, mit Branntwein gerieben und wo nötig mit Hirschunschlitt behandelt — und der systematischen Einübung des Marschierens; nur ganz allmählich wurden die Tagestouren verlängert, bis wir nach einigen Wochen mit Leichtigkeit 14, ja sogar 16 Poststunden zurücklegten. Neben unserem Gepäck befanden sich auch für den Aufenthalt in den Städten ein blauer Frack mit goldenen Knöpfen, und ich kann sagen, wir haben recht stattlich ausgesehen und in Wien sogar Aufsehen erregt.

Aus der obigen Aufzählung unserer obligaten Lehrgegenstände kann man ersehen, daß der Hofdienst wenig Zeit wegnahm; aber er blieb doch für uns der Hauptpunkt. Mit welchem Stolze besah ich mich im Spiegel, als ich zum erstenmal das Dienstkleid anhatte: hellblauen, reich mit Silber gestickten, nach französischem Muster geschnittenen Frackrock, weiß-cachemir Escarpins, weißseidene Strümpfe und Schnallenschuhe, weiße Glacéehandschuhe und den dreieckigen Hut mit der vom Tanzlehrer mühsam einstudierten Grazie unter dem linken Arme. Degen trugen wir natürlich nicht — denn „Page“ und „Degen“ ist ja für jeden Sachverständigen ein unvereinbarer Gegensatz, weil zwar der Edelknabe jeder ihm als Page obliegenden Pflicht ohne Minderung seiner Ehre nachkommen kann, der waffentragende Edelmann aber knechtische Dienste nicht verrichten darf. Dadurch, daß er waffenfähig erklärt wird, wird der Edelknabe zum Kavalier; daher war noch zu meiner Zeit die Ceremonie beim Austritte aus der Pagerie folgende*): Nach der feierlichen Preisverteilung begaben wir, die „auszumusternden“ Pagen, uns unter Vorantritt des Herrn Direktor in das Zimmer, wo uns der oberste Chef, Seine Excellenz der Herr Oberststallmeister, erwartete.**) Es war herkömmlich, daß auf diesem Wege der Direktor noch einem oder dem anderen einen kleinen Verweis erteilte, wobei er ihn einfach beim Familiennamen nannte. So z. B. bei unserem Austritte, den ich schildere, hieß es: „Aber, Völderndorff, können Sie denn nicht fünf Minuten lang den Mund halten?“ (Ich hatte, nebenbei bemerkt, eigentlich nur gehustet, aber da ich wußte, irgend einer mußte der Sitte als Opfer fallen, schwieg ich.) Im Zimmer angelangt, trat der Direktor nach gemachter Verbeugung hinter den obersten Chef, wir stellten uns, ebenfalls unter ehrerbietiger Verbeugung, vor demselben in einer Reihe auf. Der alte würdige Herr hielt eine kurze Anrede, betonte, daß wir nunmehr von Edelknaben Edelleute werden sollten und erklärte, daß der wahre Adel sich in einem makellosen Leben beweisen müsse, forderte uns auf, unsere Ehre vor allem in der treuesten Pflichterfüllung gegen den König und das Vaterland zu suchen, aber diese Ehre auch gegen jeden Angriff zu verteidigen. Dann trat ich als der Älteste vor, der Chef gab mir mit den Worten: „Dieses leiden Sie von mir!“ einen leichten Backenstreich, „und nun“ — hierbei überreichte er mir einen Degen — „von niemandem mehr. Meine Herren,“ fuhr er dann, sich an uns alle wendend, fort: „ich wünsche Ihnen alles Glück für Ihr Leben.“ Der Direktor trat vor, machte abermals eine Verbeugung und begab sich zur Thüre. Dort angelangt aber, lud er mich mit einer Handbewegung ein, den Vortritt zu nehmen mit den Worten: „Bitte, Herr Baron.“ Es war das alles gewiß recht altväterisch, aber es war schön, und ich kann versichern, es machte uns allen großen Eindruck und sicherlich keinen schlechten.

Statt des Degens trugen wir, natürlich nur im Dienste, an der linken Schulter unsern größten Stolz: die Pagenschleife. Sie bestand aus zwei etwa $1^1/_2$ m langen und 10 cm breiten, gelbseidenen Bändern, jedes in drei gleichen Teilen umgeschlagen, so daß der erste an der Achsel befestigt war, mit dem zweiten verbunden eine Schleife bildete, während der dritte frei herabfiel und am Ende mit Silberfransen garniert war. Wir wären sehr entrüstet gewesen, wenn man uns gesagt hätte, daß diese „Aiguillettes“ (ebenso die goldenen und silbernen Fangschnüre der Adjutanten) einen recht niedrigen Ursprung hatten. Sie sind nämlich nichts anderes als Reminiscenzen an die beiden langen Stricke, welche ehedem die Knappen sich am linken Arme befestigten, um im Falle der Rast das Pferd des Ritters und ihr eignes irgendwo anbinden zu können, damit die Tiere zu grasen vermochten.

Unsere Thätigkeit bei Hofe zerfiel in zwei Hauptteile, den Dienst bei den Hoffesten und den Kirchendienst. Dieser letztere war schon in der Hofordnung von 1516 unter dem Namen „Beleuchtungsdienst“ als eine Obliegenheit der herzoglichen Edelknaben bezeichnet. Er bestand in einer Anzahl von feierlichen Bewegungen, einer Art von „Reigen“, welcher während des Hochamtes vor dem Altar aufgeführt und uns von dem Tanzlehrer einstudiert wurde. Vormittags nach zehn Uhr wurden an den gewöhnlichen Sonntagen vier, an hohen Feiertagen sechs Pagen — sofern Seine Majestät dem Hochamte beiwohnte — mittels Hofequipage zur Allerheiligen-Hofkirche, in die Sakristei gefahren. Hier erhielt jeder eine brennende Wachsfackel, und beim Beginne der Vorlesung des Evangeliums begaben wir uns, in gehörigem Abstande hintereinander gehend, in feierlichem Schritte in den Chor der Kirche. Die rechte Hand trug die Fackel, die linke lag unmittelbar unter dem Hafse auf der Brust. Auf

*) Ich habe sie anderwärts bereits geschildert, füge sie aber der Vollständigkeit wegen hier bei und bemerke, daß in älteren Lexicis: „sortir des pages“ als „die Knabenschuhe ausziehen“ übersetzt wird.

**) Die Pagerie, als zur „Hofequipage“ gehörig, stand unter dem Oberststallmeisteramt. Von 1799—1843 bekleidete Freiherr von Keßting, ein elsässischer Edelmann von echtem Schrot und Korn, der mit Max Joseph I. aus der Pfalz herübergekommen war und bei Seiner Majestät in hoher Gunst stand, diese Charge.

Brunnenfigur. Von Franz Peter.

der obersten Stufe der vom Schiff der Kirche in das Chor führenden Treppe nahmen wir Stellung und — die Füße in der ersten Tanzposition — suchten wir vor allem tadellose Richtung zu behalten. Dann machten alle vier gleichzeitig drei Schritte vorwärts, hierauf eine Verbeugung vor dem Altar, wobei der rechte Fuß in die vierte Position zurückgebogen wurde. Sodann durch Zurückziehen des linken Fußes in die gleiche Position einen Schritt zurück, wobei zugleich der Körper eine Wendung nach links machte und dadurch Stellung gegenüber der Königsloge bekam. Nun folgte eine Verbeugung vor Seiner Majestät unter Neigung des Kopfes, dann zwei Schritte zurück und ruhiges Stillstehen — den rechten Fuß voran in der zweiten Position, wobei aber — das war strengstens untersagt — die Fackel nicht auf den Boden gestellt werden durfte. Dann begann das Vorschreiten, Verbeugen, Zurückschreiten von neuem, und endlich begaben wir uns zurück in die Sakristei. Das „Antreten" zu diesem Hinausgehen war der schwierigste Moment. Denn nach der Verbeugung vor Seiner Majestät mußte, während der rechte Fuß eingebogen war, der linke in die vierte Position zurückgenommen werden und dann hatte der bisher eingebogene Fuß in „graziöser, aber nicht affektierter" Weise den ersten Schritt seitwärts zu machen. „Pour l'amour de Dieu," pflegte der uns abrichtende Tanzlehrer, Monsieur Nadler, auszurufen, „deklasieren Sie sich doch nicht zu Arlequins, indem Sie den Fuß schlenkern. Das Tourné muß mit vollkommener Anmut durch ein Mouvement effektuiert werden, das sich vom Fußgelenk in das Kniegelenk fortpflanzt. Voyez-vous, comme cela." Ich sehe ihn noch vor mir, den wackeren, ganz von der Hochwichtigkeit seines Berufes erfüllten Hoftheatersolotänzer.

In die Sakristei zurückgekehrt, hatten wir in einem neben derselben befindlichen Zimmer zu warten, bis die Wandlung begann, was uns ein alter Kirchendiener anzukündigen hatte. Er that dies regelmäßig mit den Worten: „Richtens Eane," bajuvarisch so viel als: „Machen Sie sich bereit," weshalb er den Namen Herr „Richtenzehner" führte. Ich kann nun leider nicht behaupten, daß wir die Zwischenpause im frommen Gebete hingebracht hätten. Hart neben der Sakristei wohnte die gute alte königliche Hofbademeisterin Frau Eberle, eine sowohl an Körperfülle wie nach ihrer Stellung bei Hofe sehr bedeutende Dame. Sie brachte einmal den ganzen Cortège zum Stillstand, und ich will diese Episode erzählen als einen Beweis von dem zu meiner „Hofzeit" obwaltenden patriarchalischen Verhältnisse zwischen König Ludwig I. und seinem Volke.

Am 30. März 1842 fand die Vermählung der bildschönen Prinzessin Adelgunde mit dem Herzoge von Modena statt. Um den feierlichen Hochzeitszug, der sich durch die Gänge der Residenz bewegte, besser sehen zu können, hatte sich Frau Eberle mit großer Mühe auf einen Schrank im Herkulessaale, den der Zug passierte, hinaufhissen lassen. König Ludwig bemerkte sie sofort, blieb stehen (natürlich mit ihm der ganze Cortège) und rief: „Ja, Eberle, wie kommt Sie denn da hinauf!" „Entschuldigen Majestät," antwortete die treue Dienerin von oben herunter, „ich hab' mein Prinzesserl so oft gebadet, da will ich sie doch auch in ihrem Hochzeitskleide sehen." „Brav, Eberle, brav, hörst Du's, Adelgunde?" sagte der König. Die Königin und alle Prinzessinnen winkten freundlich nach dem Schrank der glückseligen dicken Dame zu, und jetzt erst setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Also dieser wackeren Frau machten wir regelmäßig einen Besuch, denn sie besaß ein recht hübsches Bäschen, das uns Schlingeln wohlgewogen war und uns auf unsere Bitten gerne aus der nahegelegenen Konditorei Rottenhöfer große Quantitäten von Zwetschenkuchen herbeischaffte, wofür sie sich als Bakschisch manchmal einige Küsse gefallen lassen mußte. Leider wurde diesen kleinen Idyllen ein jähes Ende bereitet, als ein „Jugendfreund", der nach unserer übereinstimmenden Ansicht wohl etwas Gescheiteres hätte thun können, eines Sonntags einen Einblick in unser „frommes" Treiben erhielt und es dem Herrn Direktor anzeigte. Nein, dieser Spektakel! Von da an mußte uns ein Professor begleiten, und der Zugang zum Zwetschenkuchen war für immer versperrt.

Doch kehren wir zum Kirchendienst zurück. Sobald Herr Richtenzehner uns abrief, eilten wir durch den Brunnenhof zurück in die Sakristei, rasch erschien auf unserem Gesicht ein möglichst frommer Ausdruck, wir ergriffen die Fackeln, und nun wiederholte sich das oben geschilderte feierliche Vor- und Zurückschreiten. Nur mußten wir — und zwar in kunstgerechter Form — beim erstmaligen Zurückgehen niederknieen und während der Wandlung so verbleiben, wobei jedoch Sorge zu tragen war, daß die Fackeln völlig geräuschlos auf die Steinfließen niedergelassen wurden.

Da ich das Zeichnen haßte und die Kirchendienst thuenden Pagen von dem Sonntag vormittags stattfindenden Zeichenunterricht dispensiert waren, so drängte ich mich, obwohl Protestant, zum Kirchendienste, wie übrigens auch seitens der übrigen Glaubensgenossen keiner sein Gewissen durch denselben beschwert gefühlt hat. Dieser Umstand veranlaßte den später so berühmt gewordenen Döllinger in einer, bei Gelegenheit der in den dreißiger Jahren in der Kammer angeregten „Kniebeugungsfrage" verfaßten Broschüre die Thatsache zu erwähnen, daß die protestantischen Edelknaben sich zum Kirchendienst in der katholischen Kirche wahrhaft „drängten", obwohl sie dabei das Knie beugen müßten. Ich machte mir später das Vergnügen, dem großen Gelehrten das wahre Motiv dieses Drängens zu erzählen. Er lachte bis zu Thränen, und ich überzeugte mich davon, wie wenig der Biograph diesen herrlichen Mann gekannt haben muß, welcher schreibt: „Döllinger hat in seinem Leben wohl nie gelacht." Im Gegenteil, er lachte so herzlich, daß es eine Freude war, ihn zum Lachen zu bringen, und das gelang mir oft, denn er hatte Verständnis für Humor.

Der eigentliche Hofdienst, bei welchem man den hohen Herrschaften speciell „zugeteilt" wurde, bestand hauptsächlich im Schleppentragen und im Servieren. Dieses letztere hatte zwei Abstufungen. Bei den feierlichsten Prunktafeln, z. B. beim Georgi-

Ritterfeste, nahmen wir Pagen an der Thüre des Saales den Officianten die Schüsseln ab und überbrachten sie den Kammerherren, welche diese dann den Herrschaften servierten. Bei nicht so hochfeierlichen Tafeln aber servierten wir Pagen selbst und wurden uns die Speisen, Getränke, Teller ꝛc. von Lakaien überbracht. Es war eine Gepflogenheit des guten Herrn Direktors Müller, jedesmal, bevor wir zum Servierdienst in die Residenz fuhren, uns die Schauergeschichte von dem Pagen Friedrichs des Großen zu erzählen, der eine Birne von der Schüssel genascht und sie rasch hinunterschlucken wollte, aber tot umfiel, weil ihm die allzu heiße Birne den Schlund verbrannt hatte. Dies hätte wahrscheinlich nicht viel genützt, aber es war feste Tradition, daß es eines Edelknaben unwürdig sei, zu naschen, und es kam niemals vor, daß irgend einer von uns das Geringste von einer Platte weggenommen oder ein abgelehntes Glas beim Forttragen heimlich ausgetrunken hätte. Eine Ausnahme fand statt, wenn bei den großen Prunkbanketten der als Mundschenk funktionierende Kammerherr unter Vorantritt von zwei Hartschieren und gefolgt von zwei Edelknaben sich in den Keller begab, um den Ehrentrunk zu holen; da hatten die Pagen das Recht, in aller Schnelligkeit ein paar Gläser Extrawein hinunterzustürzen, die der uns sehr wohlwollende Herr Kellermeister kredenzte.

Sowohl das Servieren wie das Schlepptragen mußte natürlich sorgfältig gelernt werden. Theaterschleppen tragen auf dem flachen Podium ist nicht schwierig, aber eine echte silber- oder goldgestickte Hofschleppe treppauf und treppab zu tragen, wo bei einem ungeschickten Anziehen des Tragenden die Dame rücklings zu Boden stürzen müßte, das ist keine geringe Kunst. Die Übungen, wobei einem Mitpagen ein Tischtuch umgebunden wurde, dauerten wochenlang. Ebenso darf man bei *unserem* Servieren nicht an das jetzt bei den Kellnern übliche Wegreißen und Hinwerfen der Teller denken: erste Regel war: niemals darf das mindeste Geräusch vernommen werden und kein Augenblick darf der zu Bedienende vor einem leeren Tischtuche sitzen. Also mußte die rechte Hand, während die linke den gebrauchten Teller wegzog, schon den neuen an seinen Platz bringen. Dies erforderte, daß man den Stuhl des an der Tafel Sitzenden mit beiden Armen von rückwärts umspannte, eine für kleingewachsene Pagen hauptsächlich bei Prinzessinnen von einiger Körperfülle begreiflicherweise schwierige Aufgabe. Mit besonderer Gefahr verbunden war das Hereinreichen hochaufgetürmter Konditoreikunstwerke. Da dieses natürlich wie jedes Servieren auf der linken Seite erfolgen mußte, und man nicht beide Hände gebrauchen konnte, hatte man nur die schwächere linke zur Verfügung. Zu den bängsten Minuten meines Lebens gehören jene, während welcher ich ein baumkuchenartiges Ungetüm, fast halb so hoch wie ich selbst, der Prinzessin Hildegard servierte, die mit ihren Nachbarn zur Rechten auf das lebhafteste konversierte, mich daher längere Zeit nicht bemerkte und mich in tödliche Angst versetzte, sie werde bei einer raschen Armbewegung meinen Konfektturm umwerfen, ehe ich ihn zurückziehen könnte. Herzog Max, der andere Nachbar, erbarmte sich meiner, berührte, indem er dadurch zugleich die Servierplatte schützte, den Arm der Prinzessin und machte sie auf meine traurige Lage aufmerksam, worauf die hohe Dame liebenswürdig genug war, zu sagen: „Ah pardon, mon jeune ami!“

Es war hergebracht, daß die Pagen nach ihrem Dienstalter die Herrschaften wählen durften, denen sie zugeteilt werden sollten. Als Kronprinz Maximilian sich vermählte, war ich Senior, d. h. der nicht an Lebensjahren, aber in der Dienstreihe älteste. Ich bat also um die Zuteilung zu Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzessin Marie. Natürlich war ich sakart von der Schönheit der hohen Braut hingerissen, und einen Zweig, den ich aus den Myrten, die zum Brautkranz bestimmt waren, entwandte, besitze ich noch heute. Aber anfänglich war ich tiefbetrübt, denn die preußische in stiller Abgeschiedenheit auf dem Lande erzogene Prinzessin wußte offenbar nichts von „Pagen“ und hielt mich wahrscheinlich für einen jungen Lakaien. Als ich eben höchst kunstgerecht die weiße mit dicken Silberrosen eingestickte Atlasschleppe über den rechten Arm aufgenommen hatte, drehte sie sich nach mir um und sagte in kühlem Tone: „Geben Sie acht, daß Sie die Rosen nicht drücken.“ Vierzig Jahre später war ich als Generalsekretär des Ministeriums des königlichen Hauses in die Residenz befohlen, um zum Testamente Ihrer Majestät der Königin-Mutter einen Nachtrag aufzunehmen. Nach Beendigung dieses Rechtsgeschäftes wurde ich zur Tafel geladen, und da erinnerte ich Ihre Majestät daran, daß ich bei ihrer Vermählung ihr Page gewesen sei. Ich fügte hinzu: „Aber Majestät haben mir damals unwissentlich tiefen Schmerz bereitet. Im stolzesten Bewußtsein, daß ich mit unübertrefflicher Geschicklichkeit verstand, die Schleppe mit einem Arme vom Baden aufzuraffen da trafen mich die Worte: ‚Verderben Sie mir ja die Stickereien nicht‘; *das* that weh.“ Ich trug dies mit so vielem Gefühl vor, daß ich der armen hohen Frau, die seit jener Zeit so viel Schweres hatte erleben müssen, doch ein Lächeln abgewann.

Ja wer hätte geahnt, wie wenig das spätere Geschick den Hoffnungen entsprach, welche ich mit allen Anwesenden für die Zukunft der lieblichen Braut gehegt habe, als ich hinter ihrem Stuhle bei der ersten Mittagstafel stand. Bei dieser Gelegenheit kam das Gespräch des nebeneinander sitzenden neuvermählten Paares auf Fischbach in Schlesien, wo Prinzessin Marie ihre Jugend verbracht. Sie erzählte, sie habe einen Fächer, auf dem der Ort abgebildet sei, drehte sich zu mir und sagte: „In meinem Schlafzimmer liegt am Fenster ein Fächer, bringen Sie ihn mir.“ Ich eilte sofort vom Speisesaale durch den langen Gang, in welchem angeblich die „schwarze Frau“ zu erscheinen pflegt, zu den Gemächern Ihrer Königlichen Hoheit. Eine Zofe öffnete die Thür, und ich erklärte ihr, ich müsse im Schlafzimmer der Prinzessin etwas holen. „Was fällt Ihnen ein?“ war die entsetzte Antwort. „Ein junger Herr in das Schlafzimmer, das schickt sich nicht.“ — „Das geht mich nichts an, der Allerhöchste Befehl lautet so, und ein Page vollzieht, was ihm aufgetragen ist, unter allen Umständen.“ Dabei packte ich das gar nicht garstige Mädchen um den Leib, drehte sie im Kreise und war mit einem Satze

hinter ihr im Schlafzimmer. Rasch nahm ich den Fächer an mich und eilte zurück. Unter der Thür stand die Zofe und wollte mich aufhalten. Das gelang ihr aber schlecht, denn ehe sie sich versah, hatte sie einige Küsse auf den Mund, und als sie ganz entrüstet ausrief: „Sie sind aber wirklich unverschämt", lachte ich und rief, sie rasch nochmals umarmend: „Durchaus nicht, ich bin Page, und der darf jedes hübsche Mädchen küssen, das ihm begegnet. Sie wissen ja, schönes Kind: ‚baisers de pages ne comptent pas'." Im Laufschritt ging es zurück in den Speisesaal. Hier rasch ein silbernes Plateau ergreifend überreichte ich den Fächer. Die Kronprinzessin nahm ihn einfach weg und begann ihn dem Kronprinzen zu zeigen. Dieser aber lächelte wieder, drehte sich zu mir, und da er mich persönlich kannte, sagte er: „Sie sind ja förmlich geflogen. Danke, lieber Böldendorff." Die Kronprinzessin schaute etwas erstaunt auf mich, und ihr Gemahl fügte hinzu: „Weißt du, liebe Marie, bei solchen Gelegenheiten werden wir von jungen Edelleuten bedient. Dein momentaner Diener führt das Johanniterkreuz im Wappen, denn seine Ahnen haben in den Kreuzzügen mitgefochten." Ich war nicht wenig geschmeichelt, daß sich mein zukünftiger König so eingehend mit meiner Familie beschäftigt hatte, und ich führe diese Episode an, weil auch sie dafür charakteristisch ist, welches nahe Verhältnis in jener Zeit zwischen den Regierenden und den Regierten bestand.

„Das war mir freilich nicht bekannt," bemerkte jetzt die Kronprinzessin mir freundlich zulächelnd, „nun wird mir manches verständlich. Ich habe mich schon längst im stillen gewundert, wie seine wohlgepflegte Hände die bayerischen Hoflakaien haben, und ferner war ich erstaunt, daß sie alle so elegante Glacéhandschuhe tragen." Von da an war die hohe Dame gegen uns Pagen von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Im Herbste 1843 trat ich auf die Universität über, und damit endigte mein Hofdienst. — — —

Im Herbste des Jahres 1843 also verließ ich die Pagerie. König Ludwig II. ward am 25. August 1845 geboren und zwar — was man nach Richard Wagners Brief an Frau Wille (abgedruckt in der „Wage" von 1899, Heft 1, S. 3) als ein bedeutsames Vorzeichen anzusehen hat — zu der Zeit, als der „Meister" an seinem Tannhäuser komponierte. Die Geburt fiel also nicht mehr in meine Pagenzeit, aber doch steht letztere mit meinem ersten persönlichen Bekanntwerden mit dem Monarchen in ursächlichem Zusammenhange. Nämlich einer meiner Mitpagen, Emil Freiherr von Wulffen, ein vortrefflicher, in jeder Hinsicht ausgezeichneter junger Mann, wurde — leider viel zu spät — als Begleiter und zweiter Erzieher der Prinzen Ludwig und Otto auserwählt. Als ich ihm das erste Mal mit seinen neuen Zöglingen auf einem Spaziergange begegnete, blieb er stehen und stellte mich den Prinzen als einen „Mitpagen" vor. Seitdem gaben mir diese, so oft wir uns begegneten, die Hand, und ich erzählte ihnen allerlei, manchmal sie eine Strecke begleitend. Das erste Wort des Königs, als ich ihm zehn Jahre später in Nürnberg in feierlicher Audienz des Handelsgerichtes wieder offiziell vorgeführt wurde, war: „Ach, wir sind ja längst bekannt, noch von Wulffens Zeiten her." Und auch Prinz Otto erinnerte mich damals sofort an unser häufiges Zusammentreffen auf den Spaziergängen.

Es war ein wahrhaft erquickendes und entzückendes Bild, die herrlichen Knaben — Kronprinz Ludwig, schlank, hochgewachsen mit den wunderbaren, träumerisch blickenden Augen, dem dunklen lockigen Haupthaar und dem idealen Ausdruck des edel geschnittenen Antlitzes, und neben ihm der kleinere Prinz Otto, dessen stets freundliches rundes Gesichtchen voll Schalkhaftigkeit in die Welt sah. Welch schöne Zukunft schien den Königskindern beschieden, und welch trauriges Los fiel ihnen!

Schon damals interessierte den Kronprinzen die Sage vom Schwanenritter, was nicht zu verwundern war, weil in Hohenschwangau Hinweise auf denselben genugsam angebracht waren. Ich erinnere mich, daß der Kronprinz eines Tages auf dem Spaziergang mich fragte, ob ich nicht wisse, weshalb der große schöne silberne, im Hofe stehende Schwan nicht auf den First des Schlosses gesetzt worden, wo er doch hingehöre. Der alte Schloßgärtner habe ihm erzählt, es bestehe eine Prophezeiung, daß man einmal den Zauberschwan nachbilden und auf das Schloßdach setzen werde, daß aber dann dieser fortfliegen und von dem Flattern seiner Flügel das Schloß zusammenstürzen werde. Ich hatte von meinem Freunde öfters die Klage gehört, daß Lakaien und sonstiges Volk, um sich beim Kronprinzen einzuschmeicheln, der ohnehin schon eine überreizte Phantasie besitze, ihm alle möglichen Historien und Wunderbarkeiten erzählten. Ich erwiderte also sofort: „Erstens ist der Schwan, den Königliche Hoheit meinen, nicht von Silber, sondern von gewöhnlichem weißem Metall, und dann hat der Künstler, der das Tier modellierte, nicht richtig gerechnet. Das Dachgebälk wäre nicht stark genug, die schwere Masse zu tragen, und würde, ohne daß ein Wunder dabei im Spiele zu sein brauchte, wahrscheinlich zusammenbrechen. Nur deshalb hat man ihn verurteilt, am Brunnen Wache zu stehen, anstatt den Giebel zu schmücken." Der Kronprinz sah seinen Erzieher an und machte ein enttäuschtes Gesicht, als dieser sagte: „Ja, ja, der Gärtner hat Ihnen einen Bären aufgebunden."

Weitere interessante Kunde über König Ludwigs Jugendzeit verschaffte mir der Umstand, daß mein Universitätsfreund Franz Leinfelder, der später im Kabinett König Max' II. längere Zeit beschäftigt war, viele Sommer hindurch den gemeinsamen Landaufenthalt der königlichen Familie in Hohenschwangau und Berchtesgaden mitmachte. Er hatte durch sein heiteres Wesen und seine Erzählungsgabe beim Kronprinzen große Gunst erworben, die ihm derselbe — König geworden — noch längere Zeit forterhielt. Erst als er es wagte, dem Monarchen über den verhängnisvollen Einfluß Richard Wagners und über die Aufregung darüber im Volke Vorstellungen zu machen, fiel er in Ungnade. Unter anderem erzählte er mir eine Geschichte, welche ich hierhersetze, weil sie ein Zeugnis von der im Gemüte des später so verdüsterten Monarchen ursprünglich waltenden

Güte ablegt. Eines Tages begegnete Leinfelder dem Kronprinzen am Eingange in den Schloßhof von Hohenschwangau. Derselbe deutete auf einen dastehenden alten dürftig gekleideten Mann und sagte: „Ich möchte ihm gerne etwas schenken, aber ich habe gar nichts bei mir. Können Sie mir einen Sechser leihen?“ Leinfelder überreichte sein Portemonnaie, aber der Kronprinz entnahm nur ein Sechskreuzerstück: „Wenn man so wenig Geld hat wie ich, darf man keine großen Almosen geben.“ Die Zurückerstattung ließ auf sich warten, und Leinfelder hatte die ganze Sache vergessen. Da erschien bei ihm kurze Zeit nach dem Tode Maximilians ein Hoflakai und übergab ihm ein Paket von Seiner Majestät, dem neuen Herrscher. Wie erstaunte Leinfelder, als er es öffnete! Es enthielt eine Vorsteckнadel, in einen Kranz von Brillanten war ein Sechser eingefügt, und der beiliegende Zettel von der Hand des Königs enthielt die Worte: „Der nicht vergessene Sechser mit Zinsen von damals. Ludwig.“

Leinfelders Kloge war bis zu seinem Lebensende: „Es hat viel Mühe gekostet, bis diese edlen Anlagen ruiniert waren.“ Nach seiner Ansicht trug die Hauptschuld Richard Wagner, und es war mir höchst interessant, was er mir über die inneren Beziehungen Ludwigs II. zur „Wagnerei“ — welchen Ausdruck er mit Vorliebe gebrauchte — mitteilte. „Glaube doch nicht,“ sagte er, „daß die Musik es gewesen ist, welche das jugendliche Gemüt des Prinzen für den ‚Meister‘ begeisterte. Allerdings hatte sie eine wahrhaft dämonische Wirkung auf ihn, aber keine angenehme. Sie legte sich eher schmerzhaft auf seine Nerven, und in manchen Momenten steigerte sich die Empfindung in das geradezu Krankhafte. So geriet zum Beispiel sein Körper bei der Stelle, wo Tannhäuser aus dem Venusberg sich entfernt (sie kommt auch in der Ouvertüre vor) jedesmal in förmliche Zuckungen. Das war so arg, daß ich einmal einen epileptischen Anfall befürchtete.“ Der *Komponist* hätte ihn niemals erobert, es war der *Dichter*, es war der poetische Schöpfer der idealen Gestalten aus der deutschen Sagenwelt, welcher das träumerische Gemüt des jungen Prinzen *in Bande schlug*. Besonders war es der Schwanenritter Lohengrin, der das ganze geistige Leben des Jünglings vollständig gefangen nahm.

Man darf, um die „Wagnerei“ König Ludwigs zu begreifen, nie vergessen, was ich schon oben erwähnt habe, daß der häufige Aufenthalt in Hohenschwangau so recht der Nährboden für einen überschwenglichen Lohengrinkultus war. Und anstatt diese Geistesrichtung durch ernste, angestrengte Verstandesarbeit zu dämmen, wurde dies eigentümliche Traumleben in der ungesundesten Weise befördert. Stiftsprobst von Döllinger erzählte mir einmal mit wahrem Entsetzen, er sei eines Tages zu dem etwa dreizehnjährigen Kronprinzen gekommen. Man bedeutete ihn im Vorzimmer, der Kronprinz sei augenleidend, und als Döllinger eintrat, fand er ihn ganz allein mit verbundenen Augen auf dem Sofa sitzend. „Aber Kronprinz“ — rief Döllinger — „wie kann man Sie so allein lassen, Sie müssen sich ja entsetzlich langweilen!“ „O nein“, — erwiderte dieser — „es träumt sich so am besten.“

Unter den oben geschilderten Hohenschwangauer Verhältnissen und Umgebungen ist es begreiflich, daß den jungen Prinzen alles, was über die Schwanensage gedichtet war, ungemein interessierte und daß er des darüber Gedruckten habhaft zu werden suchte und es mit Begierde las. Am 28. Februar 1858 wurde Wagners Lohengrin zum erstenmal auf der Münchener Hofbühne aufgeführt, damals noch als das Werk eines mehr durch seine Thätigkeit als Barrikadenheld, denn als Komponisten bekannten Musikers. Auf vieles Bitten erhielt der Kronprinz die Erlaubnis, einer der Wiederholungen beiwohnen zu dürfen. Tags darauf stand ich im Laden des mir wohlbekannten Buchhändlers Kayser, als ein Hoflakai eintrat und fragte, ob das Buch eines gewissen Herrn Wagner Namens „Lohengrin“ vorhanden sei; der Kronprinz möchte es haben. Ich bemerkte, das werde eine Verwechselung sein, der Kronprinz werde wohl das Textbuch von Wagners Lohengrin meinen, der gestern aufgeführt worden sei. Von Musik habe der Kronprinz nicht gesprochen, erwiderte der Lakai, aber vielleicht könne Herr Kayser das Textbuch besorgen. So wurde ich Zeuge des Beginnes der Bekanntschaft des Königs mit Wagners Dichtung, ohne eine Ahnung, welch verhängnisvollen Einfluß diese haben sollte.

Denn es ist ja jetzt für jeden, der die Verhältnisse etwas näher kennt, zweifellos, welche ungeheuere Wichtigkeit die anfänglich nur dem Schwanenritter selbst und dem romantischen Zauber seiner Sage geltende Begeisterung des jungen Prinzen dadurch auf sein ganzes Leben hatte, daß sie ihn veranlaßte, sobald er König geworden, dem Dichter Wagner näher zu treten, und daß er seine Schwärmerei vom Gedicht auf den Dichter übertrug.*) Aus dem nunmehr in der „Woge“ veröffentlichten Briefwechsel ersieht man zur Genüge den dämonischen Einfluß, welchen die faszinierende Persönlichkeit des gewaltigen Mannes — denn ein solcher war er, das kann man nicht leugnen — auf den schwärmerischen Jüngling sofort gewann. Nun hätte das an und für sich nicht so viel bedeutet, wenn Wagner sich begnügt hätte, seine Macht über den König für seine eigene Bereicherung und für seine Kunstbedürfnisse zu benützen; das hätte höchstens den finanziellen Ruin der Kabinettskasse herbeigeführt. Aber seine Absicht ging erheblich weiter, sie bezweckte nichts Geringeres, als sich zum alleinigen politischen Ratgeber des jungen Königs zu machen. Man hat dies längere Zeit bestritten, allein es liegt jetzt in dem Briefe Wagners an Frau Wille vom 14. Februar 1865 (Woge 1899, Heft 2,

*) Auch dieser Einfluß gründete sich aber nicht auf Zuneigung zur Person des Dichterkomponisten, im Gegenteile, diese drückte auf den König bei längerem Zusammensein als Last; ich weiß das aus dem Munde eines Vertrauten des Königs, der ihn jedesmal, nachdem der König einen Nachmittag hindurch mit Wagner zugebracht, völlig erschöpft und ermattet fand, wobei er klagte, daß dieser ihn so ermüde. Aber die schwächere Natur des Monarchen blieb auch wider seinen Willen der dämonischen und gleichsam hypnotisierend wirkenden Natur Wagners unterworfen

S. 23)*) und in dem bei Fröbel (Lebenslauf, Bd. II., S. 404) abgedruckten Schreiben der urkundliche Nachweis dafür der Öffentlichkeit vor. Für mich bestand darüber längst kein Zweifel, denn ich hatte in meiner amtlichen Thätigkeit Gelegenheit genug, in die Karten zu sehen. Ich war nämlich in der Mitte der sechziger Jahre nicht nur politischer Referent im bayerischen Ministerium des Äußeren, sondern auch mit der obersten Leitung der Presse beauftragt. Nun weiß man aus Fröbel (a. a. O. Bd. II, S. 398), daß Wagner im Oktober 1865 den König für den Plan gewannen hatte, eine große Zeitung in das Leben zu rufen, welche die Aufgabe haben sollte, die königliche (das heißt die von Wagner suggerierte) Politik und Kulturbestrebung zu vertreten. Damals kam die Sache nicht zu stande. Im März 1867 wurden aber die Verhandlungen von Graf Taufkirchen wieder aufgegriffen (vgl. Fröbel a. a. O. S. 479) und, da ich inzwischen als Nachfolger meines Freundes seine Stelle im Ministerium Hohenlohe übernommen hatte, von mir zu Ende geführt. Am 1. Oktober erschien die erste Nummer der von Fröbel geleiteten „Süddeutschen Presse".

Mein Chef hatte mir nach dem Befehle Seiner Majestät die Aufgabe übertragen, die Richard Wagnerschen Ideen über Politik in der neuen Zeitung zu vertreten. Ich begab mich also eines schönen Nachmittags in das Eckhaus (Baier- und Arcostraße), in welchem damals der „Meister" wohnte. Er war an diesem Tage in der violetten Stimmung. Ein schwerer Vorhang von violettem Sammet verhüllte das Fenster; er selbst saß in einem Talar aus violettem Sammet in einem violetten Sammetlehnstuhl, auf dem Haupte ein violettes Barett, das er, sich aus der sitzenden Stellung erhebend, bei meinem Eintritte sehr wenig lüftete. Ich trug ihm meine Aufgabe vor und bat ihn, mir seine Principien kund zu thun und zu bestimmen, wie unser künftiger Geschäftsverkehr sich gestalten solle. Und nun ergoß sich über mich die unendliche Melodie eines in völlig gleichmäßigem näselndem Tone, ohne Hebung und Senkung der Stimme dahinrollenden Wortschwalles, in dem die Worte: mein Königlicher Freund, deutsche Kunst, ideale Gestaltung des Staatslebens, verknöcherte Bureaukratie, Nebelwolken mißgünstiger Feinde, jüdische Benagung des germanischen Volkstumes und anderes stets wiederkehrten. Geistreich war alles, was er sagte, aber unklar, verworren und namentlich unpraktisch. Dieses Urteil befestigte sich in mir bei allen späteren Besprechungen. Und nicht geringer war die Unbrauchbarkeit dessen, was er mir in der Richtung vortrug, in welcher ich nach der Königlichen Instruktion besonders wirken sollte; nämlich: „Theater und Musik mit dem politischen Leben des Volkes in innige Verbindung zu bringen." Man denke sich gegenüber einer solchen Aufgabe die Gefühle eines nüchternen Staatsmannes, der Tag und Nacht beschäftigt war, mit Hilfe des Prager Friedens die Brücke über die Mainlinie zu errichten und den bayerischen Staat für den immer näher rückenden französischen Krieg wehrfähig zu machen. Ich meinte manchmal, ich müsse an der Wand hinauflaufen. Endlich beschloß ich einen Gewaltstreich. Ich erklärte, ich käme zur Überzeugung, daß ich durch meine bisherige Thätigkeit vollständig der „verknöcherten Bureaukratie" anheimgefallen sei, ich fühle mich unbefähigt, nach den bloß mündlich gehörten Darlegungen des Meisters dessen erhabene Ideen entsprechend in die Öffentlichkeit zu bringen. Ich bat ihn, er möge selbst alles, was er mir gesagt, in schriftliche Form fassen. Dies geschah, und man kann die Artikel in der „Süddeutschen Presse" (Jahrgang 1868 Feuilleton) nachlesen. Erst nach dem Erscheinen der Nummer XIV gelang es, einen ausdrücklichen Königlichen Befehl zu erwirken, welcher diesem Bandwurm ein Ende bereitete.

Was die eigentliche Absicht des Dichterkomponisten war, als er sich zum politischen Ratgeber des Königs machen wollte, ist mir nie ganz klar geworden. Zwar den märchenhaften Plan der Wiederaufrichtung des Königreichs Burgund, am Niederrhein — es sollte ihm die Hälfte von Belgien, Luxemburg und dazu Westfalen zugeteilt werden,*) läßt sich mit dem Wunsche erklären, den König nicht aus dem Ideenkreise des Schwanritters und der Elsa von Brabant entrinnen zu lassen und seine Phantasie auch auf politischem Gebiete zu beschäftigen. Aber wodurch ist die Stellung des ehemaligen Revolutionärs zu den absolutistischen Neigungen Ludwigs II zu erklären, die er fortwährend aufstachelte? Geschah dies nur, weil er erkannt hatte, daß der Hang zum Absolutismus der politische Grundzug in des Königs Ideen war?

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine von einem am Darmstädter Hofe vielgeltenden Beamten mir mitgeteilte Erzählung einzufügen, die in dieser Hinsicht charakteristisch ist.**) Als fünfzehnjähriger Knabe sprach der spätere König einmal mit seinem Onkel, dem Großherzoge von Hessen, über Souveränität und deren Ausübung. „Die einzige eines Herrschers würdige Stellung," äußerte der junge Prinz, „ist diejenige, welche der Kaiser von Rußland inne hat. Sobald ich einmal König bin, werde ich alles aufbieten, mir die gleiche Stellung zu verschaffen." Darauf soll ihm der Großherzog unter Lachen die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt

*) In diesem Briefe brüstet sich Wagner, es sei vielleicht das Wohl eines ganzen Landes in seine Hände gelegt, wenn es ihm gelänge, seinen jungen Freund für immer seiner Umgebung zu entreißen. Er arbeitete daher eifrig am Sturze des Kabinettssekretärs Pfistermeyer und des Ministeriums Pfordten. Der König klagte über dieses beständige Drängen Wagners öfters seiner damaligen Braut, wobei er sich — wie ich von Ohrenzeugen wieder hörte — der Worte zu bedienen pflegte: „Den Pfi und den Pfa kann er nicht ausstehen und will immer, ich soll sie wegthun, aber ich mag jetzt nach nicht."

*) Fröbel, der (Bd. II. S. 406) den abenteuerlichen Plan auch kennt, gibt an, daß hinter demselben die Ratgeber des Hauses Taxis gesteckt hätten.

**) Vgl. die oben citierten Briefe an Frau Wille und Fröbel; auch Fröbel a. a. O. S. 318.

haben: „Da gratuliere ich, da werden Sie gehörig anpumsen, mein lieber Neffe.“

Später trat bekanntlich als Herrscherideal an Stelle des Zaren in des Königs Ideenkreis le Roi Soleil, was sich bis in das Krankhafte — wie schon oben erwähnt — steigerte. Schon gleich nach der Thronbesteigung, als ihn der damalige Kabinettssekretär aufforderte, doch den Vorsitz im Staatsrate zu führen, weigerte er sich (er hat auch wirklich, solonge er König war, niemals einem Staatsrate präsidiert). Und als ihm der Sekretär dabei bemerkte, das sei seine Königliche Pflicht, erwiderte er in höchster Erregung: „Wenn ich als König wieder die Rechte eines Louis XIV. haben werde, werde ich auch die Pflichten eines Königs erfüllen und dem Staatsrat präsidieren.“ Daß man also sich beim Könige beliebt mache, wenn man seinen absolutistischen Neigungen schmeichle, wußte Wagner recht wohl, und es kann sein, daß ihn dieser Gedanke allein leitete. Oder verfolgte er wirklich die ihm von seinen Gegnern zugeschriebenen Pläne? Mir sind sie stets zu abenteuerlich erschienen. Von dem Königreiche Burgund sprach Wagner nie mit mir und verlangte nicht, daß die Süddeutsche Presse für dessen Errichtung eintrete. Desto mehr aber von der „Reduktion der Verfassung“, welchen Ausdruck er für die Louisquatorze-Ideen des Königs erfunden hatte. Natürlich fiel es mir nicht ein, diese Tendenz in der Presse zu vertreten. Einmal aber war ich doch veranlaßt, für die Erhaltung der Königlichen Rechte einzutreten, und dies wäre mir bald übel bekommen.

In der bis zu Ende der sechziger Jahre geltende bayerischen Gemeindeordnung hatte die Regierung das Recht der Bestätigung oder Ablehnung der in den größeren Städten von den Gemeindekollegien gewählten Bürgermeister. Dieses Recht war der Demokratie natürlich ein Dorn im Auge, und es wurde bei Beratung der neuen Gemeindegesetze ein Sturm dagegen losgelassen; ich war vom Fürsten Hohenlohe, der durch wichtige andere Frogen in Anspruch genommen war, als Ministerialkommissar abgeordnet und hatte einen heftigen persönlichen Zusammenstoß mit den Ressortministern, welche sich geeinigt hatten, dem „Volkswillen“ entgegenzukommen, um die Linke für Gegenleistungen willig zu mochen.

Nach der Ausschußsitzung begab ich mich im hellen Zorne zu Herrn Staatsrat von Wydenbrugk, klagte ihm mein Leid, und er versprach mir über die Frage einen Leitartikel für die „Süddeutsche Presse“ zu schreiben. Alsbald erhielt ich auch einen solchen, in dem der treffliche Publizist die Gefahr beleuchtete, welche die unbeschränkte Auslieferung der obersten Verwaltung in den großen Städten an die Volksmehrheit in sich schließe, und davor warnte, die Macht der Regierung, die sie glücklicherweise in dieser Richtung noch besitze, abzuschwächen. Man schrieb natürlich diesen Artikel mir zu, fand darin eine förmliche Auflehnung eines „Unterbeamten“ gegen den zuständigen Minister und beschloß, das nicht ungestroft hingehen zu lassen. Das Kabinettssekretoriat war damals lediglich das Organ des Herrn v. Lutz, meines erbittertsten Gegners. So erhielt ich den Befehl, alsbald vor Seiner Majestät zu erscheinen. Ich hatte kaum Zeit, mich in Uniform zu werfen. In der Residenz mußte ich längere Zeit im Vorzimmer warten. Plötzlich ward die Thüre zu den Gemächern Seiner Majestät heftig aufgestoßen, herein trat der König mit dem üblichen stampfenden Schritt, stellte sich in der durch spätere Photographien genugsam bekannten „Wendung“ einige Schritte von mir entfernt auf, drehte den Kopf über die Schultern nach mir herüber und rief in sehr ungnädigem Tone: „Sie wollen wohl wieder noch Nürnberg zurück?“ Ich verbeugte mich: „Wohin Eure Majestät mich hinzuschicken geruhen, werde ich meine Kräfte ebenso dem Dienste meines erhobenen Monarchen widmen, wie ich es zur Zeit in München thue.“ Der Kopf Seiner Majestät machte eine Bewegung, offenbar gefiel ihm die Antwort, und etwas weniger ungut sagte er: „Ja, ich werde Sie aber doch noch Nürnberg zurückschicken, wenn Sie so fortfahren.“ Nun verbeugte ich mich abermals: „Womit habe ich die Ungnade Eurer Majestät auf mich gezogen?“ — „Sie machen gegen mich Opposition und noch dazu in der Zeitung, die auf meinen Befehl ins Leben gerufen worden ist.“ — „Majestät sprechen, wie ich anuehmen darf, von dem Leitartikel im gestrigen Abendblatte der Süddeutschen Presse?“ — „Ja.“ „Und man hat also Eurer Majestät gesagt, ich hätte diesen Artikel geschrieben. Darf ich mir die allerunterthänigste Frage erlauben, ob Eure Majestät den Artikel gelesen hoben?“ — „Brouche ich nicht, man hat mir seinen Inhalt angegeben.“ „Das ist schade, da ich den Artikel nicht geschrieben habe, darf ich sagen, er wäre des Leseus wert.“ — „Was, Sie sind nicht der Verfasser? Ist das wahr?“ Jetzt rief ich mir meinen guten Tanzlehrer Nadler ins Gedächtnis zurück, warf mich in die Pose der gekränkten Unschuld und sagte: „Sire“ (diese Anrede wor etwas gewagt, aber ich rechnete, daß sie in diesem Augenbticke richtig sei), „ein Edelmonn wird eher sterben, als seinen König belügen“ — sofort heiterte sich das Gesicht des Monarchen auf — „der Verfasser des Artikels, der ein Meisterwerk ist, ist Staatsrat von Wydenbrugck, Majestät kennen und schätzen, soviel ich weiß, diesen echt konservativen, monarchisch gesinnten Staatsmann, der ein treuer ergebener Anhänger Eurer Majestät ist.“ Ob der König mehr als den Namen von ihm kannte, weiß ich nicht, aber er erwiderte: „So, so Wydenbrugck.“ „Und der schreibt gewiß nicht gegen Eure Majestät,“ schaltete ich ein. „Nein, das glaube ich auch nicht — aber man hat mir doch gesagt“ — Nun beugte ich mein Haupt ganz tief: „Majestät, ich gestehe, daß ich gefehlt habe, und bitte demütig um Verzeihung; ich habe allerdings von Wydenbrugk zu diesem Artikel veranlaßt und derselbe macht allerdings Opposition; aber nicht gegen Eure Majestät, sondern gegen die Herren Minister.“ Der König machte eine heftige Bewegung. „Ich weiß, Majestät, dos ist eine Insubordination und ich verdiene Strafe. Aber bedenken Allerhöchstdieselbe meine schwierige Lage.“

Und nun beging ich eine an sich unschöne Handlung, ich wurde Intrigont und versuchte, den Ministern ein Bein zu stellen; ich wußte längst, daß sie sämtlich meinem Chef, dem Fürsten

Hohenlohe, übel gesinnt waren, und ich hätte sie herzlich gern in die Luft gesprengt. Dazu wäre ich — auch heute noch ist das meine Überzeugung — vom Standpunkte der Notwehr aus berechtigt gewesen; aber das Mittel, das ich anwandte, war nicht schön. Ich sagte nämlich: „Eure Majestät haben mich bezüglich der Leitung der Süddeutschen Presse an Herrn Richard Wagner verwiesen, und aus den Besprechungen mit demselben habe ich entnommen, daß Eure Königliche Majestät eine Verringerung der Kronrechte nicht zu dulden gesonnen sind." — „Das will ich auch nicht," fiel der König ein, „und ich hoffe nicht, daß die Minister sich so eine hochverräterische Handlung erlauben werden." — „Vielleicht sehen dieselben nicht so klar, wie Herr von Wydenbrugk. Aber faktisch haben sie die Absicht, ein wichtiges und bei dem stetigen Anwachsen der Socialdemokratie in den Städten in der Zukunft jedenfalls noch wichtiger werdendes Recht Eurer Königlichen Majestät aufzugeben. Dagegen Opposition zu machen, heißt nicht gegen Eure Majestät sich auflehnen, sondern von dem übelberatenen Monarchen an den besser zu beratenden appellieren." Dieser Satz war ein Fehlgriff, das bemerkte ich sofort. Der Gesichtsausdruck des Königs verfinsterte sich; ich versuchte, die Frage klar zu legen, fand aber keinen aufmerksamen Zuhörer und wurde bald, indessen keineswegs ungnädig, verabschiedet. Nach Hause zurückgekehrt, erstattete ich Seiner Durchlaucht, dem Fürsten zu Hohenlohe, über den Vorgang ausführlichen Bericht. Er hörte mich schweigend an und sagte: „Eigentlich muß ich es ernstlich mißbilligen, daß Sie gegen die Minister, meine Kollegen, intrigieren. Als mildernden Umstand will ich gelten lassen, daß Sie bona fide handelten und dann, daß es Ihnen doch nichts hilft. Herr von Lutz wird Ihren Angriff mit Leichtigkeit parieren. Indessen eine Satisfaktion für die schlechte Behandlung am Anfange der Audienz ist Ihnen Seine Majestät doch schuldig. Ich werde für Sie einen Orden beantragen." Und richtig, am folgenden Tage wurde mir das Ritterkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael zugestellt, meine erste Dekoration.

Später erhielt ich noch eine weitere, mir wertvollere Satisfaktion. In einer der größeren Städte war ein dem Könige höchst unsympathischer Demokrat zum Bürgermeister gewählt worden, und der Monarch wollte, daß dies nicht geduldet werde. Als man auf die neue Gesetzgebung hinwies, nach welcher nichts dagegen zu machen sei, sagte der König plötzlich: „Halt, ich erinnere mich, der Völderndorff hat mich gewarnt, hätte ich ihm doch geglaubt. Der Minister, der mir dazu geraten, sollte noch nachträglich gehängt werden." Ich habe das von einem Ohrenzeugen.

Nach dem Rücktritte des Fürsten zu Hohenlohe von seinem Posten als bayerischer Ministerpräsident hatte ich keine Audienz mehr bei dem Könige. Aber derselbe ließ mir öfters seine Zufriedenheit mit meinen „Harmlosen Plaudereien", welche in der Allgemeinen Zeitung erschienen, aussprechen. Das änderte sich, als Kabinettssekretär von Eisenhart seiner Stelle enthoben worden war, und zwar ganz unerwartet, in der ungnädigsten Weise. Diese Ungnade übertrug sich auch auf mich. Außer mir war der langjährige Pagenhofmeister General von Lerchenfeld mit Eisenhart seit dem Jahre 1845 intim befreundet, und wir hatten seit 1867 jeden Dienstag Nachmittag gemeinsame Kaffeepartie. Natürlich brachte die Entlassung unseres Freundes in unserem Verkehr keine andere Veränderung hervor. Da kam eines Tages Lerchenfeld zu mir und sagte: „Es ist mir aufgefallen, daß ich seit einiger Zeit nicht mehr zur Hoftafel geladen werde. Mir wäre das natürlich einerlei, aber meinem Amte glaubte ich schuldig zu sein, in der Sache klar zu sehen. Nun, denke dir, wir beide sind in größter Ungnade, weil wir nach wie vor unseren Dienstagskaffee besuchen. Der König hat mir durch den Obersthofmarschall sagen lassen, es sei dies in seinen Augen eine Mißachtung gegen ihn selbst, denn ein getreuer Unterthan verkehre nicht so intim mit einem, der die allerhöchste Ungnade auf sich gezogen." Nach kurzer Besprechung begab sich Lerchenfeld zum Oberstthofmarschall und bat, im eignen und in meinem Namen Seiner Majestät zu melden, daß wir zwar vom tiefsten Schmerze erfüllt seien, wenn wir die allerhöchste Gnade verscherzt haben sollten, aber wir hielten es, gerade weil unseren Freund ein solches Unglück getroffen habe, für unsere Pflicht, den auch vom tiefsten Schmerze Erfüllten zu trösten. — Das wurde wiederum sehr ungnädig aufgenommen, und es wurde mir durch einen Abgesandten (es war eine Art von Bereiter) eröffnet: „Ich sei in die Bastille bestimmt." Es war nämlich in der Zeit der immer mehr zunehmenden Geistesumnachtung des unglücklichen Monarchen eine seiner Wahnvorstellungen, daß er die bei ihm in Ungnade Gefallenen „in die Bastille" werfen könne. Die unmittelbare Umgebung mußte in solchem Falle auf so lange verschwinden, bis der Befehl erging, den Betroffenen wieder aus der Bastille zu entlassen. Für andere hatte es nur die Folge, daß sie nicht zur Hoftafel eingeladen wurden.

* * *

Fünfzehn Jahre waren seit meiner letzten Audienz vergangen; bevor ich am 13. Juni 1886 mein Büreau verließ, hatte mir der Herr Minister ein Telegramm Guddens aus Berg gezeigt: „Hier geht alles wunderbar gut." Dies erschreckte mich, denn wie ich den König kannte, konnte ich nicht annehmen, daß er sich den über ihn verhängten Maßnahmen fügen werde, und war überzeugt, daß er einen Hauptcoup beabsichtige. Aber auf das Entsetzliche, was mich noch in derselben Nacht aus dem Schlafe weckte, war ich doch nicht gefaßt gewesen. Da mir nach meiner amtlichen Stellung die Pflicht oblag, den Tod des Königs zu konstatieren, warf ich mich sofort in Uniform, nahm Abschied von meiner Frau — es war ja möglich, daß ich lebend nicht mehr zurückkehren werde, bei der Erbitterung des Landvolkes konnte die Fahrt nach Schloß Berg lebensgefährlich werden.

Von Starnberg aus fuhr ich in der Hofequipage. Bereits da, wo die Landstraße von München in den Weg nach Berg einmündet, standen Leute auf den beiden Seiten der Chaussee, und von Percha an reihten sie sich Mann an Mann aneinander, in der vordersten Reihe Frauen

und Kinder. Nie sonst in meinem Leben bin ich mit so haßerfüllten Augen angeblickt worden; ich fühlte wohl, daß mein Leben in diesen Minuten keinen Pfennig wert war; ein einziger Ruf: „Schlagt ihn tot!“ und es war um mich geschehen. Aber es fehlte an einem entschlossenen Führer, und so kam ich ungefährdet in Berg an. Ich stieg die Treppe hinauf, nicht mit leichtem Herzen, das kann man sich denken. Man wies mich in den sogenannten blauen Salon.

Ich schritt langsam vor an das Bett, auf welchem ruhte, was von des Königs Majestät auf der Erde zurückgeblieben war. Der Körper noch mit der irdischen Pracht der Generalsuniform geschmückt und mit dem Königsmantel bedeckt, aber das Gesicht verzerrt, der Ausdruck finster und zornig; man erkannte, in welch' furchtbarer Seelenaufregung der Monarch aus dem Leben geschieden war. Mit bebenden Händen ergriff ich den Bogen, auf welchem ich an dem neben dem Leichenlager stehenden kleinen Tischchen die Sterbeurkunde aufzeichnen sollte. Ich konstatierte, was ich vor mir hatte; aber ich mußte das Papier wieder zerreißen, denn ich war so wenig Herr meiner Gedanken, daß ich geschrieben hatte: „und fand auf einem Ruhebett den entseelten Leichnam weiland Seiner Majestät des Königs.“ Erst als ich die Worte wieder überlas, bemerkte ich, welche unzulässige Tautologie mir Aufregung und Verwirrung in die Feder gegeben hatten.

Allmählich ruhiger geworden, entwarf ich die standesamtliche Sterbeurkunde. Dann betrachtete ich die im Nebenzimmer aufgebahrte Leiche des Geheimrats Professar von Gudden, und im ernsten Sinnen verließ ich das Schloß. Nunmehr suchte ich die Stelle am Ufer auf, wo in der verflossenen Nacht der König den Tod gefunden. Man sah deutlich die Spuren und konnte sich ein deutliches Bild dessen machen, was vorgegangen war. Eine amtliche Aufzeichnung hierüber lag mir indessen nicht ab; in einer schwer zu schildernden Aufregung kehrte ich nach München zurück. — — —

* * *

Es war der 19. Juni nachmittags halb drei Uhr; alle Glocken der Stadt läuteten. Der Leichenzug war an der Hofkirche vom heiligen Michael angekommen, in dessen Gruftgewölbe der unglückliche Monarch zur ewigen Ruhe gebettet werden sollte. Die kirchlichen Ceremonien nahmen ihren vorgeschriebenen Verlauf, das „requiescat in pace“ war verklungen, und nun lag mir, als dem Generalsekretär des königlichen Hausministeriums die letzte Pflicht ab, die Versiegelung des Sarges. Ich winkte den Gugetmännern;*) sechs derselben nahmen denselben auf, sechs gingen unmittelbar hinten nach, die übrigen dreizehn umringten unseren Zug. So schritten wir hinab in die Gruft, die nur düster erleuchtet war. Noch hatte ich eine furchtbar schwere Aufgabe zu erledigen; es war meine Pflicht, mich durch eignen Augenschein, unmittelbar bevor ich den Sarg für immer zusiegelte, zu überzeugen, daß es wirklich die Leiche des Königs sei, die im Sarge liege. Also ließ ich den Deckel vom Sarge nehmen; die Fackeln der Gugelmänner beleuchteten grell den vor mir liegenden Toten, dessen Antlitz, ohngeachtet der vorgenommenen Einbalsamierung, schon stark verfallen war. Ja, es waren die mir so wohlbekannten Züge; Thränen stürzten mir — ich kann es nicht leugnen — aus den Augen, und nur mit einer stummen Handbewegung gab ich den Befehl, den Sarg wieder zu schließen. Es war der König, ich konnte es nunmehr pflichtgemäß aus eigner Wahrnehmung bestätigen, der in demselben lag.

Nunmehr umschnürte ich den Sarg mit einem schwarzseidenen breiten Bande in der vorgeschriebenen Weise und siegelte das eine Ende fest an die eine Seitenwand an, während das andere ebenso von dem mitanwesenden königlichen Oberstbofmeister befestigt wurde. Dann wurde der Metallsarg in den Mahagonisarkophag gehoben, der schon bereit stand; aber bei dem flackernden Fackelschein schienen die Gugelmänner den ersteren etwas schief gehalten zu haben, der Deckel des Sarkophags wollte nicht schließen. Rasch sprangen einige der schwarzen Gestalten auf diesen Deckel und wollten ihn mit ihrem Körpergewicht hinabdrücken. Das konnte ich nicht mit ansehen; mir war, als müßte solch ein Gebaren den Herrn, der so viel auf seine königliche Würde gehalten, noch als Toten kränken. Ich befahl daher, den Sarg wieder heraus zu heben und sorgfältig in den Sarkophag einzusetzen, was längere Zeit erforderte, und wie ich später hören mußte, die in der Kirche Zurückgebliebenen ungeduldig machte. Dann schlang ich um den Sarkophag einen handbreiten schwarzgeteerten Gurt und siegelte auch dessen beide Enden an, womit die Ceremonie geschlossen war. Als der Letzte verließ ich die Gruft. Noch einen Blick auf den kleinen Fleck, der alles barg, was von so vielen Hoffnungen übrig geblieben, warf ich zurück. Dann ließ ich die Thüre rasselnd ins Schloß fallen — das Trauerspiel eines unglücklichen Königslebens war zu Ende.

*) Die „Männer in der Guget“ sind ein uraltes germanisches Überbleibsel, das sich meines Wissens nur in Bayern erhalten hat. Kugula, so viel als Kapuze, ist eine runde Kopfbedeckung — man nennt noch jetzt in manchen Gegenden das Kopftuch der Bäuerinnen und von dem Worte kommt auch der „Gugelhupf“. Diese Kopfbedeckung wurde an einem schwarzen Mantel befestigt und hatte im Gesicht zwei Öffnungen für die Augen. In Bayern begleiten hergebrachtermaßen fünfundzwanzig Männer in der Gugel den Leichenwagen bei fürstlichen Begräbnissen. Jeder Gugelmann trägt zwei schief im Kreuz übereinander gebundene Wachsfackeln.

König Friedrich Wilhelm I. als 14jähriger Knabe in der Gestalt des David.
Nach dem Gemälde von Antoine Schoonjans.

Die bildenden Künste unter den Hohenzollern.

Die Zeit König Friedrichs I.

Von

Dr. Paul Seidel.

Mit sechzehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Vignette aus dem Werke „Thesaurus Brandenburgicus." Gezeichnet und gestochen von S. Bleſendorf.

Als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg den Thron seiner Väter bestieg, sah er sich ganz anderen Verhältnissen gegenüber, wie der Große Kurfürst 48 Jahre früher. Die schlimmsten Wunden, die der dreißigjährige Krieg geschlagen hatte, waren bereits verschmerzt; unter der kräftigen Regierung seines Vaters waren Friede und Ruhe wieder eingekehrt, hatten sich Kultur und Wohlstand sehr gehoben. Die Aufnahme der Hugenotten hatte namentlich die Industrie gefördert. Vielleicht war die Neigung Friedrichs zu den bildenden Künsten nicht größer als die seines Vaters, aber es ist leicht erklärlich, daß sie in den gesicherten Verhältnissen, die er bei seinem Regierungsantritt vorfand, und bei der politischen Machtstellung, die Brandenburg-Preußen jetzt durch seine Armee einnahm, viel mehr zur Geltung und praktischen Ausübung gelangte. Dazu kam freilich eine künstlerisch durchgebildete Prachtliebe, die von dem glühenden Wunsch beseelt war, den Stolz auf die mühsam erworbene Königskrone auch nach außen hin glanzvoll zum Ausdruck zu bringen und womöglich den glänzenden Hof Ludwigs XIV. in Versailles, dessen Ruhm die Welt erfüllte, zu überbieten. Wenn also auch diese Kunstliebe von menschlichen Schwächen nicht frei war, so ist doch nie genügend gewürdigt worden, wie noch das heutige Berlin von dem Glanze von Friedrichs künstlerischen Leistungen zehrt. Man denke sich das Königsschloß, das Zeughaus, das Denkmal des Großen Kurfürsten fort — um nur diese zu nennen — und Berlin hat aus älterer Zeit auf dem Gebiete der Kunst nichts mehr, was seiner heutigen Bedeutung entspricht. Man vergißt gar zu leicht, daß ein Schlüter, um das zu leisten, was er geleistet hat, zweier Dinge bedurfte: seines außerordentlichen Könnens und eines Königs, der ihm vertrauensvoll die höchsten Aufgaben stellte, höhere, als selbst Schlüter zu erfüllen im Stande war. Man darf — in diesem Falle wenigstens — über dem Künstler den Bauherrn nicht vergessen.

Auch in anderer Beziehung vollzieht sich unter Friedrich ein Umschwung in dem Berliner Kunstleben. Vor ihm dominierten die holländische Kunst und ihre Vertreter am Berliner Hofe. Unter Friedrich kommen aber allmählich auch Künstler anderer Nationalität, Franzosen und vor allem auch deutsche zur Geltung, und ich meine, es kann jeden Vaterlandsfreund mit Genugthuung erfüllen, daß die beiden großen Künstler des XVII. und XVIII. Jahrhunderts in Berlin, Schlüter und Knobelsdorff, ersterer durch seine Ausbildung in Danzig und letzterer auch durch seine Geburt, Preußen gewesen sind.

Das außerordentliche Verdienst, die verschiedenen in Berlin thätigen Kunstrichtungen centralisiert und einen Stützpunkt für Ausübung und Ausbildung der bildenden Künste in Berlin geschaffen zu haben, gebührt Friedrich durch die Gründung der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften. Schon 1690 soll eine pri-

vate Vereinigung der in Berlin thätigen Künſtler beſtanden haben, und ein Mitglied dieſer Vereinigung, der aus dem Haag ſtammende Maler Auguſtin Terweſten, machte dem Kurfürſten 1694 zuerſt den Vorſchlag zur Gründung einer Akademie. Terweſten war zur Einrichtung einer Akademie dadurch beſonders befähigt, daß er in der 1682 gegründeten Haager „Akademie van de Teyken Konſt“ eine hervorragende Thätigkeit entfaltet hatte, ja einmal deren „Regent“ geweſen war. Die Einrichtung der Anſtalt wurde mit Eifer in Angriff genommen. Das obere Stockwerk des damaligen Marſtalls, das Gebäude, in dem ſich die Akademie noch heute befindet, wurde für die Lehrzwecke eingerichtet. Um dem Mangel an Kunſtwerken abzuhelfen, die den Schülern zu Vorbildern dienen konnten, wurden die Maler Gericke und Terweſten nach Italien geſandt, um Abgüſſe von antiken Kunſtwerken und auch ſolche im Original zu erwerben. Mit reichen Sammlungen kehrten ſie heim. Genannt werden uns unter den Abgüſſen, zu denen ſie die Formen mitbrachten, der Laocoon, die Venus von Cnidos und die Reiterſtatue von Marc Aurel. Aber auch mit einer Reihe von Originalen, wie Bronzen, Urnen, Lampen ꝛc., wurde die Sammlung ausgeſtattet; leider gingen alle dieſe Schätze bei einem Brande 50 Jahre ſpäter völlig zu Grunde. In demſelben Jahre 1694 wurde der Maler Romandon nach Italien geſandt, um Kopien nach den berühmteſten Gemälden anzufertigen. Von dieſen Arbeiten haben ſich noch eine ganze Reihe, namentlich Kopien nach Correggio, in den königlichen Schlöſſern erhalten. — Zum erſten Protektor der Akademie wurde der allmächtige Dankelmann ernannt, der nach ſeinem Sturze durch ſeinen Nachfolger Kolbe von Wartenberg erſetzt wurde. Beide haben ſich um die junge Anſtalt ſehr verdient gemacht.

Friedrich I. auf dem Thron.
Nach dem Gemälde von Weidemann.

Obwohl die Lehrthätigkeit an der Akademie ſofort nach der Gründung begann, ſo waren doch erſt 1699 die Vorbereitungen ſo weit abgeſchloſſen, daß die Akademie am Geburtstage des Stifters, am 1. Juli, feierlich eingeweiht werden konnte. In der erwähnten Stiftungs-Urkunde wird als Zweck der Akademie angegeben: „die mehrere Etablie-

rung und desto nützlichere Fortpflanzung aller Künste und Wissenschaften in den kurbrandenburgischen Staaten zu fördern und zur Aufnahme der Maler-, Bildhauer- und Architektur-Kunst mitzuwirken."

Denkmünze auf die Gründung der Akademie der Künste zu Berlin. Vorder- und Rückseite.

Die ersten vier Rektoren der Akademie, von denen einer abwechselnd das Direktorat führte, waren Werner, Terwesten, Schlüter und Probener. Auf die einzelnen Künstler, die eine hervorragende Rolle an der Akademie gespielt haben, kommen wir später zurück, hier sei nur noch erwähnt, daß auf Befehl des Kurfürsten auch die Vorschläge für die Innendekoration des Schlosses, namentlich für die Deckenmalereien, von der Akademie in corpore ausgehen mußten, und daß den Mitgliedern dann die einzelnen Aufgaben zugeteilt wurden. Die Oberleitung hierfür fiel natürlich dem Architekten, in diesem Falle Schlüter, zu. Auf den Lehrplan und sonstige Ausstattung der Akademie brauchen wir hier nicht näher einzugehen; jedenfalls war ein ernstes frisches Streben vorhanden, und die Akademie war auf dem besten Wege, in Norddeutschland eine führende Rolle einzunehmen, als Friedrichs Sohn ihr bei seinem Regierungsantritt alle Existenzbedingungen abschnitt.

Die in dieser Zeit in Berlin dominierende Kunst, die Baukunst, feierte durch ihren genialen Vertreter Schlüter großartige Triumphe, um so großartiger, als sie in dieser Zeit des Verfalls um so unerwarteter sind. Schlüters Leistungsfähigkeit erscheint noch überraschender, wenn man bedenkt, daß er bei der Überfülle von Aufgaben auf architektonischem Gebiete gleichzeitig ebenso Wertvolles als Bildhauer zu leisten vermochte. Wohl selten hat ein Künstler seinem Zeitalter so den Stempel seines Geistes aufzuprägen gewußt, und mit vollem Rechte wird daher die Kunstrichtung dieser ganzen Zeit in Berlin als Schlüterscher Stil bezeichnet. Bei dieser Gelegenheit bringe ich in Vorschlag, daß man sich zur Klarstellung der Stilperioden am Berliner Hofe von den üblichen französischen Stilbezeichnungen: style Louis XIV, Louis XV ꝛc. frei mache und dieselben durch die Namen unserer Regenten ersetze. Dies ist um so berechtigter, weil bei der Abhängigkeit der Kunst in älterer Zeit von den Neigungen des Fürsten die Regierungszeit jedes einzelnen einen ausgeprägten Charakter besitzt, der mit dem der gleichzeitigen französischen Kunst oft nur eine äußere Verwandtschaft hat. Jedem, der einmal mit Aufmerksamkeit die Schlösser von Berlin und Potsdam durchwandelt hat, wird es verständlich sein, wenn wir vom Stil Friedrichs I., Friedrich Wilhelms I., Friedrichs des Großen sprechen werden.

Als Schlüter von Warschau nach Berlin kam, war hier der tüchtigste Architekt der Oberdirektor der kurfürstlichen Bauten Nering. Seine Thätigkeit war sehr umfangreich. Wir nennen hier nur die Fertigstellung des Schlosses Oranienburg, den Bau der Kapelle in Köpenick, den Bau des Marstalles (heute Akademie) und der Langen Brücke in Berlin, den Bau des Zeughauses und vor allem die Anlegung der Friedrichstadt, in der er eine große Anzahl von Privatgebäuden errichtet hat. Doch starb Nering schon im Oktober 1695; sein Nachfolger war Grünberg. In Schlüters Bestallung vom August 1694 ist von einer etwaigen Thätigkeit als Architekt noch gar keine Rede, sondern er wird als Hofbildhauer mit 1200 Thalern Gehalt angestellt. In diesem Dokument war Schlüter verpflichtet: „was wir von Bildhauer-Arbeit, sei es von Stein, Marmor, Elfenbein, Alabaster oder Holz von ihm verlangen werden, seiner besten Wissenschaft nach verfertigen, in der anzurichtenden Akademie von Bildhauern, damit die Jugend in dieser Kunst soviel möglich angeführt und perfektioniert werden möge, allen möglichen Fleiß anwenden solle." Es scheint, daß sich Schlüters Bedeutung als Architekt erst allmählich, namentlich durch den Bau von Charlottenburg, geltend machte.

Über Andreas Schlüters Jugendzeit ist

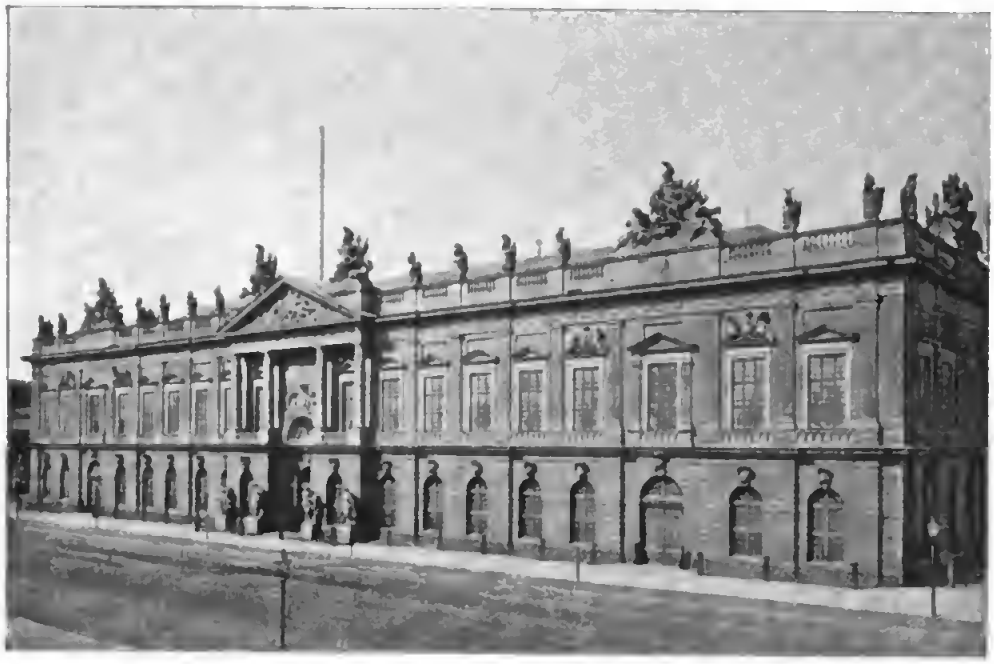
uns leider sehr wenig bekannt, und es ist kaum anzunehmen, daß das Dunkel, welches über seinem Entwickelungsgang und über seinem Privatleben liegt, noch in wünschenswertem Maße erhellt werde. Überhaupt waltet ein eigener Unstern über der Geschichte dieses größten aller Berliner Künstler, denn es ist uns kein sicheres Bildnis von ihm überliefert, und von seinen Zeichnungen und Entwürfen hat sich fast nichts

Der Mittelbau des königl. Schlosses zu Charlottenburg. Von Andreas Schlüter.

erhalten. Wir wissen von Schlüters Jugend nur, daß er am 22. Mai 1664 in Hamburg getauft wurde, noch sehr jung zum Bildhauer David Sapovius in Danzig in die Lehre kam und 1694 aus Warschau als Bildhauer nach Berlin berufen wurde. Wenn uns aber über den Menschen Schlüter und über sein Werden so wenig Nachrichten überkommen sind, so sprechen um so eindringlicher seine Thaten für den fertigen Künstler. Seine ersten Arbeiten in der neuen Heimat waren die leider gänzlich zerstörten Reliefs mit Flußgöttern und Najaden an der Langen Brücke in Berlin und die reizvollen Kinderfiguren an der Decke des großen Marmorsaales im Potsdamer Stadtschlosse, die bei dem spätern Umbau dieses Saales durch Knobelsdorff pietätvoll erhalten wurden. Die erste architektonische Aufgabe aber, die Schlüter in Berlin gestellt wurde, war der Bau eines Landhauses für die Kurfürstin Sophie Charlotte in Liezenburg, dem heutigen Charlottenburg. Dieser Bau ist noch zum Teil erhalten in dem Mittelbau des heutigen Schlosses; das große Mittel-Risalit, die Kuppel und die mächtigen Flügelbauten sind spätere Erweiterungsbauten Eosanders. Von großem Reiz sind zum Teil die Zimmer des älteren Teiles, hier kann man von der Innendekoration jener Zeit ein viel besseres Bild gewinnen als im Berliner Schlosse, da keine unverständige Restaurierung so zerstörend gewirkt hat wie in Berlin. In diese Zeit fällt auch die Ausführung des ersten größeren Skulpturenwerkes unseres Künstlers, die der Bronzestatue Friedrichs I., deren Guß 1697 von Jakobi ausgeführt wurde. Ursprünglich sollte diese Statue in der Mitte des Zeughaushofes aufgestellt werden, aber es kam nicht dazu, und das Bildwerk wurde hin und her geschleppt. König Friedrich Wilhelm I. beabsichtigte dann die Statue seines Vaters Unter den Linden an der Stelle aufzurichten, wo heute die Statue Friedrichs des Großen steht. Alle Vorbereitungen waren schon ge-

troffen zur Errichtung einer 50 Fuß hohen, mit den Thaten Friedrichs in Basreliefs geschmückten Säule, deren Krönung die Statue bilden sollte, als der König starb. Sein Nachfolger ließ die angefangenen Arbeiten wieder zerstören, und die Bildsäule blieb im Magazin des Zeughauses, bis sie endlich Friedrich Wilhelm III. der Stadt Königsberg schenkte, wo sie vor dem Schloß ihren dauernden Platz gefunden hat. Die Stadt Berlin aber besitzt noch immer kein Denkmal des ersten Königs von Preußen, der so unendlich viel für sie gethan hat.

Kunstwerke von ganz eigenartigem Reiz größerer Bedeutung aber sind die als Schlußsteine der Fensterwölbungen an den Wänden des Hofes angebrachten 21 Köpfe sterbender Krieger. Während das Äußere des Gebäudes mit den Helmen an der Fassade, mit den Trophäengruppen auf dem Gesims und auf den Thürflügeln den Glanz und den Ruhm des Waffenhandwerks zum Ausdruck bringt, erblickt man hier auf dem abgeschlossenen Hofe die Kehrseite der Medaille in erschütternder Tragik dargestellt. Diese Köpfe verwundeter und sterbender Krieger spiegeln das Grausen des Todes von leidenschaftlicher Wut oder verzweiflungsvollem Aufbäumen der letzten



Hauptfassade des Zeughauses zu Berlin. Von Andreas Schlüter.

sind Schlüters Dekorationen am Zeughause. Der Entwurf zu diesem Gebäude und der Anfang des Baues stammen, wie erwähnt, von Nering, der aber schon 1695 starb. Wenn auch in der Hauptsache Nerings Plan beibehalten wurde, so stammt doch der glanzvollste Teil des Baues, die wundervolle Dekoration, die die Einförmigkeit der großen Fassaden wirkungsvoll unterbricht, von Schlüter. An der Außenseite ist das erste Geschoß mit Helmen verziert, die in der abwechslungsreichen Fülle ihrer Formen von der reichen Gestaltungskraft des Künstlers Zeugnis ablegen. Von bei weitem

Lebenskräfte bis zum letzten ohnmächtigen Ermatten in solcher Wahrheit und doch dabei großartigem künstlerischem Durchdringen wieder, daß das Abschreckende des Gegenstandes dem Beschauer gar nicht zum Bewußtsein kommt. Weiter ausgeführt ist der durch diese ganze Dekoration gehende Grundgedanke in der Dekoration über den Thüren an der Rückseite des Gebäudes, wo über der Mittelthür zwei in Ketten geschlagene fabelhafte Figuren mit Fischschwänzen und über den Seitenthüren zwei Medusenhäupter mit Schlangenhaaren das Elend und das Grausen repräsentieren, das der Krieg hinter sich zurückläßt.

Die Zufriedenheit des Kurfürsten über seine von Schlüter modellierte und von Jakobi gegossene Statue gab ihm Veranlassung dem Künstler die Reiterstatue seines Vaters, die auf der neuerbauten Langen Brücke aufgestellt werden sollte, in Auftrag zu geben. Bei der Darstellung des als Triumphator in seine Residenz heimkehrenden Kurfürsten hat dem Künstler sicherlich die antike Reiterstatue des Marc Aurel, die auf dem Kapitol in Rom aufgestellt ist, vorgeschwebt, doch ist das schon der Verfallzeit römischer Kunst angehörende Denkmal von ihm weit übertroffen. Man hat hieraus den Beweis herzuleiten versucht, daß Schlüter in Italien gewesen sein müßte, doch ist das nicht stichhaltig, da die Akademie, wie wir bereits erwähnt haben, einen Abguß des römischen Reiterbildes besaß. Aus anderen Gründen ist es allerdings doch sehr wahrscheinlich, daß Schlüter Italien gesehen hat, wenigstens werden ihm am 24. April 1696 zu einer italienischen Reise 300 Thaler angewiesen. Mit diesem Werke hat sich Schlüter in die Reihe der ersten Bildhauer aller Zeiten gestellt und ein Denkmal geschaffen, vor dem alle Kritik verstummt. Wer wollte z. B. versuchen das antike Kostüm des Großen Kurfürsten in Verbindung mit seiner Allongeperücke zu tadeln? Im Anblick dieser großartigen Figur werden alle Bedenken hinfällig, das Ganze ist so formvollendet durchdacht und so in einem Gusse durchgeführt, daß alle Details als selbstverständlich erscheinen und man zu dem Schluß gelangt: Nur so und nicht anders konnte ein derartiges Meisterwerk geschaffen werden. Während Schlüter die Modellierung des Reiterbildes selbst bis aufs Kleinste mit eigener Hand durchführte, ließ er seine Entwürfe für die vier Sklavenfiguren am Sockel von Hilfskräften ausführen, wodurch die geringere künstlerische Qualität derselben erklärlich wird. Bei dieser Gelegenheit müssen wir auch des Gießers gedenken, der es mutvoll unternahm, den noch niemals in Berlin versuchten Guß eines so gewaltigen Denkmals auszuführen. Während uns vom Schöpfer des Standbildes kein Bildnis erhalten blieb, existiert von Jakobi ein von Wolfgang gestochenes großes Portrait.

Totenmaske eines sterbenden Kriegers.
Von Andreas Schlüter.
Nach einer Photographie von A. Hatwas, Berlin.

Die Freude Friedrichs I. an der Kunst stand in enger Beziehung zu seiner Prachtliebe. Als am Ende des XVII. Jahrhunderts sich sein lange gehegter Wunsch, sich die Königskrone aufs Haupt setzen zu können, Erfüllung zu finden versprach, mußte er daran denken, sich für die Repräsentation dieser neuen Würde einen neuen glänzenden Hintergrund zu schaffen. Schlüter wurde daher 1699 beauftragt, das Berliner Schloß vollständig umzubauen und die einzelnen teilweise lose zusammenhängenden Teile zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Einem jeden Besucher Berlins wird klar vor Augen stehen, in welchem Maße dem Künstler die Lösung dieser Aufgabe gelungen ist, namentlich wenn man sich den architektonisch hervorragendsten Teil des Schlosses, den inneren Hof, vergegenwärtigt. Der Umbau und der Ausbau dieses Hofes war ursprünglich der Hauptteil des Schloßbaues, und erst später wurde durch den König die Aufgabe dahin erweitert, daß auch der äußere große Hof hinzugenommen wurde. Es kann daher Schlüter für die Gesamtwirkung der Fassaden nach dem Schloßplatz und dem Lustgarten zu nicht verantwortlich gemacht werden und nament-

lich nicht für die Fassade nach der Schloßfreiheit zu, die ganz von seinem Nachfolger Eosander herrührt. Um Schlüters Geist daher ganz ungetrübt auf uns wirken zu lassen, thun wir am besten den inneren Schloßhof zum Gegenstand unserer Betrachtung zu wählen, in dem der Künstler das großartigste Denkmal der Barock-Architektur in ganz Deutschland geschaffen hat. Gesteigert wird unsere Bewunderung durch die Erwägung, daß Schlüter gezwungen war, vorhandene Teile, wie Treppentürme ꝛc., in seinen Bau hineinzunehmen, daß er es aber verstanden hat, diesen Zwang bei der genialen Ausführung seines Planes nicht wahrnehmbar, ja sogar zu einer neuen Quelle des Genusses zu machen. Das gilt namentlich für das große Treppenhaus, das zum Schweizer Saal hinaufführt und das von Schlüter durch eine großartig gedacht und durchgeführte Vereinigung eines stufenlosen „Wendelsteines“ mit einem Treppenturm geschaffen wurde. Als der neue König 1701 von der Krönung in Königsberg zurückkehrte, war er von dem Geleisteten so befriedigt, daß er eine bedeutende Erweiterung des Baues befahl, die namentlich eine Verlängerung der Prachträume im zweiten Stocke der Front nach dem Lustgarten zu bezweckte. Schlüters ursprünglicher Plan war gewesen, den schmucklosen Bau, der die beiden Höfe voneinander trennt, zu beseitigen und durch einen den anderen Seiten des Hofes entsprechenden Bau zu ersetzen.

Totenmaske eines sterbenden Kriegers.
Von Andreas Schlüter.
Nach einer Photographie von A. Hafwas, Berlin.

Als nun durch den Befehl des Königs an Schlüter die schwere Aufgabe herantrat, das bereits Gebaute dem neuen erweiterten Bauprojekt einzuordnen, entledigte er sich dieser Arbeit mit geradezu erstaunlicher Meisterschaft, wenn sein Plan auch leider nicht zur Ausführung gelangte. Noch heute steht der unschöne Mittelbau, der die beiden Schloßhöfe voneinander trennt; Schlüter wollte ihn abtragen lassen, um ihn durch eine großartige Säulenhalle zu ersetzen. Erst dann wäre die imposante Hofarchitektur des Schlosses zu ihrer vollen Wirkung gelangt. Man denke sich nur im äußeren Schloßhofe vor dem Portal nach der Schloßfreiheit zu stehend und vor sich den Blick ungehemmt über und durch diese Säulenhalle hinweg auf das große Treppenhaus am inneren Schloßhofe gerichtet. Dann vergegenwärtige man sich das Berlin des Jahres 1700 und vergleiche es mit dem Berlin des Jahres 1900, um die Großartigkeit dieser künstlerischen Leistung zu empfinden. Dabei hat Schlüter vor Michelangelo, mit dem er so gern verglichen wird, das Eine voraus, daß er bei allen oft ins Ungemessene gehenden großartigen Plänen nie das Gefühl für feines Maß und künstlerische Beschränkung verliert, die allein dem Kunstwerk dauernden Wert verleihen.

Es würde hier zu weit führen, auf den Plan des Schlosses und die Durchführung im einzelnen einzugehen, auch auf die Schilderung der Dekoration der Innenräume müssen wir verzichten. Auch hier gelang es Schlüter, sich allmählich ein gut geschultes Heer von Handwerkern heranzuziehen. Einen Teil der Skulpturen-Dekoration müssen wir in der Ausführung dem Meister selber zuschreiben, während die reichen, teilweise prachtvollen Holzskulpturen an Thüren und Fensterwandungen, die Stuckverzierungen der Decken und Kamine wenigstens nach seinen Entwürfen angefertigt sind. Namentlich die Holzschnitzereien sind zum Teil von überraschender Schönheit in Zeichnung und Aus-

Das Denkmal des Großen Kurfürsten zu Berlin.
Von Andreas Schlüter.

führung, und es wird uns als ein Künstler, der hierin besonders leistungsfähig war, der Engländer Bing genannt. Die Deckenmalereien wurden von den Mitgliedern der Akademie nach gemeinsam durchdachten Plänen ausgeführt, sie stehen aber weit unter dem Niveau der sonstigen, direkt auf Schlüters Einfluß zurückzuführenden Dekoration und namentlich unter den Werken der Bildhauer jener Zeit. Die Darstellungen an den Decken sind meistens allegorische Verherrlichungen des Königs, wie sie in jener Zeit allgemein beliebt waren.

Schon 1701 begann auch derjenige Bau, dessen unglückliche Durchführung den genialen Architekten zum Sturze brachte, der Bau des sogenannten Münzturmes. Friedrich hatte den Wunsch, ein in Holland erworbenes Glockenspiel in seiner unmittelbaren Nähe zu haben, und bestimmte, daß der alte an der Ecke von Schloßfreiheit und Lustgarten befindliche Münzturm ausgebaut werden sollte, um in seiner Spitze das Glockenspiel aufzunehmen. Das Erdgeschoß sollte eine großartige Grottenanlage enthalten, wie sie in kleinerem Maßstabe schon an dem von Memhardt gebauten Lusthause im Lustgarten vorhanden war. Die Wände waren dort mit Muscheln, Gestein und phantastischen Seetieren bekleidet, Wasserorgeln ließen ihre Musik erschallen, und der harmlose Fremdling wurde an bestimmten Stellen durch Vexierspringbrunnen bis auf die Haut durchnäßt. Das obere Geschoß sollte die Wasserreservoirs aufnehmen, aus denen die Wasseranlagen des Lustgartens gespeist wurden.

Bei diesem Bau, der nicht Schlüters Initiative entsprang, sondern dem Wunsche des Königs seinen Ursprung verdankte, zeigte sich wieder Schlüters geniale Fähigkeit, die widerstrebendsten Aufgaben dem Geiste des Gesamtbaues unterzuordnen und ein künstlerisch vollendetes Ganze zu schaffen. Aber auf der andern Seite zeigte sich auch der Mangel an in Fleisch und Blut übergegangenen Kenntnissen der notwendigsten Grundlagen gesicherter Konstruktion für einen solchen Bau. Schlüter ist von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß er, um seinen genialen Ideen möglichst rasch zur Vollendung zu helfen, in leichtsinniger Weise die technischen Grundlagen jeden Baues außer acht gelassen hat. Schon am Anfang des Baues zeigten sich Risse, die aber nicht weiter beachtet wurden. Als dann bei weiterem Fortschreiten das Gebäude sich auf einer Seite zu senken begann, hielt Schlüter gleichwohl noch nicht mit dem Bau inne, sondern versuchte nur durch kostspielige Verankerungen des Turmes mit an seinem Fuße neu aufgemauerten riesigen Pfeilern der Bewegung Einhalt zu thun. Die uns erhaltenen Protokolle der Untersuchung dieser Vorgänge geben uns in Verbindung mit einigen Briefen Schlüters ein deutliches Bild von dem Seelenzustande

des bis in die Tiefen seines ganzen Seins schmerzlich aufgeregten Künstlers, wobei es gleichzeitig aber fast unbegreiflich wird, wie er bis zum letzten Augenblick sich die ganze Gefahr nicht klar zu machen scheint. Sein Verhalten ist nur dadurch zu erklären, daß er in einen Zustand nervöser Überreiztheit gelangt war. Es ist dadurch auch erklärlich, daß er trotz des offenbaren Wohlwollens des Königs und trotz der sachlichen Behandlung durch die mit der Untersuchung beauftragte Kommission, überall nur Übelwollen erkennen wollte. Nach dem Bericht der Kommission und mit Rücksicht auf die Gefahren, die durch den Einsturz des Turmes drohten, konnte der König nicht anders, als den Abbruch desselben befehlen. Trotz dieses selbstverschuldeten Sturzes blieb dem Künstler aber das Wohlwollen des Königs erhalten. Zwar die Leitung der Schloßbaudirektion konnte er nicht behalten, sondern mußte sie an Eosander abgeben, aber in seiner Eigenschaft als Hofbildhauer war er andauernd weiter für den Schloßbau thätig. Nennenswertes hat Schlüter aber nicht mehr geleistet, denn er war nach der Münzturmkatastrophe ein gebrochener Mann.

Neben diesen und anderen großartigen Arbeiten für den König hat Schlüter noch eine Reihe von Werken für Privatleute ausgeführt, von denen wir wenigstens die wichtigsten hier nennen wollen. Für seinen 1700 verstorbenen Freund, den Hofgoldschmied Männlich, fertigte er ein Grabmal in der Nicolaikirche an, das uns zwar die Schauer und das Entsetzen des Todes in fürchterlicher Weise vergegenwärtigt, aber dem es an jedem versöhnenden Element in christlichem Sinne fehlt, der in den Tod auch den Gedanken der Erlösung und des sich Erhebens in ein besseres Jenseits hineinzulegen pflegt. Eine Aschenurne von vergoldeter Bronze, auf der die Reliefporträts des Männlichschen Ehepaares angebracht sind, steht über der niedrigen Grabespforte; auf der einen Seite entreißt der Tod ein angstvoll schreiendes Kind seiner Mutter, während der Genius des Lebens auf der andern Seite machtlos diesem Raube zuschaut. Die Gewalt des Todes und die menschliche Ohnmacht ihm

Bildnis des Erzgießers Jakobi. Nach dem Stich von S. Wolffgang.

gegenüber ist in großartiger Weise in diesem Werke zur Darstellung gebracht. Für eine andere Kirche, die Marienkirche, verfertigte Schlüter 1703 eine Kanzel, ein im einzelnen zwar sehr durchgebildetes, aber im ganzen doch weniger erfreuliches Werk.

Zu seinen besten Architekturwerken gehörte das Palais, das er in den Jahren 1701—1703 für den Grafen von Wartenberg an der Ecke der Königs- und Burgstraße erbaut hatte; leider hat dieser schöne, reich und doch klar gegliederte Bau in jüngster Zeit einem Neubau weichen müssen. Weniger ansprechend ist das Gebäude der Loge Royal York

Die Fassade des Königl. Schlosses gegenüber dem Nationaldenkmal und das Eosandersche Portal.

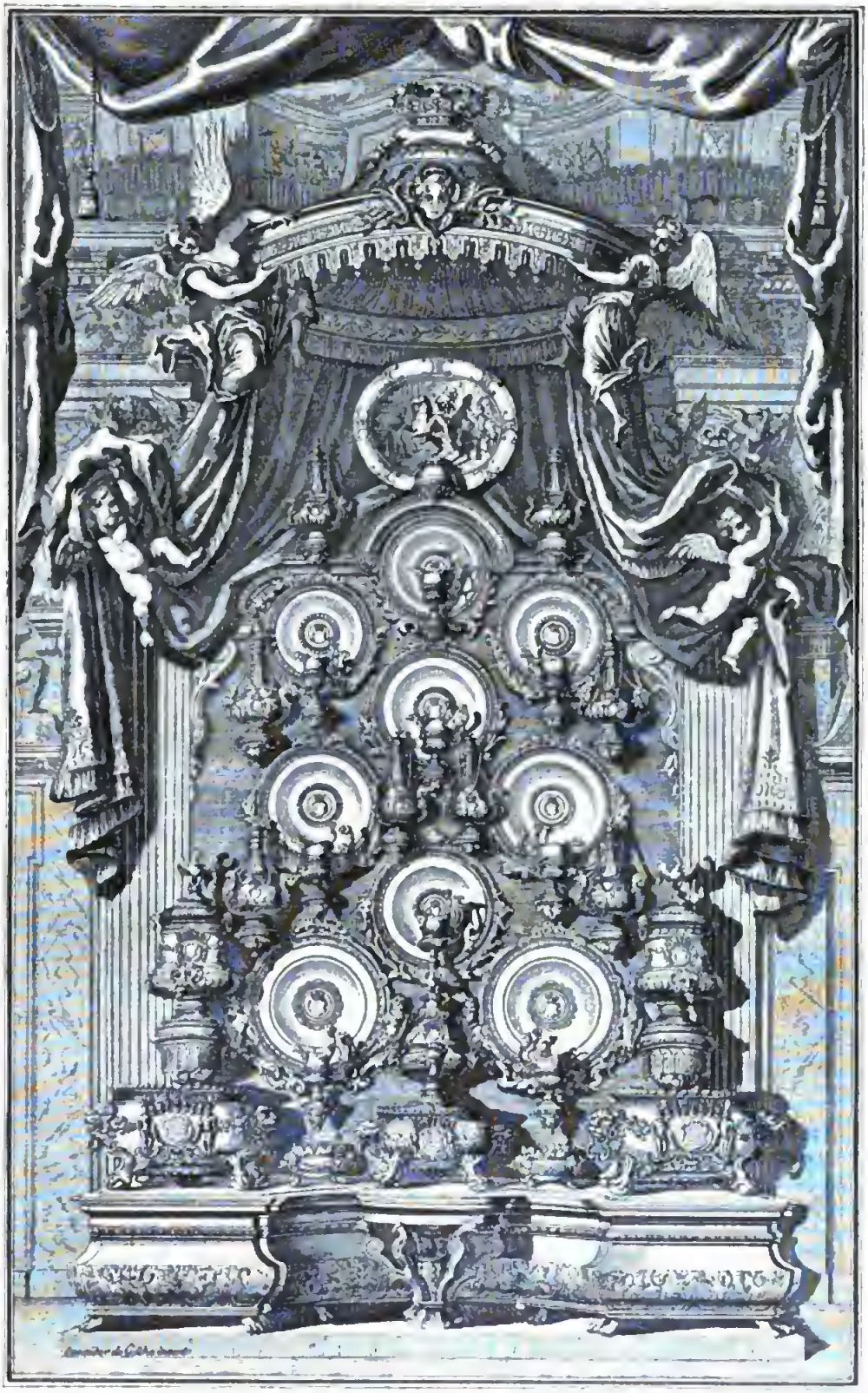
in der Dorotheenstraße, das Schlüter als Garten-Villa für den Herrn von Kamecke im Jahre 1712 vollendete. Die Vorderfront ist heute, nachdem die Umgegend des Hauses erhöht und dicht bebaut ist, nicht sehr wirkungsvoll, aber die Gartenseite ist von großem Reiz. Die unklaren Gliederungen und überladenen Verzierungen sind wohl auf Rechnung des Geschmackes des Bauherrn zu setzen, da sie an anderen Bauwerken Schlüters nicht vorkommen. Der Saal des Hauses hat einen prachtvollen Schmuck in den großen Reliefs mit Darstellungen der vier Weltteile, die zu den besten Werken Schlüters gehören.

Die letzte Arbeit Schlüters in Berlin war nach dem Tode König Friedrichs I. im Jahre 1713 die Modellierung der Särge des Königs und der schon früher gestorbenen Königin Sophie Charlotte. Diese reichen, etwas überladenen Arbeiten wurden von Jakobi in Zinn gegossen und vergoldet.

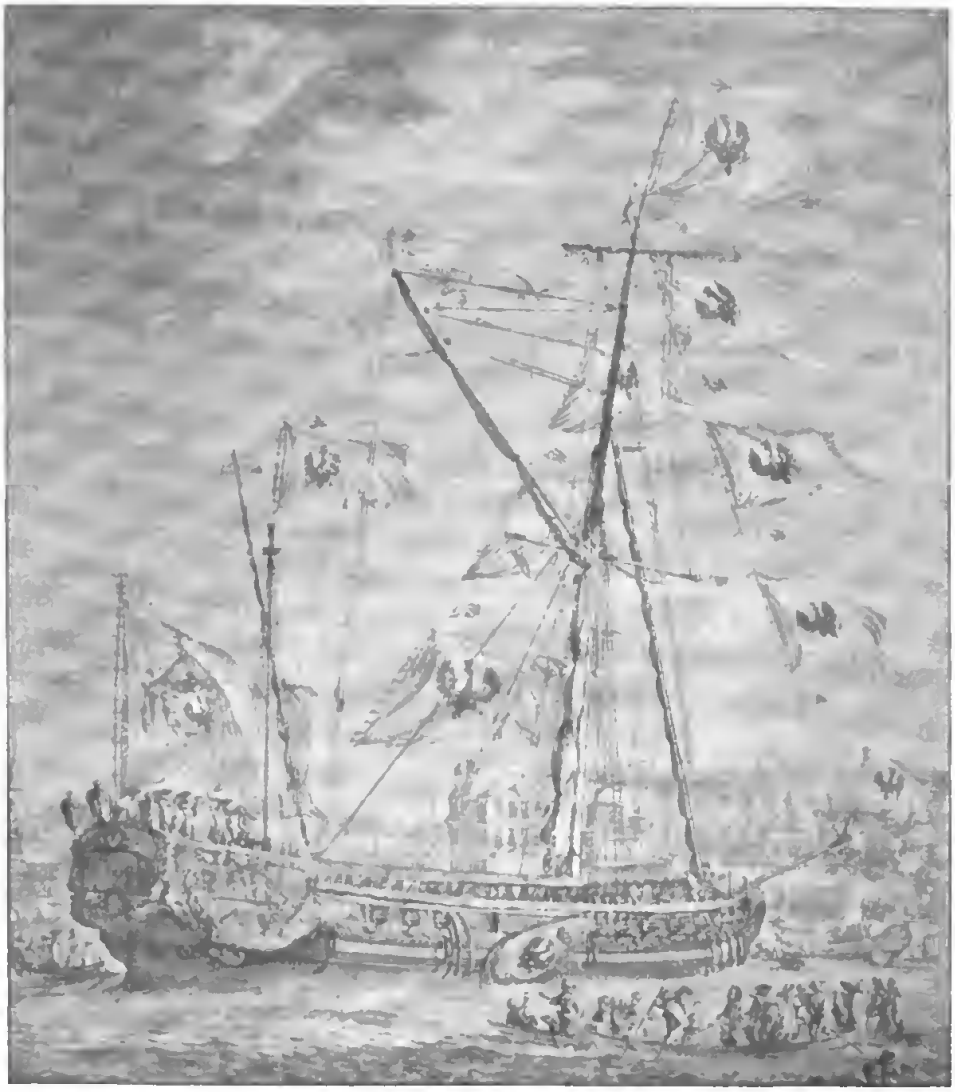
Gleichzeitig mit vielen anderen Künstlern

wurde unserm Schlüter durch den neuen König Friedrich Wilhelm I. das Gehalt gestrichen, und er folgte daher gern einer Einladung des Zaren Peter I. nach Petersburg, um dort für ihn zu arbeiten. Von seiner Thätigkeit hier hat sich keine weitere Nachricht erhalten, als daß Schlüter sich mit der Erfindung des Perpetuum mobile abgemüht habe, auch ein Zeichen dafür, daß sein reger Geist infolge der schweren Schicksalsschläge, die ihn betroffen haben, wahrer künstlerischer Thätigkeit und ihren Zielen entfremdet worden war. Schon im Jahre 1714 starb Schlüter in Petersburg, fern dem Vaterlande und seiner Familie, die eben im Begriff war, ihm in die neue Heimat nachzufolgen.

Schlüters Nachfolger in der Schloßbaudirektion war Eosander von Göthe, der zwar als Künstler weit unter seinem Vorgänger stand, sich aber sonst als tüchtiger, wenn auch nüchterner Techniker in seinen Bauten bewährte. Der von ihm ausgeführte Teil des Schloßbaues umfaßte den Rest



Das Silberbuffet aus dem Rittersaal im Königl. Schloß zu Berlin. Von Cosander von Göthe. Nach dem Stich von M. Engelbrecht.



Ein Luftſchiff Friedrichs I. Nach dem Stich von S. Wolffgang.

der Front am Luſtgarten und den ganzen Flügel nach der Schloßfreiheit zu, deren Faſſaden ſich auf den erſten Blick durch ihre reizloſe Nüchternheit von den Arbeiten Schlüters unterſcheiden. Das rieſige Portal an der Schloßfreiheit ſucht durch ſeine koloſſalen Verhältniſſe zu imponieren, iſt aber doch nur eine ohne jeden inneren Zuſammenhang mit dem Schloßbau ſtehende geiſtloſe Kopie römiſcher Vorbilder. Beſonders befähigt aber zeigte ſich Eoſander für die Dekoration von Innenräumen und für Inſcenierung prachtvoller und pomphafter Feſtlichkeiten, wie ſie dem Geſchmack des Königs zuſagten. So mußte er z. B. die Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg in Bezug auf die künſtleriſche Dekoration leiten, und im Ritterſaale des Berliner Schloſſes iſt das prachtvolle Silberbuffet noch, mit einigen Veränderungen, erhalten, das nach ſeinen Entwürfen aufgebaut worden iſt. Auch die Porzellankammer in Charlottenburg verdankt ihm ihre Aufſtellung in der Art, wie ſie noch heute dem Beſucher des Schloſſes gezeigt wird. Nach allem, was wir von ihm wiſſen, ſcheinen es gerade dieſe Talente, verbunden mit großer hofmänniſcher Eleganz und Sicherheit des

Auftretens gewesen zu sein, die Eosander als Konkurrenten des als Künstler weit über ihm stehenden, aber weltscheuen und in seinem Benehmen ungeschickten Schlüters Erfolge erringen lassen konnten. Aber der Charakter Eosanders zeigte sich nicht ganz makellos, denn er hat den Sturz Schlüters in nicht entschuldbarer Weise zu eigener Verherrlichung ausgenutzt, und außerdem hat er nachgewiesenermaßen beim Verlassen des preußischen Dienstes Teile des Bauarchivs und ihm anvertraute kunstvolle Miniaturen einfach mitgenommen.

Unter den Bildhauern am Berliner Hofe dieser Zeit sind neben Schlüter noch einige tüchtige Kräfte zu nennen. Der schon unter dem Großen Kurfürsten thätige Bartholomäus Eggers in Amsterdam lieferte noch mehrere Statuen zur Ausschmückung des Schlosses. Der Franzose Guillaume Hulot wurde im Jahre 1700 zum Hofbildhauer ernannt und arbeitete namentlich unter Schlüter an den Trophäen auf dem Dache des Zeughauses. Von ihm rühren auch die vier Statuen vor dem Hauptportal des Zeughauses (Rechenkunst, Geometrie, Mechanik und Feuerwerkskunst), sowie das schöne Reliefbildnis Friedrichs über dem Portal her, das von Jacobi 1706 gegossen wurde. Die Hauptwerke des aus Bayern gebürtigen Bildhauers Balthasar Permoser, die Kanzel in der Peterskirche und das Epitaph des Medailleurs Raimund Falz sind bei dem Brande dieser Kirche 1730 verloren gegangen. Es haben sich nur einige kleinere Arbeiten, wie „Herkules als Kind die Schlange zerdrückend“ im Schloß von Charlottenburg erhalten.

Die Anzahl der durch die Aufträge des Hofes und durch ihre Anstellung an der Akademie in Thätigkeit gesetzten Maler im Berlin König Friedrichs I. war groß, aber es befinden sich wenige darunter, die eine mehr als lokale Bedeutung haben. Nach dem Tode des Großen Kurfürsten überwogen noch zuerst die Niederländer, aber allmählich machten sich auch das deutsche Element und die Franzosen geltend. Während unter dem Großen Kurfürsten be-

Friedrich I.
Stich von E. Wolffgang nach dem Gemälde von Wenzel.

sonders die Porträt- und Stilllebenmaler geschätzt wurden, sind es jetzt im Anschluß an die Ausschmückung der großen Bauten Friedrichs namentlich die Historienmaler, die am Hofe zu Ansehen gelangten. Der aus dem Haag stammende Augustin Terwesten wurde bereits erwähnt als besonders bei der Gründung der Akademie beteiligt. Von ihm rührt eine große Anzahl der Deckengemälde in den Schlössern von Berlin, Charlottenburg und Oranienburg her, auf denen entweder Scenen der klassischen Mythologie oder allegorische Verherrlichungen Friedrichs zur Darstellung gebracht sind. Als Schüler und Gehilfe Terwestens arbeitete bei ihm sein Bruder Matthäus. Ähnlicher Art sind die Arbeiten Peter de Coxies, von dem namentlich die Deckengemälde in der Großen Bildergallerie des Berliner und in der Kapelle des Charlottenburger Schlosses herrühren. Der künstlerisch bedeutendste dieser holländischen Maler, die in Berlin thätig waren, ist Abraham Cornelisz Begeyn (Bega), leider hat sich von seinen Berliner Arbeiten wenig erhalten. In Schloß Grunewald befindet sich ein großes Gemälde von seiner Hand, das Friedrich zu Pferde auf der Jagd darstellt. Von besonderem Interesse ist aber Begeyns Thätigkeit für die neu errichtete Gobelinfabrik in Berlin, für die er die Kartons liefern mußte. So rühren z. B. die Entwürfe zu einigen der großen Gobelins mit Darstellungen aus dem Leben des Großen Kurfürsten im Hohenzollern-Museum von ihm her. Im Jahre 1697 machte ein Schlagfluß dem Leben des Künstlers ein Ende, bevor er die großen ihm aufgetragenen Arbeiten vollenden konnte. Eine bisher in Berlin nicht vertretene Spezialität war der Marinemaler Michael Madderſteg, ein Schüler Backhuysens. Von Hause aus war er eigentlich Schiffsbaumeister und erbaute für den König einige prachtvoll ausgestattete Lust-Yachten, wie sie auf der Spree und den Havel-Seen mit Vorliebe von Friedrich verwendet wurden. Von diesen Lustschiffen haben sich einige vom Erbauer selber gemalte Darstellungen erhalten. König Friedrich Wilhelm I. verschenkte später die beiden schönsten Yachten

Baron von Erlach mit Familie. Nach dem Gemälde von Ant. Pesne, gestochen von Tanjé.

Die Kunstkammer im Königl. Schloß. Nach dem Stich von S. Bleſendorf.

an Peter den Großen und erhielt dafür eine Anzahl „langer Kerle“ als Gegengeſchenk. Als erſten Direktor der Akademie habe ich den aus Bern ſtammenden Maler Joſeph Werner ſchon erwähnt, deſſen Thätigkeit aber in Berlin ziemlich ſpurlos vorübergegangen iſt. Während ſich in den Schlöſſern kein beglaubigtes Bild von ihm nachweiſen läßt, beſitzt das Muſeum ſeiner Vaterſtadt Bern eine Reihe ſeiner Arbeiten, nach denen er ſeine Kollegen an der Berliner Akademie in keiner Weiſe überragt.

Es würde hier zu weit führen, auf alle damals am Hofe beſchäftigten Maler, wie Gericke, Probener, Wenzel, Leygebe, Kaulitz, Schoonjans, Weidemann u. a., näher einzugehen, noch dazu, da keiner von ihnen eine mehr als lokale Bedeutung gewonnen hat. Einige dieſer Künſtler hatten auf kurfürſtliche Koſten in Italien ſtudieren müſſen, um ihre dort erworbenen Kenntniſſe der Dekorations- und Deckenmalerei bei den Schloßbauten wieder zu verwerten.

Einem der letzten Maler, die von König Friedrich nach Berlin berufen wurden, war es vorbehalten, ſich hier eine dauernde Stellung zu verſchaffen und der Mittelpunkt für die ganze Malerei des XVIII. Jahrhunderts in Berlin zu werden. Antoine Peſne entſtammte einer alten Pariſer Künſtlerfamilie und wurde 1710 aus Italien, wo er ſich gerade aufhielt, nach Berlin berufen, wo er bald der Nachfolger Terweſtens wurde. Seine Berufung bedeutet gleichzeitig einen Syſtemwechſel in der ganzen Kunſtrichtung am preußiſchen Hofe, denn von jetzt verliert die niederländiſche Kunſt ihren Einfluß, und die franzöſiſche Kunſt, der Geſchmack des Pariſer Hofes, hält, in der Malerei wenigſtens, ihren Einzug in Berlin. Auf dem Gebiete des Geſchmackes hatten die franzöſiſchen Réfugiés allmählich großen Einfluß gewonnen und zur Verfeinerung aller Lebensgewohnheiten beigetragen. Zwar bringt die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. wieder einen Stillſtand auf dieſem Gebiete hervor, aber, im ſtillen mächtig unterſtützt von den Damen des Hofes und ſpäter vom Kronprinzen Friedrich, faßte der franzöſiſche Geſchmack doch feſten Fuß an der Spree. Die Veranlaſſung zu dem Intereſſe des Königs für Peſne war ein Bildnis des preußiſchen Barons von Buyghauſen, das er in Venedig gemalt hatte. Der künſtleriſch fein empfindende Fürſt fand an der freien maleriſchen Auffaſſung und Durchführung ein ſolches Gefallen, daß er die Vorzüge Peſnes gegenüber den Malern ſeiner Umgebung ſofort erkannte und ſeine Berufung nach Berlin befahl. In den zwei Jahren, die

Pesne noch unter Friedrich in Berlin arbeitete, scheint er eine große Reihe von Porträts der königlichen Familie und deren Umgebung ausgeführt zu haben. Sein Hauptwerk aber ist das noch im Jahre seiner Ankunft gemalte, uns heute leider nur in der Skizze und in einem Rest erhaltene Familienbildnis des Barons von Erlach, des Kommandanten der Schweizer-Garde. Interessant ist auch eine im Schloß erhaltene Skizze für ein Deckengemälde, das die Gründung des Schwarzen Adlerordens durch König Friedrich darstellt. Wenn Pesne auch diesem Gründungsakte nicht beigewohnt hat, so behält dieser Entwurf doch immer seinen historischen Wert, da der Künstler nach Berlin kam, als dieses Ereignis noch in frischer Erinnerung bei vielen Personen war. Daher hat diese Skizze auch mit Recht Anton von Werner als Vorbild gedient für sein großes Bild im Kapitelsaal des Schwarzen Adlerordens im Berliner Schlosse. Es lassen sich hier noch einige von Pesne gemalte Bildnisse aus dieser Zeit anführen, aber seine Hauptthätigkeit am Berliner Hofe liegt unter König Friedrich Wilhelm I. und ganz besonders unter Friedrich dem Großen.

In enger Beziehung zu der Malerei steht die Entwickelung der Tapetenwirkerei am Berliner Hofe, die von recht bedeutendem Umfange gewesen ist. Abraham Cornelisz Begeyn und die aus Flandern nach Berlin berufenen Brüder Casteels mußten Kartons zu Darstellungen aus der Geschichte des Großen Kurfürsten malen, die dann von Pierre Mercier als Wandtapeten ausgeführt wurden. Von diesen acht schönen Tapeten befinden sich noch heute sechs im Hohenzollern-Museum und zeugen von der außerordentlichen Leistungsfähigkeit Merciers. Außer dieser Folge befinden sich noch eine Reihe anderer Arbeiten dieser Art aus Merciers Manufaktur in den Schlössern; eine Folge von Tapeten mit Darstellungen aus der Geschichte König Friedrichs, die sich namentlich auf die Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg bezog, ist leider nicht erhalten.

Die Fayencefabrikation, die schon unter dem Großen Kurfürsten aus Holland eingeführt war, wurde eifrig fortgesetzt und vervollkommnet. Auch in Berlin wurde danach gestrebt, die Fabrikation des chinesischen Porzellans zu entdecken, und Böttger selber verbrachte ja bekanntlich seine Lehrzeit in Berlin, von wo er noch später eine Anzahl seiner Gehilfen nach Dresden kommen ließ.

Außer in diesen Techniken war auch in allen anderen Zweigen der Kunst und des Kunstgewerbes reges Leben und Streben in dem Berlin dieser Zeit. So sind uns tüchtige Arbeiten von den Emailmalern Gebrüder Huaut, von dem Stahlarbeiter und Ciseleur Fromery, von dem Medailleur Raimund Falz und mancher anderer erhalten, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Auf dem Gebiete des Kupferstiches leistete der Augsburger Johann Georg Wolffgang Hervorragendes, und ihm verdanken wir eine Reihe großer Kupferstichwerke, wie die Abbildungen zur preußischen Krönungsgeschichte von Besser und die Leichenfeierlichkeiten der Königin Sophie Charlotte und des Königs, sowie eine große Anzahl schöner Porträts jener Zeit, zu denen namentlich Antoine Pesne die Vorbilder geliefert hat.

Diese flüchtigen Skizzen und Andeutungen müssen an dieser Stelle genügen, um uns ein Bild zu geben von dem außerordentlich reichen künstlerischen und wissenschaftlichen Leben, das Friedrich I. in seinen Landen und besonders in Berlin zu erwecken wußte und das für Preußen zu einem dauernden Gewinne geworden ist trotz der Feindseligkeit, die Friedrichs Nachfolger allen diesen Bestrebungen entgegen brachte.

Sehnsucht.

Der Sonnenschein trägt meine Sehnsucht fort.
Ich weiß einen lieben, geliebten Ort,
Da hat seine Heimat der Sonnenschein.
Ich glaube, da kehrt meine Sehnsucht ein;
Der Sonnenschein wird sie hegen und pflegen;
Dann kehrt sie mir wieder auf heimlichen Wegen.

Hans Hoffmann.

Schuld.

Novelle von

Goswina von Berlepsch.

(Abdruck verboten.)

Jetzt erst, wo der Fuß müde ward,
Holt dein Blick mich noch ein,
Holt dein Glück mich noch ein —

Überstanden! Und glücklich, notabene! Ein Sohn! Ich gratuliere dir!"

Zwei breitschulterige Männer standen sich gegenüber, Männer mit energischen Zügen, nicht mehr in der ersten Jugend. Bei dem einen war das dunkle Haar an den Schläfen sogar schon leicht angegraut. Und der gerade war außer sich wie ein Knabe, packte den Freund bei den Armen, schüttelte, drückte ihn und lachte mit bebenden Atemstößen.

„Glücklich, sagst du? Wahrhaftig? Sie hat nicht allzusehr gelitten?"

„Nein."

„Und ein Knabe — ein Kind — ein lebensfähiges Menschenkind? Herrgott! — — Laß mich's sehen —"

Er wollte aus dem Zimmer stürmen, hinüber nach dem anderen.

„Halt — Geduld! Es wird dir schon präsentiert werden, sobald es präsentabel ist. In diesem Zustand überhaupt —" Der Arzt fühlte die eiskalten Hände des eben glücklich Vater Gewordenen und betrachtete ihn in seiner ganzen fassungslosen, rabbiat seligen Aufregung; — „so kommst du mir überhaupt nicht hinüber."

„Du wirst mir doch nicht verbieten — aber nein! Du hast deine Sache ja so gut gemacht. Ich danke dir, Alter, danke dir!"

Wieder packte er ihn, schüttelte seine beiden Hände, und dabei schoß ihm Wasser in die lachenden Augen. — „Ich — ich hätte dich ja umgebracht, wenn es schief gegangen wäre. Du weißt nicht, was sie mir ist, niemand kann das wissen! Und nun, — solch ein Wunder!"

„Welches?"

„Zwei — statt einem — Menschwerdung! — Ja, lächle nur! Du machst das alle Tage mit, aber mich bringt es aus dem Häuschen."

Er wischte mit bebenden Fingern die feucht gewordene Brille klar, ohne die er halb blind war.

„Seid ihr nervöse Leute," lachte der Arzt und ging, um das Fenster zu öffnen. „Hier ist eine greuliche Temperatur. Komm her an die frische Luft, und dann —"

Die Thüre des Nebenzimmers ging auf, jenseits desselben noch eine andere. Dort erschien die Wärterin mit etwas Weißem auf dem Arm.

„So komm," sagte der Doktor und nahm den Freund beim Arm, als könnte er ihn auf diese Weise etwas bändigen.

In der Halbdämmerung der niedergelassenen Vorhänge begrüßte der Vater sein Erstgeborenes, seinen Sohn, ein Häufchen Leben, zu dem er sich noch nicht recht zu stellen wußte. Es war ihm etwas Fremdes, Wunderbares. Er sah nicht einmal, ob das Kind häßlich oder hübsch sei. Er sah nur, wie im Halbbewußtsein, zwei winzige Händchen, die sich in zuckenden Bewegungen bemerkbar machten. Nach denen griff er und lachte, lachte ganz zerstreut.

„So ein Rackerchen, wie das unter Getöse seinen Einzug hält — so eine winzige Person, und stellt einen Moment die Welt auf den Kopf!"

Die appetitliche Wärterin lächelte zu der Ansprache. Sie kannte diese Augenblicke in den verschiedensten Accenten der Überraschung. Hier stand der Himmel flügeloffen.

Die beiden Männer gingen an ihr vorbei in das nächste Gemach.

Da streckten sich wieder zwei Hände dem einen entgegen.

— — „Theo — du Tapfere! — Gott sei Dank — Gott sei Dank!“

Weiter brachte er nichts hervor. Er konnte es nur stammeln und ihre Stirn, ihre Hand zwei-, dreimal inbrünstig küssen. Sie verstanden sich; ihre Augen glänzten tief.

Dann zog der Doktor den Freund hinweg und machte ihm den Vorschlag, sich mit in seinen Wagen zu setzen, eine kleine, abkühlende Spazierfahrt zu machen.

„Jetzt?“

„Jawohl! Deine Frau ist in guten Händen und muß Ruhe haben.“

„Um keinen Preis.“

„Bitte, thu' es, Paul,“ sagte Theo leise; „telegraphiere an Hanna.“

„Später.“

„Nein, gleich. Nehmen Sie ihn mit, Doktor,“ bat sie.

Er sah mit heißem Blick auf sein Weib, um das er eben noch namenlose Qualen gelitten. Ihr schönes Goldhaar staute sich auf den Kissen in einer glänzenden Welle rund um ihr Haupt. Wie ein madonnenhafter Schein umgab es das liebe blasse Gesicht, vor dem er hätte knieen, jubeln, in überströmendem Glück verweilen mögen. Nie war sie ihm schöner, vergeistigter erschienen, als jetzt.

Aber der Doktor zog ihn mit sich, wohl wissend, daß er „Dummheiten“ machen würde.

Widerstrebend folgte er.

„Also beim nächsten Telegraphenamt halten,“ befahl er dem Kutscher, als sie einstiegen.

„Wer ist Hanna?“

„Meine Schwester.“

„Du hast eine Schwester? Das wußte ich nicht. Jünger als du?“

„Nein älter, fünf Jahre älter.“

„Wo lebt sie denn?“

„In Schwandorf, unserer Heimat.“

„Verheiratet?“

„Nein.“

„So so.“

Der Doktor präsentierte ihm eine Cigarre.

„Danke, jetzt nicht. — Sage mir, bist du mit Theos Befinden ganz zufrieden? Sie sah sehr blaß aus.“

„Wird sich schon erholen. Ein zartes Wesen und so eine Attacke, das ist keine Kleinigkeit.“

„Nein, bei Gott nicht!“ rief Paul mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung. „Sie ist ein wunderbares Geschöpf, nicht wahr, sie hat sich gut gehalten?“

„Famos.“

„Das ganze Geschlecht sehe ich mit anderen Augen an, seit ich sie besitze, — jetzt noch mehr.“

„Ja, ja, es ist was dran,“ gab der Doktor zu. — „Aha.“ — Der Wagen hielt vor dem Postamt. „Ich erwarte dich.“

„Lieber nicht. Weißt du, ich muß gehen, laufen. Es ist mir zu eng hier drinnen.“

Der Doktor glaubte es; er sah ihm an, daß er wirklich aus dem Häuschen war, und gab ihn frei.

„Wie du willst. Aber nicht gleich nach Hause!“ drohte er. „Heut abend spreche ich noch einmal vor. Adieu!“

* * *

Nach einigen Wochen saß Theo am offenen Fenster und sog mit wonnigen Zügen die Frühlingsluft ein, die milde, berauschende Sonnenluft, in welcher die ersten Spalierblüten draußen sprangen und die ersten Bienen schwärmten. Sie war allein. Das Kind schlief im Zimmer nebenan. Und so summte und flimmerte denn eine träumerische Stille und Helle um das junge Weib, das wie gelöst in süßem Genesungsgefühl, mit halbgeschlossenen Augen den Kopf zurück ins Kissen lehnte. Sie sah einem Wölkchen Mücken zu, wie es im Sonnenschein schwebte und tanzte und dabei doch kaum sich fortbewegte. Welche Daseinslust lag in dem kleinen friedlichen Reigen, welch' ruhiger Rhythmus! Dergleichen betrachtete sie jetzt wie Offenbarungen. Alles erschien ihr wie neu erschaffen. Das ganze Dasein hatte mit einemmale geheimnisvollere Tiefen und Höhen, und doch glitt es so sanft an ihren Sinnen vorbei, als stünde sie außer alledem, als sähe sie es von einem stillen, blumigen, lustblauen Bergesgipfel.

Paul trat vorsichtig ein. Er glaubte, sie schlummere. Aber sie wandte gleich den Kopf nach ihm. Da gab es, wie immer, wenn er ein paar Stunden fortgewesen, ein wonniges Wiedersehen. Er brachte Blumen mit, Veilchen, Narzissen, Anemonen; jeden Tag brachte er ihr welche. Sie hielt den Strauß in ihrer zartgeäderten Hand, an

der der blanke Ehering glänzte, und trank faſt gierig den Blumenduft.

„Ah! — — Du weißt nicht, Paul, wie ſchön das iſt, ſo ins Leben zurückzukehren. Schau da hinaus — ſo iſt mir's.“

Sie zeigte nach den Mücken. „So in der klaren ſonnigen Luft zwiſchen Himmel und Erde ganz ruhig ſchweben, ohne zu wiſſen, ob es einen Tag oder ein Jahr dauert.“

Er ſah ſie mit heißer Zärtlichkeit an.

„Was ſoll das heißen, Tag oder Jahr?“

Sie zog aus der Taſche ihres weichen faltigen Gewandes einen Schlüſſel.

„Bitte, gib mir aus der dritten Lade meines Schreibtiſches das, was obenauf liegt.“

Er brachte einen Brief. — „An Hanna?“

Sie nickte. — „Den ſchrieb ich für den Fall —“

„Welchen?“

„Wenn ich hätte ſterben müſſen.“

„Fort damit!“

„Willſt du nicht wiſſen, was darin ſteht?“

„Nein! Mich verlangt nach allem eher, als Teſtamente zu leſen.“

Er ſchlang den Arm um ihren Hals und ſchaute ihr tief in die Augen. „Dich will ich, ſonſt nichts!“

„Gut.“ Sie zerriß das Blatt ſamt der Hülle und ſchüttete ihm die Stückchen in die Hand. „Verbrenne ſie; dann will ich dir etwas erzählen.“

Er trat zum Ofen, nahm ein Streichholz und zündete bedächtig das Häufchen Papier an. „Der erſte, einzige von dir, den ich verbrenne!“

„Und der doch die meiſte Müh' gekoſtet hat.“

„Vergebliche Mühe, Gott ſei Dank!“

Sie ſah ihn weich und doch durchdringend an mit ihren klaren, graublauen Augen, die ihn voll rätſelhafter Macht beherrſchten.

„Gott ſei Dank, ſagſt du und glaubſt an keinen Gott.“

„Nur an einen anderen, als du.“

„Ich weiß,“ lächelte ſie fein, „der aber ausnahmsweiſe in unſerem Fall perſönlich eingriff und alles gut werden ließ! So ein gedankenloſes Gott ſei Dank!“

„Weißt du, das kommt aus einer anderen Region, als von da droben.“ Er tippte ihr leiſe auf die atlasglatte Stirn. „Das kommt von da, wo es zu Zeiten einfach aufſchreit, aufjubelt, einen Ausdruck braucht.“

Sie ſtrich ihm übers Haar. „O Logik!“

„Die euereins zu ſchanden macht! — Ja, ſpotte nur!“

„Du wirſt auch über mich ſpotten, wenn ich dir erzähle, was mich zu dieſem Briefe trieb. Ein Traum war's —“

„Seit wann ſpielen Träume eine Rolle bei dir?“

„Längſt, ich ſagte dir's nur nicht. Ich glaube an Träume. Sie waren bei mir oft ſchon Vorboten von Ereigniſſen. Dieſen hatte ich, kurz bevor unſer Kind geboren wurde. — Hör zu: Wir gingen ſpazieren miteinander in einer weiten ſchönen Landſchaft, ganz allein. Nirgends war ein Menſch zu ſehen, nur grüne Fluren ringsumher und in der Ferne Wälder, Berge und eine eigentümlich lange weiße Mauer, die wie ein Band, bald wellig, bald eben ſich dahinzog. Wir gingen der Mauer zu. Ich wollte wiſſen, was dahinter liegt, doch du ſagteſt es nicht. Auf einmal war es, als rückte ſie uns näher, näher, und dabei wurde es rapid Abend. Ein brennender Sonnenuntergang ſtand vor uns, grellgelb, dann mit ſchweren roten Wolken, der ſchnell erloſch. Auf den Feldern wurde es dunkel; tief dunkelgrün, faſt nächtig lagen ſie da. In der eigentümlichen Stille, die über allem lag, hörte ich auf einmal etwas klirren, wie Eiſen, wie ein Gitter oder ſo etwas, ganz nah. Ich ſah nicht, was es war, aber einen Mann ſah ich in der Dämmerung auf mich zu kommen, eine fremde Erſcheinung, in einen Mantel gehüllt. Der ging nun plötzlich ſtatt deiner neben mir, und ich ging mit, ich konnte nicht anders. Er ſprach mit mir; ich horchte, verſtand aber nicht, was er ſagte. Er hielt den Mantel vor das Kinn, daß ich ſein Geſicht nicht ſah, und der Mantel flatterte, als ob Wind ginge; ein rötlichſchwarzer, leichter Stoff war es, wie uralt und mürbe. Endlich fragte ich, wohin er mich führe? Heim, war die Antwort. Mir graute; ich wollte um Hilfe rufen und brachte doch keinen Ton hervor. Da bog um die Ecke der langen Mauer eine Frauengeſtalt, barhaupt, mit grauem Haar und kam mir langſam entgegen. Ich lief ihr zu, ich winkte. Der Mann war immer neben mir.

Nimm mich mit, bat ich sie, und auf einmal wußte ich, daß die Frau deine Schwester, daß es Hanna sei. Aber sie kannte mich nicht, ging gleichgültig vorbei und sagte nur: ‚Ich wandere.‘ — Darüber wachte ich auf, in Todesangst, und das Wort klang mir, wie eben laut gehört, noch in den Ohren: ‚Ich wandere‘ — —“

Theo sah ihren Mann an mit weit offenen Augen.

„Sei ruhig,“ bat er, „du regst dich da um ein Nichts auf.“

„Es war schrecklich — schrecklich,“ sagte sie. „Ich wurde den Traum nicht los und mochte dir doch nichts davon sagen. Ich wußte, wer der Mann gewesen — und was hinter jener Mauer lag. Immerfort sah ich den verwitterten schwarzen Mantel neben mir und hörte das traurige Wort: ‚Ich wandre.‘ Es verfolgte mich wie eine fixe Idee. Da schrieb ich den Brief. Wenn es wahr werden, wenn ich es nicht erleben sollte, das Glück — unser süßes kleines Glück —“

Er schloß sie leidenschaftlich in die Arme. „Du hast es erlebt!“

Aber sie machte sich erregt los und faßte seine Hand.

„Ich habe auch etwas gelobt, Paul, und das mußt du halten, so bald wie möglich. Erst dann bin ich ganz erlöst von diesem unheimlichen Schatten. Ich bat Hanna in dem Briefe, zu dir zu kommen, wenn ich sterben müßte, und ich kenne sie doch nicht. Weißt du, daß das ein Unrecht ist? Du mußt sie zu uns holen. Sie muß unser Kind sehen, sich mit uns freuen. — Wie lange sahst du sie nicht?“

— — „Sechs — sechs bis acht Jahr.“

„So lange! Das hielte ich nicht aus, wenn ich Geschwister hätte. Und ihr seid doch die letzten der Familie.“

„Das Leben führte uns eben auseinander. Bis vor zwei Jahren war sie, weiß Gott, wo überall in der Welt.“

„Und dann?“

„Dann gab es keinen bestimmten Anlaß, daß wir uns sahen, — darüber vergingen die Jahre.“

„Und ihr hattet keine Sehnsucht nacheinander?“

Paul zuckte die Achseln und zog die Stirn zusammen.

„Wir sind die Trennung längst gewöhnt, weißt du. Unsere Jugend war nicht so glücklich, daß sie eins an das andere sehr gekettet hätte. Jedes suchte seinen Weg, mußte ihn suchen.“

„Gerade deshalb hättet ihr zusammenhalten müssen.“

„Kind, du weißt wenig vom Leben, und das ist so sonnig an dir! So möcht' ich dich bewahren immer, immerfort. Was weißt du von all' dem Reiben und Stoßen in der Welt, von dem Hunderterlei, was die Dinge und Verhältnisse zerstört, nackt und glanzlos macht.“

„Darum möchte ich von meinem Glück etwas an Hanna geben. Ich will's, ich muß es! — Alle die Tage und Wochen jetzt hatte ich so viel Zeit zum Denken. Da dachte ich auch über Hanna nach, warum wir uns nicht näher stehen, und mit welchem Recht ich gerade sie bat, wenn ich —“

„Still!“

„Nein! — Sag' mir, mit welchem Recht konnte ich das eigentlich?“

„Sehr einfach, weil sie meine Schwester ist.“

„Und wenn sie von uns nun ein Gleiches erwartete: alles aufgeben, um etwas ihr Teures zu hüten und hegen?“

„Diese Parallele geht schief, mein Schatz. Eines taugt nicht für alle.“

„Das heißt also: ich kann verlangen, was ich nicht geben würde?“

„Könnte! Das ‚Was‘ ist doch die Frage.“

„Und welch' eins! Unser Kind hätte ich ihr anvertraut — —“

„Wir streiten da um Kaisers Bart. Wozu auch? Schreib lieber einmal an Hanna; das wird sie mehr freuen, als deine Gewissenserforschungen.“

„Fahre zu ihr, Paul, bald — jetzt!“ bettelte Theo auf einmal ungestüm, wie ein Kind. „Ja Paul, das mußt du thun. Das habe ich gelobt, wenn ich — diesseits der langen weißen Mauer bleibe.“

„Du quälst mich.“

„Mich hat es auch gequält!“

„Das lag in deinem Zustand damals, aber jetzt —“

„Weil alles gut jetzt ist — so gut! mußt du zu Hanna gehen und ihr sagen —“

„Sie ist ja gebunden durch ihre Stellung.“

„Hättest du auch daran gedacht, wenn

sie dir nötig gewesen wäre, so recht dringend nötig?"

„Ah!" — Er fuhr mit beiden Händen über das kurz geschnittene Haar.

Sie kannte diese Bewegung und lächelte dazu.

„Thu' es Paul — mir zuliebe!" drängte sie, an seinen Arm sich schmiegend.

Er wurde ernst.

„Du kennst Hanna nur aus ihren seltenen Briefen. Sie ist ein eigner Kauz."

„Deine Schwester ist sie, die ich lieben lernen will!" flüsterte sie.

„Du Engel — du — —"

Ein dünnes kleines Stimmchen ließ sich hören.

Beide horchten, und über Theos feines Antlitz ging es wie Sonnenstrahlen.

„Hörst du, Paul? Das Kind spricht mit!"

„Was sagt es, das Kind, du Kind?" fragte er lachend.

„Du sollst uns Hanna bringen, sagte es." — — „Schön bist du geworden, Theo — weißt du das?"

— — — — — — — — — — —

* * *

An einem Wiesenberge liegt ein einstöckiges Haus. Rundum ist's grün. Und das ist fast der einzige Schmuck, den Sonne und die liebe Mutter Erde um den nüchternen Bau hier breiten. Ein Bau der Barmherzigkeit ist es, ein Kinderasyl, von tausenden mühsam erbettelter Scherflein errichtet. Es gibt viel arme Leute, viel Elend und Verkommenheit hier in der Gegend. Da machte es sich Einer zur Lebensaufgabe, so lange zu sparen, zu betteln und zu sammeln, bis dieser bescheidene Zufluchtsort für verlassene Kinder gesichert war. Seit wenig Jahren erst steht er, inmitten eines Stückchen Landes, das ein Garten werden will. Alles darin ist noch jung und dürstig, aber es mehrt sich brav. Es treibt und sproßt, wo irgend nur etwas gepflanzt ist. Die Beerensträucher und die Fliederbüsche haben ihre Blättchen schon entfaltet. Sie stehen rechts und links vom Hause, regelmäßig in schmalen Beeten. Und in der Mitte, zu beiden Seiten des Weges, der nach der Gartenpforte führt, stehen ebenso regelmäßig junge Bäume, Kirschbäumchen, die einmal eine Allee bilden sollen. Sie blühen jetzt. Ganz weiß sind ihre kleinen Wipfel, und die Bienen summen darin und holen sich den ersten Honig. Wie ein festlicher Kinderzug sind sie anzusehen, rührend in ihrer Lieblichkeit und ihrem Werdetrieb. Es ist, als wollten sie dasselbe sagen, wie die kleinen Schützlinge dort in dem Hause: nur unser Plätzchen und Sonnenschein, dann wollen wir schon was werden!

Vor einer Stunde war Paul mit der Bahn angekommen und machte nun den Weg da heraus zu der Schwester. Denn hier hatte er sie zu suchen in dem kleinen Asyl, über dessen Thür die Worte stehen: „Wer Ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Es war Nachmittag, ein sonniger Apriltag, die ganze Heimatgegend so ein rechtes Frühlingsland, grün, österlich, wie es in der Erinnerung steht aus Kindheitstagen. Paul spürte von diesem Zauber indessen wenig, vielmehr einen Druck, ein Mißbehagen. Acht Jahre hatte er Hanna nicht gesehen. Wie wird sie sein? Was hat die Zeit aus ihr gemacht?

Beim Begräbnis des Vaters waren sie das letzte Mal zusammen gewesen. Dann reiste er, sobald es anging, wieder ab. Er war damals mitten in einer großen Arbeit, die ihn gänzlich in Beschag nahm. Erbschaftsabwickelungen hielten ihn nicht zurück. Die Verhältnisse waren klein; es blieb kaum mehr, als die Wohnung mit den alten Möbeln. Das überließ er selbstverständlich Hanna, die den alten Mann bis zuletzt gepflegt hatte. Ah jene Tage! Sie standen ihm noch in peinlicher Erinnerung. Die Formalitätenphilisterei, die Kleinlichkeit und Gefühlsseligkeit der lieben Mitbürger, die ihm bei dieser Gelegenheit liebevoll indiskret an den Leib rückte. Dann die furchtbare Enge der Verhältnisse zu Haus, denen er längst entwachsen, fremd geworden war. Und Hanna, von Pflege, Überanstrengung, Kummer herabgekommen, welk und müde. Sie hatte, allein lebend mit dem hypochondrischen alten Mann, viel ausgestanden. Und als er dann so still dalag, war sie doch aufgelöst in Schmerz und Zweifel, ob sie ihm auch genug gethan. Paul begriff das nicht und machte ihr vernünftige Vorstellungen. Sie hatten wahrlich keine sonnigen Erinnerungen. Mutter und Kinder, waren immer mehr scheu, als zutraulich dem Vater

gegenüber gewesen. Nachher seine Kränklichkeit, die ihm selbst das Leben während der letzten Jahre verbitterte, die aufreibende Pflege für Hanna. Ehrlich gefragt also: warum der Erlösung gegenüber nun dieses Leiden, diese Selbstanklagen?

Es wachte in Paul wieder auf, was damals zwischen ihm und Hanna gesprochen worden, ein ganzer Dialog. Die Heimatluft schien ihm die traurige Melodie entgegen zu summen. Er hörte Hannas Stimme antworten: „Weil in mir etwas ist, was weher thut, als Trauer: — Bitternis und Mitleid! Weil der Vater arm war an Liebe, weil er nie froh war, er mit uns nicht — und wir nicht mit ihm."

„Daran tragen wir keine Schuld; du hast ihm die besten Jahre geopfert. Jetzt denke an dich selbst."

„Das habe ich verlernt. Ich fühle nur die Leere, daß ich für niemand mehr sorgen muß."

„Das ist das Unrecht, was so oft unter dem Namen Familie begangen wird, kein eignes Leben, keine selbständige Persönlichkeit werden lassen, die Kräfte verbrauchen, verkümmern, bis sie eines Tages, wenn sie sich endlich rühren könnten, es nicht mehr imstande sind."

So ungefähr hatten ihre Gespräche gelautet. Er erinnerte sich der trüben Unterredungen, aller Einzelheiten jener wenigen Tage auf einmal wieder lebhaft. Die Gestalt, das Wesen Hannas stand ihm vor Augen, wie sie ihm leid gethan und ihn auch rechtschaffen ungeduldig gemacht hatte. Er war gewohnt, die Dinge beim Namen zu nennen, frei von der wehleidigen Sentimentalität, die hier kultiviert wurde, frei überhaupt von all' den Fesseln und Bleigewichten, unter denen die Arme dahingelebt. Der ganze Unterschied ihres Lebensganges machte sich geltend. Und das verletzte sie. Er sah ihre Augen noch mit dem stillen Entsetzen auf sich gerichtet, das zu fragen schien: Was ist aus dir geworden? So wenig Liebe, so wenig Leid hast du für uns übrig? Und ich verteidigte dich doch immer, wenn du ein Egoist gescholten wurdest! — — Wie oft hatte ihn der Verstorbene so genannt!

Es riß damals ein Faden zwischen ihnen, der sie bisher immer noch verbunden hatte. Sie verstanden einander nicht mehr. Und Hanna war nicht etwa eine beschränkte Natur, im Gegenteil; aus ihr hätte zur rechten Zeit etwas werden können. Auch in ihr brannte einmal ein stilles Feuer, das höher hinaus wollte. Damit war es dann freilich vorbei. Aus ihrem ganzen Wesen sprach ein Verzicht, der Paul nervös machte, auch etwas wie ein verschwiegener Vorwurf: ist das der Bruder, auf den ich zählte in all den vielen öden Tagen? — — Mein Gott, er war damals ein mitten aus dem Flusse der Berufsarbeit gerissener Mann gewesen, dem dieser Sterbefall gerade höchst ungelegen kam, dessen Interessen überhaupt himmelweit ablagen von dieser kleinen, längst überwundenen Misere. Er wollte Hanna ja irgendwie helfen, bot es ihr an, doch sie lehnte alles ab, mit einer Art eigensinnigem Stolz. Fast war es, als nahm sie mit dem Toten Partei gegen ihn, den sie dem Lebenden gegenüber so standhaft verteidigt hatte. Nach wenigen Tagen des Zusammenseins gingen sie auseinander, er in das vollbewegte Leben; sie blieb in ihrer engen Welt. Sie hatte eine Lehrerinnenstelle, welche sie wenigstens versorgte. Was war da zu raten, zu wollen? Jedes mußte seinen eignen Weg weitergehen.

Damals nahm er das Gefühl mit: lange, lange nicht wiederkehren! Lieber außerhalb einmal mit Hanna zusammentreffen, wenn es die Gelegenheit gerade bringt. Doch dazu kam es nicht. Hanna schien einen verschwiegenen Groll gegen ihn, getäuschte Hoffnungen im Herzen zu tragen, denn von da an schlug sie sich durch, ohne ihm viel davon zu schreiben. Sie führten nun beide — nur mit ungleichen Kräften und Waffen — den Kampf des besitzlosen Gebildeten um Existenz und Glück, — er sieghaft seinen Boden erobernd, — sie als verblühtes Mädchen, wie Tausende ihresgleichen. Sie schrieben sich nicht so oft, wie früher. Die langen Pausen machte aber stets Hanna. Eines Tages erhielt er einen Brief von ihr aus England. Sie wollte noch etwas von der Welt sehen und ihre Kräfte anderswo probieren, etwas spät! Sie war bereits dreiunddreißig Jahre. Einst hatte sie, wie er, eine brennende Sehnsucht hinaus gehabt, wo man „etwas werden" kann. Das war also doch noch einmal in ihr erwacht. Es gelang aber nicht mehr

mit dem „Werden“. Sie mußte ein Wanderleben mit allerlei Schicksalen geführt haben. Endlich kam sie krank zurück in die Heimat, vor zwei Jahren, und als sie wieder gesund war, trat sie die Stelle in diesem Asyl an. Das fiel gerade in die Zeit seiner Verheiratung, wo ihm Kopf und Herz voll waren, übervoll. Da hatte er keinen Sinn für Krüppelasyle, für Opferschwärmerei, für diese knappen Mitteilungen, die immer erst kamen, wenn etwas vorüber, Vorsätze, Entschlüsse bereits zur Thatsache geworden waren. Seine geliebte Theo konnte sich von diesem Geschwisterverhältnis keinen rechten Begriff machen, wollte Hanna kennen lernen, stellte sich eine Dame in schwarzem Kleid mit Leinenkrägelchen vor, eine Wohlthätigkeitswürdenträgerin in geborgener Stellung. Nun, da hatte er nicht gleich in der ersten glückseligen Zeit so einen kühlen grauen Nebel haben wollen. Weder ein Besuch in seiner jungen Häuslichkeit noch bei Hanna paßte ihm. Und so schob er es mit der Bekanntschaft hinaus, bis er endlich nach und nach das Bild der Schwester ihr klar gemacht, das Bild eines guten, charaktervollen, aber etwas absonderlichen Wesens, das nie zu seinem Teil Frauenglück gelangt und darüber schließlich ein Kauz geworden war. Was wußte sein vergöttertes junges Weib von der Prosa, den Kämpfen einer solchen Existenz? Es hätte den krystallhellen Spiegel ihrer Seele getrübt. Und das war der Reiz, der ihn, den emporgekommenen, den reifen Mann so wundersam beglückte, das Unberührte, Unverbrauchte, das naiv Zuversichtliche und dabei seelenvoll Zarte ihrer Empfindungen. Sie würde wahrscheinlich sehr enttäuscht sein von Hanna. Da sie aber beharrlich auf ihren Wunsch zurückkam, namentlich in letzter Zeit unter dem mystischen Einfluß der Mutterschaft, die ihre Jugend, ihren süßen Zauber noch viel mehr verklärte, hieß es einen Ausweg finden. Und so hatte er, als sie vollständig genesen war, ihrem Drängen nachgegeben und die ziemlich weite Heimatreise, so kurz wie möglich ausgezirkelt, angetreten. Hanna mitzubringen, das wußte er, gelang ihm nicht, war vorläufig auch besser so. Aber eine neue Brücke schlagen über diese letzten acht Jahre, ein wärmeres Verhältnis wieder herstellen, das wollte er. Es trieb ihn jetzt, da er deshalb einmal unterwegs war, auch selbst dazu, mit einem gewissen Ungestüm, gerade jetzt und hier, wo ihn unter all' den trüben geweckten Erinnerungen ein doppeltes Besitzgefühl seines Glückes überkam — der feine Egoismus des Glückes auch, der alles hell und glatt um sich haben möchte, keine Winkel, keine Schatten —

Er stand jetzt vor dem Gartenthor, welches das einfach umzäunte Grundstück abschloß, und sah sich um. Hügelig ansteigendes Wiesenland ringsumher, wild wachsende Sträucher, von denen manche in Blüte standen, niedrige Bäume da und dort, weiter oben Wald und Berg. Wie er diese Gegend kannte aus seinen Knabenjahren und wie sie seine Phantasie beschäftigt hatte! Hier war in alten Zeiten, — man wußte nicht mehr, wann, — das Hochgericht gewesen, gerade auf dem Hügel, wo jetzt das Asyl stand. Sie hatten als Buben heimlich hier gegraben, weil die Sage ging, daß außer den Gebeinen von Bösewichtern merkwürdige Schätze da verborgen liegen, „Teufelsschätze“, wie der Volksmund sagte. Das wollten sie wissen, was so ein Teufelsschatz sei, fanden aber keinen, auch nicht das kleinste Verbrecherknöchelchen, nur ein altes Hufeisen, das sie kritisch betrachteten und wieder wegwarfen. Schier vergessene Zeiten! — —

Dort oben hinter dem Hause schien ein Spielplatz zu sein. Paul hörte Kinderstimmen, einen hellen Reigensingsang. Und als er schwieg, kam das Völkchen zum Vorschein. Ein paar der kleinen Gestalten eilten gleich den Weg zwischen den blühenden Kirschbäumchen herab, als sie den Fremden vor dem Portal stehen sahen, und starrten ihn neugierig an, — lauter kindliche Proletarierphysiognomien.

„Was wollen Sie?“ fragte ein blasses Knirpschen mit klugen Augen.

„Da hinein will ich.“

Im Nu sprang das Trüpplein davon, dem Hause zu, um Meldung zu machen, denn die Thüre war abgeschlossen. Da wartete er, ohne die Glocke zu ziehen.

Es war ein eigentümliches Warten; etwas wie ein flacher Druck beengte ihn. Und dabei spähte er den Weg hinauf, gespannt, ob er Hanna erblicken werde.

Welch' eine Existenz in diesem kahlen Haus und Garten, aller Zier und Schönheit bar, inmitten eines Schwarmes heimat-

loser Kinder, die von der Eltern Unglück oder Sünde schon gezeichnet sind! Daß Hanna gerade das gewählt? Er hatte sich dieses Asyl nicht so bescheiden gedacht.

Eine Magd mit aufgeschürztem Rock und roten knochigen Händen kam, um zu öffnen.

Paul nannte den Namen seiner Schwester und fragte, ob sie zu sprechen sei, denn sie wußte von seinem Kommen nichts.

„Die Frau Vorsteherin? Freilich ist die da."

Er folgte ihr den Weg hinauf und hörte bald aus den offenen Fenstern eines Parterrezimmers, daß die Kinder nun dort drinnen waren. Er sah hinein.

Da stand, ihm abgewendet, im Sonnenschein, der den ganzen Raum erfüllte, inmitten der Kinderschar — seine Schwester.

War das wirklich Hanna? — Er fühlte es mehr, als er es sah. Eine schmale Gestalt — wie mager sie geworden war! — mit breiter, blauer Arbeitsschürze, das Haar ganz ergraut, schlicht zurückgestrichen. Es war Hanna — und doch eine andere. Sie schöpfte Milch aus einem großen Gefäß in Blechtassen und verteilte Brot dazu. Die Kinder saßen an einem langen Tisch, auf geradlinigen Holzstühlen, schnabulierten vergnügt, und wenn sie fertig waren, wischten sie mit der Hand über den Mund.

Ein verkrüppeltes Bürschchen rutschte von seinem Stuhl herab und zeigte der „Mutter" mit strahlenden Augen seine leere Tasse. Mutter nannten sie die Kinder.

„Siehst du, daß es geht!" Sie strich ihm über das steife, glanzlose Haar. „Da hab' ich dich auch lieb."

Der kleine Mann steckte den Kopf in ihre Kleiderfalten, als schämte er sich, und schaute dann wieder zärtlich an ihr hinauf. „Ich möchte mit der Mutter in Garten gehen," bettelte er.

Das sah und hörte Paul draußen stehend, während die Magd hineinging.

„Bitte, es ist ein vornehmer Herr draußen." — Sie wies nach dem Fenster.

Hanna wandte sich jetzt um, und alle Blicke flogen in der gleichen Richtung.

Er lächelte ihr entgegen. „Guten Tag, Hanna!" —

Ein großer, staunender, ungewisser Blick begegnete ihm.

„Das ist ja — Paul! — —"

Sie band die breite blaue Schürze los, mit zitternden Fingern. Und dann trat sie hinaus, bleich vor Überraschung. Es war mit einem Male nicht mehr die ruhige heitere Mutter von drinnen.

Er streckte ihr die Hand entgegen, seine wohlgepflegte weiße Hand. Aber sie zögerte, die ihrige hinein zu legen; sie wischte sie erst säuberlich ab.

„Na na, was soll das?"

„Ich muß mich — erst erholen," sagte sie. — „Es — ist mir unbegreiflich, daß du hier bist. — — So lange ist's her — so lang!"

Sie schöpfte tief Atem und sprach leise, wie für sich.

„Acht Jahre — die entscheidenden, in denen man sich wehren mußte!"

Sie nickte. „Ja — die entscheidenden!"

„Nun wollte ich dich endlich einmal sehen. Heißt das, eigentlich ist's meine Frau, für die ich komme. — Hab' ich dich am Ende gar erschreckt? Oder siehst du immer so bleich aus?"

„Ach nein. Mir geht es ja gut."

„Das schriebst du wenigstens," sagte er zögernd, mit unruhigen Augen ihre Erscheinung überfliegend.

Wie verändert! — Über diese Züge war der Pflug gegangen. Tiefe Furchen hatte er gezogen, Furchen, die auch in der Seele geblieben; das sah er. Ein Leidenszug lag jetzt auf ihrem Gesicht, den er zuerst nicht gesehen, etwas plötzlich Erwachtes, wie aus längst begrabenem getäuschtem Hoffen. Wie sie auf einmal der verstorbenen Mutter ähnlich sah! Auch sie hatte solch' einen Leidenszug gehabt, neben dem Ausdruck unendlicher wehrloser Güte. Die Verschmelzung der Ähnlichkeit mit beiden Eltern fiel ihm jetzt auf. Der Zug von Verschlossenheit um den Mund vom Vater, die leicht gebogene Nase, eine feine Nase, die seinem Gesicht etwas Vornehmes gegeben — und wieder die sinnenden Augen der Mutter, dunkel umschattet, etwas von unten auf blickend, als sähen sie das meiste über sich, — auch ihre helle klare Stirn, auf welcher es wie der Schimmer einer alles überwindenden Liebe gelegen. Sie standen auf, die beiden Toten, in diesem Angesicht; die Vergangenheit sah ihn auf einmal mit ihren stillen tiefen Augen an.

„Hast du denn überhaupt Zeit für einen

Kühe am Flußufer. Nach dem Gemälde von Julius Bergmann.

Besuch?" fragte Paul scherzhaft, um den Eindruck zu verbergen, den dieses Wiedersehen auf ihn machte.

„Ich will mir's schon einteilen," sagte sie. „Wir sind freilich nicht viele, außer den Kindern."

„Wieviel Schützlinge hast du?"

„Achtunddreißig gegenwärtig. — Willst du dich auf die Bank hier setzen, bis ich wiederkomme? Ich will sie versorgen. Dann machen wir vielleicht einen kleinen Spaziergang den Berg hinauf. Da haben wir Ruhe; — es ist auch so schön heute — —"

„Wie du willst."

Sie verschwand, und er ließ sich auf der sonnigen Bank am Hause nieder, in einem eigentümlichen Zustand von Benommenheit. Es war ihm, als sei er plötzlich der Gegenwart entrückt und stehe traumhaft einer längst vergangenen Zeit und einem harten fremden Etwas gegenüber, mit dem er nichts zu schaffen hatte und das gleichwohl Rechenschaft von ihm forderte. Dabei hörte er die Stimmen der Kinder drinnen und die Stimme Hannas und sah über die blühenden Kirschbäume hinweg das alte Landschaftsbild der Heimat, grüne und braune Ackerflächen, weiter drüben das Städtchen, ein paar neue Häuserreihen, die wohlbekannten Kirchtürme. Ein Summen und Klingen im Ohr hob in ihm an.

Da kam Hanna wieder, in einem besseren Kleide, grau, von derbem Wollenstoff, puritanisch einfach.

„Ich habe dich nicht gefragt, ob ich dir etwas anbieten darf," sagte sie. „Leckereien haben wir hier freilich nicht, aber ich möchte gerne —"

„Mach' dir keine Mühe! Beisammen sein eine kleine Weile, das wollen wir."

Dichte Reihen von Kinderköpfen standen jetzt an den Fenstern und betrachteten die beiden mit neugieriger Aufmerksamkeit.

„Warum sind sie nicht im Freien?" fragte Paul.

„Sie warten nur auf die Erlaubnis."

„Kommt!" rief er ihnen zu.

Sie blieben aber unbeweglich stehen und sahen nach der „Mutter".

Erst als sie ihnen winkte, kamen sie heraus gesprungen und blieben dann, wie plötzlich scheu geworden, wieder in einem kompakten Häuflein vor ihnen stehen. Nur eines, das winzige verkrüppelte Bürschchen, kam an Hanna heran und suchte zärtlich ihre Hand.

„Sagt dem Herrn guten Tag und dann geht auf euren Spielplatz."

Eines nach dem anderen kam herbei, bot ihm die Hand und sah zu ihm auf mit jenem ratenden, altklugen Blick der Armen, der das Kindergesicht oft schon so alt macht. Wenige waren hübsch, die meisten so oder so verkümmert.

Und das war Hannas Welt!

Sie gingen durch ein Hinterpförtchen ins Freie, eine Weile schweigend, als wüßten sie nicht, wo sie nun anknüpfen sollten.

Dann sagte Paul: „Du kommst wohl selten hinaus?"

„Sehr selten."

„Und fühlst du dich wohl in dieser Stellung?"

„Ich kann etwas nützen. Die Kinder hängen auch sehr an mir. Ich habe da wieder eine Heimat gefunden."

Das Wort klang ihm hart. Sollte er es überschweigen? Er sah Hanna von der Seite an. Sie hatte es ohne Bitterkeit gesagt. Vor diesem still gewordenen Gesicht gab es kein Versteckens! Er wollte auch offen sein.

„Heimat sagst du. Warum gabst du sie eigentlich auf?"

Sie blieb stehen, fuhr über die Stirn — und lächelte. Es war nur so ein huschendes, blasses Lächeln. Dann ging sie weiter.

„Ach — lassen wir das! Es ist ja längst vorbei."

„Willst du nicht davon sprechen?"

„Wozu? — — Erzähle du!"

„Sieh Hanna, ich bin hier, um dich zu holen. Du sollst zu uns kommen, ein paar glückliche Menschen sehen. Das ist besser als erzählen."

„Ich danke dir. Du siehst, das geht nun nicht mehr."

„Auf wenige Tage nur."

„Eine solche Reise? Den Luxus kann ich mir nicht erlauben — brächte ihn auch nicht übers Gewissen."

„Den laß du meine Sorge sein. Es ist nicht alles bloß Nützlichkeit in der Welt."

„Aber Elend — so viel Elend."

„Das sollst du einmal vergessen. Theo will dir unser Kind zeigen; sie will dich endlich kennen lernen. Du weißt, sie selbst hat nie Geschwister gehabt."

„Und denkt sich das wohl recht schön?“ — Hanna sah ihn, wie in Gedanken verloren an. — „Da wäre ich eine traurige Illustration.“

„Wieso?“ — Eine langsame Röte stieg ihm ins Gesicht. „Du hast von deinem Sein und Thun immer so wenig berichtet. Was wußten wir? Nicht einmal, wo überall du in den Jahren gewesen.“

„Ja — ich wanderte — —“

Pauls Blick blieb starr an der Schwester hängen. Sie sprach dieselben Worte, wie sie sein Weib erzählt.

— „Und warum — warum wähltest du denn gerade diesen kleinen, freudlosen Posten hier?“

„Freudlos — das ist er nicht; klein wohl. Ich selber bin ja klein geworden, da draußen in der Welt — —“

Hanna blieb tief atmend wieder stehen und sah zu Boden. Es war, als drängte nun mit einem Mal hervor, was sie lange, lange verschwiegen, in stummen Monologen nur mit sich selbst gesprochen und durchlitten hatte. — „Wie einen Strohhalm wehte es mich draußen umher! Da war ich denn froh an ein Plätzchen zu kommen, wo ich wieder ein Mensch wurde und etwas sein konnte. Darum hänge ich an diesem kleinen Posten und an meinen Kindern.“

„Und von dem sagtest du mir nichts? Was hast du denn Schlimmes erlebt?“

„Nichts Großes, lauter Alltägliches, wie es Viele erleben und dabei wohl oft untergehen; nichts als die Einsicht, daß man unbrauchbar zu dem ist, was man mit allen Kräften anstrebt. Mich trieb es fort nach Vaters Tod; es war mir gar so traurig hier. — — Ich dachte auch meine Kenntnisse anders verwerten zu können als Erzieherin. Ich strebte eben auch noch eine Stufe weiter. Aber ich taugte nicht dazu, wenigstens nicht unter verwöhnte Menschen. Ich war zu alt, zu ernst, zu wenig geschmeidig. Das wurde mir klar gemacht, oft auf grausame Weise. Von den eignen Zöglingen wurde ich verhöhnt — — Sie können grausam sein, diese Reichen, weich Gebetteten! — Ich wurde irre an mir; vollständig entwertet kam ich mir vor — und wollte doch nicht zurück: ich schämte mich. So trieb es mich ein paar Jahre umher. Ich versuchte es mit allerlei — — bis ich endlich wandermüde eines Tages wieder in der Heimat landete. Zu jener Zeit — mir schien es ein Fingerzeig — kam diese Stellung zur Besetzung. Ich bewarb mich und wurde angenommen. Von da an ging gleich alles besser. Bei diesen armen, verlassenen Kindern fand ich mich selber wieder, — auch ein Heimgefühl nach all' den Jahren. Das war so etwas meinesgleichen —“

„Was sagst du da!“

„Die alle warteten auf etwas, wie ich gewartet hatte. Ich weiß, was es ist, dieses Warten! Es macht nicht gut, getäuscht zu werden. Drum wollte ich ihnen geben, was ich wenigstens geben kann. Und es gelang, gottlob! Man weiß nicht, wie empfänglich Hungrige sind — —“

Auch Paul sah zu Boden. Sie schwiegen jetzt beide eine Weile. Dann sagte er mit gerunzelter Stirn: „Dich hat die Familienkrone zu lange festgehalten und verbittert. — Warum übrigens schriebst du mir nichts von diesen Dingen?“

— „Du hattest es damals so eilig, als wir den Vater begruben. Wie sollte ich dir noch kommen?“

„Damals — mein Gott, faßtest du die Sache zu sentimental auf. Ich weiß, wir kamen ein wenig auseinander. Ja, wußtest du denn, was es heißt, sich seinen Platz erobern, ehrgeizig erobern? Ich stand im Drange der eignen Existenzfragen. Du — du hattest bisher keine gehabt, infolgedessen auch kein Verständnis für die meinigen. Du riebst dich einfach passiv auf in deinem Samaritertum.“

„Und bereue es doch nicht.“

„Gut. Aber du gingst langsam dabei zu Grunde. Was konnte ich dagegen thun, als was ich damals that: dir sagen, wenn du mich brauchst, so komm. — Sagte ich das nicht, als wir auseinander gingen?“

Sie sahen sich an, Aug in Auge. In denen Hannas glühte es auf. Dann nickte sie ein paarmal vor sich hin.

„Es ist möglich, daß du es sagtest.“

„Warum kamst du nie?“

— — „Weil ich — zu stolz war.“

„Mir gegenüber?“

„Ja dir! — Du wußtest, wie es um mich stand. Ich war so armselig, so stehen geblieben neben dir. Aus deinem ganzen Wesen merkte ich die Pein darüber. Nie habe ich das bitterer gefühlt, als damals.“

„Das war nicht schwesterlich."

„Sag das nicht, Paul —!" — Sie brach ab, weil sie es leidenschaftlich gesagt, als wollte sie ihn vor einer Unwahrheit warnen. — „Du weißt es vielleicht nicht mehr, wie ich an dir gehangen habe, was du mir warst. — Es ist ja auch schon lange her — wie lange! seit wir Freunde, nicht allein Geschwister waren — —"

„Ich weiß es noch, Hanna."

— — „Wenn ein Brief von dir kam zu jener Zeit, war das ein Festtag! Ein Stück blauer Himmel schaute allemal in unser oft so trübes Leben herein. Die Mutter lebte ja von den Hoffnungen, die sie auf dich setzte. Dann, als sie tot war, spann ich die Hoffnungen fort. Ich war stolz auf dich! Und das machte mich mutig, gab mir Vertrauen in mich selber. Ich hatte auch Ehrgeiz, Wünsche, daß aus mir etwas würde. Ich wollte deiner würdig sein! — Es waren thörichte Luftschlösser. — Du standest eben immer vor mir, als etwas Leuchtendes, Verheißendes, hinter dem auch für mich das Leben, die Welt offen lag — —"

„Was erwartetest du von mir, Hanna?"

„Ich kann es nicht sagen — kein Opfer, nichts, was dir schwer gefallen wäre; nur — was mich gehoben, alles leichter hätte tragen lassen — — ein bißchen Großmut — Liebe — Zusammengehörigkeitsgefühl —"

Paul stieß einen Seufzer durch die Zähne.

„Zusammengehörigkeitsgefühl! — Das wurde beizeiten gelockert durch die ewigen Zwiste mit dem Vater. Ich machte, daß ich aus dem Hause kam, — dergleichen hat immer seine Konsequenzen."

„Laß ihn ruhen. Seitdem er tot ist, verstehe ich ihn immer mehr."

„Was willst du damit sagen?" — —

„Daß man zum Glück geboren sein muß, mit Anlagen, wie du sie hast, mit dem Mut zu handeln — auf seine Ziele loszugehen, wie du es thatest. Der Vater und ich, wir hatten das nicht; wir waren kleine, pedantische Pflichtmenschen, — anders als du. Er haderte mit dir — ich beneidete, bewunderte dich. Und — weil wir so verschieden waren, gingen wohl auch unsere Wege so weit auseinander — —"

„Ich habe es nicht leicht errungen, was du summarisch Glück nennst."

„Aber erreicht! Zur rechten Zeit — ohne zu erlahmen!"

„Ja, das ist wahr," sagte er, den Kopf hebend und die Arme reckend, wie plötzlich befreit im Besinnen auf sich selbst, auf seinen warmen Glücksbesitz daheim. — „Gib mir die Hand, Hanna! Darum will ich jetzt nachholen, was ich versäumt habe."

„Was?" fragte sie leise.

„Das ‚bißchen Liebe', von dem du eben herbe gesprochen hast."

„Brosamen deines Reichtums! — Hast du es jetzt erst kennen gelernt, was das ist — Liebe?" fragte sie versonnen. „Sie war doch immer da, du achtetest es nur nicht. — Es ist etwas Wunderbares, nicht wahr? Sie macht besser, stärker! — In meiner Vereinsamung hab' ich danach gehungert, wie ein Verschmachtender. Sie kam nicht. Da haderte ich bitter — auch mit dir, dem Einzigen, der eben doch noch ein wenig zu mir gehörte. — Aber dann, als ich am elendesten war, nicht wissend, was beginnen — kam es über mich, als ob ein Engel mir sagte: Gib deinesgleichen, wonach du selber hungerst! Es hungern ja so Viele. Wie eine Flamme, ein Feuer wuchs es an, was zuerst nur — Mitleid für meine armen Kleinen war. Ich fand die Liebe, — vielleicht so reich wie du, — nur eine andere — eine ganz andere."

„Du hast dich immer geopfert."

„Aber nicht selbstlos, nicht so mit Freude, wie jetzt. Ich schaute immer nach Kommendem, nach dem Lohn aus. Jetzt ist das alles vorbei. Ich habe keine eigne Zukunft mehr; nur das Werk, für das ich lebe, hat eine, so Gott will!"

Paul betrachtete seine Schwester. Während sie sprach, bekam ihr Gesicht mit den herben, harten Zügen auf einmal eine aus dem Innersten dringenden Helle. Ihr graues Haar, die Furchen um Augen, Stirn und Mund, die sein Schönheitsgefühl beim ersten Anblick rauh getroffen, erschienen ihm fast verklärt, als Leidensmale eines Kampfes, der schwer aber siegreich bestanden worden ist. Und in dieser Helle war sie ihm plötzlich entrückt, als könnte er sie nicht mehr erreichen mit dem, was er nachholen wollte, dem ‚bißchen Liebe.'"

Sie waren auf die Höhe des Berges gekommen, ohne es zu achten. Jetzt blieben sie stehen und blickten hinaus in die Heimatlandschaft.

Das sah empor, wie ein altes treues Gesicht: Kennst du mich noch? Das Städtchen mit seinen Türmen, den Hügeln dahinter und den Bergzügen in der Ferne, wo die großen schimmernden Wolken standen, stolze Wolkenburgen mit Zinnen und Abgründen, rot angeglüht von der sinkenden Frühlingssonne, so verheißungsvoll, wie einst. Zu Füßen Wiesen und Felder, die einen schon prangend grün, die anderen tief braun, frisch aufgelockert die duftende, fruchtbare Erde. Da drüben am Waldrand wurde gepflügt. Ein würziger kühler Odem kam von dort her! Man hörte die Rufe, mit denen Mensch und Tier bei der Arbeit sich verständigten, stetig, ohne Hast. Dann tönten Stimmen von Kindern auf, die mit Blumen aus dem Walde traten. Lachend ging es bergab, bald waren sie verschwunden. Und nun ließ eine Drossel ihr Abendlied hören, ganz nah, ein jauchzendes Rufen, Locken, Verkünden.

Mancherlei Stimmen und Laute, und über allen doch eine klingende Stille, durch die den beiden Schweigenden verschollene Jugendmären zogen.

— „Ich wollte auch," sagte Paul nach einer Weile, „wegen der Gräber der Eltern mit dir sprechen."

„Sie sind in guter Ordnung."

„Aber während der Zeit, wo du fort warst?"

„Sorgte ich auch dafür."

„Du hattest Kosten. Längst wollte ich darüber einmal mit dir sprechen."

„Sie sind nicht groß. Das laß mir nur allein. Ich ziehe die Blumen und bepflanze die Gräber selbst. Jetzt blühen schon Aurikeln dort, Mutters Lieblingsblumen, — weißt du noch?"

— „So bleibt mir gar nichts zu thun übrig? Nenne mir etwas, Hanna, ich bitte dich darum! — Hast du nicht einen Wunsch, den ich erfüllen könnte? Thue mir die Liebe und sage ihn!"

— „Ich habe keinen" —

„Sieh mich an! Wirklich keinen?"

Hanna wendete zögernd den Blick, der in die Ferne gerichtet war, zu ihm. Ein Flor zog über das Glänzen ihrer Augen, die nun wie rätselnd, suchend auf seinem Angesicht verweilten. Es war ein stummes Fragen und Antworten, eine ganze Geschichte in diesem Blick.

Sie schüttelte den Kopf.

„Und Theos Wunsch — willst du ihn nicht erfüllen?"

„Sieh meine Schar an!"

„Fremde — Pflichtkinder."

„Denen ich aber ganz gehöre. Theo wird das an dem eignen schon verstehen." —

Sie schritten bergab, in Gedanken verloren.

An einer Stelle des Weges sah Paul jäh auf. Es klirrte etwas in der Nähe. Ein Mann stand da und schaufelte Erde, hielt inne und grüßte beim Vorübergehen.

Das Zwiegespräch mit seinen Reminiscenzen hatte Paul stark aufgeregt. Da war so vielerlei lebendig geworden, an das er lange nicht gedacht. Und das ging nun im stillen Abendrot mit, leibhaftig fast, ein traumhafter Spuk, der aus Dämmerungen der Vergangenheit seine Schatten herüber holte.

Warum erschrak er über das Geräusch? Weil auch das ihn an etwas erinnerte, was mit dieser Heimatfahrt zusammenhing? An das graue Traummärchen, welches sein geliebtes Weib ihm erzählt —?

Theo! — —

Auch das Glück kann furchtsam, abergläubisch machen, wenn zu Zeiten Schatten neben ihm wandern.

Hanna schloß das Gartenthor auf. Da flog ihr die Schar der Kinder entgegen, die sie erwartet hatten, und umklammerten ihre Kniee und schauten aus hellen Augen zu den zwei Menschen empor, wie zu höheren Wesen, die alles haben, alles können, was so ein Kinderherzchen zu fassen vermag.

— „Siehst du, die haben mir Weg und Ziel gewiesen," sagte Hanna jetzt lächelnd und reichte ihm die Hand mit einem Ausdruck des Friedens, der ihn erschütterte.

Er sah ihr dann nach, als sie mit ihrer Schar langsam zwischen den blühenden Kirschbäumchen hinauf ging zu dem einfachen Hause. Und wie ein Schuldner stand er da, dem sein Gläubiger, ein kleiner Mann mit verarbeiteten Zügen und Händen, großmütig die Zahlung geschenkt.

Teresina Geßner als dreijähriges und als neunjähriges Kind.

Teresina Geßner-Sommerstorff.

(Abdruck verboten.)

Teresina Geßner ist der Typus der reinen edlen Frau auf der Bühne und im — Leben. Die Schauspielerin, deren künstlerisches Wesen etwas echt deutsch Frauenhaftes aufweist, ist eine geborene Italienerin. Teresina Geßner stammt aus dem bei Venedig gelegenen Vicenza und ist die Tochter eines Offiziers. Ganz im italienischen Milieu aufgewachsen, verstand sie, als sie im Alter von zehn Jahren mit ihren Eltern nach Wien übersiedeln mußte, nur die Sprache ihres Heimatlandes, und doch wurde aus der Vollblutitalienerin eine große deutsche Künstlerin. Teresina sollte eigentlich nicht Schauspielerin, sondern Lehrerin werden, ein Zufall führte sie zum Theater. Ihre Schwester wollte zur Bühne gehen und ließ sich für das Wiener Konservatorium prüfen. Auch ein Konservatoriumlehrer kann manchmal eine richtige Idee haben; als er die schwarzäugige, anmutige Teresina sah, die ihrer Schwester bei dieser Prüfung treu zur Seite stand, kam ihm der Gedanke, daß in diesem jungen Mädchen Theaterblut fließen müsse. Sie durfte etwas vordeklamieren, und ihr Schicksal war entschieden. Die kleine Italienerin, die inzwischen eifrig deutsch gelernt hatte, wurde mit sechzehn Jahren Schülerin des Wiener Konservatoriums. Sie konnte nicht nur theoretische Studien machen, sondern auch die Größen des Burgtheaters bewundern, die natürlich für jeden Wiener Konservatoriumszögling leuchtende Vorbilder waren. Versehen mit Konservatoriumsstudien, im Herzen die bewunderten und beneideten Vorbilder, so zog die Achtzehnjährige nach Innsbruck in ihr erstes Engagement, allein trotz Studien und Vorbildern hätte sie nimmermehr Teresina Geßner werden können, wenn sie nicht ihr eigenstes Talent besessen hätte. Sie ist von Stufe zu Stufe emporgestiegen, schnell und glücklich. Innsbruck, Brünn und Graz, das waren ihre Bühnenstationen, und dann kam gleich die große Hauptstation — das Deutsche Theater in Berlin. Damals, es war im Jahre 1885, legte das von L'Arronge begründete Deutsche Theater, durch welches das Berliner Theaterleben aus seinem bequemen Schlaf aufgerüttelt und das Schauspielhausmonopol zerstört wurde, sein künstlerisches Hauptgewicht auf die möglichst vollendete Inscenierung und Verkörperung der Dramen unserer Klassiker. Was die Meininger uns gelehrt und bewiesen hatten, das sollte im Verein mit einer modernen Auffassung der Schauspielkunst im Deut-

Teresina Geßner in ihrem ersten Engagement in Innsbruck.

ſchen Theater realiſiert werden, und auf einem falſchen künſtleriſchen Baden mußte eine Schauſpielerin van der Individualität Teresina Geßners ſich kräftig und geſund entwickeln. Als Emilia Galatti debütierte ſie in Berlin. Etwas Zaghaftes, Ungewiſſes, Furchtſames haftete ihrer Leiſtung an, aber gerade dieſes ängſtlich Mädchenhafte intereiſierte und reizte nicht nur perſönlich, auch künſtleriſch, es deutete ſa viel echte, varnehme Weiblichkeit an.

Die junge Italienerin mit der fein entwickelten Figur, mit den großen, dunklen, fragenden und ſprechenden Augen, mit der Stimme voll Weichheit und Kraft, mit dem innigen Empfinden und dem ausgeprägten Inſtinkt für das theatraliſch Wirkſame und Schöne, gefiel dem deutſchen Publikum und iſt im Verlaufe der Jahre zu einer der populärſten Schauſpielerinnen Berlins empargewachſen. Sie hat mit ihren Aufgaben ſich entwickelt, die Stärke ihrer Leidenſchaft iſt gewachſen, ihre Auffaſſung freier und beſtimmter geworden, aber die vornehme Anmut, die innige Reinheit ihres Weſens ſind unverändert geblieben; ſie iſt auch heute eine mädchenhafte Emilia Galatti, allein ſie würde auch dem heißen Temperament und der edlen Wut einer Gräfin Orſina gerecht werden können. — Nach welcher Seite hin die ſchauſpieleriſche Stärke und Reife Teresina Geßners liegt, das affenbaren ihr Gretchen im Fauſt und ihre Anna Birkmaier in Anzengrubers Pfarrer van Kirchfeld.

Sie gibt beiden Figuren den Zug des Einfachen, Naiven und Mädchenhaften; hier die friſche, gute, von jedem Schuldbewußtſein innerlich freie Bauerndirne, dort das ſchlichte, innige und ſinnige Bürgerkind, das die Größe ſeines Schmerzes und ſeiner Schuld, die Größe ſeiner Tragik zu empfinden und das alſa Empfundene menſchlich erſchütternd zu geſtalten vermag. Teresina Geßner gilt Vielen als das beſte Gretchen der madernen Bühne, ich möchte ſie auch zu den bedeutendſten Vertreterinnen der Anna Birkmaier zählen, die ſie van dem derb Bäuerlichen emparhebt zum unbefangenen Mädchenhaften, das die reinen Gefühle des Pfarrers für die Bauerndirne erweckt. In der Verkörperung moderner Rollen zeigt ſich die Grenze der Künſtlerſchaft Teresina Geßners, deren menſchlicher und künſtleriſcher Individualität das abſalut Große und Edle mehr zuſagt, als das nervös ader pikant Maderne. Ihre Kunſt umfaßt ohnehin ein weites, fruchtbares Gebiet, Hera, Julia, Iphigenie, Louiſe, Maria Stuart, Klärchen ꝛc. In der vom Geiſte des Idealen, Schönen und Tief-

Teresina Geßner als Debutantin am Deutſchen Theater.

Teresina Geßner bei Antritt ihres Berliner Theater-Engagements.

empfundenen durchwehten Interpretation dieser Gestalten steht Teresina Geßner heute an allererster Stelle, und ihre Parthenia in Halms „Sohn der Wildnis“ beweist, daß sie auch milder Schalkhaftigkeit und zartem Humor auf der Bühne gerecht werden kann.

Seit länger als einem Decennium ist Teresina Geßner mit Otto Sammerstorff verheiratet, und hier hat sich nicht nur ein gleichgestimmtes Künstlerpaar, sondern auch ein Menschenpaar in reinster Harmonie gefunden. Man kann nicht von Teresina Geßner sprechen, ohne ihres Gatten, dieses vornehmen, warmherzigen Künstlers und Menschen, zu gedenken, von dem Peter Rosegger, der als armer Dorfschneider oft im Hause der Großeltern des Künstlers übernachtete, in seinem Werke: „Mein Weltleben“ folgendes schreibt: „In diesem jungen Manne hatte sich der naive Idealismus seltsamerweise vereint mit der modernen Ironie und der Neigung zur Parodie. Zudem war in ihm ein unentwegtes Streben nach der dramatischen Kunst, eine strenge Gewissenhaftigkeit in allem, eine Männlichkeit des Charakters, wie man sie bei jungen Leuten selten findet.“ — Und was der Dichter über die Ehe der „Sammerstorffs“ sagt, das ist wohlthuend wahr: „In Berlin fand Otto seine Lebensgefährtin. Wir Grazer kennen sie schon, es ist die schöne und künstlerisch bedeutende Schauspielerin Teresina Geßner. Wir haben sie ungern ziehen lassen, aber sie ging einer guten Zukunft entgegen. Das Künstlerpaar lebt in einer Ehe, so glücklich und so echt deutsch, daß einem das Herz lacht; der moderne Großstadtgeist kann ihm nichts anhaben.“

Sie ſind in der That ein ideales Künſtler-, ein ideales Ehepaar. Sie lieben das Theater, ſie lieben ihr Heim, und doch ſind Theater und Heim ſcharf geſondert. Auf der Bühne ganze Hingebung an ihre Kunſt, zu Hauſe nur liebendes Eltern- und Ehepaar. —

Tereſina Geßner war vor drei Jahren mit ihrem Gatten, der nicht nur der gefeierte Schauſpieler, ſondern auch ein bekannter Humoriſt iſt,

Tereſina Geßner nach ihrer Verlobung mit Otto Sommerstorff.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Tereſina Geßners neueſte Aufnahme.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

(er iſt der „Storff“ der Fliegenden Blätter) vom Deutſchen Theater nach dem Berliner Theater übergeſiedelt; das Künſtlerpaar gehört jedoch jetzt wieder dem Verbande des Deutſchen Theaters an, das mit Hilfe von Tereſina und Otto Sommerstorff ſein klaſſiſches Repertoire, was ſehr not thut, erweitern und befeſtigen will.

Im Hauſe der Sommerstorffs gibt es kein gemeinſames Studieren und Probieren, für welches lediglich das Theater mit ſeinen Proben vorhanden iſt; das Heim wird von allem Theatraliſchen freigehalten. Dieſe ſcharfe Sonderung der Bühne von der Familie charakteriſiert die menſchliche Eigenart Tereſina Geßners und ihres Gatten. Die innige Schlichtheit und herzliche Wärme, welche die Leiſtungen des Künſtlerpaares ſo wohlthuend durchwehen, finden einen milden Abglanz in der Häuslichkeit, die Tereſina Geßner, die echte Künſtlerin und Frau, mit klugem Sinne ſich und den Ihren erſchaffen hat.

Alfred Holzbock.

Perſiſche Sinnſprüche.

Von

Maximilian Bern.

Mancher läuft nicht ſchnell wie ſo viele
Und iſt doch der erſte am Ziele.

Von edlen Menſchen lernen allzeit am meiſten wir:
Die, ſo die Tugend üben, ſind Wegweiſer zu ihr!

*

*

Wanderſt zu Fuſs du voller Beſchwerde,
Wähl' keinen Reiſegefährten zu Pferde!

Die deutſche Bagdadbahn.

Von

Colmar Frhr. v. d. Goltz.

(Abdruck verboten.)

Die Nachricht, daß Sultan Abdul-Hamid II. der deutſch-anatoliſchen Bahngeſellſchaft durch ein kaiſerliches Iradé*) das Recht zum Weiterausbau des kleinaſiatiſchen Schienennetzes bis zum Perſiſchen Golfe verliehen hat, erregte begreiflicherweiſe in der deutſchen Preſſe große Freude. Man hat die Verleihung allgemein als einen bedeutenden diplomatiſchen Erfolg geprieſen. In der That liegt auch ein Beweis von der Geſchicklichkeit und dem Einfluſſe unſerer Vertretung am Goldenen Horn darin, daß ſie den Widerſtand der Mitbewerber beſiegte. Wenn man aber, wie es den Anſchein hat, allgemein glaubt, daß mit dem Erlaß des Großherrn ſchon die Hauptſchwierigkeiten überwunden ſeien, ſo iſt doch zur Vorſicht zu mahnen. Wer lange in Stambul gelebt hat und die dortige Welt einigermaßen kennt, weiß, daß man als bedächtiger Mann bei einem Iradé immer erſt fragen ſoll, ob es auch das letzte, und ob es ein endgültiges ſei. Ein perotiſches Scherzwort ſagt: „En Turquie il n'y a rien de définitif, sauf le provisoire", und darin liegt eine große Wahrheit. Wie oft ſchon ſchien am ſchönen Bosporus irgend ein Werk vollkommen geſichert, und dennoch zerfloß es am Ende, zur Trauer für alle Beteiligten, wie eine ſchöne Seifenblaſe. Die Kommiſſion, welche, unter Führung des deutſchen Generalkonſuls Stemmrich, die neue Linie zu ſtudieren hat,

*) Kabinetsordre mit Geſetzeskraft.

hoffte in den Weihnachtstagen in Bagdad einzutreffen. Es wird also noch geraume Zeit währen, bis die erste vorläufige Erkundung zu Ende geführt ist. Noch steht ferner die Garantienfrage vollkommen offen. Nach einer überschläglichen Berechnung wird die türkische Regierung zum wenigsten für 9000—10 000 Franken kilometrischer Einnahme aus den Einkünften der durch die Bahn berührten Provinzen aufkommen müssen. Ob dies möglich ist, und welche Aushilfe etwa gefunden werden kann, ist heute noch unentschieden. Bei der finanziellen Notlage, in welcher sich der türkische Staat zur Zeit befindet, liegt die Vermutung nicht fern, daß die Regierung den Versuch machen wird, das große Bauunternehmen mit einer Anleihe zu verquicken.*) So sind also, ehe der erste Spatenstich geschehen kann, noch zahlreiche Vorbedingungen zu regeln. Um die Schwierigkeit eines Eisenbahnunternehmens im Orient richtig zu würdigen, muß man sich die Zeit vor 1888 vergegenwärtigen. Damals, als Herr v. Kaulla in Konstantinopel wegen der Bahnlinie nach Angora verhandelte, glaubten auch die erfahrensten Leute nicht, daß jemals aus dem Bau etwas werden würde. Man hielt sich vor Augen, daß seit den siebziger Jahren, wo das große von der Regierung selbst begonnene Unternehmen**), welches das ganze Reich mit einem Schienennetze umspannen sollte, zum Stocken kam, alle die zahlreichen Eisenbahnprojekte, über die mit der Pforte verhandelt wurde, schließlich regelmäßig scheiterten. Große Energie, Geduld, Erfahrung und viel Geschick gehören im Verein dazu, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich dem fremden Unternehmer auf türkischem Boden entgegenstellen.

Einstweilen besagt das Iradé des Sultans nur, daß er von allen Bewerbern den Deutschen den Vorzug erteilte, daß er durch die anatolische Bahngesellschaft, die sich schon bewährt, die Fortsetzung des Baues am liebsten ausgeführt sähe, und daß es sein ernster Wille ist, die Bagdadlinie wirklich zu vollenden.***) Hierau ist in der That nicht zu zweifeln. Abdul Hamid II. verfolgt den Gedanken, den fernen Südosten seines Reiches mit der Hauptstadt durch einen Schienenstrang zu verbinden, schon seit seinem Regierungsantritt. Er betrachtet die Vollendung der Bahn von Konstantinopel nach Bagdad gleichsam als seine Lebens- und Regierungsaufgabe. Weitere Pläne sind damit verbunden. Einmal sprach er mir in einer längeren Audienz sehr eingehend hierüber. Seine Absicht ist es, nicht nur den Einfluß seiner Herrschaft in den weiten und fruchtbaren Gebieten am Euphrat und Tigris wirksamer zu machen, sondern er verbindet damit auch den Gedanken an die Lösung einer großen Kulturaufgabe. Diese besteht darin, daß europäische, vor allem deutsche Kolonisten sich längs der neuen Eisenbahnlinie ansiedeln sollen, um so zu Gedeihen und Wohlhabenheit zu gelangen, während sie das Kapital an Intelligenz und Kenntnissen, welches sie mitbringen, dem Lande zu Nutz und Frommen werden lassen. „So könnte ein Austausch des Guten zwischen den beiden befreundeten Völkern stattfinden," schloß der Großherr seine Rede, an die sich für mich der Auftrag knüpfte, nach Berlin darüber zu berichten. Es ist bekannt, daß er sich wiederholt an Kaiser Wilhelm II. mit der Bitte um seine Mitwirkung und Unterstützung bei dem Bagdadbahnbau gewendet hat, und vielleicht liegt ihm kein anderes Werk, das er seit seiner Thronbesteigung geplant, so sehr am Herzen, wie dieses. Freilich richten sich seine Absichten nur auf das Ziel Bagdad. Für die inneren türkischen Interessen, namentlich diejenigen der Verwaltung, könnte dies auch genügen. Ein Blick auf die Karte lehrt aber, daß die Fortführung bis zum Persischen Golf mit Rücksicht auf den Weltverkehr unbedingte Notwendigkeit ist. Ohne dieselbe wäre an eine Rentabilität des Unternehmens gar nicht zu denken. Politische Erwägungen standen bisher entgegen und mögen auch heute noch nicht völlig verschwunden sein. Sie erwachsen aus der Furcht vor englischer Begehrlichkeit. England dehnt seinen Einfluß im Persischen Golfe mehr und mehr aus; es hat sich wiederholt in die persisch-türkischen Grenzstreitigkeiten an der Mündung des Schatt-el-Arab eingemischt, hält in Bagdad einen militärischen Posten zum Schutze des Ge-

*) Soll, nach den Zeitungen, bereits im Gange sein.

**) Unter technischer Leitung des österreichischen Ingenieurs Pressel.

***) Die nicht unbedeutenden Kosten für die Vorarbeiten fallen der Gesellschaft zur Last.

neralkonsulats, ein Kriegsfahrzeug auf dem Strome, und dies alles erregt das Mißtrauen der Pforte.

Von Bedeutung ist natürlich in erster Linie die Frage der Kapitalsbeschaffung. Der Bau wird zum mindesten einen Aufwand von 400 Millionen Franken erfordern, und schon dies legt nahe, daß es sich nicht um ein exklusiv deutsches Unternehmen handeln kann. In unserem Vaterlande allein ließen sich so bedeutende Mittel, zur Zeit, wo die emporblühende Industrie die höchsten Anforderungen an seine Geldkraft stellt, schwerlich aufbringen. Auch in anderer Richtung kann es sich nicht darum handeln, fremde Elemente von der Durchführung des Planes auszuschließen. Es ist nicht leicht, die vielen Intelligenzen aufzutreiben, welche der Bau einer so ungeheuren Linie gleich im Beginn erfordert. Man hat es seiner Zeit dem bewährten orientalischen Eisenbahnbaumeister Otto von Kapp*) zum Vorwurfe gemacht, daß er französische und englische Ingenieure zu Mitarbeitern heranzog — doch ganz mit Unrecht. In Deutschland streben alle tüchtigen jungen Kräfte sogleich in den Staatseisenbahndienst, und für Privatunternehmungen ist es keineswegs leicht, die geeigneten Männer in großer Zahl und in kurzer Zeit aufzutreiben. Das wird sich möglicherweise auch bei dem Bau der Bagdadbahn fühlbar machen. Nach meinen Erfahrungen ist die Mischung fremder und deutscher Elemente bei jeder Thätigkeit im Orient auch eher von Nutzen als von Nachteil, da sich durch sie Erfahrung, Wissen und Beziehungen verschiedener Art erheblich steigern, der Besorgnis vor dem Überwuchern einer Nationalität aber gesteuert wird. Nur die oberste Leitung soll und muß deutsch bleiben, und es wird ihr zur Ehre gereichen, wenn französische und englische Mitstreiter ihren Fahnen folgen, während es ehedem umgekehrt war.

Das heutige anatolische Bahnnetz, wie es sich, hauptsächlich seit 1888, herausgebildet hat, ist kein unbedeutendes mehr.**) Es führt von Konstantinopel über Ismid und Eskischehr nach Angora und nach Konia. Diese beiden, von der deutschen Gesellschaft ausgebauten Linien sind in neuerer Zeit, von Afion-Karahissar aus, mit den bei Smyrna mündenden Bahnen in Verbindung gesetzt worden. Eine zweite Verbindung wird sich in nicht allzu ferner Zeit aus der Fortführung der Linie Smyrna-Aidin-Diner nach Tschay oder Akschehr an der Koniabahn ergeben. Einige weniger bedeutende Zweigbahnen kommen noch hinzu, und so ist denn Vorderasien heutzutage schon von einer ganz stattlichen Zahl von Schienenwegen in den verschiedensten Richtungen durchzogen. Freilich muß man sich vergegenwärtigen, daß die Halbinsel, welche vom asiatischen Festlande durch eine Linie vom Golf von Iskenderun nach Samsun am Schwarzen Meere abgeschnitten wird, Frankreich an Größe gleichkommt.

Die Fortsetzung gegen Südosten war früher über Angora gedacht, woher denn auch der Ausbau der Bahn bis dorthin vor demjenigen nach Konia in Angriff genommen wurde. Von Angora sollte die Linie, die bedeutende Stadt Yosgad südlich umgehend, Siwas am Kisil Irmak erreichen, sich dann nach Malatia und von dort nach Kharput wenden. Zwischen Siwas und Malatia war eine Abzweigung nach Erfinjan und Erserum gedacht. Die Hauptlinie würde von Kharput weiter über Diarbekir nach Mardin führen, von wo aus sie mit der zweiten, jetzt in Frage stehenden, Trace zusammenfällt.

Die nördliche Linie wurde, zumal aus militärischen Gründen, von der türkischen Regierung bevorzugt. Sie hätte nicht nur ein Heranziehen der Truppen aus dem Inneren nach Konstantinopel, sondern auch in umgekehrter Richtung einen schnellen Transport nach der kaukasischen Grenze möglich gemacht und so in einem neuen russischen Kriege der Verteidigung den größten Vorschub geleistet. Außerdem würde sie diejenigen Gebiete durchzogen haben, in welchen die Hauptkraft des Türkentums sitzt, nämlich den nördlichen Teil Kleinasiens. Aber außerordentliche Schwierigkeiten mußten sich dort, wie schon ein flüchtiges Studium ergab, auf alle Fälle geltend machen. So ist man, wenn vielleicht auch das letzte entscheidende Wort noch nicht gesprochen wurde, neuerdings zu einer südlichen Linie übergegangen. Sie wird auch durch die Mission

*) Königlich Württembergischer Baurat und zur Zeit Mitglied der Stemmrichschen Expedition.

**) Zum Verständnis des Folgenden genügen die Kiepertschen Karten von Kleinasien, übrigens auch jeder gute Handatlas.

des Generalkonsuls Stemmrich zunächst bereist.

Von Konia aus zieht sich diese südliche Linie durch die karamanische Ebene über Ismil, Aktscheschehr, südlich vom Ak-Göl, nach Eregli und steigt dann den Taurus hinauf. Diese gewaltige Gebirgskette überwindet sie auf der uralten Heerstraße der cilicischen Pässe und senkt sich dann nach Adana hinab, von wo bereits eine Eisenbahnverbindung über Tarsus nach der Hafenstadt Mersina in Betrieb ist. Von Adana aus erreicht sie den Ort Missis am Djihan-Su, in dessen Thale aufsteigend sie bis Marasch weiterführt, sich so um den Nordfuß des Amanus herumwindend. Von hier biegt die Bahn nach Südosten ab, steigt im Thale des Ak-Su zur Wasserscheide zwischen Djihan und Euphrat empor und dann in der Richtung auf Nisib nach Biredjik hinab. Bei dieser Stadt wird der Euphrat auf einer 600 Meter langen Brücke überschritten. Dann folgt die Linie in östlicher Richtung dem Fuße des Taurus über Urfa nach Mardin oder genauer nach dem Örtchen Tel Ermen südlich von Mardin. Sie erreicht den Tigris bei Feischabur,*) überschreitet ihn auf 250 Meter langer Brücke und wendet sich dann am linken Ufer gen Mossul. Nicht leicht ist die Weiterführung von dort aus zu bestimmen. Am besten wird es aller Wahrscheinlichkeit nach sein, dauernd das linke Ufer des Tigris zu wählen und mit Rücksicht auf die Sicherheit der Bahn im Unterlaufe außerhalb von dessen Überschwemmungsgebiet zu bleiben. Hiernach würde, von Mossul aus, zunächst Altun-Köpri, dann Kerkuk, Tuz-Khurmati und Deli-Abbas nördlich von Bagdad erreicht werden. Bagdad bliebe unberührt und müßte eine Zweigbahn über Bakuba nach Deli-Abbas erhalten. Von hier aus würde die Linie wohl dem Fuße der persisch-türkischen Grenzgebirge folgen, das Sumpfgelände am Strome vermeidend, und auch Basra nicht direkt berühren. Dies möchte nämlich eine Überschreitung des, aus Euphrat und Tigris vereinigten, Schatt-el-Arab und eine Riesenbrücke von vier Kilometer Länge nötig machen, welche allein etwa 36 000 000 Franken kostet. Zudem hat Basra in neuerer Zeit an Bedeutung erheblich verloren und seinen Rang als Haupthafen an El Mohammeré abtreten müssen, das gesunder und am linken Ufer liegt, dort, wo der aus Persien kommende Karun einmündet. Hier würde also der beste Endpunkt für die Eisenbahn zu suchen sein; allein el Mohammeré befindet sich zur Zeit in persischem Besitz, obgleich auch die Türkei Ansprüche auf den Ort erhebt. Dies macht es fraglich, ob die Anlage der Schlußstation dort möglich ist. Vielleicht läßt sich in unmittelbarer Nähe auf nichtstreitig türkischem Boden ein neuer Hafen schaffen. Man hat auch an El-Kuweit an der Westküste des Persischen Golfs gedacht. Damit wäre aber die Überbrückung des Schatt el Arab wieder unentbehrlich, und außerdem behauptet England irgend welche Ansprüche auf El-Kuweit zu besitzen.

Bezüglich dieses letzten Gliedes der großen Bahn besteht also noch völlige Ungewißheit. Sicher ist nur, daß es in der einen oder anderen Art vollendet werden muß; denn es ist unmöglich, den Verkehr schon bei Bagdad auf die Schiffahrt abzuleiten. Diese liegt in den Händen zweier Gesellschaften, welche die Strecke Bagdad-Basra befahren: einer türkischen und einer englischen, von welchen die erstere sehr mangelhaft und die letztere, bei dem geringen Wettbewerb, auch nur lässig arbeitet. Zu der 625 Kilometer langen Flußstrecke zwischen den beiden Städten brauchen die Schiffe in höchst unregelmäßigen Fahrten fünf bis sechs Tage. Eine derartige Dauer würde natürlich den ostindischen Überlandverkehr ganz ausschließen. Zum mindesten müßte die Geschwindigkeit auf 12 englische Meilen, d. h. 22 Kilometer in der Stunde, gesteigert werden, so daß die Überfahrt nur 30 Stunden dauerte. Dies aber ist wieder wegen der zahlreichen Krümmungen des Tigris, und seiner stark wechselnden Tiefen halber, unmöglich. So wird man, um den Überlandverkehr zu gewinnen, geradezu gezwungen sein, den Bahnbau sogleich bis zum Persischen Golf fortzuführen.

Die Stemmrichsche Erkundungskommission wird übrigens das Nähere erst festzustellen haben, weil die Kiepertschen Karten, welche jetzt das einzige Auskunftsmittel bilden, in jenen Gegenden besonders unsicher sind.

Vergleicht man zunächst die Süd- mit der Nordlinie, so verdient die erstere un-

*) Feischabur liegt etwa 110 Kilometer in gerader Linie nordwestlich von Mossul.

bedingt den Vorzug. Die Entfernung von Angora nach Bagdad beträgt etwa 2030, die von Konia nach Bagdad 1620 Kilometer, also 410 Kilometer weniger. In den Baukosten würde dieses einen Unterschied von etwa 112 000 000 Franken ergeben. Die gesamte Entfernung von Konstantinopel über Angora nach Bagdad beläuft sich auf 2607, die über Konia 2363 Kilometer, so daß man vom Goldenen Horn aus auf diesem Wege noch immer einen Vorteil von 244 Kilometer für sich hat. Die Südroute ist überdies auch nicht länger, als die früher vielfach in Aussicht genommene und namentlich von englischer Seite bevorzugte Euphratbahn. Diese müßte zudem im schmalen Flußthal, zwischen niedrigen, aber felsigen Uferrändern, durch fast unbewohnte Gebiete laufen.

Mehr als die Längenausdehnung sprechen noch die Schwierigkeiten des Geländes gegen die Nordlinie. In unaufhörlichen Steigungen und Senkungen, in zahlreichen Kurven hat sie eine Reihe von Gebirgen zu durchschreiten, und die Fahrtgeschwindigkeit könnte nur eine außerordentlich mäßige sein. Schlimmer noch würde der Winter auf dem armenischen Hochlande einwirken. Das Verschneien der zahlreichen Einschnitte möchte in dem menschenleeren Lande nicht zu verhüten sein. Das ergäbe die ungünstigsten Betriebsverhältnisse. Will man eine Weltbahn, für welche allein die Mittel sich werden auftreiben lassen, nicht eine türkische Lokal- oder Militärbahn, bauen, so ist nur die südliche Trace möglich. Es kommt hinzu, daß schon die Bauausführung auf der Nordlinie ungewöhnlich schwierig sein muß. Ob man die hierzu notwendigen Kräfte gewinnen kann, ist nicht ohne weiteres ausgemacht. Jedenfalls würde auch die Bauzeit eine höhere sein und wohl mindestens sieben bis acht Jahre betragen. Die zahlreichen Kunstbauten, Tunnels, hohen Dämme und tiefen Durchführungen können aber leicht Veranlassung zu unvorhergesehenen Bauverzögerungen und später zu Betriebsstörungen geben.

Auf der Südlinie sind zuvörderst die Steigungsverhältnisse wesentlich günstiger, da nur zwei, nicht allzu schwierige Wasserscheiden, nämlich der Taurus und diejenige zwischen dem Djihan und dem Euphrat zu überwinden sind, während sich die Bodenerhebung zwischen Euphrat und Tigris am Südrande des Taurusgebirges in dem fruchtbaren Hügellande zwischen Birejik und Feischabur in eine Reihe von sekundären Scheidelinien auflöst. Man hat hier nicht die langen schweren Winter zu fürchten, wie zwischen Angora und Diarbekir. Die Kunstbauten können sehr viel einfacher ausfallen. Die Möglichkeit, von Adana aus einen Angriffspunkt für die Arbeit zu schaffen, erleichtert die Durchführung ungemein. Bezüglich der Bauzeit werden die Berechnungen sicherer, und man wird sie, selbst bis zum Persischen Golf hin, auf nur fünf bis sechs Jahre veranschlagen können. Die militärischen Interessen lassen sich übrigens auch auf der Südlinie wahren, wenn man von Tel Ermen bei Mardin mit einer Zweigbahn über Diarbekir nördlich in die Gebirge vordringt. Die bisher bekannten Aufnahmen lassen übrigens nicht erkennen, welch' ein fruchtbarer Landstrich sich am Südfuße des Taurus ausbreitet. „Die Gegend ist hier sehr reich, viel bevölkerter und bebauter, als die weißen Flecke auf der Kiepertschen Karte es ahnen lassen" schreibt Baurat Otto v. Kapp darüber aus Mardin vom 6. November v. J.

Immerhin wird auch auf der leichteren Südlinie der Bau ein großartiger werden und, wenn er gelingt, der deutschen Betriebsamkeit und Tüchtigkeit zur hohen Ehre gereichen. Um einen Überblick über seine Bedeutung im großen und ganzen zu gewinnen, sind einige Vergleiche mit uns näherliegenden oder bekannteren Verhältnissen angebracht. Die Strecke Konia-Mossul mißt 1150 Kilometer, das ist nicht viel weniger als von Berlin nach Belgrad. Von Konia bis Bagdad sind es, wie erwähnt, 1620 Kilometer, fast so viel wie zwischen Berlin und Sofia. Von Konia bis Basra beträgt die Trace 2100 Kilometer = Berlin—Adrianopel. Die gesamte Linie von Konstantinopel bis zur Mündung des Schatt-el-Arab ist auf 2900—3000 Kilometer zu veranschlagen, also auf nahezu dieselbe Entfernung wie von Berlin nach Kasan an der Wolga.

Stellt man die neue Bahnlinie anderen Riesenbauten gleicher Art gegenüber, so ergibt sich z. B., daß sie die Hälfte der sibirischen und zwei Drittel der Canadian—Pacific-Bahn ausmacht. Es bedarf also wohl keines Wortes, um klar zu legen, wie-

viel Geld, Fleiß, Intelligenz und vor allen Dingen Ausdauer dazu gehören wird, das ungeheure Werk zum glücklichen Ende zu bringen. Hoffen wir, daß es den Männern, welche es jetzt in Angriff nehmen, nicht daran gebrechen mag.

Die große Bedeutung, welche die vollendete Bahn zum Persischen Golf haben würde, liegt klar zu Tage. Sie bildet den nächsten Weg aus dem Herzen Europas, und auch von England, nach Indien und würde die Reisezeit dorthin um eine stattliche Anzahl von Tagen kürzen. Die Fahrt durch den Sueskanal und das Rote Meere wird vermieden, die Seereise im ganzen erheblich vermindert.

Für das türkische Reich, welches im Inneren Anatoliens noch ganz ansehnliche Eroberungen von jetzt nur halbunterworfenen Distrikten zu machen hat, würde die neue Bahn ein weiteres Mittel zur Centralisation der Staatsgewalt bilden. Die reichen Mittel der Euphrat- und Tigrisländer könnten entwickelt und dem Ganzen nutzbar gemacht werden. Für den Krieg gewönne die Türkei ein volles Armeekorps, das sechste, dessen Hauptquartier sich in Bagdad befindet und das jetzt bei einem Feldzuge aus Mangel an Verbindungswegen stets an der persischen Grenze unthätig zurückbleiben muß.

Vielfach verspricht man sich in der europäischen Welt von der Bagdadbahn auch die Eröffnung neuer, ausgedehnter Kolonisationsgebiete. Gerade in Deutschland ist dieser Gedanke mit Lebhaftigkeit aufgenommen worden, wobei nur an Dr. Karl Kärgers Schrift*) und die weniger bekannte Studie von Dr. A. Sprenger: „Babylonien, das reichste Land der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld der Gegenwart — ein Vorschlag zur Kolonisation des Orients“ zu erinnern ist. Der Plan hat auch viel Einladendes; seine Verwirklichung aber dürfte doch schwerer sein, als der Verfasser annimmt, welcher meint, daß Babylonien nur deshalb noch nicht die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen hat, „weil Kapitalisten und Politiker sich nicht mit Geschichte befassen und Geschichtsforscher keine Kapitalien besitzen“.

Daß Babylonien im Altertum mindestens so reich war als Ägypten, darf wohl nicht bezweifelt werden. Gerade die in unseren Tagen von Dr. Koldewey bewirkten Ausgrabungen auf der Stätte des alten Babylon, welche die Spuren von ungeahnten Riesenbauten zu Tage fördern, legen ein redendes Zeugnis dafür ab. Der Bodenreichtum muß erstaunlich und die Bevölkerung außerordentlich dicht gewesen sein. Herodot, welcher Babylonien besuchte, als es noch in hoher Blüte stand, sagt: „Kein Land von allen, die wir kennen, ist so ergiebig an Korn als dieses.“ Plinius nennt Babylonien: „Fertilissimus ager totius orientis.“ Die geringe Entfernung, in welcher sich im Herzen des Landes nacheinander die vier Riesenstädte Babylon, Seleucia, Ktesiphon und Bagdad erhoben und einer Jahrhunderte andauernden Blütezeit genossen, spricht gleichfalls für die staunenswerte Ergiebigkeit des Bodens. Dr. Sprenger führt an, daß Babylonien von seinen Bewohnern Sawâd, das schwarze, mit Vegetation bedeckte Land zum Unterschiede von den grauen vegetationsarmen Steppen der „Arabia deserta“ genannt wird. In der That besteht es durchweg aus fruchtbarem Allnvium, welches in seiner gesamten Ausdehnung vom Persischen Golfe bis hinauf nach Hadithé am Euphrat und von der arabischen Wüste bis zum persischen Grenzgebirge nicht weniger als $24^1/_2$ Million Hektar mißt, 4200 deutsche Quadratmeilen, nahezu so viel, als das gesamte ehemalige Preußen vor 1866. Seinen Reichtum verdankte das Land der sorgfältigen Bewässerung von Euphrat und Tigris aus. Freilich besorgten diese Ströme die Arbeit nicht selbst wie der Nil in Ägypten, aber sie wurden schon zur Zeit der alten Chaldäer durch ein sorgfältig angelegtes dichtes Netz von Kanälen dazu gezwungen. Alle Völker des Altertums arbeiteten an deren Vervollständigung und Vermehrung. Strabo berichtet, daß auch Alexander der Große in der kurzen Zeit seiner Regierung viel dafür that. Noch nach der moslemitischen Eroberung stand das Bewässerungssystem auf hoher Stufe der Entwickelung. Im ganzen hat man 120 000 künstliche Wasseradern gezählt, welche mit Nachen befahren wurden. Die ersten Zerstörungen und der Beginn des Verfalls traten im X. Jahrhundert ein, als die türkischen Prätorianer der arabischen

*) Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld. Berlin 1892.

Khalifen von Bagdad das Land verheerten. Zwar kam es noch mehrfach zu Wiederherstellungsversuchen, aber dauernd konnte der Verfall nicht aufgehalten werden, und er schritt auch unter türkischer Herrschaft fort. Die Beduinen der Wüste hinderten endlich durch ihre Einfälle die Arbeit der Bewohner und ein neues Emporblühen gänzlich.

Was Babylonien einst gewesen, läßt sich aus den Steuererträgnissen ermessen, welche es im Mittelalter seinen Herrschern zu liefern vermochte. Sie betrugen unter Kobad, um 500 n. Chr., in unserem Gelde $121\frac{1}{2}$ Million Mark, unter Chosroes I.*), 531 bis 579, gar 232,47 Millionen, so viel, wie heute das gesamte türkische Reich etwa an Bruttoeinnahmen zu verzeichnen haben wird. Sprenger vergleicht Babylonien mit Indien, berechnet, noch ohne Rücksicht auf die jetzt in Aussicht stehende Bahnlinie, die geringeren Transportkosten für seine Ausfuhr und veranschlagt, daß das gesamte, durch Wiederherstellung der Kanalisation zu gewinnende Land eine Bruttoeinnahme von zwei Milliarden Mark aus den Früchten seines Bodens erzielen könnte. Ein solcher Preis erscheint verlockend genug, und dabei ist noch zu bedenken, daß große Gebietsteile des nördlich angrenzenden Mesopotamiens von gleicher Art und Fruchtbarkeit sind. So ist es denn nicht zu verwundern, daß wenigstens im Orient die Projekte für die Wiederherstellung des babylonischen Bewässerungssystems nicht zur Ruhe kommen wollen. An Sultan Abdul Hamid II., welcher für Babylonien, wo auch die Krone ausgedehnte Güter besitzt, ein besonderes Interesse hegt, sind zahlreiche Entwürfe eingereicht worden, ohne bisher zu einem positiven Ergebnis zu führen.

Heute liegen die Kanäle zum großen Teil trocken, andere von Schilf und Wasserpflanzen vollkommen verwachsen da. Sumpfstrecken haben sich infolge mangelnder Vorflut, selbst unmittelbar vor den Thoren von Bagdad gebildet, wo sich einst blühende Vorstädte erhoben.

Ob die Wiederherstellung des Bewässerungssystems wirklich so leicht ist, wie vielfach angenommen wird, erscheint doch fraglich. Mit dem einfachen Ausräumen der alten Wasseradern und dem Neubau der Schleusen wird es nicht abgethan sein. Seit dem Altertum hat die fortschreitende Entwaldung der Gebirge wohl bedeutende Änderungen in den Stromverhältnissen von Euphrat und Tigris, sowie in der Wirkung der Niederschläge hervorgebracht. Jedenfalls ist zur Entscheidung der Frage noch ein sorgfältiges Studium durch eine Autorität ersten Ranges nötig. Gelingt das Werk, so würde der Preis jedoch ein wertvoller sein. Babylonien, Mesopotamien und Nordsyrien können zusammen, außer der jetzt dort lebenden Bevölkerung, mit Leichtigkeit an 15 Millionen Menschen ernähren.

„Der Orient," sagt Sprenger, „ist das einzige Territorium der Erde, das noch nicht von einer der emporstrebenden Nationen in Beschlag genommen ist; er ist aber das schönste Kolonisationsfeld, und wenn Deutschland nicht die Gelegenheit verpaßt und danach greift, ehe die Kosaken die Hand danach ausstrecken, hat es in der Teilung der Erde den besten Teil errungen; denn bei der Kolonisation des Orients würde das ganze deutsche Volk in allen seinen Schichten und Ständen gewinnen."

Trotz dieser verlockenden Aussicht ist die Prophezeiung desselben Gelehrten, daß Babylonien noch vor Schluß dieses Jahrhunderts von einer europäischen Macht entweder besetzt oder doch auf irgend eine Weise in die Hand genommen werden würde, nicht eingetroffen. Die Gründe dafür sind mancherlei Art. Zunächst ist zu wenig mit der Macht und dem Willen des türkischen Reiches gerechnet worden, welches sich eine gewaltsame Kolonisation keineswegs ruhig gefallen lassen würde. Sodann bildet die Unsicherheit von Besitz und Leben ein wesentliches Hindernis. Die Beduinen der Wüste und wilde Horden, wie die berüchtigten Hamavends, würden bei ihren Heimsuchungen die wohlhabend gewordenen Kolonisten gewiß nicht schonen. Von seiten der Provinzialbehörden, selbst benachbarter Gemeinden, wäre allerlei Ärgernis zu erwarten. Gerade der Deutsche ist solchen Bedrängungen gegenüber widerstandslos; denn er ist an staatliche Fürsorge und behördliche Bevormundung gewöhnt. Seine eigene Landesvertretung würde ihm gesetzliches Verhalten zur Pflicht machen, und damit kommt man im fernen

*) Kobad (auch Khavâd) und Chosroes, Perserkönige aus der Dynastie der Sassaniden, führten in ihrem Reiche eine allgemeine und gerechte Grundsteuerregulierung durch.

Orient ſchlechterdings nicht aus. Die Konſularautorität erweiſt ſich in vielen Fällen als unzureichend; denn der Weg der Reklamationen bei der Pforte iſt ein langer. In jenen Ländern ſteht noch die Selbſthilfe hoch im Preiſe. Vereinzelte Koloniſten ſind noch immer, nach vielen Mühen, über kurz oder lang aus Anatolien verdrängt worden. Nur große Kolonien, welche einige hundert wehrhafte Männer zu ſtellen vermögen und entſchloſſen ſind, ſich gegen Übergriffe auf eigne Fauſt zu wehren, bleiben unangefochten. Das Entſtehen ſolcher Kolonien aber ſieht die türkiſche Regierung, ja wohl auch unſere eigne diplomatiſche Vertretung nicht gern. Mit Recht oder Unrecht beſorgt dieſe Verwickelungen davon, welche auf ihr Verhältnis zur Pforte nicht ohne Rückwirkung bleiben können. Es wird alſo nur langſam vorwärts gehen, wie ja auch das Beiſpiel der jetzt ſchon beſtehenden anatoliſchen Bahnen beweiſt. Die europäiſchen Niederlaſſungen längs derſelben beſchränken ſich auf die größeren Städte. Ländliche Anſiedlungen ſind nur in einzelnen Fällen dicht an den Stationen entſtanden. Dafür hat jedoch die Bahnverwaltung durch ihre Kulturbeſtrebungen, wie die Anlage von Baumſchulen und Verſuchsfeldern, erheblich fördernd auf die einheimiſche Bevölkerung gewirkt.

Sicher iſt, daß die neue Bahn weite und fruchtbare Länder, welche bisher, fern vom Weltverkehr, ein traumhaftes Daſein führten, der modernen Civiliſation zugänglich machen wird. Im Laufe der Zeit muß dieſe auch ihre unwiderſtehliche Gewalt, ſelbſt bei der hartnäckigſten Gegenwehr des Althergebrachten und Einheimiſchen geltend machen. Für das Wiedererwachen des Orients und ſeine Rückkehr in den Kreis der Kulturvölker wird immerhin der erſte Anſtoß gegeben ſein. Reichen Gewinn darf ſich der Forſcher und Hiſtoriker verſprechen, dem der Weg in die märchenhaften Länder, in welchen die Wiege der Menſchheit ſtand, ſich mit dem erſten Pfiff der Lokomotiven ſüdlich des Taurus eröffnet.

Von vielen Geſichtspunkten, nicht lediglich dem des Handelsintereſſes aus, iſt daher das Gelingen des einmal begonnenen Unternehmens erwünſcht. Für das Anſehen des deutſchen Namens wird es im ganzen Orient von außerordentlicher Bedeutung ſein. Die wichtigſte aller Vorbedingungen iſt erfüllt; beſte Kräfte ſtehen an der Spitze. Man darf hoffen, daß von ihnen alles geſchehen wird, was irgend möglich iſt, um zum Ziele zu gelangen. Der Klugheit und dem diplomatiſchen Geſchick von Dr. Georg v. Siemens*) kann man die Beſeitigung eines Berges von Schwierigkeiten und unerwarteten Weiterungen ſchon zutrauen. Die Seele der Bauleitung aber dürfte wohl Otto v. Kapp werden, deſſen Umſicht und Energie es vermocht haben, auf dem klippenreichen orientaliſchen Boden bisher nicht weniger als 1500 Kilometer Schienenweg zuſtande zu bringen. Nicht gering iſt in Anſchlag zu bringen, daß ein lebhafter Wunſch des Sultans Abdul Hamid II. dem Werke fördernd zur Seite ſteht. Unter den mancherlei bedeutenden Eigenſchaften dieſes merkwürdigen Monarchen ſtehen Zähigkeit und Ausdauer wahrlich nicht an letzter Stelle. Was er wirklich und ernſthaft gewollt, hat er bisher am Ende noch immer erreicht. So iſt es denn jedenfalls nicht unmöglich, daß uns in weniger als einem Jahrzehnt der erſte Expreßzug von Berlin an das Geſtade des Perſiſchen Golfes führt.

*) Direktor der Deutſchen Bank, welcher kürzlich in Konſtantinopel weilte, um die Verhandlungen mit der Hohen Pforte zu führen.

Halbe Luſt.

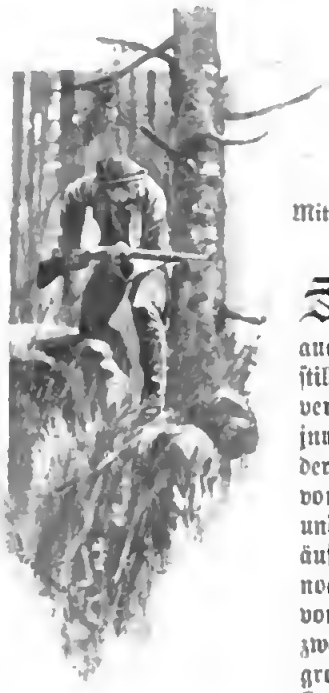
Heut ſchwärm' ich mit im lebensvollen Kreiſe,
Doch durch der Geigen jubelhellen Ton
Mahnt mich ein trauriges Erinnern leiſe,
Wie eine, die entflohn.

Ein dunkles Rufen hallt im Herzensgrunde.
Wie einem Nixenkind iſt mir zu Mut,
Das heimwärts kehren muß zur rechten Stunde
In ſeine dunkle Flut.

Frida Schanz.

Ausfahrt der Fischerboote. Nach dem Gemälde von Carl Becker.

(Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl.)



Bärenjagden.

Skizzen aus dem Bärenlande der Karpathen von

Ernſt von Dombrowski.

Mit ſieben Originalilluſtrationen von **Carl von Dombrowski.**

(Abdruck verboten.)

So ſehr die fortſchreitende Kultur die Reckengeſtalten der Tierwelt zurückzudrängen trachtet, bis heute ſind doch auch noch in bereits hoch entwickelten Ländern da und dort ſtille, abgeſchiedene Gegenden von der raſtloſen Nivellierarbeit verſchont geblieben; ſie haben ſich bis heute ihren urwüchſigen, jungfräulichen Charakter gewahrt und mit ihm die Urgeſtalten der Tierwelt. Lugt doch der Rotkäppchenheld immer noch von Oſt und von Weſt über die Grenzen des Deutſchen Reiches und unternimmt daſelbſt Beutegänge von Meilenlänge. Im äußerſten Oſten Deutſchlands iſt ſelbſt dem rieſenhaften Elch noch ein Aſyl geboten, und von der Südoſtgrenze Deutſchlands, von Schleſien aus, braucht man ſich dem Schnellzug nur für zwei bis drei Stunden anzuvertrauen, um in ein ländergroßes Bergwaldgebiet zu gelangen, in welchem ſich Bär und Luchs eines, wenn auch nicht gerade ungeſtörten, ſo doch in ihren Urwaldfeſten noch auf viele Jahrzehnte hinaus geſicherten Daſeins freuen.

Sieht man von jenen für den echten Jäger reizloſen Winterjagden in Rußland ab, wo der in einem Windbruch oder einer Höhle in tiefen Winterſchlaf verſunkene Bär von hierin geübten Leuten ausgekundſchaftet, dann mit Feuerbränden aus ſeiner Lethargie erweckt und einem Schützen bis auf wenige Schritte zugetrieben wird, ſo darf man Meiſter Petz füglich neben dem Luchs zu jenen Wildarten Europas rechnen, die am ſchwerſten vors Rohr zu bringen ſind. Die Urwüchſigkeit des Terrains, der Mangel an Unterkunft und nicht zum mindeſten die ſcharfen Sinnesorgane des Bären vereinigen ſich, um dieſes mächtige Wild, ſeltene Zufälle abgerechnet, zu einer Beute zu machen, deren Erlangung viel Zeit, viel Mühe und viele harte Entbehrungen und Anſtrengungen erfordert.

Schon einmal iſt mir der Leſer dieſer Blätter im Geiſte in jene herrliche Bergwildnis gefolgt; heute lade ich ihn zum zweitenmale ein, mit mir eine wilde Trapperfahrt nochmals durchzuleben, die ich, Schwarzwild und Bären zuliebe, vor etnigen Jahren in die rumäniſchen Karpathen unternahm.

Unerwartete Begegnung.

Von Piteſti aus, wo ich die Bahn verließ, führte mich ein mit fünf Pferden

beſpannter Schlitten bei einer Temperatur von — 20 bis 28° Réaumur in drei Tagen über Curtea de Argeçu und Rimnicu-Vulcea, die wallachiſche Steppe querend, nach Brezoi am Eingang des Rotenturmpaſſes; von da gedachte ich im Thale des Lotru bis in das letzte Gebirgsdorf Voinesca zu reiten und von dort aus eine mehrtägige Trapperfahrt anzutreten. Am 9. Februar abends langte ich in Brezoi an. Der nächſte Morgen erwachte in der vollen Pracht, die ein wolkenloſes Firmament und die leuchtende Sonne auch der ſtarrſten Winterlandſchaft zu verleihen vermögen. Während ich, durch das Fenſter die herrliche Gebirgsſcenerie betrachtend, noch

Bären im Treiben.

meinen türkiſchen Kaffee ſchlürfte, erſchien der mir empfohlene George Prunes, der bekannteſte Jäger der ganzen Umgegend, eine ſchöne, kraftvolle, charakteriſtiſche Figur, wie man ſie im Oſten unter den Bergvölkern überall findet; nur ſein linker Arm iſt geſchwächt, vor einem Jahre hat ihm ein Hauptbär mit einem Prankenhieb die linke Schulter vollkommen zerfleiſcht. Er war bereit, mich zu begleiten und billigte meinen Reiſeplan. Auf zwei raſch beſchafften, kräftigen Gebirgspferden ging es im Galopp an den Lotru und dann in ſeinem anfangs breiten, tief verſchneiten Wieſenthale aufwärts. Eine Stunde von Brezoi mußten wir vom rechten Ufer durch den ziemlich ſeichten Fluß auf das linke, und hier hatte der gute Reitboden ſein Ende erreicht. Der Saumweg, der von hier immer dicht an oder über dem Waſſer hinführt, iſt ſchon im Sommer ſchlecht gangbar, im Winter aber wird ſein Betreten ſelbſt von der eingeborenen Bevölkerung als ein Wagnis betrachtet. Der Schnee lag meterhoch; wo ihn der Wind weggeweht, deckte ſpiegelblankes Eis den Weg, dazu beſteht derſelbe oft nur aus einem, an ſenkrecht herabſtürzenden Felswänden hundert Meter hoch über dem Lotru hinziehenden ſchmalen Felſenband, ſo daß man ſtellenweiſe faſt über dem Abgrund hängt. Ich war wohl vollkommen mit der abſoluten Sicherheit der Gebirgspferde des Oſtens vertraut, welche in dieſer Beziehung den Maultieren Italiens und Spaniens vollkommen gleich ſtehen, wenn ſie dieſelben nicht noch übertreffen, trotzdem aber verzweifelten wir ſtellenweiſe am Weiterkommen. Beſonders unangenehm geſtaltete ſich der Übergang über einige, mit zwei roh entrindeten Fichtenſtämmen überbrückte tiefe Schluchten. Die glatte Stammfläche war mit einer Eisdecke überzogen, und da reichte auch die Vorſicht unſerer Pferde, die an bedenklichen Stellen jeden Schritt förmlich überlegten und immer erſt mit einem Fuß den Boden ſondierten, ehe ſie den anderen vorwärts ſetzten, kaum aus. Zwiſchen den kleinen Hirtendörfern Malaia und Siliſtia war ein Bergſturz nieder

gegangen; auf dem ſchmalen Wege lag wüſtes Gerölle, die an ſich enge Reitbahn noch einſchränkend, manchmal faſt verſperrend, und an einem Punkte bildeten mehrere gewaltige Blöcke einen förmlichen Tunnel, welcher bloß einen Meter Breite und ebenſoviel Höhe hatte. Umgehen ließ ſich dieſe gefährliche Paſſage nicht, wir Menſchen kamen ja auch ganz gut durch, doch verfloß faſt eine Stunde, bis wir auch die Pferde jenſeits hatten, die ſich ſträubten, das Loch zu paſſieren, und ſchließlich gewaltſam mit Hilfe eines Seiles hindurchgezogen werden mußten. Inzwiſchen hatte ſich der Himmel bewölkt, es begann zu ſchneien, Sturm brach los, und ſchon wenige Minuten ſpäter wütete das Wetter derart, daß man nicht zehn Schritte weit ſah. An gefährlichen Stellen ſtiegen wir ab und zogen die Pferde am Zügel nach; an einem ſolchen Punkte fühlte ich plötzlich einen ſtarken Ruck, ließ glücklicherweiſe den Riemen fahren, und im Augenblick war mein Pferd in der links gähnenden Tiefe verſchwunden. Wir waren, ohne es zu wiſſen, über eine verwehte Felsſpalte geſchritten, Prunes, deſſen Pferd und mich hatte die Schneedecke getragen, erſt bei meinem Schimmel war ſie gewichen, und der Staub einer förmlichen Lawine umgab uns. Bei dem tobenden Schneeſturm konnten wir abſolut nichts ſehen, hörten aber das Pferd nicht allzu tief unter uns im Schnee ſchlagen und wollten daher einen Verſuch zu ſeiner Rettung nicht unterlaſſen. Nachdem wir den Braunen meines Begleiters an einen Stamm gebunden und uns zwei lange, ſtarke Haſelſtöcke abgeſchnitten, ſtiegen wir, den Boden vor und hinter uns immer ſorgfältig unterſuchend, abwärts und gelangten endlich zu dem Pferde, von dem nur noch der Kopf aus dem Schnee hervorragte. Nur wenige Meter weiter unten lag der Spiegel des Lotru. Ich ſtieg erſt zu dieſem hinab. Er erwies ſich glücklicherweiſe breit und ſeicht, und ſo konnte das Pferd, welches anſcheinend unverletzt war, vielleicht gerettet werden. Ich klomm wieder empor, und nach halbſtündiger Arbeit war unſer Schimmel aus dem Schnee befreit. Hinauf konnten wir ihn abſolut nicht bringen, wir ſtießen ihn alſo aufs Geratewohl in den Lotru hinunter, und trotzdem er ſich in der Luft überſchlug, kam er im Waſſer

Erſehnter Augenblick.

wieder auf die Füße, zitternd stehen bleibend. Ich stieg nun abermals hinab, untersuchte das Tier, das sich bloß ein paar Hautabschürfungen geholt, und nun galt es den Versuch, ob ich eine Strecke weit im Flusse fortreiten könnte, bis die Lehne sanfter werde und wieder den Aufstieg nach dem Reitwege gestatte. Während sich Prunes zu seinem Pferde begab und oben, für mich infolge des rasenden Schneesturmes unsichtbar, den Pfad einhielt, ritt ich auf meinem armen Schimmel vorsichtig, Schritt für Schritt, mit dem langen Haselstocke stets den Boden vor dem Pferde sondierend, in den eisigen Fluten des Lotru vorwärts. Stellenweise reichte mir das Wasser bis an die Kniee. Endlich, nach etwa fünfhundert Schritten, tauchte rechts, dicht bei mir, Prunes mit seinem Gaul auf, der Weg trat hier wieder bis an das Ufer heran, und somit war das Wagestück glücklich gelungen. Aber es war teuer erkauft. Meine triefenden Kleider erstarrten in wenigen Minuten, und in dem sausenden und brausenden Sturme drohte das Mark in den Knochen zu frieren. Schon als wir das Pferd befreiten, hatte es zu dämmern begonnen, inzwischen war es stockfinster geworden, und wir mußten uns ganz den todesmatten Tieren und ihrem Instinkt anheimgeben. Ich ritt in einem traumhaften Zustande dahin, allerlei Bilder gaukelten mir vor; ab und zu ermannte ich mich, immer jedoch verfiel ich von neuem in wirre Phantasien, aus denen mich schließlich ein freudiger Ausruf meines Begleiters erweckte. Dicht vor uns schimmerte ein Licht, es war das erste Haus Voinescas. — Welch furchtbare Gefahr wir überstanden, erkannte ich erst, als ich denselben Weg zehn Tage später bei Tageslicht zurücklegte. Es ist mir ein Rätsel, wie wir ihn damals auf den vollkommen erschöpften, dem Umsinken nahen Tieren ohne tödlichen Sturz bewältigen konnten. Zu dem Ritt, der im Sommer bloß vier Stunden in Anspruch nimmt, hatten wir mehr als acht gebraucht.

Der von meinem Kommen avisierte Primar*) von Voinesca begrüßte mich mit echt rumänischer Gastfreundschaft, und in seinem geräumigen Hause, das viel reinlicher und netter gehalten war als das so manchen deutschen Bauern, erholte ich mich sehr rasch von den furchtbaren Strapazen des Tages. Was das große Dorf an Jägern aufzuweisen hatte, kam im Laufe des Abends herbeigeströmt, und die herkulisch kraftvollen Gestalten, welche nach und nach die Stube füllten, boten einen prächtigen Anblick; diese Menschen leben von der Jagd, oft sehen sie wochenlang kein Dach über ihrem Kopfe, sie kennen keinen Herrn als die Naturgewalten, sind frei im vollsten Sinne des Wortes, und diese Freiheit spiegelt sich in ihrem offenen, freundlichen, aber selbstbewußten und kraftvollen Auftreten. Es befand sich ein noch ungebeugter Greis unter ihnen, den der Prankenschlag eines Bären buchstäblich skalpiert, und doch hatte der damals schon siebzigjährige Mann seither wieder sechs Bären mit seiner einläufigen Feuersteinflinte gestreckt. Es ist ein markiges, kerniges Volk, wie man es nur in Gegenden findet, die noch frei von der Kultur und ihren entnervenden Einflüssen geblieben sind; ein Stamm mit ursprünglichen, unverdorbenen Sitten, so etwa, wie Schiller seine Schweizer zu Zeiten Tells schildert.

Noch am selben Abend mietete ich mir ein paar Leute zu einer etwa achttägigen Jagdtour, und am nächsten Morgen war unsere kleine Karawane marschbereit. Sie bestand im ganzen nebst Prunes und mir aus sechs Mann, zwei Tragpferden und vier Bracken. Mein Rucksack barg drei Pfund Reis, Erbswurst, Fleischextrakt, Thee, Zucker, eine Flasche Whisky und einen zerlegbaren Kochapparat, sonst führten wir nebst unsern Waffen bloß noch eine Anzahl Decken, zwei Schaufeln, drei Seile und eine Säge mit; die Rumänier trugen außerdem jeder eine Holzflasche mit Pflaumenschnaps, sowie in einem Lederbeutel eine Quantität Maismehl. Einem der Pferde wurde ein großer, eiserner Kessel, dem anderen Heu und Hafer aufgeschnallt.

So ausgerüstet drangen wir durch hohen Schnee im Lotruthale aufwärts. Kommunikationen gibt es von Voinesca ab gar nicht mehr, und oft mußten wir ungeheuere Umwege machen, um Felsenwände, die jäh zum Flusse abstürzten, zu umgehen. Hier ist der Lotru nur mehr ein echter Wildbach, der schäumend und tosend durch sein

*) Gemeindevorstand.

enges Felsbett hinbraust, aus dem allenthalben schwarze Klippen über die tiefgrüne Flut emporragen. Von der Waldespracht an beiden Ufern ein nur annäherndes Bild zu entwerfen, fehlt meiner Feder die Kraft. Ich habe in den oberungarischen Karpathen von der Tatra bis in die Marmaros, im Romanenbanat, in Bosnien und Serbien so manchen herrlichen Urwald kennen gelernt; gegen das, was sich hier vor meinen Blicken entfaltete, erschien alles früher Gesehene klein und ärmlich. Die Bestände werden vorherrschend von Fichten gebildet; durchschnittlich haben die Stämme zwei Meter im Durchmesser, und dabei erreichen sie eine ungeheuere, in Europa wohl einzig dastehende Höhe. Nach sechsstündigem harten Marsche hatten wir die Katarakte des Lotru erreicht, einen der schönsten Punkte, die ich je gesehen. Der Oberlauf des Lotru bildet ein treues Seitenstück zu der berühmten, erst vor vier Jahren erschlossenen Edmundsklamm bei Herrnskretschen in der böhmischen Schweiz, nur sind in dieser Karpathenwildnis alle Dimensionen etwa die vierfachen, und das Gebiet ist noch nicht wie jenes zum Tummelplatz der Touristen geworden. Einsam liegt es in ungestörtem Frieden da, unberührt, so wie es am Tage der Schöpfung gewesen. Von

Winterlager eines Bären unter einer alten Fichte.

Meiſter Petz in Nöten.

den ſtarren, mehrere hundert Meter hoch ſenkrecht aufſtrebenden Felſenmauern, die ſtellenweiſe beiderſeits unmittelbar an den Lotru herantreten, ſo daß ein kühner Springer denſelben in der ſchwindelnden Höhe faſt zu überſetzen vermöchte, dringen aus Ritzen und Spalten bald ſtärkere, bald ſchwächere Waſſeradern hervor, im Sommer Kaskaden, Waſſerfälle und Staubbäche bildend. Jetzt iſt alles Eis und rieſenhafte Eiszapfen bis zu 100 Meter Länge hängen über dem keine Ketten duldenden Waſſer des Lotru. Und wo irgend die Felſen zurücktreten, da ſteht man immer ſtaunend vor den Baumrieſen, deren mancher modernd am Boden liegt, dieſem neue Kraft zuführend. Am oberen Endpunkte der Kataraktе hielten wir kurze Raſt und brachen dann wieder auf, um, den Lotru nunmehr verlaſſend, nach der Pojana*) der impoſanten Mailiaſa emporzuklimmen, die zum Lagerplatz für die erſte Nacht auserſehen war. Nach vierſtündigem Aufſtieg durch meterhohen Schnee waren wir oben, und mit unglaublicher Schnelligkeit ſtellten meine Walachen das Lager fertig. Ein großer Platz wurde von Schnee frei geſchaufelt, eine Koliba errichtet, und vor derſelben loderte bald ein mächtiger Scheiterhaufen. Jeder richtete ſich ſein Lager von Fichtenreiſig her, darauf wurden die Decken gebreitet, und ſo waren wir fertig.

Mit Tagesgrauen erhoben wir uns, nach raſchem Frühſtück wurde aufgepackt, wir zogen abwärts in das Thal der Latoritia und in dieſem mühſelig aufwärts in das Gebiet des Parengu, deſſen furchtbare Schroffen und Eisfelder nach achtſtündigem Marſch wie durch einen Zauberſchlag plötzlich in ihrer ganzen erhabenen Majeſtät vor uns lagen; unter allem, was ich auf vielen Bergtouren geſehen, hat ſich mir nichts ſo unauslöſchlich eingeprägt, wie dieſes von den müden Strahlen der ſinkenden Winterſonne vergoldete Bild voll wilder Öde. An jenem Nachmittag regte ſich kein Lüftchen, kein Vogel war zu ſehen, es ſchien, als ob ſelbſt Sturm und Wetter ſich ſcheuten, die ſchlafende Bergwelt zu ſtören. Wenige Tage ſpäter aber lernte ich dieſes Gebiet in anderem Zuſtande kennen, im gräßlichen Kampfe der entfeſſelten Elemente.

Ich will meine geneigten Leſer nicht mit einem förmlichen Tagebuche ermüden, um ſo weniger, als wegen der oft hemmenden Schneemaſſen meine ganze jagdliche Ausbeute bloß aus einem Stück Schwarzwild und ein paar Haſelhühnern beſtand, nur die beiden letzten Tage jener Tour boten aufregende Erlebniſſe, die ich hier noch wiedergeben möchte. Am 16. Februar ſtießen wir auf die ziemlich friſche Fährte eines Hauptbären, der bereits ſein Winterlager verlaſſen hatte, und mit aller Energie machten wir uns an ſeine Verfolgung. Es wurde jedoch Abend, ohne daß wir Meiſter Petz, der einen ſtarken Vorſprung hatte, näher auf die Decke gerückt wären. Am folgenden Morgen ging es wieder durch wilde, öde Gebiete immer auf der Fährte weiter, bis dieſelbe ſchließlich in ein rings

*) Alm.

von hohen Felſen umſchloſſenes enges Keſſelthal mündete. Wüſtes Geſtrüpp füllte die Mulde aus, und darin mußte der Bär ſtecken. Ich umging den Keſſel in gutem Winde und ſtellte mich jenſeits an, während die Leute die Hunde löſten und ſelbſt mit in das Dickicht eindrangen. Schon nach fünf Minuten begann ein Höllenlärm, der Bär war da. Bald Jagd-, bald Standlaut, ſo ging es eine Stunde fort, ohne daß ich etwas geſehen hätte, obwohl der Bär, dem Brechen und dem Laute der Hunde nach mehrmals kaum weiter als vierzig Schritte von mir entfernt war. Mit einem Male erhoben die Walachen auf dem linken Flügel ein tolles Geſchrei, zwei Schüſſe krachten, und gleich darauf ſah ich einen Bären etwa dreihundert Schritte von mir an den Felſen emporklettern. Im Schnellfeuer ſchoß ich ihm drei Kugeln nach. Die erſten beiden gingen fehl, bei der letzten heulte er laut auf, und ein Freudenſchrei der Walachen antwortete ihm. Im nächſten Moment war der Bär, dem die Hunde auf dem ſteilen Felſen nicht mehr folgten, über dem Kamm der Felswand verſchwunden. Mit unſäglicher Mühe klomm ich auf der Fährte empor, an der Stelle des letzten Schuſſes lag reichlicher Schweiß. Inzwiſchen war jedoch die Dämmerung hereingebrochen, es blieb alſo vorläufig nichts übrig, als wieder in das Keſſelthal hinabzuſteigen und dort die Nacht zu verbringen. Der Schlaf floh mich trotz aller Müdigkeit; endlich dämmerte es, ich weckte meine Begleiter und drängte zum Aufbruch. Während des raſch bereiteten und noch raſcher eingenommenen Frühmahls bemerkte ich, daß die Rumänen bedenklich nach allen Seiten und nach dem in faſt wolkenloſem Blau erſtrahlenden Himmel auslugten, und als wir endlich zur Nachſuche auf den krank geſchoſſenen Bären hätten ſchreiten können, meinten ſie, der ihnen für den Bären verſprochene Preis ſei zwar ſchön, ihr Leben ſei ihnen aber doch noch mehr wert; ein Schneeſturm ſtehe bevor, ereile uns derſelbe hier im Gebirge, ſo ſeien wir alle verloren, wir müßten alſo ſchleunigſt auf kürzeſtem Wege nach dem nächſten, etwa ſechs Stunden entfernten Dorfe Zuncet aufbrechen. Umſonſt waren weitere Verſprechungen und meine Bitten, dem Bären, der ja nicht weit fortgewechſelt ſein könne, wenigſtens eine Stunde zu widmen; die Leute blieben feſt, ſelbſt Prunes, ſtets der Dienſtfertigſte, weigerte ſich, auch nur ein paar Minuten mit dem Heimweg zu zögern. So mußte ich mich — an den Schneeſturm glaubte ich nicht, — entſchließen, die Nachſuche mit dem beſten Hunde auf eigne Fauſt zu unternehmen und dann den Spuren meiner treuloſen Begleiter zu folgen; in Zuncet wollten ſie mich erwarten und eventuell, wenn ſich das befürchtete Unwetter wieder gelegt, von dort aus in einigen Tagen den Bären holen. Ich klomm wieder zu dem Anſchuſſe empor und hielt die

Eine ſchöne Strecke.

Schweißfährte ungefähr eine Stunde lang; zweimal hatte ſich der Bär niedergethan, war aber immer wieder hoch geworden, und endlich gelangte ich an eine Schluchl, deren ſteile Hänge, mit lockerem Geröll bedeckt, ſo verſchneit waren, daß ich abſolut nicht hinunterzukommen vermochte. Selbſt bei dem Hunde blieb alles Anhetzen vergeblich, und nachdem ich mich eine Stunde lang bemüht, doch einen Abſtieg über die ſchroffen Wände zu bewerkſtelligen, mußte ich einſehen, daß der Bär für mich verloren war. In arger Mißſtimmung trat ich den Heimweg an, erreichte um zehn Uhr vormittags unſeren Lagerplatz und folgte nun den Spuren meiner entlaufenen Leute.

Es war immer noch windſtill, der Himmel faſt wolkenlos, und ich konnte gar nicht begreifen, wie die Walachen auf die Idee gekommen, daß heute noch ein Wetter bevorſtehe. Um ein Uhr aber begann ſich der Himmel nach und nach in ein düſteres Grau zu hüllen, und der Fichtenwald nahm, ſoweit ſein Gezweige nicht mit Schnee bedeckt war, eine eigentümliche, faſt ſchwarze Färbung an. In den Wipfeln ächzte und ſeufzte es ab und zu, und über die ganze, eben noch ſo friedlich ruhende Natur lagerte ſich eine bange, unheimliche Stimmung. Nun zweifelte auch ich nicht mehr an dem, was bevorſtand, und der Gedanke, daß ich noch mindeſtens drei Stunden durch ein wildes, mir ganz unbekanntes Gebiet zu marſchieren hatte, war wenig angenehm. Vorläufig diente mir die breite Spur als ſicherer Wegweiſer, es erſchien jedoch wahrſcheinlich, daß dieſelbe vom Schneeſturm ſehr bald verwiſcht ſein werde, und in dieſem Falle gab es für mich keine Rettung als vielleicht den Inſtinkt des Hundes. Immer finſterer und düſterer wurde es. Und um zwei Uhr brach plötzlich der Orkan los. Keine Feder wäre imſtande, nur annähernd die Schrecken dieſes furchtbaren Wetters zu ſchildern. Der Sturm heulte derart in den Schluchten, daß es wie ununterbrochener Kanonendonner klang, dazu pfiff und ziſchte es in den Lüften, und im Walde ſauſten mit furchtbarem Krachen und Praſſeln ganze Rieſenſtämme berſtend und ſplitternd zu Boden. Ich gab alle Hoffnung auf. Der raſende Anprall des Sturmes, den ich faſt im Geſicht hatte, benahm mir den Atem und ſtemmte ſich derart dem Vordringen entgegen, daß ich ſchon nach einer halben Stunde zweifelte, nur noch hundert Schritte gehen zu können. Die hundert Schritte waren durchmeſſen, eine Stunde verfloß, und noch immer kämpfte ich mich vorwärts, — es iſt unglaublich, was man unter dem Drucke der Todesangſt zu leiſten vermag. Da trat die befürchtete ſchlimmſte Gefahr ein, die Spur wurde immer undeutlicher, und als ſich plötzlich der Wald lichtete und ein kahler Hang an ſeine Stelle trat, war ſie gänzlich verſchwunden; die Uhr zeigte auf vier, ich mußte im Hinblick auf den zuletzt ſehr langſamen Marſch immer noch etwa zwei Stunden von Zuncet entfernt ſein. Ich animierte den Hund, der ſich übrigens kaum in beſſerer Verfaſſung befand als ich, und beſchloß, ihm blindlings zu folgen, war aber kaum fünfzig Schritte weit gegangen, als ich von links her durch das Toſen des Sturmes einen ſcharfen Ton vernahm, faſt wie ein Schuß klingend. Ich hielt ſtill und lauſchte angeſtrengt. Da, derſelbe Laut, und zugleich begann der Hund zu winſeln, zog ſcharf nach der Richtung des Schalles hin, ich folgte ihm, und wenige Minuten ſpäter ſtand Prunes vor mir.

„Herr, Herr, was haben wir dir geſagt! — Haſt du den Bären?“

„Nein, aber was thuſt du hier, und wo ſind die anderen?“

„Die anderen ſind längſt in Zuncet. Ich bin hier geblieben, der Hund iſt aus Voinesca, er hätte dich dorthin und nicht nach Zuncet geführt. Voinesca aber iſt noch ſechs Stunden von hier, und das hätteſt du nicht mehr ausgehalten. Deshalb blieb ich hier.“

„Wie weit haben wir noch nach Zuncet?“

„Eine Stunde.“

Ich drückte dem Manne ſtumm die Hand — ich dankte ihm mein Leben.

Der alte Soldat denkt gern an das Schlachtgetümmel zurück, in dem ihm jede Sekunde den Tod bringen konnte; und auch dem alten Jäger ſind Erinnerungen ſolcher Art, wie die oben geſchilderte, lieber, als Schußliſten mit Tauſenden von Haſen!

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

J'accuse! Mit diesem Ruf hat Emile Zola seinen Feldzug zu Gunsten des Kapitäns Dreyfuß eingeleitet. Aber nur die Formel war neu, in Wahrheit ist fast alles, was Zola geschaffen hat, eine einzige große Anklage gewesen. J'accuse! war die geheime Losung, unter der er dichtete, von den Tagen der „Therese Raquin“ bis zur heutigen Stunde. Und nicht er allein. Beinahe die Gesamtlitteratur Europas, wie sie sich in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts entwickelt hat, diese Litteratur, die man um ihrer Technik und ihrer Stoffwahl willen die naturalistische zu nennen pflegt, war ihrer Tendenz nach eine Anklagelitteratur, eine, wie der russische Ausdruck lautet, Oblitschitelnaja literatura. Eine immer erneute Anklage gegen die herrschende Kultur. Das J'accuse hallt in allen Tonarten, bald höhnisch, bald drohend, bald mit fanatischem Grimm, bald aber auch nur wie ein banges, verzweifelndes Stöhnen durch die Dichtung des Nordens wie des Südens, durch die Dramen Ibsens, durch die Romane Tolstois, die Seelenschilderungen Dostojewskis, die Verse der Neri. Selten jedoch ist die Anklage mit solcher Wucht, mit einer so weitschichtigen Begründung erhoben worden, wie in Zolas neuestem Romane: „Fruchtbarkeit“.*) Im Grunde ist das gar kein Roman, sondern eher eine Predigt, die sich der eingeflochtenen Gesellschafts- und Zustandsschilderungen nur als Beispiele und Beweise bedient, um das thema probandum zu erhärten. Eine Predigt, ein Mahnruf im Stile der mittelalterlichen Bußprediger, eines Capistranus und Bernardino, die oft genug ähnliche Sittenprobleme, wie Zola deren eins behandelt, nach allen Seiten hin beleuchtet haben. Es sind entsetzliche Bilder, die der Erzähler vorführt, und zwar mit einer Genauigkeit in allen Einzelzügen, wie sie in dieser grausamen Vollständigkeit nur Zola zu bieten wagt. Auf die Dauer wäre so ein „Genuß“ unerträglich, wenn nicht Zola entschiedener und umfassender als sonst der Negation diesmal das Positive, der Finsternis das Licht, der Wirklichkeit das Ideal gegenübergestellt hätte. Und aus diesen lichten Schilderungen wird auch der mißtrauische Leser, der dem französischen Erzähler mit den landläufigen Vorurteilen entgegentritt, klarer als sonst erkennen, daß in Zola ein echter Idealist steckt, der in der Darstellung des Widerlichen kein Lockungs-, sondern ein Abschreckungs- und Warnungsmittel sieht. Bußprediger und Propheten haben von jeher kein Blatt vor den Mund genommen und das Abstoßende, was sie bekämpfen, stets so bestimmt wie eben möglich gezeichnet. Das eine läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die ideale Absicht Zolas durch seine Übertreibungssucht schwer beeinträchtigt wird. Diese Sucht ist offenbar keine bewußte, sie ist mit seiner innersten Natur verquickt, er kann gar nicht anders, er muß übertreiben. Im Guten wie im Schlimmen. Die Menschen, die sein Ideal verkörpern, sind fleckenlose Lichtwesen, was sie handeln und fühlen, ist eitel Schönheit, Kraft und Glanz, die anderen aber verkommen in Fäulnis. Auf der einen Seite nichts als leuchtendes Weiß, auf der anderen düsteres Schwarz; Schattierungen finden sich nur ganz vereinzelt. Zola ist der Südfranzose, wie er leibt und lebt, er sieht Menschen und Dinge kaum je in den natürlichen Proportionen, sondern fast immer wie durch gefärbte Vergrößerungsgläser, die den Maßstab verrücken, die Beleuchtung bis zu einem gewissen Grade fälschen. Rein ästhetisch betrachtet hat sich Zola mit jedem seiner Romane weiter von dem Realismus entfernt, der die Welt möglichst objektiv, ohne Zorn und Eifer, zu erfassen sucht; immer stärker hat sich das Pathos bei ihm entwickelt, immer mehr wird das Epische durch das Lyrische und Reflektive zurückgedrängt, und hier und da finden sich Stellen, die in ihrem getragenen, gespreizten Stil an das erinnern, was bei uns Wildenbruch an Pomphaftigkeit leistet. Mit diesem letzteren hat Zola noch eine andere Eigenheit gemein; es wechselt bei ihm beständig künstlerischer Feinsinn und geistige Kraft mit einer geradezu dilettantischen Naivetät und geistigen Kindlichkeit. Hier und da erhebt sich Zola in der That zur Höhe eines Führers und Propheten, während er anderwärts

*) Die deutsche Übertragung rührt von L. Rosenzweig her und ist erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart.

mit seiner Neigung für grelle Effekte, für derbe Deutlichkeit beinahe ins Lächerliche fällt. Etwas ganz Ähnliches gilt von dem Aufbau des Romans. Meisterlich erscheint es, wie Zola gleich in den ersten Kapiteln aus der unermeßlichen Menschenfülle der Weltstadt eine Gruppe von Personen ausscheidet, deren Schicksale er ausschließlich behandelt, aber in einer Weise, daß man stets den Eindruck behält, es mit typischen Vertretern, in denen sich das ganze Paris, ganz Frankreich verkörpert, zu thun zu haben. Nach der anderen Seite aber macht es sich fast komisch, wie all diese Leute mit ihrem gesamten Reden und Handeln fortwährend in dem engen Bezirk bleiben, den Zola zum Beweise seines Themas sich abgegrenzt hat. Sie alle sind ohne Unterlaß mit diesem Thema beschäftigt, sie leben nur, um als Dokumente dafür zu dienen; daß sie auch einmal etwas dächten oder thäten, was nicht unmittelbar an das Thema rührt, kommt gar nicht vor. Gleich an dem Tage, an dem die Handlung einsetzt, verläßt der Held der Erzählung morgens sein Heim, nachdem er mit seiner Frau über das Problem gesprochen hat, das Zola diesmal am Herzen liegt; er kommt in sein Büreau, und jeder, mit dem er sich unterhält, hat nur das Problem im Sinne, er diniert und überdenkt dabei das Problem, er macht Besuche, und überall erörtern die Wirte mit dem Gaste das eine Problem, er kehrt nach Hause zurück, und das Problem wartet auch hier wieder auf ihn. Die ganze Welt scheint wie hypnotisiert sich in ein einziges Empfinden, eine einzige Idee festgerannt zu haben. Diese einseitige Häufung hat ohne Frage etwas Komisches. Und doch ist sie es wiederum, mit der Zola die starke, eindringliche Wirkung seiner Bußpredigt erreicht. Das Problem, das er nach allen Seiten hin beleuchtet, ist die Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit in Frankreich, eine Lebensfrage im vollen Sinne des Wortes, die auch für die übrigen Kulturvölker mehr und mehr an Bedeutung gewinnt. Für Zola ist die unbeschränkte Fruchtbarkeit die Quelle allen Segens, allen Fortschrittes, aller Kraft für den einzelnen wie für die Gesamtheit; er bekämpft mit Leidenschaft das Ein- und Zweikindersystem, die Malthusische Lehre von der Übervölkerung, das katholische Ehedogma. Auf die Einzelheiten, die er vorführt, läßt sich an dieser Stelle nicht gut eingehen, und noch weniger kann hier untersucht werden, was von den furchtbaren Schilderungen, die Zola entrollt, thatsächlich oder übertrieben ist. Es ist schwer faßbar, daß in einem modernen Kulturstaat der systematische Kindesmord, die verbrecherische chirurgische Operation, die Engelmacherei so ungescheut betrieben werden sollte, wie es der Roman behauptet. Wie dem aber auch sei, jedenfalls vertritt Zola seine Ansicht mit unerbittlicher Schärfe, mit überwältigendem Empfindungsausdruck. Er läßt den Ehefrevlern keinen Unterschlupf; wer nicht von ihnen verlumpt und verkommt, der verblödet. Um so lichter gestaltet sich das Leben der Fruchtbaren. Mathieu Froment ist Zeichner in einer Fabrik, und sein Verdienst ist ein sehr geringer. Aber er und seine Frau Marianne sind Helden im Daseinskampf. Für sie liegt in dem Worte Kindersegen eine unbezweifelbare Wahrheit, für sie bedeutet Fruchtbarkeit Gesundheit, Gesundheit Kraft und Kraft bedeutet Sieg über alle Schwierigkeiten und Bedrängnisse. Sie zeugen Kind um Kind und haben keine Angst, ihre kleine Schar durch die Welt zu bringen. Als Mathieu erkennt, daß er in der Stadt nicht emporkommen kann, geht er, in dem festen Glauben an die ewige Fruchtbarkeit der Erde, aufs Land, erwirbt einen Acker und bebaut ihn. Und seine Arbeit trägt gute Frucht; mit jedem weiteren Kinde, das ihm seine Frau beschert, vermehrt er seinerseits den Landbesitz, und als er Vater von zwölfen ist, ist er zugleich zum wohlhabenden Gutsbesitzer geworden. „Jedesmal, wenn die Familie sich vermehrte, wuchs auch gleichzeitig der neu entstehende Besitz von Chantebled, das eine Mal um weitere zwanzig Hektar fetten, den Sümpfen abgewonnenen Bodens, das andere Mal um ein großes Stück Wald und Heide, welches die eingefangenen Quellen zu befruchten begannen. Das Leben setzte seinen unaufhaltsamen Eroberungszug fort, die Fruchtbarkeit verbreitete sich unter der Sonne, die Arbeit schuf unausgesetzt, unermüdlich, trotz aller Hindernisse und Kümmernisse, füllte die Lücken der Verluste aus, goß zu jeder Stunde neue Kraft, neue Gesundheit und Freude in die Adern der Welt.“ Wie ein Refrain ziehen sich diese Sätze durch das Werk, immer wieder erklingen sie mit immer verstärktem Ton und Ausdruck. Das Idyll, das Zola malt, gemahnt an die Geschichten des Alten Testaments, an die Erzählungen von Jakob und Ruth, es liest sich wie ein Märchen, reizvoll und wunderbar in jedem Zuge. Und mit einem prachtvollen Bilde schließt es ab. Mathieu und Marianne, er neunzig, sie siebenundachtzig Jahre alt, feiern den siebzigsten Jahrestag ihrer Vermählung, umringt und bejubelt von Söhnen und Töchtern, Enkeln und Urenkeln, Schwiegern und Schwiegertöchtern, insgesamt dreihundert an der Zahl. Dieses Schauspiel ist so köstlich, daß man darüber gern die mancherlei Unwahrscheinlichkeiten des Romans vergißt, auch die eine, wie es möglich war für Mathieu, ohne Vorkenntnisse so erfolgreich das Land zu bebauen. Zola hütet sich, das in Einzelheiten klarzustellen, ebensowenig gibt er eine Andeutung darüber, in welches Jahr eigentlich die diamantene Hochzeit des patriarchalischen Ehepaares fällt. Nach meiner Berechnung sind wir mit diesem Ereignis weit über die Gegenwart hinaus, bis etwa ins Jahr 1935 vorgerückt. Sehr bemerkenswert aber ist es, daß auch Zola in der Flucht aus der Großstadt hinaus aufs Land das Heil der Kultur sieht, daß auch er, wie Rosegger in „Erdsegen“, die Ansicht vertritt, der Geistesmensch müsse zur Scholle zurück, Landkultur und Geisteskultur sich enger als jetzt verbinden. Gewisse Ideen liegen thatsächlich in der Luft.

Wie der französische so ist auch der deutsche Roman in seinen Haupterscheinungen vorwiegend Gesellschaftsroman und Sittenschilderung. Auch in ihm spielt die Kritik an den herrschenden Zuständen, die Anklage, eine Rolle. Aber sie hält sich im allgemeinen in bescheidenen Grenzen, sie ist nur wie eine schwache Brise gegenüber dem Sturm, der aus den Litteraturen anderer Länder heraufbraust. Diese gemäßigtere Weise ist sicherlich

nicht auf die Furcht vor dem Staatsanwalt zurückzuführen; wahrscheinlicher ist die Annahme, daß erstens die Zustände in Deutschland den Zorn und die Erbitterung weniger lebhaft herausfordern, und daß zweitens das Temperament unserer Erzähler ein milderes, geklärteres ist. Und in der That huldigen gerade die hervorragendsten unserer Romandichter — von drei oder vier Ausnahmen abgesehen — durchaus gemäßigten Anschauungen; kaum einer erscheint reaktionär, aber auch kaum einer, selbst unter den jüngeren Talenten, in entschiedenem Maße revolutionär. Was an radikalen Stimmungen vorhanden ist, das tobt sich weit mehr, als im Roman, in der Lyrik und selbst im Drama aus, ohne daß die Öffentlichkeit allzuviel davon merkt. Es hat daher sicher eine tiefere Ursache, daß unter den Erzählern ersten und zweiten Ranges so viele adelige Namen vertreten sind, wie Ompteda, Polenz, Boguslawski, Graf Lippe, Fedor und Hanns von Zobeltitz u. a. m. Einer von den Genannten, Georg von Ompteda, hat denn auch in einem seiner neuesten Romane, in „Eysen" (Berlin, Fontane & Co.), den, man möchte fast sagen, nächstliegenden Stoff ergriffen und Wesen und Zustand des deutschen Adels um die Jahrhundertwende geschildert. Es ist ihm nicht darum zu thun, irgend einen Edelmann als Individuum, als Einzelpersönlichkeit zu zeichnen, sondern in einer Reihe von Typen den Stand als solchen zu charakterisieren, die Stellung zu zeigen, die der Adel in der Gegenwart einnimmt, und die Aufgaben, die er erfüllt oder erfüllen sollte, darzulegen. Die Familie derer von Eysen, die Ompteda vorführt, ist eine so weitverzweigte, in den Geschicken ihrer Mitglieder spiegelt sich die Gegenwart so viel-, beinahe allseitig wieder, daß es kaum faßbar erscheint, wie dieses überreiche Bild innerhalb eines zweibändigen Romans entrollt werden kann. Und doch ist dies schwere Stück von Komposition, dies Musterstück, dem Erzähler im großen Ganzen gut geglückt, wenn auch nicht ohne Gewaltsamkeit und Mangelhaftigkeit in den Einzelheiten. Unter den Eysen sind so ziemlich alle Typen des heutigen Adels vertreten: der Magnat, dessen einziges Interesse der Sport ist und dessen Frau im Hof- und Gesellschaftstreiben den höchsten Zweck des Daseins sieht, der strebsame, ehrenfeste und im besten Sinne ehrgeizige Soldat, der Hofkavalier, der Staatsmann, der biedere Gutsbesitzer, der schwer mit der Not des Lebens zu ringen hat, der leichtsinnige Leutnant, der schließlich nach Amerika geschafft werden muß, die Stiftsdame und noch verschiedene Typen mehr; bei einem kleineren Teil der Familie, der sich dem Handel und der Wissenschaft gewidmet hat, bildet der Adel nur noch eine vererbte Dekoration, die nichts Wesenhaftes mehr ausmacht. Aus dieser Gruppe geht denn auch der „Deklassierte" hervor, der mit allen Überlieferungen der Familie bricht, auf den Adel verzichtet und um der Tendenz des Romans willen elend zu Grunde geht. Künstlerisch und geistig offenbart der Roman alle Vorzüge des Erzählers Ompteda, aber auch deutlich die Grenzen, die seinem starken Talent gezogen sind. Die Darstellung und die Sprache ist wie immer bei Ompteda überaus flott und lebendig. Nur durch den Anfang der Geschichte windet man sich etwas mühsam hindurch; die Fülle der Namen, die auf den Leser mit einem Male eindrängt, ist einfach verwirrend, und schließlich ist es kein Wunder, daß der Verfasser selbst gelegentlich die Namen verwechselt. Unter den Gestalten, die Ompteda zeichnet, finden sich ein paar Kabinettsstücke, besonders der Minister a. D. und der alte Gutsbesitzer sind in jedem Zuge meisterlich charakterisiert. Geistig jedoch bietet der Roman keine sonderliche Ausbeute. Das Behagen, mit dem Ompteda die ganze Kleinlichkeit und Nichtigkeit des Alltagslebens vor Augen führt, wirkt auf die Dauer ein wenig unheimlich; man erstickte zuweilen in Alltäglichkeit, wenn sie nicht hier und da von Betrachtungen über die idealen Aufgaben des Adels unterbrochen würde. Gerade da, wo Ompteda bedeutendere oder auch nur interessantere Zustände hätte schildern können, da, wo er die Lebensgeschichte des flotten Leutnants und des idealistischen „Deklassierten" behandelt, verfährt er allzu summarisch und läßt es bei flüchtigen Ansätzen bewenden. Es fehlt dem Roman ein Mittelpunkt, eine Gestalt, die wirklich Herzensteilnahme zu erwecken vermöchte; dieser Mangel verschuldet es, daß die Erzählung trotz ihrer prächtigen Einzelheiten als Ganzes nicht den Eindruck hinterläßt, wie Omptedas „Sylvester von Geyer". Über die Tendenz des Romans erlaube ich mir kein Urteil; was Ompteda von der adeligen Eigenart, von dem Verhängnis der „Deklassierten", von den besonderen Aufgaben des Adels, im Gegensatz zu den allgemein menschlichen, berichtet und behauptet, das vermag nur Der vollkommen zu würdigen, der mit dem Erzähler das gleiche Standesbewußtsein gemein hat. Ein „Ungeborener", wie es der Schreiber dieser Zeilen ist, muß sich da bescheiden.

Künstlerisch ist mit Ompteda Wilhelm von Polenz in mehr als einer Hinsicht verwandt. Auch Polenz sucht seine Stärke in genauester, möglichst objektiver Wirklichkeitsschilderung, auch bei ihm setzen sich die Bilder aus zahlreichen kleinen Zügen zusammen, deren jeder von treuester und schärfster Lebensbeobachtung zeugt, auch er schildert vorzugsweise das Alltagsleben, wie es ist, mit breiter Behaglichkeit. Aber er bleibt nie auf der Oberfläche, nirgends in bloß Äußerlichem stecken. Er hat nichts oder doch so gut wie nichts von der flotten leichten Art Omptedas, er ist schwerer und ernster, aber auch innerlicher, er dringt mehr in die Tiefe, und immer wieder bricht ein hochgemuter Idealismus, ein starker Gemütston durch die kühl aber auch nüchtern realistische Weise siegreich hindurch. In seinem jüngsten Roman „Thekla Lüdekind", (Berlin, Fontane & Co.) schildert Polenz das Leben einer Frau von ihrer Kindheit an bis in den Beginn des Greisenalters. Thekla ist die Tochter des Majors von Lüdekind. Der Vater stirbt früh, die Mutter, eine in jeder Hinsicht unbedeutende Frau, verheiratet sich zum zweitenmal. Da der Stiefvater eine durch und durch kleinliche Natur ist, so würde Thekla ohne Heimatsempfinden, ohne sichere Leitung aufwachsen, wenn sie nicht bei einer unvermählten Tante, einer bedeutenden, durch das Leben gereiften Persönlichkeit die rechte Zuflucht fände. Im übrigen

verlebt Thekla ihre Mädchenjahre, wie sie jedes Mädchen im Durchschnitt verlebt. Als sie heranwächst, erfährt sie den ersten tiefen Schmerz durch das Verhalten eines Jugendgespielen, der sie Jahre hindurch mit seiner Liebe verfolgt. Sie hat eine starke Sympathie für ihn, aber immer wieder wird sie von seiner wilden, excentischen Art zurückgestoßen, so daß sie seine Liebe nicht zu erwidern vermag. Er geht in Erbitterung von ihr, und an diesem Hasse trägt sie schwer. Daß sie sich infolgedessen den Männern mit einer gewissen Scheu fernhält, ist natürlich. Trotzdem wird sie viel umworben, nicht nur um ihrer Schönheit, sondern auch um ihres Reichtums willen, den sie nach dem Tode der Tante geerbt hat. Jahre hindurch weist sie alle Anträge zurück, endlich aber findet sie doch ihren Meister. In dem Regierungsrat von Wernberg, der seine Umgebung weit überragt; ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, klug und geistreich, ein Staatsmann voll Ehrgeiz, dazu eine bestrickende Erscheinung, so hat er von jeher Frauengunst sich leicht gewonnen. Auch Thekla wird von seiner Liebenswürdigkeit gebannt, ohne jedoch ein instinktives Mißtrauen, eine Art Furcht ihm gegenüber unterdrücken zu können. Gerade dadurch aber verliert sie die nötige Sicherheit im Verkehr mit ihm, und so bezwingt er sie durch Überraschung. Immerhin gestaltet sich die Ehe in den ersten Jahren durchaus erträglich, besonders seitdem die Geburt eines Knaben dem Verhältnis eine neue Weihe gibt. Innerlich aber wachsen die Gatten mit der Zeit immer mehr und mehr auseinander; während der Mann ganz im Gesellschaftstreiben aufgeht, sucht die Frau ihr Glück einzig im Hause, im Verhältnis zu ihrem Kinde. Weiterhin spielen sich dann Ereignisse ab, in deren Verlauf Frau Thekla merkt, wie viel Roheit sich in dem glänzenden Kavalier unter der Fülle vornehmer Formen verborgen hat. Noch aber erträgt sie und hält aus. Als sie jedoch in einer schweren Bedrängnis nicht einmal bei dem Manne Schutz findet, als er es ruhig hinnimmt, daß ein Lebemann Thekla zu verführen sucht, nur weil der Wüstling ein Fürst ist, da erzwingt die Frau die Scheidung. Fortan lebt sie in stiller Zurückgezogenheit der Erziehung ihres Knaben, hat aber nach Jahren die Genugthuung, daß Wernberg sein Unrecht einsieht und erkennt. Daß der Vater ihres Kindes denn doch der Treue wert war, die sie ihm gehalten, diese Gewißheit entschädigt die edle Frau für alles Leid, das sie getragen. Schlicht und doch ernst anregend wie der Inhalt der Geschichte, ist auch die Darstellung; die Sprache hat etwas durchaus Reifes und Abgeklärtes, die Gestalten sind mit großer Feinheit und Sicherheit gezeichnet. In jedem Zuge offenbart sich die wahrhaft vornehme Natur des Erzählers; künstlerisch freilich erscheint sie hier und da allzu vornehm, zuweilen könnte der Ausdruck leidenschaftlicher und bewegter sein. Bewundernswert ist, wie Polenz bis in kleinste, scheinbar unwesentliche Züge hinein dem weiblichen Empfinden gerecht wird; allerdings könnte nur eine Frau entscheiden, ob in der Psychologie der Heldin keine Lücke, keine falsche Stelle ist. In mehr als einer Hinsicht erinnert Frau Thekla an die Heldin eines Romans von Emmy von Egidy „Marie Elisa“; wie diese gehört auch Thekla zu den unbedingten Naturen, die stets, besonders aber in der Liebe, alles verlangen oder nichts. Ohne Zweifel hat Polenz mehr als bloß eine Lebensgeschichte geben wollen, in der Thekla verkörpert er sein weibliches Ideal. So bestrickend aber dies Ideal ist, so ist Polenz doch kein blinder Schwärmer; er verhehlt die Schwächen seiner Heldin nicht, und überdies stellt er dem Ideal in Lilly Ziegrist das weibliche Unwesen gegenüber. In gewissem Sinne freilich bedeutet der Roman eine einseitige Verherrlichung der Frau; unter den männlichen Personen des Romans ist keine, die der Heldin menschlich gleichwertig wäre. Und doch gibt es auch ein Mannesideal, das dem Weibesideal ebenbürtig zu setzen ist, nur wird es weder von Wernberg, Gabriel Bartusch und dem wackeren Juden Reppiner verkörpert. Eine Dichtung, die beide Ideale gestalten wollte, müßte eine Art Parallelroman sein; sie müßte nebeneinander die Geschichte eines echten Mannes und die eines edlen Weibes vorführen bis zu dem Punkte, wo die Lebensläufe ineinander übergehen und durch die Liebe zu einem gemeinsamen Lebenslauf werden. Diese zweiseitige Geschichte wartet noch auf ihren Erzähler.

Das Verhängnis will es, daß mir nach Ompteda und Polenz ein neuer Roman der Nataly von Eschstruth, „Frühlingsstürme“ (Leipzig, Paul List) betitelt, in die Hände und unter die Feder gerät. Wie es scheint, soll ich die adlige Litteratur nach jeder Richtung hin auskosten, nicht nur in ihren Annehmlichkeiten, sondern auch in ihren Bitterkeiten. Mit immer wachsender Bewunderung habe ich mich durch diese „Frühlingsstürme“ hindurchgearbeitet, mit Bewunderung für all die schönen Leserinnen, die eine solche Lektüre auf sich nehmen, ohne durch Berufsverpflichtung, wie ich Unseliger, dazu genötigt zu sein. So also sieht die Litteratur aus, die durch gewisse Familienblätter Tausenden von Lesern als ständige Kost dargeboten wird! Es gibt ja einige Seiten unter den sechshundert, in denen sich die Verfasserin als eine gewandte Erzählerin zeigt, ein paar Seiten schlicht und nett. Diese paar versinken jedoch in einem Wust von Gespreiztheit und Schwulst, der um so lieblicher und passender wirkt, als die Handlung des Romans an Banalität nur noch von den Figuren übertroffen wird, die wie die Puppen des Kasperltheaters in der Familienblattlitteratur ewig dieselben sind. Diese Verbindung von Schwulst und Banalität weckt ein Empfinden, als sähe man eine welke Armenhäuslerin mit bunten Flittern ausgeputzt. Gleich im Anfang tritt ein Sekundaner auf mit „stolzgeschweiften Lippen“. Auf Seite 15 werden die Befreiungskriege eine „Fackel“ genannt, die von den Flammen der Begeisterung entzündet wird. Weiterhin wundert sich die Erzählerin, daß zwei „feine, ringgeschmückte Hände, welche wie blasse Rosenblätter im Schoß ruhen, viel zu matt, zu kraftlos sind, um kühnen Mutes den Kampf mit dem Schicksal wagen zu können“. Es wäre das erste Mal, daß Hände kühnen Mut entwickeln. Seite 179 bringt einen Priester, dessen „sieghaft reine Stirn von keinem Gedankenwölklein

mehr verdunkelt wird", S. 238 eine „Scheu, die vor Scham stirbt", S. 192 einen Sturm, „der über den heißen Blick der Liebe den Schnee wirft", S. 185 erscheinen „Irrlichter mit Sirenenlocken". Berauschender noch als diese Bilderpracht wirkt die ständige Überhitztheit des Ausdrucks. Überall „zuckt" es, „krampft" es, „fiebert" es, fortwährend gerät man in „heiße lodernde Gluten", starrt in flammende Augen, fühlt sich „halb erstickt", „schwer atmend", „leichenhaft blaß", sieht „mit brechendem Herzen lächeln" oder ein „wehes Lächeln um die Lippen irren", und immer wieder preßt „namenloses Weh" „brennend heiße Tropfen" aus den Augen. Und wozu, weshalb all dies Entsetzliche? Weil der Sekundaner mit den stolzgeschweiften Lippen, als er älter geworden ist, sich dem Irrtum hingibt, das arme, vielgequälte Waisenmädchen, das er liebt, sei ihm untreu geworden und halte es mit seinem Freunde, dem flotten Maler. Der Maler aber ist ganz unschuldig, er ist in den harmlosesten aller Backfische, in Rothtraut Damasus vernarrt, und diese Backfischminne erregt in ihm ein Gefühl, „als ob heiße lohende Feuer ihn umsprühten, als ob alle Sonnenglut in sein Herz herabgeflossen sei, es in himmelfroh auffauchzendem Entzücken zu entflammen". Endlich sieht denn auch der ehemalige Sekundaner ein, daß er sich geirrt, und nun ist er seinerseits daran, himmelfroh auffauchzend sich zu entzücken. Ehe es jedoch dazu kommt, wird das Mißverständnis, das schon in hundert Stücken als fröhliches Lustspielmotiv gedient hat, in der Art einer blutig grausigen Mord- und Schauertragödie behandelt. Bei diesem Sekundaner ist freilich nichts verwunderlich. Als der junge Herr sich gelegentlich in einem Seebad befindet, leistet er einer kleinen flotten Französin einen Dienst, und zum Dank will ihn das Dämchen küssen. Josef aber — er heißt wirklich so — entweicht „mit flammendem Blick, die Röte der Entrüstung im Gesicht, die Empörung schnürt ihm die Kehle zusammen, und er versinkt in grübelndes Sinnen, welches ebenso wetterschwül und grau seinen Geist umzieht, wie die drohenden Wolken den Himmel." Mehr kann ein sechzehnjähriger Junge in so einer Lage wirklich nicht leisten. Mir aber ist es nach der Lektüre dieser flammenwogenden Geschichte — daß ich sie zu Ende gebracht, gibt mir gerechten Anspruch auf eine Medaille für Tapferkeit — endlich begreiflich geworden, wie und wodurch sich Frau Nataly von Eschstruth zum Range einer unserer „beliebtesten", „gefeiertsten" Erzählerinnen aufgeschwungen hat. Es wäre seltsam, wenn sie es nicht wäre. Die ästhetische Bildung unseres Durchschnittspublikums ist längst so „gefestigt", daß sie gegen jede Weiterentwickelung gesichert zu sein scheint. Man kann es ohne Unbilligkeit diesem Publikum nicht zumuten, daß es endlich einmal poetische Papierblumen von echten Blüten unterscheiden lerne.

Nächtliche Heide.

Von

Gustav Falke.

Dunkel deckt die Heide nun,
Geh nicht hinaus, wem's graut.
Es geht was um auf schleichenden Schuhn,
Kriecht mit dem Nebel durchs Kraut.

Schwarze Arme strecken sich aus,
Tastende Hände. Ein Leib,
Ein grinsend Gesicht aus dem Dunst heraus,
Grauhaarig, ein altes Weib.

Wo blieb's? Am Graben, am Ginsterstrauch
Weht's wie ein Schleier, spinnt
Ein grau Gespinst, löst sich, ein Rauch,
Leise ab und zerrinnt.

Kein Licht, kein Stern. Nur Schatten und Schein:
Gestalten, ein Nichts und doch da.
Und die seltsamen Stimmen, was mag es sein?
Du weißt nicht, ist's fern, ist's nah?

Eines Kindes Weinen. Ein Flüsterklang.
Ein Rascheln und Knistern im Rohr.
Und manchmal ein Ton, so angstvoll, bang,
Als ersticke einer im Moor.

Thürschild. Entworfen von B. Paul, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Es werden noch nicht zwanzig Jahre her sein, da nannte eine Berliner Kritik Max Liebermann den „Sohn der Finsternis", eine andere etwas spätere sprach von seiner „unausrottbaren Vorliebe für die häßlichsten Exemplare des Menschengeschlechtes", für die „schmutzigsten und trostlosesten Motive". Sehr klein war damals noch der Kreis, der sich um den Künstler scharte, der seine Qualitäten würdigte und den Ernst seines Schaffens, das freilich nicht auf liebenswürdige Schönmalerei hinauskommt, sondern sich auf einem strengen und herben Sichvertiefen in die Natur begründet — es sind die Maler von Barbizon, die großen Franzosen, die aus dem Schüler Steffecks und Thumanns den gemacht haben, der er ist: eine festumrissene künstlerische Persönlichkeit, der eine Stellung in der Kunstgeschichte gesichert ist und von der heute auch die, welche nicht zu seinen Bewunderern gehören, mit gebührender Achtung sprechen. Max Liebermann, ein geborener Berliner, wohnt seit 1884 wieder in der Reichshauptstadt: aber im Sommer zieht es ihn regelmäßig hinaus nach Holland, nach dem kleinen Orte Zantvoort. Dort mag auch die „Holländerin" entstanden sein, die wir zwischen S. 616 und 617 bringen. —

Die Tiermalerei hat neuerdings in Deutschland einen kraftvollen Aufschwung genommen. Professor Zügel ist für Kühe und Schafe, Hubert von Heyden für Hühner und — stark angefochten — für das liebe Borstenvieh bahnbrechend geworden, Julius Adam zählt zu den besten Katzenmalern der Gegenwart. Wir schalten von dem letzteren zwischen S. 624 u. 625 eine prächtige Angorakatze mit ihren Jungen ein, während wir zwischen S. 688 u. 689 eine ausgezeichnete Gruppe von Kühen wiedergeben, die aus dem Atelier des Professors J. Bergmann stammt, des Leiters der Tierklasse der Düsseldorfer Akademie. —

Ebenfalls in Düsseldorf wirkt der Landschafter Ad. Schweitzer. Wir kennen ihn von den Ausstellungen her hauptsächlich als Schilderer deutschen Waldes; ab und zu greift aber auch er einmal über das enger umgrenzte Gebiet der Heimatskunst heraus, und diesmal hat es ihm das bei unseren Malern so schnell beliebt gewordene Norwegen angethan: ein stilles Dorf, langhingestreckt auf der schmalen Grenze zwischen Fjordufer und steilansteigendem Berg (Einschaltbild zwischen S. 640 u. 641). Es ist charakteristisch für unsere Zeit, wie die erleichterten Verbindungen unsere Künstler hinausziehen in die Ferne, an und über das Meer, und daß gerade das letztere auf sie heute mit ganz eigner Kraft wirkt. Wahrscheinlich sind in Deutschland niemals so viele Strand- und Seebilder gemalt worden, wie in den letzten Jahren. Die einen schildern mit Vorliebe die Kriegsflotte und ge-

Kielderhaken. Entworfen von B. Pankok, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München.

Gardinenstangenhalter. Entworfen von R. Riemerschmid, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München.

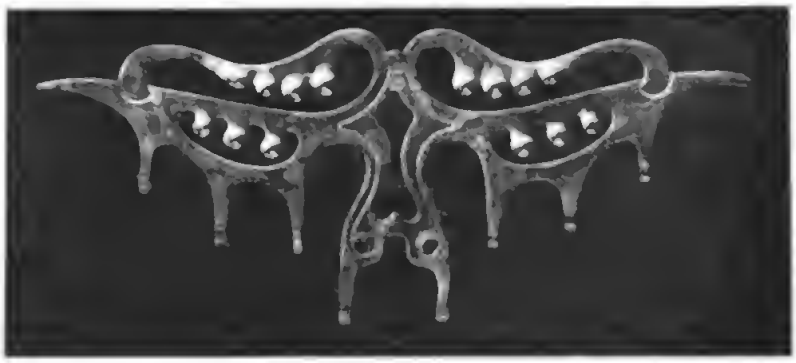
winnen, nachdem bereits ein großes Klagelied angestimmt war, daß der nüchterne Dampfer das malerische Element vernichtet habe, den riesigen modernen Panzern und den flinken Torpedobooten die reizvollsten Motive ab; die anderen folgen den Spuren unserer mächtigen prunkvollen Passagierdampfer vom Lloyd oder der Amerikalinie; die dritten endlich der emsigen harten Arbeit der zum Fang ausziehenden oder der heimkehrenden Fischer. Solch einen Auszug einer Flottille von kleinen Fischerewern schildert Carl Becker auf seinem schönen Gemälde, das wir zwischen S. 704 u. 705 reproduzieren. —

Schon vor einiger Zeit konnten wir unserer Freude Ausdruck geben, daß unsere Städte — und zwar nicht nur die ganz großen, sondern auch mittlere, bisweilen sogar kleinere (z. B. Landsberg a. W.) — nach altem gutem Brauch wieder daran gehen, ihr architektonisches Gesamtbild durch öffentliche Brunnen zu verschönern, zu bereichern. Diese Bewegung macht augenscheinlich weiter Fortschritte und bietet in natürlicher Rückwirkung den Bildhauern die Anregung, ihre Kunst auf dem so dankbaren Gebiet zu bethätigen. Für die von uns zwischen Seite 656 und 657 veröffentlichte Brunnenfigur des Bildhauers Franz Peter, die auf der letztjährigen Dresdener Ausstellung durch ihre originelle und kraftvolle Art sehr gefiel, wird es gewiß an einem guten Platze nicht fehlen.

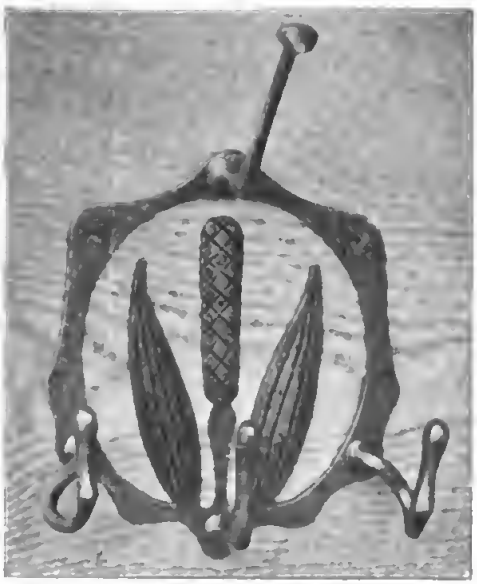
In des intimen Schaffen des Künstlers, in seine vorbereitende Arbeit mögen auch diesmal einige Studien einführen. Emil Brack gab uns einen liebenswürdigen Studienkopf (S. 613), aus den hinterlassenen Mappen von Heinrich Loffow können wir noch einige köstliche Babies beibringen (S. 629). W. von Debschitz-München belauschte eine kleine Szene in einem Tiroler Gasthausgarten, ein lustiges Liebeswerben, zu dem eine Schar

Kleiderschrank mit Beschlag, nach Entwürfen von B. Pankok, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München.

Entlein die Begleitung schnattert (S. 633). Von H. Wolff endlich bringen wir einen kernigen Jagdläufer (S. 637). — Unser schönes farbiges Titelbild gibt ein Kinderbildnis von der Staffelei K. Bennewitz von Loefens wieder, ein feines und frisches Köpfchen, das mit blanken klugen Augen in die Welt blickt. — — —



Schlüsselhalter. Aus Keller & Reiners Kunstsalon, Berlin.



Kleiderhaken. Entworfen von B. Pankok, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk. München.

Auch das Metallgerät und der Metallbeschlag als ein Teil der Innendekoration sind selbstverständlich von den Wandelungen beeinflußt worden, die der Geschmack in der letzten Zeit erfuhr. Wir bringen Abbildungen einer Anzahl Gegenstände, die, in neuerer Richtung entworfen, teils von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk (München), teils für Keller & Reiner in Berlin ausgeführt wurden. Einzelne von ihnen — z. B. die Kleiderhaken, die Schlüsselhalter, das Thürschild — erscheinen uns außerordentlich gelungen, frisch in der Erfindung und zweckentsprechend. Weniger wollen uns die Beschläge für den von B. Pankok entworfenen Kleiderschrank gefallen in ihrer etwas spinnenbeinigen Zeichnung und ein wenig gesuchten Originalität. Sie streifen schon die Grenze, an der die schöne schlichte Natürlichkeit, die der neuen Richtung Halt und Kraft gab, in Manierirtheit überzugehen droht. Diese Gefahr ist näher gerückt, als die Verehrer der jungen Kunst im Handwerk heute sehen wollen. Es beginnt in der Bewegung, gleichzeitig mit dem immer stärkeren Hervortreten einer Unterschätzung aller alten Stilformen, ein Haschen nach dem Außergewöhnlichsten. Je aufrichtiger man die Impulse schätzte, die von ihr ausgingen, um so mehr Berechtigung hat man gewiß auch, rechtzeitig vor jeder Übertreibung zu warnen. H. v. S.

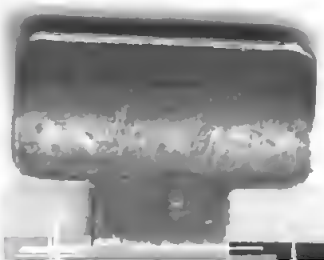
Schlüsselhalter. Aus Keller & Reiners Kunstsalon, Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 107643626